This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

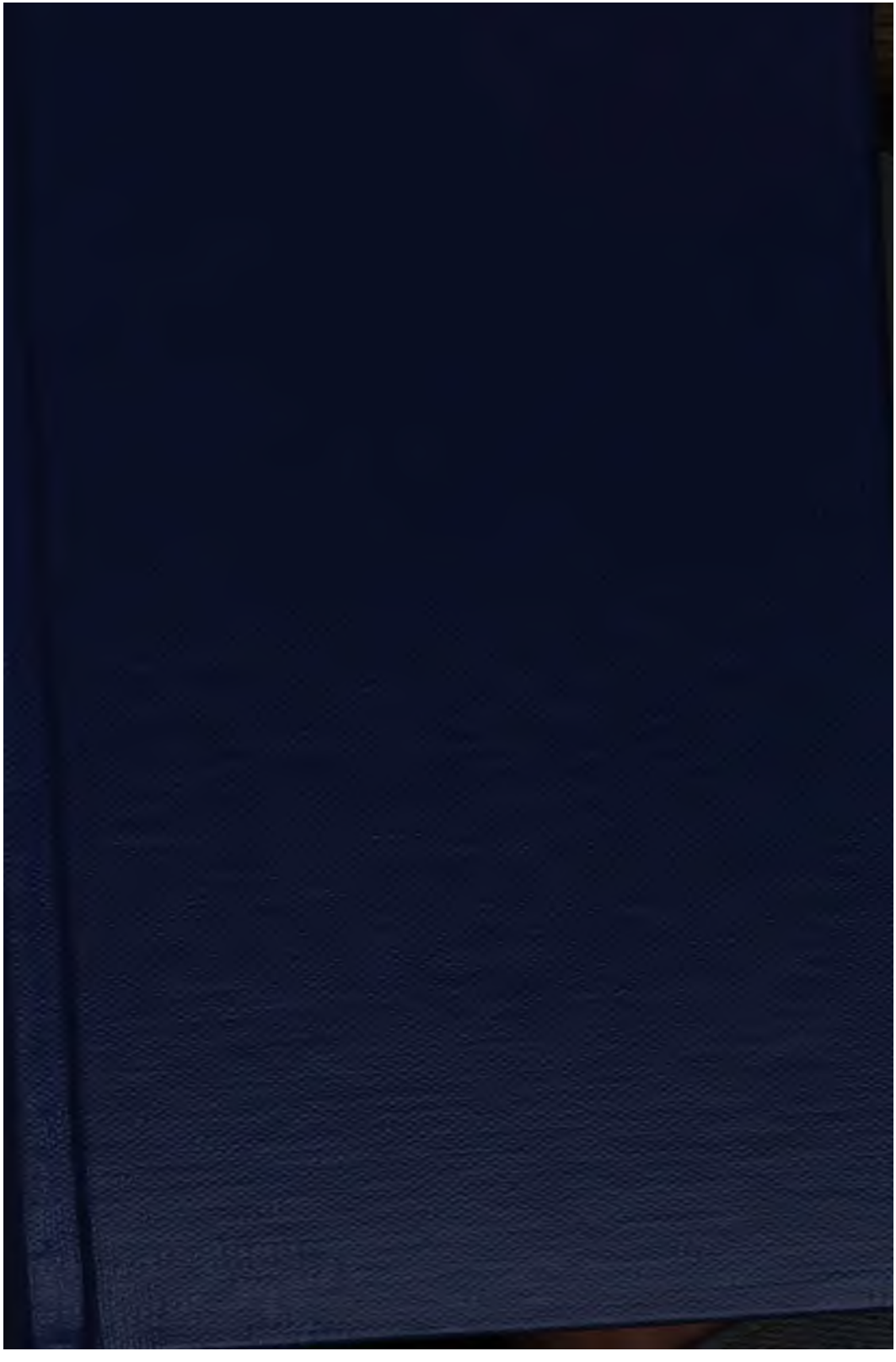
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

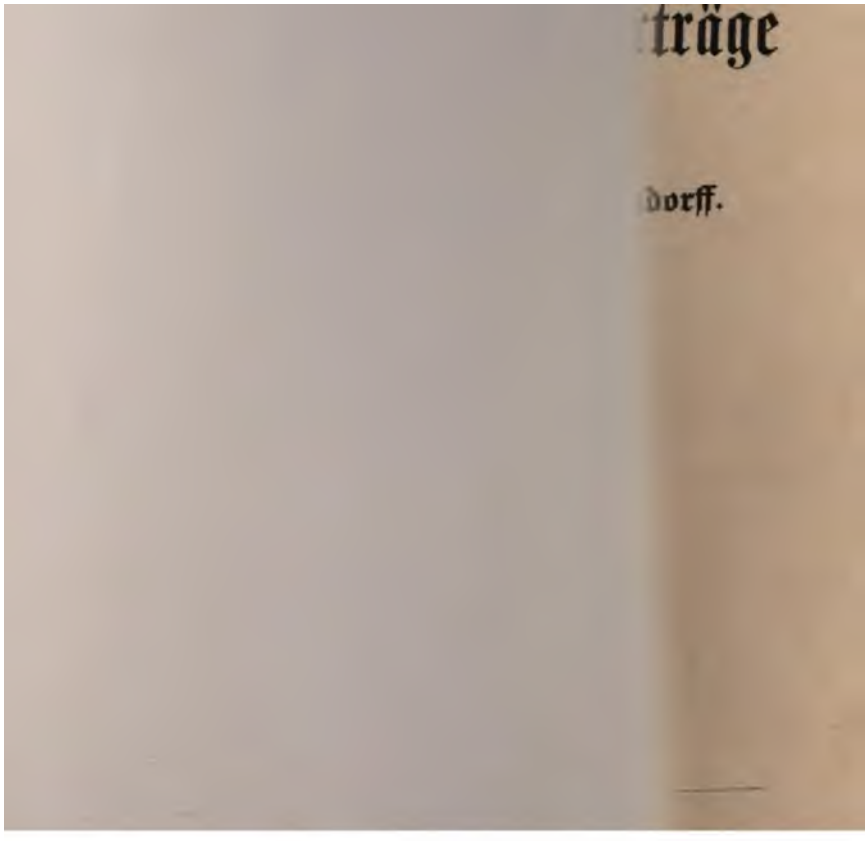
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

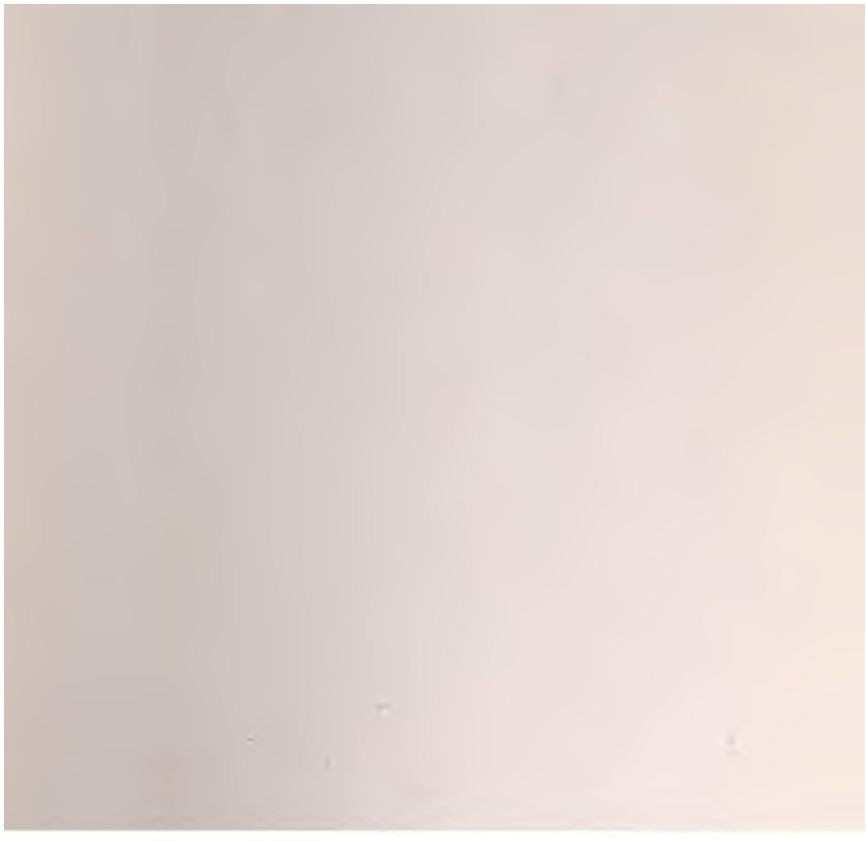
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES


träge
dorff.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Sammlung
gemeinverständlicher
wissenschaftlicher Vorträge

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Fr. v. Holtzendorff.**

XX. Serie.

Heft 457—480.

Berlin SW., 1885.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

v.20

Inhalts-Verzeichniß der XX. Serie.

Heft		Seite
457.	Wasmansdorf, E., Die Trauer um die Todten bei den verschiedenen Völkern	1—44
458.	Pilgrim, L., Galilei	45—88
459.	Goetz, W., Die Nialssaga, ein Epos und das germanische Heidenthum in seinen Ausklängen im Norden	89—120
460.	Schumann, K., Marco Polo, ein Weltreisender des XIII. Jahrhunderts	121—152
461.	Hetzel, H., Die Stellung Friedrichs des Großen zur Humanität im Kriege	153—184
462.	Engelhorn, E., Die Pflege der Irren sonst und jetzt	185—216
463.	Rösch, W., Der Dichter Horatius und seine Zeit	217—256
464.	Hoffmann, F., Der Einfluß der Natur auf die Kulturentwicklung der Menschen	257—292
465.	Ezekelius, Fr., Ein Bild aus der Zeit der Gegenreformation in Siebenbürgen	293—332
466.	Frensberg, Schlaf und Traum	333—364
467.	Zschech, F., Giacomo Leopardi	365—396
468.	v. Zittel, K. A., Das Wunderland am Yellowstone	397—428
469.	Eyssenhardt, Fr., Aus dem geselligen Leben des XVII. Jahrhunderts	429—468
470.	Gerland, E. Das Thermometer	469—516
*471.	Trede, Th, Das geistliche Schauspiel in Süditalien	517—564
472.	Hofmann, K. B., Das Blei bei den Völkern des Alterthums	565—612
473.	Grünbaum, M., Mischsprachen und Sprachmischungen	613—660
474.	Nagel, A., Die Liebe der Blumen. Mit 10 Holzschnitten	661—696
475.	Treichler, J. J., Politische Wandlungen der Stadt Zürich	697—732

Heft		Seite
476/77.	Alsberg, M., Die Anfänge der Eisenkultur . . .	733—804
478.	Dondorff, Kaiser Otto III.	805—844
479.	Dames, W., Die Glacialbildungen der norddeutschen Tiefebene	845—888
480.	Sommer, Hugo, Die positive Philosophie August Comte's	889—936

Ich bitte zu beachten, daß die Seiten der Hefte eine doppelte Paginirung haben, oben die Seitenzahl des einzelnen Heftes, unten — und zwar eingeklammert — die fortlaufende Seitenzahl des Jahrganges.

Die Trauer um die Todten

bei den verſchiedenen Völkern.

Von

Dr. E. Wasmansdorff.

33841

Berlin SW., 1885.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Die Trauer um die Todten und ihre Aeußerungen, mit deren Darſtellung ſich die nachfolgenden Zeilen beſchäftigen, ſind in erſter Linie ein Ausfluß der Liebe, welche ſich dem theuren Entſchlafenen gegenüber noch einmal bethätigen und in Worten und Handlungen dem Gefühl, welches die Bruſt erfüllt, Ausdruck geben will. Neben der Liebe aber verlangt am Grabe auch der Glaube ſein Recht. Von jeher iſt unter allen Lebensereigniſſen neben der Geburt und Eheſchließung in die engſte Beziehung zur Religion der Tod geſetzt. Wie man durch religiöſe Weihung das neugeborene Kind in den Schutz der Gottheit zu ſtellen und dadurch vor Unglück zu bewahren, wie man für den Ehebund die göttliche Gunſt zu erwerben ſuchte, ſo ehrte man auch die Todten durch feierliche Beſtattung, deren Art von den Vorſtellungen über den Aufenthaltsort der Verſtorbenen abhängig iſt, und glaubte durch gewiſſe, von den religiöſen Anſchauungen beſtimmte Ceremonien auf das künftige Geſchick derſelben einwirken zu können. Religiöſe Vorſtellungen aber haben auch auf die Trauer nicht unerheblichen Einfluß ausgeübt, und dies iſt der Punkt, welchen wir in unſerer Darſtellung beſonders zu berückſichtigen gedenken. Mit geringen Ausnahmen ſtimmen die Völker der Erde darin überein, daß der Tod als ein Uebel zu betrachten und daher alle, die von ihm weggerafft werden, zu beklagen ſeien. Als den natürlichſten Ausdruck des Schmerzes gab die Natur dem Menſchen die Thränen.

„Der Thränen Gabe, ſie verſöhnt den grimmſten Schmerz;
ſie fließen glücklich, wenn's im Innern heilend ſchmilzt".

Aber vielfach hat die Trauer um die Verſtorbenen ſich mit den Thränen nicht begnügt, ſondern, um zu einem vollgenügenden Ausdruck zu kommen, noch zu andern Mitteln gegriffen.

Laut und maßlos ſind meiſt die Schmerzausbrüche der Wilden, die, mögen ſie von Trauer oder Freude lebhaft bewegt werden, um ſo zügelloſer ihren Empfindungen ſich hingeben, je mehr es ihnen an einem Halt und an Selbſtbeherrſchung gebricht. Freilich darf man auch nicht vergeſſen, daß die excentriſchen, langdauernden, zuweilen zu beſtimmten Zeiten wiederholten Lamentationen nicht nur das bekümmerte Herz erleichtern, ſondern zugleich die Verſtorbenen ehren und die Geiſter derſelben freundlich ſtimmen ſollen. Denn bei aller Verſchiedenheit der religiöſen Anſchauungen der Naturvölker iſt doch der Glaube ihnen allen gemeinſam, daß die Geiſter der Abgeſchiedenen auf das Leben der Hinterbliebenen einzuwirken und ihnen Gutes oder, wenn ſie vernachläſſigt werden, Schlimmes zu bereiten im Stande ſind. Furcht vor der Rache der Verſtorbenen beherrſcht die Amerikaner, Neger und Südſeeinſulaner in gleicher Weiſe und läßt ſie die größte Sorgfalt auf die jenen zu erweiſenden Ehren verwenden; und zu dieſen gehören die Todtenklagen[1]).

Den Negern, welche faſt allgemein Krankheit und Tod als das Werk der Zauberer betrachten, giebt der Todesfall Anlaß zur Bezeugung des wildeſten Schmerzes; aber in einer beſonders für ſie charakteriſtiſchen Weiſe ſchlägt ſehr ſchnell dieſe Stimmung in die entgegengeſetzte, in die der größten Ausgelaſſenheit um, ſo daß „ihre Leichenfeierlichkeiten meiſt große Luſtbarkeiten für ſie ſind und ſie dieſe oft auf ganz ähnliche Art und mit derſelben Miene begehen, wie ihre Freudenfeſte[2]). — „Sobald ein Mitglied der Familie, beſonders ein Ehemann

geſtorben iſt, ſo treten die Weiber vor die Thür der Hütte, erheben ein entſetzliches Geſchrei, zerraufen ſich das Haar und zerfetzen ſich das Geſicht. Oft laufen die trauernden Weiber wie wüthend durch die Dörfer, wobei ſie meiſtens mit weißer Farbe beſtrichen ſind. Bei dem erſten Ertönen des Klagegeſchreis erheben alle übrigen Weiber, die daſſelbe hören, ein ähnliches Wehklagen, ohne daß ſie noch wiſſen, wer der Verſtorbene und welche die Trauernden ſind. Wenn man dieſes erfährt, ſo eilen die Freunde und Bekannten des Verſtorbenen in das Sterbehaus und wehklagen 24 Stunden lang, ohne etwas zu ſich zu nehmen. Bei dem Tode von Königen wird das Wehklagen 3 Tage lang fortgeſetzt. Man wiederholt dieſelben Geſchreis, dieſelben Zerraufungen und Zerfetzungen bei der Beerdigung der Verſtorbenen. Gleich nach derſelben aber kehren die Trauernden in das Sterbehaus zurück, wo ſie Tage lang freſſen, ſaufen und tanzen, als wenn ſie bei einer Hochzeit- und nicht bei einer Todtenfeier gegenwärtig wären“ [3]).

Dr. Güßfeld, der Leiter der 1873 nach der Loangoküſte geſandten Expedition, beſchreibt als Augenzeuge „die erſchütternden Scenen, welche ſich unmittelbar nach dem Tode des Mamboma von Jenga, des Dolmetſchers und erſten Negers jener Expedition, zutrugen. „Das ganze Dorf war in Aufruhr, um die Hütte herum, in welcher der Leichnam lag, tanzten Männer wie Weiber, jeder für ſich, mit wilden Klagetönen und ergreifenden Geſtikulationen. Manche krochen auf Händen und Füßen im Staube umher und wälzten ſich auf dem Erdboden. In der Hütte, aus der einige Seitenwände herausgenommen waren, war das Gedränge und Wehklagen noch ſtärker; auf allen Geſichtern lag Trauer, Beſtürzung und Furcht vor der im Hintergrunde lauernden Anklage der Zauberei“ [4]).

In Amerika finden ſich einige Stämme, welche das Weh-

klagen um die Gestorbenen auf die Frauen beschränken, wie auch den Germanen nach Tacitus[5]) „um Todte zu trauern für die Weiber, für die Männer aber ihrer zu gedenken als anständig galt". Bei den Cheppewyans geziemt sich das Weinen zur Trauer nur für die Weiber;[6]) die Natchez halten es für unmännlich bei dem Tode ihrer Frauen und Kinder Thränen zu vergießen und in das Heulen der Weiber einzustimmen[7]), und bei den Orinokesen sitzen, während die Weiber jammern und in Klageliedern das Lob des Todten singen, die Männer still und niedergeschlagen und unterbrechen ihr Schweigen blos bisweilen durch Seufzer[8]). — Im Allgemeinen aber betheiligen sich auch die Männer, wenn schon in geringerem Grade als die Frauen, an den Todtenklagen, die nicht selten zu den grausamsten Peinigungen und Verstümmelungen gesteigert werden.

Die Eskimo und die ihnen zunächst wohnenden Koluschen schlagen sich selbst Wunden; mehrere Indianerstämme Nordamerikas, wie die Mandan, die Schwarzfüße, die Berg- und Biberindianer, und manche Stämme am Missouri hacken sich ein Fingerglied ab[9]); in Südamerika begegnen wir dieser Sitte, welche auch die Hottentotten kennen[10]), bei den Yaro und Charrua, die sich außerdem noch große Rohrsplitter durch das Fleisch stoßen[11]). Die Tehueltschen, der südlichste Stamm der Patagonier, stechen sich bei der Beileidsbezeugung mit scharfen Dornen in Arme und Beine, sodaß sie bluten[12]), und die Californier verwunden sich bei dem Tode von Anverwandten oder Bekannten den Kopf mit scharfen Steinen[13]). —

Während die Australier in der Trauer sich die Nasenspitze ratzen und schneiden, um durch den Reiz Thränen zu erregen[14]), gefallen sich in Selbstpeinigungen aller Art besonders die Völker der Südsee. — Auf Rotuma zerfleischt man sich Stirn und Wange mit einem Haifischzahne sticht sich mit Speeren und die

Weiber schneiden sich den kleinen Finger ab[15]). Das letztere thun beide Geschlechter auf den Tongainseln, wo bei dem Tode eines Häuptlings ganz entsetzliche Quälereien stattfinden. Die leidtragenden Weiber, deren Augen vom unaufhörlichen Weinen geschwollen und deren Wangen durch die zahlreichen Schläge, die sie sich selbst versetzten, aufgelaufen sind, schlagen sich die Brust braun und blau. „Beim Tode des Königs Finau wollten die Häuptlinge und Metabulen hinter keinem der Selbstpeiniger zurückbleiben. Wie verrückt sprangen sie in den von den Zuschauern gebildeten Kreis, brachen in die kläglichsten Ausrufungen aus und zerfetzten sich mit scharfen Steinen, Messern oder Muscheln den Körper oder zerschlugen sich den Kopf dergestalt, daß das Blut in Strömen floß. Einige versetzten sich mit den Streitkolben solche Schläge auf den Hinterschädel, daß sie eine Zeit lang irrsinnig waren und ganz verwirrt sprachen[16]). Auch auf den Marianen artet, wenn ein Vornehmer gestorben ist, der Schmerz in wahre Berserkerwuth aus; man zerschlägt, zerreißt, vernichtet alles und zündet wohl gar das eigne Haus an[17]).

Auf den Hawaiischen (Sandwich-) Inseln kommt es vor, daß sich die Trauernden 2 Vorderzähne mit einem Steine selbst ausschlagen oder durch andere ausschlagen lassen, was früher beim Tode des Königs „alle treuen Unterthanen" desselben thaten[18]). — Von den einen Zweig der indogermanischen Völkerfamilie bildenden Scythen berichtet Herodot[19]), daß sie, wenn der König gestorben war, sich ein Stückchen vom Ohr abschnitten, in die Arme Schnitte machten, Stirn und Nase zerkratzten und sich durch die linke Hand einen Pfeil stießen. —

Diese „Martersymbolik", welche in ihrer vollen Ausbildung der wilden Stufe angehört, ragt auch noch in das Leben höher entwickelter Völker hinein. Verwundungen und Ritzungen zum

Zeichen der Trauer kommen, wie im Verlauf dieſer Darſtellung ſich zeigen wird, auch bei den Semiten vor, und als letzter Ausläufer dieſer barbariſchen Sitte erſcheint das Zerfleiſchen der Wangen und der Bruſt, was im Alterthum weit verbreitet „unter den Frauen in Mittel- und Unteritalien ſowie auf Corſica bei dem Tode und den Beſtattungen von Blutsverwandten“ noch zu Anfang dieſes Jahrhunderts in Gebrauch war[20]).

Wenn Wuttke der Meinung iſt, daß „durch die äußere, freiwillig übernommene Qual der Seelenſchmerz gewiſſermaßen abgekauft oder erſetzt“ werden ſoll, da „man ſich leichter beruhige, wenn ſich der natürliche geiſtige Schmerz in den ſelbſtgeſchaffenen Leiden concentrirt, und wenn der Menſch in dieſen äußern Qualen ſich und andern einen ſichtbaren Beweis giebt, wie groß ſein Schmerz um den Verſtorbenen ſei“[21]), ſo dürfte dieſe Erklärung nicht überall zutreffen. Da das Gemeinſame aller dieſer Gebräuche das Vergießen von Blut iſt, ſo ſcheint die Vorſtellung, nach welcher das Blut der Sitz der Seele iſt, mit im Spiele zu ſein, wie auch ſchon Varro auf den religiöſen Grund dieſer Sitte hinweiſt, wenn er ſagt, daß die Frauen bei der Trauer und dem Leichenbegängniß deswegen ſich zu zerfleiſchen pflegten, ut sanguine ostenso inferis satisfaciant[22]).

Die Betrachtung der Traueräußerungen der Kulturvölker beginnen wir mit den Chineſen. — Ueberaus langwierig, peinlich und bis ins Kleinſte vorgeſchrieben ſind die Beſtimmungen über die Trauergebräuche entſprechend der durch das Geſetz auf die ganze Lebensführung des Volkes wie der einzelnen ausgeübten Bevormundung[23]); ihren Grund aber haben ſie in dem religiöſen Charakter, welchen das Familienleben der Chineſen trägt, und im Ahnencultus.

„Die Familie, als die Einigung von Mann und Weib, iſt das Abbild des göttlichen Lebens, das in der fortgeſetzten Eini-

gung von Urkraft und Urstoff verläuft, eine menschliche Wiederholung der allgemeinsten kosmischen Erscheinung des Göttlichen, wie sie in Himmel und Erde dargestellt ist." „Was der Himmel für die Welt ist, das ist der Vater für seine Kinder; er ist im eigentlichsten Sinne der Vertreter desselben den Kindern gegenüber. Daher ist die Liebe der Kinder gegen die Eltern die höchste und heiligste Pflicht und die Pietät erstreckt sich über das Grab hinaus[24]). „Die Trauer", sagt der die äußern Sitten und Verhaltungsregeln enthaltende Liky, „dauert 3 Jahre, aber ein tugendhafter Sohn bewahrt sein Lebelang den Eltern ein liebendes Andenken und betrauert sie immerfort"[25]).

Dazu kommt als zweites Moment der Ahnencultus, der uralten Ursprungs noch heute fast die einzige lebendige Aeußerung der chinesischen Gottesverehrung ausmacht. Wie in andern Naturreligionen, der Sonne und dem Monde, der erste Cultus geweiht wurde, so verehrten die Chinesen Himmel und Erde, als die umfassendsten Allgemeinheiten der Erscheinungswelt. „Die Vergöttlichung dieser umfassenden Mächte schloß aber keineswegs aus, daß nicht auch besondere Erscheinungen am Himmel und auf Erden, wie Sonne und Sterne, Berge und Bäume als untergeordnete göttliche Wesen verehrt werden konnten; besonders aber wurden diesen untergeordneten Geistern auch die Seelen verstorbener Menschen zugezählt, welche als Schutzgeister der Familien, der Häuser, Gemeinden, Städte, auch besonderer Thätigkeiten, wie des Ackerbaues verehrt wurden; daher schreibt sich der Ahnencultus, der ursprünglich als eigentlicher Cultus göttlicher Wesen im vollen Sinne gemeint war."[26]) An ihm aber sowie an der Verehrung des Himmels hielt das Volk um so zäher fest, je weniger es für sein religiöses Leben Befriedigung fand und finden konnte in dem herrschenden philosophischen Systeme, welches als den Urgrund alles Seins das

Urweſen oder Urwirkliche (Tai-ky) kennt, in welchem der Philoſoph Tſchuhi die ſuperordinirte Einheit von Yang und Ye, Kraft und Stoff, Bewegung und Ruhe ſah[27]). „So iſt denn die Trauer um die verſtorbenen Eltern und die Gedächtnißfeier für dieſelbe unter der Form des Ahnencultus ein förmlicher gottesdienſtlicher Akt und die Ahnenhalle in jedem größern Hauſe vertritt ganz die Stelle der Hauskapellen“[28]). —

Die eigentliche Trauer beſchreibt Andreä folgendermaßen: „Die in grader Linie von dem Entſchlafenen Abſtammenden ſind in weiße weite Gewänder gehüllt und mit gleichfarbigen Binden um die Häupter verſehen, ſitzen weinend um den Leichnam, und die Frauen unterhalten ein Trauergeheul.... Man miethet auch Perſonen, welche die Trauer recht ſichtbar darſtellen, zu dem Ende ſich weiß kleiden und den Todten laut beweinen und ſorgt dafür, daß Prieſter mit Cymbeln und andern Inſtrumenten vor dem Trauerhauſe Muſik machen“[29]).

G. Spieß erzählt[30]), daß man in Tientſin durch Klagelieder die Seele Sterbender zu veranlaſſen ſucht noch länger in ihrem Körper zu verweilen.

Dieſer Brauch gewinnt an Intereſſe, da wir die gleiche Vorſtellung auch bei den Römern finden. Dem Properz erſcheint im Traum die verſtorbenen Cynthia und ſagt ihm unter anderm:

> at mihi non oculos quisquam inclamavit euntes: unum impetrassem te revocante diem.

Und Ovid klagt aus der Verbannung im Hinblick auf die Sterbeſtunde:

> nec dominae lacrimis in nostra cadentibus ora
> accedent animae tempora parva meae?

Mit dieſer ihrer Ueberzeugung von der Macht der am Sterbelager erhobenen Wehklage ſind dieſe beiden Dichter der

Volksmeinung entſchieden näher gekommen, als der ältere Plinius, nach deſſen Anſicht die Furcht vor der Beſtattung Scheintodter der Grund iſt, weshalb am Sterbebette die Todten von Zeit zu Zeit bejammert werden[31]). — In gewiſſer Verwandtſchaft mit dem eben Beſprochenen ſteht auch der auf den Hawaiiſchen (Sandwich-) Inſeln herrſchende Gebrauch, „daß, ſobald ein Mann erkrankt iſt, ſeine Weiber und weibliche Verwandte ſich um ſein Lager verſammeln, laut über ſeinen Zuſtand jammern, ſich die Haare ausraufen und das Geſicht zerfleiſchen, in der Hoffnung ihm dadurch Erleichterung und oft ſogar Heilung zu verſchaffen“[32]).

Von den alten Aegyptern berichten Herodot und Diodor[33]), daß, wenn ein Todesfall eingetreten war, die weiblichen Angehörigen den Kopf oder auch das Antlitz mit Koth beſtrichen, unter Zurücklaſſung des Todten in ſeiner Wohnung mit offener Bruſt in den Straßen der Stadt umher eilten, ſich heftig ſchlugen, die Haare zerrauften und ein lautes Jammern erhoben, während die Männer gleichfalls die Bruſt entblößten und ſich ſchlugen. — Hiermit vergleiche man die Schilderungen der jetzigen Traueräußerungen am Nil, wie ſie z. B. Döbel und Brugſch[34]) entwerfen, und man wird ſehen, daß weder die Jahrhunderte noch die Einführung des Islam eine Veränderung hervorgebracht haben.

Letzterer beſchreibt das „traurige Schauſpiel einer Todtenklage“, das er von einem Nilbote aus beobachtete, mit folgenden Worten: „Schon von Ferne hören die Reiſenden das gellende, durchdringende Geſchrei der Weiber des Dorfes, welche über ein eben geſtorbenes Mitglied deſſelben die Todtenklage auf dem Wege am Ufer anſtellen. Die einen ſtürzen ſich in unbändigem Schmerze zur Erde, werfen den Staub in die Luft und bedecken den Kopf und das Geſicht mit feuchtem Nil-

ſchlamm. Die andern tauchen die Hände in ein thönernes Gefäß mit Indigoflüſſigkeit, ſchlagen ſie dann mit nicht geringer Heftigkeit gegen die Backen oft ſo lange, daß das Blut anfängt zu rinnen. Dann faſſen ſie ſich wie zum Ringeltanz bei den Händen und ſpringen wie wahnſinnig auf und nieder." Dem Leichenzuge folgt tanzend und heulend die Wittwe und ruft hier wie in Arabien[35]) dem dahingeſchiedenen Gatten oder Sohne die uns ſeltſam klingenden Worte nach: „o du Kameel meines Hauſes", um unter dem Bilde dieſes dem Orient nützlichſten Thieres die Sorge des Mannes für das Haus auszudrücken[36]).

Wie leichte Erregbarkeit des Gemüthes, Zugänglichkeit für äußere Eindrücke und Leidenſchaftlichkeit einen Grundzug in dem Charakter der ſemitiſchen Völker bilden, ſo waren auch ihre Trauerceremonien von demſelben Geiſte wilder Leidenſchaft getragen. Wenn von der Sommergluth das Naturleben erſtarb, wurde im Morgenlande und beſonders in Byblus der Tod des Adonis, des jugendlichen Buhlen der Baaltis (Venus), deren tiefen Schmerz das erſte Lied Bions ergreifend ausmalt, mit großem Pomp gefeiert. Klagend und weinend ſaßen die Weiber im Heiligthume, trauernd um den Tod des Adonis weilten ſie an den Wegen. Sie ſchnitten ſich das Haar ab, zerriſſen die Brüſte und riefen: Ailanu, Ailanu! (wehe uns) und Prieſter mit zerriſſenen Gewändern und geſchorenen Bärten trugen das gewaſchene und geſalbte Holzbild des Gottes umher[37]). Das Ceremoniell dieſer gottesdienſtlichen Trauerfeier entſprach ſicherlich den bei Tod und Begräbniß herrſchenden Gebräuchen der Phönicier.

In der prachtvollen, und poetiſchen Schilderung von dem Fall der einſt ſo reichen und ſtolzen Stadt Tyrus bei dem Propheten Heſekiel[38]) heißt es: „Und es ſteigen aus ihren Schiffen alle die das Ruder führen, die Seeleute, alle Schiffer

des Meeres; ans Land treten ſie und ſchreien laut über Dich und klagen bitterlich und werfen Staub auf ihre Häupter und wälzen ſich in Aſche. Sie ſcheren ſich deinetwegen kahl und gürten Sacktuch um und weinen über Dich mit betrübter Seele und bitterer Trauer. Sie heben in ihrem Jammer ein Klagelied über dich an und klagen über dich: wer iſt wie Tyrus, wie die Zerſtörte inmitten des Meeres?" Ueber den Untergang Ninives, welchen Nahum in prophetiſcher Begeiſterung als gegenwärtig ſchaut und beſchreibt, „ſeufzen die Mägde wie Tauben und ſchlagen an die Bruſt"[39]) und in Moab iſt zu der Zeit, wo das gedrohte göttliche Strafgericht ſich an dieſem Volke vollzieht, „jegliches Haupt Glatze und jeglicher Bart geſchoren; auf allen Händen Ritzungen und an den Hüften Sacktuch; auf allen Dächern Moabs und in ſeinen Straßen lauter Klage[40]). —

Bei den Arabern, für die wir in den Todtenklagen der von Rückert überſetzten Hamâſa einheimiſche Zeugniſſe beſitzen, ſtreuten ſich, wenn ein Todesfall eingetreten war, die Anverwandten unter Weinen[41]) Staub ins Antlitz und zerfleiſchten ſich die Bruſt und die Wangen[42]). Unverſchleiert erſchienen die Frauen und wehklagten um den Geſtorbenen[43]). In der Klage deren feierliche Formel war: „ſei nicht ferne"[44]), antwortete eine Klagende der andern, ſo daß dadurch die Klagen unterbrochen wurden. Es klagten mehrere Weiber zuſammen und die hauptleidende Frau ward von den andern unterſtützt. Sie ſtanden bei dem Todten, ſchlugen ſich das Geſicht und zerriſſen das Buſengewand während der Klage, zu welcher vor dem Islam auch Klagefrauen gedungen wurden[45]).

Alle in obigen Schilderungen der Propheten erwähnten Trauergebräuche kehren bei dem jüdiſchen Volke wieder; doch darf man in ihnen deswegen nicht blos Uebertragungen eigener

Sitten auf fremde Völker finden. Es ist ja natürlich, daß das allgemeine menschliche Gefühl des Schmerzes um den Verlust geliebter Personen wie überall in ähnlicher, so besonders bei den Völkern in gleicher und übereinstimmender Weise sich äußert, welche durch ihre Abstammung zusammengehören und in vielfacher Berührung mit einander geblieben sind. Und so grundsätzlich verschieden der Hebräer Gotteserkenntniß und bildlose Verehrung Jahves von dem üppigen und wollüstigen Naturdienst der heidnischen Semiten ist, „ihre Erkenntniß über Zustand und Leben in einer andern Welt geht weder an Maß noch an Reinheit über die hinaus, welche wir bei den sogenannten Heiden finden“[46]).

Eine freudeleere und trostlose Existenz führen die Todten, die Rephaim d. i. die kraftlosen Schatten in dem alle aufnehmenden Scheol[47]); bewußt- und empfindungslos setzen sie ihr Dasein fort, aber das Leben ist entschwunden. Niemand preist im Lande der Finsterniß Gott und gedenket seiner[48]). „Es ist für den Baum Hoffnung“, ruft wehmüthig Hiob[49]), „wird er abgehauen, so grünet er wieder und seine Sprößlinge nehmen nicht ab. Altert in der Erde seine Wurzel und stirbt im Boden sein Stamm, vom Dufte des Wassers sprosset er auf und treibet Aeste wie neugepflanzet; aber stirbt der Mensch, so liegt er da, verscheidet der Mensch, wo ist er?“ Darum gilt die Todtenklage zum Theil den Todten selbst und ihrem beklagenswerthen Loose. „Ueber einen Todten klage, denn das Licht ist ihm entschwunden.“ Der gewöhnliche Klageruf scheint nach mehreren Stellen: „o weh, mein Bruder“[50]), gewesen zu sein, womit Kamphausen das noch bei den heutigen Aegyptern übliche: „ach, schade um ihn“ vergleicht[51]). Andere sehen hierin und in den dem Elias wie Elisa nachgerufenen Worten: „Mein Vater, mein Vater, Wagen Israels und seine Reiter“ die Bruch-

ſtücke größerer Trauerlieder[52]). Doch ſei dem, wie es wolle, gewiß iſt, daß die hebräiſche Lyrik, obgleich ihrer Hauptbeſtimmung nach dem Heiligen geweiht, auch das übrige Leben zu verſchönern nicht verſchmähte und daß, wie die ſtammverwandten Araber die Todten durch ein Trauergedicht zu beweinen und zu preiſen pflegten[53]), ſo gleichfalls hier berühmte Männer nach ihrem Tode im Liede gefeiert wurden. Vom Propheten Jeremias iſt es überliefert, daß er Klagelieder auf den König Joſias dichtete[54]) und von David beſitzen wir außer der kürzeren Klage um Abner, „der gefallen iſt, wie man vor tückiſchen Buben fällt“[55]) das rührende Trauerlied auf den Tod Sauls und Jonathans[56]).

Athmen dieſe Lieder des königlichen Sängers den tiefen Schmerz des Lebenden um die Todten, ſo liegt andererſeits dem ganzen Leichengepränge nicht minder als dem lauten Klagegeſchrei, mit welchem bald nach dem Tode die Angehörigen, herbeigeeilten Freunde und beſonders die Frauen das Sterbehaus erfüllten[57]), die Abſicht zu Grunde, dem Todten möglichſt viel Ehre anzuthun, wozu ſich bei manchen die Eitelkeit und Scheu, hinter andern nicht zurückzubleiben, geſellen mochte; ſo fordert in naiver Offenheit Jeſus Sirach auf zu trauern „der üblen Nachrede wegen“[58]). Daß der Klagegeſang muſikaliſche Begleitung hatte, ſteht für die neuteſtamentliche Zeit feſt durch das Zeugniß des Matthäus, der Flötenbläſer erwähnt; für die ältere Zeit kann es gefolgert werden aus den Worten des Jeremias: „Mein Herz ertönt über Moab gleich Flöten und mein Herz ertönt über die Leute von Kir-Heres gleich Flöten“[59]). Alt iſt die Sitte Klageweiber zu dingen[60]). Das Verletzende und Anſtößige, das unſtreitig für unſer Gefühl hierin liegt, mildert ſich, wenn wir bedenken, daß neben dem durch gemiethete Perſonen erhobenen Jammer auch das Klagen der

Anverwandten ertönt, und der Brauch verliert seinen unverständlichen Charakter, wenn wir uns erinnern, daß die Thränen vielfach als eine Ehre gelten, die man dem Todten schulde, und daß diese um so größer ist, je mehr derselben fließen.

Ueber die Ausbreitung dieser Sitte sei folgendes bemerkt. Vereinzelt finden sich Klageweiber bei wilden Völkerschaften, wie bei den Natchez am unteren Mississippi und in Nordcarolina[61]). Bei den Turkmanen oder Türkmen[62]), wilden und nomadisirenden Wüstenstämmen im turanischen Tieflande, stimmen im Zelt des Verstorbenen ein Jahr lang ohne Ausnahme in der Stunde, in welcher der Betrauerte den Geist aufgab, Klageweiber die üblichen Klagelieder an, an denen auch die anwesenden Familienglieder theilnehmen müssen. Letztere setzen dabei ihre Tagesbeschäftigung fort. Sogar in der nächsten Umgebung des Zeltes pflegen die Weiber mit einzustimmen und auf klägliche Weise zu schreien und zu weinen, ohne sich jedoch dadurch in ihren Arbeiten stören zu lassen. — Im Alterthum treffen wir bei den Egyptern, Semiten, Griechen, Römern, für die sie sich wenigstens bis zu den punischen Kriegen nachweisen lassen, und bei den Etruskern für Geld gemiethete Klageweiber[63]). Jetzt besteht diese Einrichtung trotz Muhammeds Verbot[64]) außer in Medina[65]) im ganzen muhammedanischen Orient[66]). Unter den christlichen Völkern hat sie sich nur in wenigen Gegenden erhalten; abgesehen davon, daß im Morgenlande dem Beispiel der Allahverehrer öfters auch die Christen folgen, pflegt in Abyssinien den bald nach dem Tode zum Grabe unternommenen feierlichen Zug ein Haufe gemietheter Weiber unter fürchterlichem Geheul zu schließen[67]), und während man in der griechisch-katholischen Kirche sich ehemals besonders in den von der Hauptstadt entfernt liegenden Provinzen gedungener Klageweiber bediente[68]), werden auf den griechischen Inseln und

durch ganz Hellas, ſowie auf Sardinien, wo ſie ſogar den alten Namen preficke und piagnoni bewahrt haben, auf Corſica, Irland und bei den Wlachen[69]) noch jetzt Frauen gemiethet, um den Klagegeſang bei der Leiche anzuſtimmen; in Theilen der Schweiz iſt die Leidfrau bei den 2 üblichen Nachtwachen Vorbeterin von je 9 abzuſprechenden Roſenkränzen, die zuſammen einen ſogenannten Pſalter ausmachen. Den Tag über verwandelt ſie ſich in das altjüdiſche Klageweib, durchgeht in einer beſonderen auf Koſten des Sterbehauſes ihr gemachten Trauertracht den Ort und ruft das Ableben und die Begräbnißſtunde des Betreffenden mit fader Stimme in Gaſſen und Häuſern aus[70]).

Nach dieſer Abſchweifung zu den Hebräern zurückkehrend heben wir von den Traueräußerungen noch hervor: das Zerreißen des Kleides, das zum ſtändigen Zeichen der Trauer um Blutsverwandte wurde, das Beſtreuen des Hauptes mit Aſche oder Staub, das Schlagen auf Bruſt, Haupt und Hüften und das Zerraufen des Haares[71]). Seltener kam es wohl vor, daß man ſich an die Erde legte und in Aſche wälzte[72]). Sogar bis zu Selbſtverletzungen ſchritt der Fanatismus des Schmerzes fort; man machte ſich Schnitte am Leibe und ritzte ſich wund, eine Sitte, die ſo feſt im Volke wurzelte, daß das dagegen erlaſſene Verbot[73]) ſie nicht unterdrücken konnte, wie neben anderen Stellen des alten Teſtamentes die Neueinſchärfung deſſelben von Seiten des Deuteronomikers beweiſt[74]).

In Bezug auf das auch im übrigen Alterthum und noch heut im Orient übliche Zerreißen des Gewandes die Notiz, daß es geſchieht, indem man mit einem Meſſer einen Schnitt in's Oberkleid macht und es dann handbreit aufreißt; man beobachtet dabei den Unterſchied, daß der Riß beim Tode der Gattin, Kinder und Geſchwiſter auf der rechten, beim Ableben der Eltern

aber auf der linken Seite und am Ober- wie Unterkleid gemacht wird[75]).

Wie dem Griechen die Todtenklage eine dem Verſtorbenen zukommende Ehre (γέρας θανόντων)[76]) iſt, ſo will auch der Römer nicht unbeweint in das Reich der Schatten hinabſteigen. Ovid ſchreibt klagend der Gattin aus Tomi, daß niemand an ſeinem Sterbebette weinen und er unbeklagt im fremden Lande ruhen werde[77]); bei demſelben Dichter wird Alcyone, die Gattin des beim Schiffbruch ertrunkenen Ceyx, durch eine Traumgeſtalt aufgefordert den Gemahl nicht, ohne ihn zu beweinen, in den nichtigen Tartarus zu ſenden[78]) und Tibull wünſcht der Nemeſis, die reicheren Liebhabern den Vorzug gab, daß, wenn der Tod ihr nahe, niemand ſie beklagen möge[79]).

Daher wurde ebenſo in Rom von den um das Sterbebett verſammelten Verwandten die Wehklage (conclamatio) erhoben, wie ſie auch in Griechenland ſchon in der älteſten Zeit geregelt war[80]). Am Lager des gefallenen Hector ſtimmten Sänger Trauerlieder an, welche durch die Wehrufsklagen der Andromache, Hecuba und Helena unterbrochen wurden[81]). Während der Tage der Ausſtellung der Leiche wurden ſie ſtets erneuert. Daß man auch in ſpäterer Zeit einen geſangeskundigen Mann zur Leitung der Trauergeſänge, für die, wie ſchon bemerkt, häufig Klagefrauen gemiethet wurden, hinzuzuziehen pflegte, erſehen wir aus Lucians Schrift „über die Trauer“[82]). In Sparta mußten bei dem Tode eines Königs außer den Spartiaten eine beſtimmte Anzahl Periöken ſich an den Trauerfeierlichkeiten betheiligen und zuſammen mit den Heloten und Frauen unermeßliches Geſchrei erheben[83]).

Zu den Klagen geſellten ſich lebhafte Geberden. Im Uebermaß des Schmerzes um Patroclus liegt Achill das Haupt mit Staub bedeckt und das Haupthaar von den lieben Händen zer-

rauft lang hingeſtreckt im Staube[84]); Briſeis wirft ſich, während ſie den Buſen, die zarte Wange und das ſchöne Antlitz zerfleiſcht, mit lautem Geſchrei auf die Leiche des Getödteten[85]); der greiſe Priamus wälzt ſich aus Trauer um Hector, deſſen Tod ihm ſchmerzlicher iſt als der Verluſt der anderen Söhne, jämmerlich klagend auf dem Düngerhaufen[86]), und bei der Leichenfeier des Pallas ſehen wir, wie der vom Alter gebeugte Acötes, Bruſt und Geſicht von den Nägeln entſtellt, von den Freunden, die ihn im Zuge führen, ſich losreißt und von dem Schmerz über den Tod des Kampfgenoſſen und Gefährten übermannt ſich an den Boden wirft[87]). — Auch die zunehmende Geſittung der ſpäteren Zeit hat die wilden und rohen Ausbrüche des Schmerzes eben ſo wenig unterdrücken können, als es die von Seiten der Geſetzgeber gegen dies Unweſen gerichteten Verordnungen vermochten. Am rückſichtsloſeſten ging Charondas vor, der das Trauern überhaupt unterſagte[88]); Solon verbot das übertriebene Gepränge der Trauerceremonien, namentlich die ausſchweifenden Schmerzgeberden der Weiber[89]). Von hier wurden dann dieſe Anordnungen in das Zwölftefolgegeſetz übernommen, woſelbſt es heißt: mulieres genas ne radunto neve lessum funeris ergo habento[90]).

Aber mögen dieſe geſetzlichen Beſtimmungen auch augenblicklich die zu großen Mißbräuche, welche Eitelkeit und die Sucht ſich hervorzuthun mit der Todtenklage trieb, eingeſchränkt haben, von durchgreifender Wirkung ſind ſie nicht geweſen und konnten es nicht ſein. Denn aus dem Schmerzgefühl geboren, durch Ueberlieferung und Sitte gewiſſermaßen geheiligt und als nothwendig gefordert waren jene Traueräußerungen zu eng mit dem Volksleben verwachſen. Ihr Fortbeſtehen beweiſen denn auch zahlreiche Stellen griechiſcher und römiſcher Schriftſteller[91]). So werden z. B. die von Cicero im 3. Buch der Tusculanen

erwähnten, „mannigfaltigen und verabscheuenswerthen Arten zu trauern“: pedores, muliebres lacerationes genarum, pectoris, feminum, capitis percussiones[92]) für das 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung durch die schon erwähnte Schrift Lucians „über die Trauer“ bezeugt, in welcher die Maßlosigkeit der Schmerzausbrüche scharf gegeißelt wird[93]), und auch Plutarch lobt ausdrücklich seine Frau, daß sie beim Tode ihrer Tochter derartiges unterlassen habe[94]).

Indem wir uns nun zu den Muhammedanern und Christen wenden, wollen wir, ohne in die Details einzutreten, nur die principielle Stellung beider Religionen zur Todtenklage kennzeichnen; die hier wie dort hervortretende, jede Trauer ausschließende Denkart kann erst am Schluß dieser Betrachtung beleuchtet werden.

Im Islam wie im Christenthum hat der Tod seine Schrecken verloren durch die Glaubensgewißheit, daß aus ihm ein neues, schöneres Leben erblüht. Dort haben wir die Hoffnung auf die Freuden des Paradieses, hier die feste Ueberzeugung, daß die Gemeinschaft mit dem Herrn über das Grab hinaus besteht. Darum haben die lauten und wilden Traueräußerungen keine Berechtigung mehr. Muhammed verbot zu schreien und zu heulen, das Gesicht zu zerschlagen und die Gewänder zu zerreißen; denn das seien Eingebungen des Bösen[95]). Die Kirchenväter aber haben die leidenschaftlichen Ausbrüche des Schmerzes als hoffnungslose, heidnische Sitten auf's Nachdrücklichste bekämpft[96]).

Aber eine mäßige Trauer galt als ein der Natur zu zahlender Tribut und als vereinbar mit dem Glauben. „Wegen eines Unglücksfalles vergossene Thränen“, sagte Muhammed, „sind Balsam für das Herz und aus Gnade herabgesandt“, und als Verwunderung sich darüber erhob, daß er um den Tod

ſeines im Kampfe gefallenen Vetters Dſchaffar in ſo viele Thränen ausbreche, da doch der Tod der Schlüſſel zum Paradieſe ſei, erwiderte er: „ach, es ſind Thränen der Freundſchaft um den Verluſt des Freundes“[97]). Aehnlich nennt Ambroſius die Zähren „Zeichen eines pietätsvollen Sinnes“ (indices pietatis)[98]), und unter Berufung auf die Patriarchen und das Vorbild Jeſu, der um Lazarus geweint habe, hat die Kirche um den Tod geliebter Perſonen zu klagen als ein Recht der Natur anerkannt, das der Ergebung in den göttlichen Willen, welche am Grabe, als dem Prüfſtein des Glaubens, dem Jünger Jeſu geziemt, nicht widerſpricht[99]).

Bevor wir zur Beſchreibung der noch übrigen Trauergebräuche übergehen, müſſen wir diejenige Vorſtellung betrachten, nach welcher, entgegen dem Satze, daß reicher Thränenerguß den Verſtorbenen ehrt und erfreut, dem Todten nachgeweinte Zähren ſeine Ruhe im Grabe ſtören und ihn des Genuſſes der himmliſchen Seligkeit berauben.

Vor allen war dieſer Glaube den germaniſchen Völkern eigen. In der Edda bittet der begrabene Helgi ſeine Gemahlin Sigrûn, „die fehrenden Tropfen“ zu ſtillen, da ihm jeder derſelben blutig auf die Bruſt falle[100]), ein Gedanke, welcher in einem ſchwediſchen Volksliede wiederkehrt, wo Chriſtels Thränen das Herz des beſtatteten Bräutigams mit Blut anfüllen[101]). Wenn der „todtwunde“ Nibelunge Wolfhart ſeinen Oheim Hildebrand beauftragt, ihn nicht zu beweinen[102]), ſo iſt er offenbar auch von dieſem Glauben beſeelt, deſſen Spur wir auch wohl in der Nachricht des Tacitus finden dürfen, daß die Germanen „Klagen und Thränen um die Verſtorbenen ſchnell ſtillen“[103]). Wie dann der durch Bürger's Bearbeitung allgemein bekannt gewordenen Leonorenſage tiefſter Grund iſt, daß man den Todten nicht zu heftig nachtrauern ſoll, ſo bieten ein

weiteres Zeugniß dieſer Anſchauung die zahlreichen Sagen und Märchen, in welchen geſtorbene Kinder mit den vollgeweinten Thränenkrüglein ihrer Mutter erſcheinen und ſie bitten, mit dem Weinen aufzuhören, da ſie ſonſt keine Ruhe finden könnten. Eine Mutter, welche beim Garbenſchneiden ihrem Kinde bitterlich nachweint, erblickt plötzlich daſſelbe auf einer Garbe liegen; aber ſein kurzes, nur bis auf die Bruſt reichendes Kinderhemdchen iſt durch der Mutter Thränen völlig durchnäßt. — Die Großmutter des Thomas Cantipratenſis ſah im Traum, während ſie noch ihres Erſtgeborenen Tod beweinte, viele Jünglinge jubelnd des Weges einherziehen, während ihr Sohn weit zurück mit ſchwerem Schritte nachſchlich. Auf die Anfrage der Mutter wies er auf ſein von Thränen ſchweres Kleid und ſprach: Das ſind Deine Thränen, deren Gewicht meinen Gang ſo ſehr hemmt[104]). Verbrämt mit katholiſch-kirchlichen Vorſtellungen tritt uns dieſe Erzählung bei Roſignoli entgegen, der gemäß der Tendenz ſeiner Schrift ſie benutzt, um auf den Segen hinzuweiſen, welchen Meſſen, Gebete und Almoſen für die Seelenruhe der Verſtorbenen haben. Eine Mutter — ſo leſen wir bei ihm[105]) — weinte ſehr über den Tod ihres Sohnes, ſo daß man auf ſie anwenden konnte den 2. Vers aus dem erſten Klageliede des Jeremias, aber in ihrem übermäßigen Schmerze vergaß ſie dem Sohne durch Gebete, Almoſen, Abtötungen und Seelenmeſſen zu helfen. Da ſah ſie einſt eine wunderbare Erſcheinung. Sie erblickte eine Anzahl Jünglinge, die ſich einer prächtigen Stadt näherten. Ihr Sohn war der letzte und ſchleppte ſich mühſam einher, denn ſeine Kleider waren durchnäßt und beſchwerten ihn ſichtlich. Ergriffen rief die Mutter: „Mein Kind, warum bleibſt Du hinter dieſer glänzenden Schaar zurück? ich möchte Dich an der Spitze Deiner Gefährten ſehen.“ Das Kind erwiderte ſeufzend: „Ach Mutter, Deine nutzloſen Thränen, die Du über

meinen Tod vergießeſt, halten mich zurück. Höre auf, Dich einem ſo unfruchtbaren, blinden Schmerze hinzugeben, ſei guten Muthes, und wenn Du mich wirklich liebſt, wenn Du mir den Himmel öffnen willſt, ſo wende mir die Verdienſte guter Werke zu, laß heilige Meſſen für mich leſen, bete ſelbſt und gieb Almoſen für mich. So kannſt Du mir Deine mütterliche Liebe beweiſen, ſo wirſt Du mich aus dieſem Leidensorte befreien und in die ewige Seligkeit einführen, wo ich unendlich glücklicher ſein werde, als auf Erden."

Weit entfernt jedoch, ſpezielles Eigenthum der Germanen zu ſein, findet ſich vielmehr, wie Ad. Kuhn gezeigt hat[106]), dieſer Glaube auch bei den Perſern und Indern. Nach dem Zend-Aveſta verwehren die Zähren der Hinterbliebenen dem an der Todtenbrücke Ankommenden den Eingang in den Himmel, und das indiſche Geſetzbuch Jâjnavalkya verbietet das Weinen, weil der Entſchlafene wider Willen die Thränen, welche die Verwandten vergießen, genießen muß, wodurch er nach Kuhn's Vermuthung unrein und ſo zum Eintritt in Jama's Reich unfähig wird.

Wie aber Helgi die Thränen der Sigrûn als friſches Blut in ſeinem Herzen empfindet, ſo fühlt dieſelbe nach dem von Rückert überſetzten indiſchen Gedichte Raghuvanſa der Verſtorbene als brennendes Feuer auf ſeiner Bruſt:

> Denn der Angehörigen ſtetes Weinen
> brennt den Hingeſchiedenen, alſo lehrt man[107]).

War mithin dieſer Glaube jenen drei indogermaniſchen Stämmen ſeit der Urzeit, wo ſie noch nicht getrennt lebten, gemeinſam, ſo liegt die Vermuthung nahe, daß wir ihm auch noch bei andern Völkern dieſer Raſſe begegnen werden. Und in der That führen, wie ich glaube, einige, wenn auch nur ſchwache Spuren dahin, daß er auch den Slaven, Griechen und

Römern nicht ganz entſchwunden oder überhaupt unbekannt geweſen iſt.

In einem ſerbiſchen Volksliede[108]) fragt eine Mutter jedweden Morgen am Grabe ihres einzigen Sohnes, ob ihn die Erde oder die Ahornblätter drücken. Aber aus der Tiefe haucht es leiſe:

Nicht die Erd' iſt's, die mich drückt, o Mutter,
nicht die Ahornblätter meiner Wohnung.
Was mich quält, der Schmerz iſt's, der Geliebten!
Wenn ſie ſeufzt, ſo bangt der Seel' im Himmel;
aber wenn ſie ſich verſchwört verzweifelnd,
bebt die Erde und der Leib erzittert.

Nach wendiſchem Glauben raubt man dem Todten die Ruhe, wenn man auf ſeinen Sarg eine Thräne fallen läßt[109]).

Was die Griechen betrifft, ſo begründet Charondas das ſchon erwähnte Verbot der Trauer um Todte mit dem Hinweis, daß es eine Undankbarkeit gegen die Unterirdiſchen ſei, um die Geſtorbenen übermäßig zu klagen[110]), und bei Lucian macht der wieder zum Leben erwachte Sohn ſeinem maßlos trauernden Vater deswegen mit den Worten Vorwürfe: „O Unglückſeliger, was bereiteſt Du mir Unannehmlichkeiten (nämlich durch das Jammern)[111])?“ In demſelben Sinne ruft Statius dem um den Verluſt eines Lieblingsſklaven gewaltig trauernden Flavius Urſus zu:

„Quid caram crucias tam saevis luctibus umbram“?

und an einer andern Stelle dieſes Dichters ſagt die im Sterben liegende Priscilla zum Gemahl:

„Parce precor lacrimis, nec saevo concute planctu
pectora nec crucia fugientem coniugis umbram[112])“;

während Tibull zwar von der Delia beweint werden will, ihr jedoch durch ſtärkere Trauerausbrüche ſeine Manen zu verletzen unterſagt[113]).

Mit der Betrachtung der Klagen um die Verstorbenen ist erst eine Seite der Trauergebräuche erschöpft; eine zweite bleibt noch zu behandeln. Die Ausbrüche des Schmerzes sind ihrer Natur nach auf eine bestimmte, verhältnißmäßig kurze Zeit beschränkt, auch der wildeste Schmerz tobt sich aus, und gerade je heftiger und stürmischer die Aeußerungen desselben sind, um so schneller folgt die Abspannung. Aber in der Seele des Leidtragenden — und zwar je tiefer und wahrer der Schmerz ist, um so länger und intensiver — bleibt ein Gefühl des Verlassenseins und ein wehmüthiges Gedenken an den auf immer Entrissenen.

„Doch weinen werd' ich bis die Thränen mir versiegen,
Dann bleibt noch in der Brust Dein stilles Weh mir liegen[114])."

Diese Stimmung, welche je nach der religiösen Ueberzeugung trostloser oder hoffnungsreicher sich gestaltet, kann natürlich auf das Verhalten und die Lebensweise des Trauernden nicht ohne Einfluß bleiben. Von dem Verlust des Angehörigen niedergedrückt meidet er Feste und Freuden, entfernt den Schmuck, den er sonst zu tragen gewohnt ist, verzichtet auf mancherlei, das, vielleicht an und für sich bedeutungslos, ihm für seinen Gemüthszustand unangemessen zu sein scheint, und sondert sich auf eine schon äußerlich erkennbare Weise von seiner Umgebung ab. Aus dieser Quelle stammen jene, die äußere Trauer regelnden Gebräuche, welche, obschon ursprünglich aus natürlichen Regungen der schmerzbewegten Brust hervorgewachsen, allmählich zu bloß konventionellen Zeichen der Trauer wurden und, weil der Mode unterworfen, nach Zeiten und Völkern wechseln.

Zwei Gesichtspunkte sind demnach hier festzustellen: einmal nämlich ist der Ursprung solcher, zu bloßen Ceremonien herabgesunkenen Gebräuche auf unmittelbare, von der Natur eingegebene Schmerzäußerungen zurückzuführen; zweitens aber ist

auch der Gegenſatz gegen die gewohnte Kleidung und Lebensweiſe ein leitendes Motiv geweſen. Lugentum mos est prioris habitus immutatio[115]).

Dieſe beiden Sätze bewähren ſich uns ſogleich, wenn wir auf die Beſtimmungen näher eingehen, welche die Haartracht und Kleidung der Trauernden regeln.

Daß Verzweifelnde ſich das Haar ausraufen, werden wir bei Völkern mit leidenſchaftlicher Geberdenſprache in der Natur begründet finden, wenn wir bedenken, daß Haupthaar und Bart vielfach als der vorzüglichſte Schmuck des Mannes angeſehen werden. Aus dieſer, uns durchaus verſtändlichen Schmerzäußerung wurde aber ein lediglich konventionelles Zeichen, als man anfing, ſich Haar und Bart zum Ausdruck der Trauer abzuſcheeren oder abzuſchneiden. Dieſen Uebergang können wir in den homeriſchen Gedichten verfolgen. Während in der Ilias Achill „das Haar, mit den lieben Händen es zerraufend, entſtellt“ und Helena wie Andromache um den todten Hector die Haare ſich zerraufen[116]), leſen wir in der Odyſſee, daß die Trauernden das Haupthaar ſich ſcheren[117]). Hehn, welcher hierauf aufmerkſam macht, ſcheint mir jedoch mit der Bemerkung fehlzugreifen, daß zur Zeit, als dieſe Sitte aufkam, „das Haar nicht mehr der Stolz des Mannes war“[118]). Denn als „Würde verleihenden Schmuck des reifen männlichen und des Greiſenalters“ wurde Haupthaar und Bart keineswegs nur in der ältern Zeit betrachtet[119]). Außerhalb Griechenlands begegnet uns dieſer Brauch bei den Semiten[120]), Perſern[121]) und vielen Völkerſchaften Afrikas, Amerikas und der Südſee[122]). Den höchſten Grad der Veräußerlichung erreicht dieſe Sitte, wenn ſie ſelbſt auf Thiere übertragen wird. „Bei dem Tode des großen Mongolen-Khans der goldenen Horde ſollten die Trauerzeichen überall hervortreten, ſo daß ſelbſt die Schafe geſchoren wurden“[123]).

Als der Reiterführer Maſiſtius bei Plataeae gefallen war, ſchnitten Mardonius und das ganze Heer nicht nur ſich ſelbſt, ſondern auch den Pferden und Laſtthieren die Haare ab[124]). Perſiſchem Vorbilde folgte Alexander der Große, als er dem todten Hephaeſtion zu Ehren Pferde und Mauleſel ſcheeren ließ[125]). Nach dem Tode des Pelopidas ſchoren die Theſſalier ihre Pferde[126]), wie ſchon der in Pherae herrſchende Admet wegen ſeiner für ihn geſtorbenen Gattin Alceſtis den Roſſen die Mähnen hatte abſchneiden laſſen[127]). — Umgekehrt pflegen die Völker, welche für gewöhnlich mit geſchorenem Haupte gehen, zur Zeit der Trauer das Haar wachſen zu laſſen, wie unter den wilden Stämmen die Maipuri[128]) und die Jova[129]). Von den Aegyptern erwähnt Herodot[130]), daß ſie, während ſie ſonſt ſich ſchoren, bei Todesfällen im Gegenſatz zu den übrigen Menſchen Haupthaar und Bart wachſen ließen. Nach andern Nachrichten jedoch ſchoren ſie ſich bei dem Tode des Apis[131]). — Als in vielen griechiſchen Staaten durch Alexander den Großen es gebräuchlich zu werden anfing, den Bart zu ſcheeren, pflegten die Männer, wie ſie es heute noch thun[132]), in der Trauerzeit den Bart lang wachſen zu laſſen. Bei den Hellenen, ſagt Plutarch, ſchoren ſich, ſo oft ein Unglücksfall eintrat, die Weiber, die Männer aber ließen das Haar wachſen, weil jene das Haar lang zu tragen, dieſe ſich zu ſcheeren gewohnt ſind[133]). — In Rom trugen während der erſten Jahrhunderte der Republik Alle langes Haupthaar und lange, das Kinn und die Backen vollkommen beſchattende Bärte; als aber im Jahre 300 v. Chr. die erſten Barbiere aus Sicilien dahin gekommen waren, bürgerte ſich nach und nach und, wie es ſcheint, auch nur bei den Vornehmen die Mode ein, mit kurzgeſchnittenem Haupthaar und raſirt einherzugehen[134]). In Folge deſſen kam es denn auch hier vor, daß man Haupthaar und Bart zum Kennzeichen der Trauer

wachſen ließ, wie Cäſar auf die Nachricht von der Niederlage des Titurius, Auguſtus bei der Kunde von der Vernichtung der Legionen des Varus und Caligula nach dem Tode der Druſilla[135]).

Gegenwärtig kommt dieſe Art der Trauerbezeugung, abgeſehen von wilden Völkerſchaften, noch vor bei den Perſern, welche 8 Tage lang nach dem Tode Haar und Bart wachſen laſſen[136]), und bei dem zopftragenden Volk der Chineſen; als die regierende Kaiſerin am 6. Februar 1842 geſtorben war, durften der herkömmlichen Trauer gemäß die Officianten 100 Tage lang ihren Kopf nicht ſcheeren[137]), und bei den auf Java lebenden Chineſen iſt es, wenn ein Reicher ſeinen Geiſt aufgegeben hat, ſämmtlichen Söhnen verboten, ſich zu raſiren, ſo lange die Leiche über der Erde ſteht[138]).

Im Gegenſatz zur Haartracht unterliegt die Kleidung auch gegenwärtig noch für die Trauerzeit faſt allgemein einem Wechſel. Mögen wir die Bekleidung „den älteſten äſthetiſchen Regungen des menſchlichen Geſchlechts“[139]) oder andern Beweggründen verdanken, jedenfalls hat ſie ſchon früh nicht allein zur Verhüllung des Körpers, ſondern auch zum Schmucke und Putze gedient. Wie aber beſonders die Frauen es lieben, durch prächtige Gewänder und Schmuckſachen aller Art ihrer Erſcheinung einen erhöhten Reiz zu geben, ſo entfernen ſie in den Tagen des Leides aus ihrem Anzuge alles Glänzende und Koſtbare, als einen läſtigen Zeugen ihres früheren Glückes.

Die Weiber der Tamanachier legen die Korallen-, Perlen- und Muſchelſchnüre ab[140]). Andromache riß voll Trauer über Hector's Tod und die ihm zugefügte Entehrung vom Haupte den glänzenden Schmuck und warf ihn weit von ſich[141]). Bei Livius ſagt M. Porcius Cato[142]): „Was thun die Frauen anders in der Trauer, als daß ſie den Purpur und den Gold-

ſchmuck ablegen". In Rom erſchienen die Beamten bei der Beſtattung ohne die Inſignien ihres Amtes, die fasces, den latus clavus und den goldenen Ring[143]), und in China werden ſelbſt die goldenen oder ſilbernen Rockknöpfe durch gläſerne oder kryſtallene erſetzt[144]).

Was nun die Trauertracht ſelbſt betrifft, ſo unterſcheidet ſie ſich theils durch den Stoff, theils durch die Farbe von der gewöhnlichen. Damit ihr alle Pracht fehlt, verwendet man zu ihr vielfach grobe und gewöhnliche Stoffe. Das hebräiſche Sacktuch war ein grobes, härenes Gewand[145]); die Chineſen kleideten ſich anfangs in grobe Sackleinwand, ſpäter in gemeine, baumwollene Zeuge[146]); auch bei uns wird nur Wolle, nicht die glänzende Seide zum Trauergewande benutzt.

In der Wahl der Farbe, die auf unwillkürlicher, gefühlsmäßiger Deutung beruht, die ihr untergelegt wird, herrſcht bei den verſchiedenen Völkern Verſchiedenheit. Die beiden verbreitetſten Leidfarben ſind Schwarz und Weiß. In Schwarz, das bei den Eingeborenen von Nordamerika in großer Allgemeinheit das Zeichen der Trauer iſt[147]), trauerten die alten Aegypter, welche nach Servius den Brauch, Kleider von dieſer Farbe für die Trauerzeit anzulegen, aufgebracht haben[148]), die Hebräer[149]), die Araber, welche ſich jedoch ſpäter himmelblauer Gewänder zur Trauer bedienten[150]), die Griechen[151]) und die Römer[152]).

Römiſchem Einfluſſe iſt es wohl zuzuſchreiben, daß trotz des entſchiedenen Widerſpruchs der Kirchenväter[153]) Schwarz die Leidfarbe faſt aller chriſtlichen Völker geworden iſt. — Die ſymboliſche Deutung liegt nahe; wie das Licht ein Bild der Freude, ſo iſt die Finſterniß ein Bild des Unheils und des Todes. Dunkel und ſchwarz iſt die Nacht und das Reich der Todten, welches ein weitverbreiteter Glaube in den Weſten verlegt, wo die Sonne täglich hinabſinkt.

Neben Schwarz iſt Weiß, das uns vertrauter iſt als Symbol der Reinheit, Unſchuld und Freude, in weiter Ausdehnung auch ein Kennzeichen der Trauer. „Die weiße Tracht", ſagt Rochholz[154]), „bezeichnet den Völkern urſprünglich ein feierliches Inslebentreten und ein unergründliches Geheimniß des Wiederverſchwindens: Geburt und Tod, Freude und Leid. Den rein natürlichen Grund, der in dieſer Farbenwahl urſprünglich gelegen hat, ſah ſchon Klopſtock ein und hat ihn in der Ode „an die Freunde" erklärt:

„Doch nichts Schreckliches hat der Geſtorbene, nicht den Verweſten ſehen wir, ſeh'n nicht Gebein,
ſtumme Geſtalt nur erblicken wir, bleiche. Iſt denn des Maies Blume nicht auch und die Lilie weiß?"

In einem großen Theile Aſiens, in China, Anam, Siam[155]) und in Japan[156]) iſt Weiß die Leidfarbe; in dem zuletzt genannten Lande dient jedoch auch Blau zum Zeichen der Trauer; denn Iſabella L. Bird[157]) berichtet von dem Begräbniß eines japaneſiſchen Buddhiſten, bei welchem die Trauerverſammlung in weiße und blaue, weite Gewänder gekleidet war und die Wittwe ein ſchönes, blaues Seidenkleid mit einem Aermelmantel aus weißem Krepp und einem ſcharlachrothen, goldgeſtickten Gürtel trug. Auch bei den heutigen Parſen in Bombay folgen die Trauernden in weißer Kleidung der Leiche, welche von ſechs, bis auf ihre ſchwarzen Schuhe ganz in Schneeweiß gehüllten Männern getragen wird[158]). Es bemalen ſich ferner weiß zur Trauer die Omahaws in Nordamerika und die Auſtralier, letztere entweder in mannichfaltiger Zeichnung am ganzen Körper oder nur mit einem Strich, der über Stirn, Naſe und Backe geht[159]). — In einigen Orten Griechenlands trauerte man ebenfalls in weißem Gewande, wie in Argos[160]), während in Gambreion, einer Stadt an der kleinaſiatiſchen Küſte, es den Männern frei-

ſtand, dunkle oder weiße Kleider anzulegen[161]). Die Klagefrauen ſind noch heute gewöhnlich weiß gekleidet[162]). Auch in der römiſchen Kaiſerzeit kommt es vor, daß die Frauen in weißen Gewändern trauern[163]). — Auch für die deutſchen Stämme muß eine Zeit beſtanden haben, in welcher die weiße Farbe das Abzeichen der Trauer war; denn einmal deutet ſie im Volksaberglauben faſt immer auf den Tod hin[164]), und zweitens hat ſich die weiße Trauertracht in abgelegenen Gebirgsthälern der Schweiz wie in Ortſchaften von Graubünden, Vorarlberg, Appenzell u. a. v. O. bis jetzt erhalten[165]); auch auf der Rügenſchen Halbinſel Mönchgut gehört zur tiefſten Trauer ein weißes Kopftuch[166]). Daß ferner die alten Slaven Weiß als Leidfarbe kannten, zeigen die weißen Tücher, welche noch jetzt die kaſſubiſchen und ſerbiſchen Weiber während der Trauer tragen und ganz um ſich ſchlagen, ſo daß die übrige Kleidung damit bedeckt wird[167]); und in der Lauſitz heißt es, daß Smertnitza d. i. die Todesgöttin in weißem Anzug in den Dörfern umherſchweife[168]). Als letzten Nachklang dieſer Beziehung der weißen Farbe betten wir, deren herrſchendes Feſt- wie Trauerkleid für alle Stände längſt das ſchwarze Gewand geworden iſt, den Todten in Weiß und wählen zu Grabblumen weiß blühende Pflanzen. —

Von den übrigen Trauerfarben erwähne ich noch Blau und Gelb. Außer, wie ſchon erwähnt, in Japan gilt erſteres als Zeichen der Trauer bei den Türken[169]) und in Aegypten, wo im weiblichen Trauergefolge die Verwandten und Hausgenoſſen des Verſtorbenen durch einen in der Regel blauen, um den Kopf gebundenen Streifen von Leinen, Baumwollenzeug oder Mouſſelin und durch ein blaugefärbtes Tuch kenntlich ſind[170]); auch im katholiſchen Oberdeutſchland iſt Blau die kirchlich vorgeſchriebene, weibliche Trauertracht; die Frauen kommen daher

zum Begräbniſſe mindeſtens in blauen Schürzen[171]). — Gelb endlich, das auf des Lebens Ende und das Verwelken der Blätter hindeutet, war, wie es ſcheint, die Leidfarbe der alten Celten; denn in der Bretagne, wo faſt alle Druidengebräuche noch ſo lebendig ſind, wie im Mittelalter und Alterthum, werden gelbe Wachskerzen zu beiden Seiten des unter das Leichenzelt gelegten Todten angezündet, und gelbe Hauben tragen die dem Leichenzuge ſich anſchließenden Frauen[172]). Gegenwärtig dient Gelb in einigen aſiatiſchen Reichen zur Bezeichnung der Trauer[173]). —

Hiermit ſind die wichtigſten Trauergebräuche erſchöpft. Es bleibt zum Schluß nur noch diejenige Anſchauung über das Weſen des Todes zu betrachten, welche denſelben nicht als ein Uebel auffaßt, vor welchem dem Menſchen grauen muß, und deſſen Opfer zu beklagen ſind, ſondern welche in ihm eine Erlöſung von den unſer Leben umringenden Uebeln ſieht und demgemäß die Geſtorbenen als die allen Sorgen und Mühen Entrückten glücklich preiſt. Bekannt ſind die Worte des Euripides[174]):

> Wir ſollten bei dem Neugeborenen trauernd uns
> verſammeln ob der Leiden, welche ihn bedrohn,
> doch den Geſtorbenen, aller Noth Entronnenen,
> glückſelig preiſend fröhlich bringen aus dem Haus.

Dieſe Lebensauffaſſung, welche in der griechiſchen und römiſchen Literatur in mannigfachen Formen ſich ausſpricht[175]), hat uns hier zu beſchäftigen, ſoweit ſie in das Denken und Leben ganzer Völkerſchaften und Religionsgemeinſchaften übergegangen iſt. —

Von dem thrakiſchen Stamm der Trauſen berichtet Herodot[176]), daß ſie „im Hinblick auf die vielen Leiden und Schmerzen des menſchlichen Daſeins die neugeborenen Kinder

mit Klagen begrüßten, die Geſtorbenen dagegen mit Luſt und Freude unter die Erde brachten, da dieſe von allem Uebel erlöſt in aller Glückſeligkeit fortlebten, und wegen eben dieſer Sitte ertheilt ihnen Valerius Maximus[177]) den Ruhm der Weisheit, da ſie ohne die Vorſchrift der Gelehrten „die wahre Beſchaffenheit unſerer Lage“ durchſchaut hätten. Ohne Trauer und Klage beſtatteten nach eben dieſem Gewährsmann[178]) auch die Maſſilier ihre Todten.

Einen beſonders günſtigen Boden für eine derartige Auffaſſung des Lebens und des Todes bilden, wie es ſcheint, diejenigen Zeiten, in welchen neuentſtandene Religionen die Gemüther mächtig erregen und die Hoffnung auf das ſelige und freudenreiche Leben, welches ſie den Gläubigen verheißen, in den Vordergrund ſtellen und neu beleben. Ich denke an den Islam und das Chriſtenthum. —

Im Koran wird das irdiſche Leben bezeichnet als ein „zerbrechliches Geräth“, als ein „Scherz und Spiel“, als ein „Vorrath von Täuſchungen“, „deſſen Verſorgung gering zu achten ſei gegen die des zukünftigen“, welches allein „wahres Leben“ und eine „Wohnung von feſter Dauer“ iſt[179]). „Dort werden die Gläubigen in den von Waſſerbächen durchſtrömten Gärten geſchmückt mit goldenen Armbändern und bekleidet mit grünen Gewändern von feiner Seide auf weichen Polſtern ruhen, aller denkbaren Genüſſe theilhaftig“. Darum ſteigen auch zu den Frommen in der Sterbeſtunde oder beim Verlaſſen des Grabes Engel herab und ſprechen: „Fürchtet euch nicht und ſeid nicht traurig, ſondern freut euch des Paradieſes, das euch verheißen iſt“[180]).

Steht es aber ſo um das Dieſſeits und Jenſeits, liegt in jenem der Schwerpunkt, nach welchem jenes gravitirt, ſo kann es uns nicht wundern, wenn Stimmen laut werden, welche die

Klage um die Todten mißbilligen und ganz entfernt wiſſen wollen.

Eine ſolche Denkart offenbart die von Rückert in der Hamâſa mitgetheilte fromme Anecdote[181]). „Als Omar Ben Achattab den Mutammin die Todtenklagen über ſeinen Bruder Mâlek vortragen hörte, ſprach er zu ihm: Ich wollte, du hätteſt meinen eigenen Bruder Seid mit ſolcher Todtenklage beſungen, wie Deinen Bruder! Allein jener (der inzwiſchen ein guter Moslem geworden war) antwortete: Wenn ich wüßte, daß mein Bruder (mit deſſen Bekehrung zum Islam es kein rechter Ernſt geweſen war) an den Ort (des Paradieſes) hingelangt wäre, wohin Dein Bruder gelangt iſt, ſo würde ich ihn gar nicht beklagen".

Damit ſtimmt der von Baſtian[182]) angeführte Ausſpruch des im Jahre 762 n. Chr. geſtorbenen Safi Bekr Ben Abdallah El Moſeri: Wenn die Seele (des Geſtorbenen) ſprechen könnte, ſo würde ſie dies Heulen verbieten. Sie eilt zum Grabe in der Hoffnung dort frohe Botſchaft zu finden. Dieſelbe Anſchauung kehrt in der Erzählung von 1001 Nacht wieder[183]), wo „Abdallah von der See unwillig die Freundſchaft mit Abdallah vom Lande abbricht, als er hört, daß die Bewohner des Landes ſich nicht freuen und ſingen, wenn einer ſtirbt, ſondern trauern und weinen und ihre Kleider zerreißen." Denn, fügt er hinzu, da ihr doch jeder ein Pfand Gottes ſeid, wie kann es euch nicht recht ſein, wenn Gott ſein Pfand zurücknimmt, wie könnt ihr darum weinen? —

Praktiſch bewähren dieſe Ueberzeugung die Araber und Türken, die es „als einen ſtrafbaren Mangel von Ergebung in den göttlichen Willen betrachten, wenn Männer beim Tode von Blutsverwandten und Freunden weinen; darum bezeugen ſie

auch den Anverwandten von jüngst Verstorbenen kein Beileid, sondern segnen sie vielmehr"[184]).

Auch dem ältern Christenthume war diese Anschauung keineswegs fremd. Ihm galt ja der Tod als der Eingang zum himmlischen Leben, als der wahre Geburtstag der Gläubigen, an dem sie, wie Petrus Chrysologus[185]) sagt, „zwar nicht auf der Erde vom Fleische geboren würden, wohl aber von der Erde in den Himmel, von der Arbeit zur Ruhe, von den Versuchungen zum inneren Frieden, von den Qualen zu den nicht flüchtigen, sondern festen, dauernden und ewigen Freuden und vom Gespött der Welt zur Krone und zum Ruhme". „Wenn das irdische Zelthaus zerstört ist, dann wußte man von Gott ein Gebäude bereitet, ein nicht mit Händen gemachtes Haus, ein ewiges im Himmel"[186]).

Da droben lebten dann die Heiligen mit dem Herrn vereinigt ein seliges Leben in ewigem Frieden. Und im Vergleich mit diesem ewigen und vollkommenen Frieden erschien ihnen das Leben auf dieser Erde höchst elend und traurig[187]) und eingedenk des apostolischen Wortes[188]), daß Sterben ein Gewinn sei, sehnten sie sich auch wohl nach dem Ende dieser Pilgerfahrt und der Aufnahme in die himmlische Herrlichkeit. „Die Erde wurde ein Jammerthal und Heimweh nach einer andern Welt das vorherrschendste Gefühl der edelsten Gemüther"[189]), eine Vorstellung von dem Verhältniß dieses Lebens zum zukünftigen, die noch nachklingt, wenn wir mit Luther in der Erklärung der 7. Bitte des 3. Hauptstückes Gott bitten, daß er uns „mit Gnaden von diesem Jammerthal zu sich nehme in den Himmel".

Von diesem Glauben reden als gewichtige Zeugen zu uns auch die christlichen Grabsteine, die schon durch die Bezeichnung des Todestages, den als einen Unglückstag heidnische Grab-

ſchriften nicht angeben, und durch die für Sterben gewählten Ausdrücke wie „ruhen“, „vollendet werden“ u. a. die Ueberzeugung derer erkennen laſſen, die ſie ſetzten[190]). Noch deutlicher aber wird ſie, wenn wir dort leſen, daß der Tod die Mühen und Beſchwerden des Lebens endet, von der Sünde befreit und den Zugang zum Himmel eröffnet[191]).

Als Conſequenz dieſer Glaubensüberzeugung ergab es ſich, daß die Chriſten die Klagen um die Todten aufzuheben ſuchten. Die angeſehenſten Kirchenväter, wie Tertullian, Cyprian, Chryſoſtomus, Hieronymus u. a. mißbilligten jede Art von Trauer und forderten von den echten Chriſten, daß ſie ſich bei dem Tode der ihrigen freuen ſollten[192]). „Denn iſt es nicht ſinnlos“, ſchreibt z. B. Chryſoſtomus[193]) einer jungen Wittwe, „den Himmel zwar für viel beſſer als die Erde zu halten, aber doch diejenigen, welche von hier dorthin gegangen ſind, zu beweinen? Darum muß man über diejenigen, welche in den ſichern Hafen eingelaufen ſind, nicht trauern, ſondern ſogar ſich freuen.“

Dieſe Anſicht wurde gewiſſermaßen officiell von der Kirche beſtätigt durch die Aufnahme, welche der die Trauer ſchlechthin verbietende Beſchluß des Concils zu Toledo in die Sammlung des kanoniſchen Rechts fand[194]).

Daß aber dieſer Forderung überall nachgekommen iſt, und nie das Gefühl der Wehmuth und des Schmerzes in die Seele des Ueberlebenden ſich eingedrängt hat, iſt weder an ſich wahrſcheinlich, noch erweislich; denn zu weinen um den Tod eines theuren Angehörigen iſt in dem menſchlichen Gemüth tief begründet. „Wie kann es geſchehen“, ruft Auguſtin aus[195]), daß der Tod der Menſchen, deren Leben uns durch den Troſt der Freundſchaft ergötzte, uns keinen Kummer verurſachen ſollte“. Nicht blos dieſer Kirchenlehrer hat ſeine Mutter, nicht blos

Ambrosius seinen Bruder betrauert, sondern auch die oben Genannten haben an anderen Stellen ihrer Schriften eine maßvolle Trauer um den Verlust Angehöriger als mit dem christlichen Glauben vereinbar gestattet[196]). Und aus den Grabschriften hat J. Ritter[197]) in der citirten Abhandlung den Nachweis geliefert, daß auch an den Gräbern der Christen es nicht gänzlich an Klagen gefehlt hat, in welchen die Ueberlebenden theils sich selbst, theils die Verstorbenen beweinen, ja daß sogar bittere Vorwürfe gegen das Geschick und Gott, durch die zärtlich geliebte Personen dahingerafft seien, wenn auch nur selten, selbst hier von den Zurückgebliebenen ausgestoßen werden. — Wenn also Dryander[198]) sagt, daß „an den Christengräbern es keine andern Gedanken giebt, als den einer seligen Unsterblichkeit, und daß hier überall nur die eine Hoffnung ist: der Todestag ist der Geburtstag für eine selige Ewigkeit", so hat er offenbar durch seinen Eifer, des älteren Christenthums Sitten zu verherrlichen, sich zu einer Behauptung hinreißen lassen, die in dieser Unbedingtheit von den vorhandenen Urkunden nicht bestätigt wird.

Anmerkungen.

1) J. G. Müller: Geschichte der amerikanischen Urreligion, S. 73. Waitz: Anthropologie der Naturvölker I, 325; II, 194; III, 196.

2) Waitz: Anthropologie II, 203.

3) Meiners: Allgemeine kritische Geschichte der Religion. Hannover 1807. II, 705 f.

4) Deutsche Rundschau. 1878. Heft IV, S. 112 f.

5) Germania, S. 27.

6) Waitz a. a. O. III, 196.

7) Andreä: Die Todtengebräuche der verschiedenen Völker der Vor- und Jetztzeit. Leipzig 1846. S. 234.

8) Andreä a. a. O., S. 237.

9) Waitz a. a. O. III, 330. 309. 59. 196.

10) Peſchel: Völkerkunde. S. 495.

11) Waitz a. a. O. III, 483 f.

12) Waitz a. a. O. III, 506. Gartenlaube 1879, Heft 7, S. 427.

13) Meiners a. a. O. I, 15.

14) Baſtian: Der Menſch in der Geſchichte, II, 327.

15) Waitz-Gerland, Anthropologie V², 200.

16) W. Sonntag: Die Todtenbeſtattung. Halle 1878. S. 86.

17) Waitz-Gerland a. a. O. V², 151.

18) Andreä a. a. O., S. 263. Deutſche Rundſchau 1879. Heft X, S. 141.

19) Herodot IV, 71.

20) Meiners a. a. O. II, 712.

21) Wuttke: Geſchichte des Heidenthums. Breslau 1852. I, 189 f.

22) Bei Servius zur Aeneis III, 67: „Damit ſie Blut zeigen und dadurch den Todten Genüge leiſten.“ —

23) Wuttke a. a. O. II, 149 f.

24) Wuttke a. a. O. II, 141. Pfleiderer: Die Religion, ihr Weſen und ihre Geſchichte. Leipzig 1869. II, 181.

25) Wuttke a. a. O. II, 143.

26) Pfleiderer a. a. O. II, 173. Spieß: Entwicklungsgeſchichte der Vorſtellungen vom Zuſtande nach dem Tode. Jena 1877. S. 200 ff.

27) Pfleiderer a. a. O. II, 172 ff. Spieß a. a. O. 200. 202.

28) Pfleiderer a. a. O. II, 182.

29) Andreä a. a. O. 32. 33.

30) G. Spieß: Die preußiſche Expedition nach Oſtaſien während der Jahre 1860—1862. S. 263.

31) Properz V, 7, 23 f.: „Aber mir rief niemand die brechenden Augen zu: einen Tag hätte ich durch dein Zurückkehren erlangt.“ Ovid tristien l. III. 3. 41 f.: „Und nicht wird durch die auf mein Antlitz fließenden Thränen der Gattin meinem Leben eine kurze Spanne Zeit hinzugefügt werden?“ Servius zur Aeneis VI, 218. Vgl. Kirchmann: de funeribus Romanorum. Brunsvigae 1661. I c. 13.

32) Sonntag a. a. O., S. 90.

33) Herodot II, 85. Dieder S. I, 72. 91.

34) Dedel bei Klemm: Das Morgenland. Leipzig 1849. S. 140 f. Brugſch: Aus dem Orient. Berlin 1864. S. 61.

35) W. Sonntag a. a. O., S. 57.

36) Brugſch a. a. O., S. 4. Socin in Bädekers: Egypten I, 169.

37) Lucian: de Syria dea § 6. Duncker: Geſchichte des Alterthums. 4. Aufl. S. 275. Preller: Griechiſche Mythologie I, 272 f.

38) Heſek., c. 27, 29—32 (nach de Wette).

39) Nahum 2, 8.

40) Jeremias 48, 37. 38; vergl. Jeſaias 15, 2. 3.

41) Hamâſa überſetzt von Fr. Rückert. Stuttgart 1846. T. I. Nr. 272; 274; 277; 287, 5. 296 u. ö.

42) Freytag: Einleitung in das Studium der arabiſchen Sprache. Bonn 1861. S. 218 f. Hamâſa Nr. 259, 2; 312, 3; 336. 382, 1.

43) Ham. I, 305, 3; 335, 2; 336, 2.

44) Ham. I, 36, 3; 297, 1; 300, 1; 340, 3; 352, 1 u. ö.

45) Freytag a. a. O. S. 218. Klagefrauen; Ham. I, 274, 6; 324, 1. — S. 25. — Zerreißen des Gewandes: Ham. I, 259, 2; 366, 1. —

46) Spieß a. a. O., S. 417.

47) Herrmann Schultz: Altteſtamentliche Theologie. Frankfurt a. M. 1869. I, 396 ff. II, 165 f. Spieß a. a. O. 424 f.

48) Pſalm 6, 6; 30, 10.

49) Hiob, C. 14, 7—10. C. 7, 9 f.

50) 1. Kön. 13, 30; Jerem. 22, 18; 34, 5.

51) Kamphauſen in Riehm's Bibel-Lex., S. 160.

52) 2. Kön. 2, 12; 2. Kön. 13, 14. Sonntag l. c., S. 200.

53) Freytag l. c. S. 220. Duncker: Geſchichte des Alterthums, S. 248.

54) 2. Chron. 35, 25.

55) 2. Sam. 3, 34.

56) 2. Sam. 1, 19—27. Irrthümlich verſteht Peſchel (Völkerkunde, S. 202) 2. Sam. (= 2. Kön. nach dem LXX) 1, 18 von der Uebung im Bogenſchießen, die David für den Stamm Juda angeordnet habe; gemeint iſt die Einübung des nach v. 22 „Bogen" genannten Trauerliedes.

57) Matthäus V, 38 f. Lucas VIII, 52.

58) Jeſus Sirach 38, 18. Vgl. Kamphauſen a. a. O., S. 160.

59) Matthäus 9, 23. Jeremias 48, 36. Vgl. Jeſaias 16, 11.

60) Jeremias 9, 16 f.

61) Andreä, a. a. O. 234. Waitz a. a. O. III, 196.

62) Vambery: Reiſe in Mittelaſien, S. 259.

63) Egypter. Duncker: Geſchichte des Alterthums I, 59. Araber.

Freitag a. a. O., S. 219. Griechen. Becker: Charikles II, S. 180. Römer. Marquardt und Mommſen: Handbuch der römiſchen Alterthümer VII ², S. 34 f. m. Anm.

64) Kamphauſen a. a. O., S. 161.

65) Klemm a. a. O., S. 141.

66) Andreä a. a. O., S. 355.

67) Andreä a. a. O., S. 356. 369.

68) Andreä a. a. O., S. 361.

69) Baſtian: Der Menſch in der Geſchichte II, 327. Wachsmuth: Das alte Griechenland im neuen. Bonn 1864. S. 112 f. Arthur und Albert Schott: Walachiſche Märchen, S. 302.

70) Rochholtz: Deutſcher Glaube und Brauch im Spiegel heidniſcher Vorzeit I, 195 f.

71) 1. Moſes 37, 29, 34; 3. Moſes 10, 6. 2. Samuelis 3, 31; 13, 31. 2. Samuelis 1, 2. Klagelieder 2, 10. Hiob 1, 20. Amos 8, 10. Jeremias 16, 6.

72) 2. Samuelis 3, 31; Jerem. 6, 26.

73) 3. Moſes 19, 28.

74) Deuteron 14, 1. Jeſaias 3, 24 nebſt Hitzig z. d. St. Jeremias 16, 6; 41, 5.

75) Klemm l. c. S. 139. Andreä l. c. S. 287.

76) Il. 23, 9; Od. 4, 197. Od. 11, 54, 72.

77) Ovid trist. III, 3, 40. 46.

7b) Ovid metam. 11, 670.

79) Tibull II, 4, 43.

80) Becker u. Marquardt: Handbuch der römiſchen Alterthümer V, 1 S. 352. — Guhl und Koner: Leben der Griechen und Römer. S. 338. 733.

81) Il. 24, 719 ff.

82) Lucian: de luctu § 20.

83) Herod. VI, 58.

84) Il. 18, 24 ff.

85) Il. 19, 282 ff.

86) Ilias 22, 424 f. 24, 639 f.

87) Vergil Aeneis 11, 85 ff.

88) Becker: Charikles II, 177.

89) Plutarch Solon C. 12 u. 21.

90) Cicero: de legibus II, 23, 59; 25, 64: „Die Frauen ſollen ſich die Wangen nicht zerfleiſchen, noch die Totenklage anſtimmen."

91) Kirchmann: de funeribus Romanorum II, c. 11 u. 12.

92) Cicero: Tusculanae disputationes III, 26, 62: „Schmutz, das von den Frauen geübte Zerfleiſchen der Wangen, der Bruſt und der Schenkel und das Schlagen an den Kopf."

93) Lucian: de luctu § 12. 19

94) Plutarch: consolatio ad uxorem, c. 4.

95) Waſh. Irving. Leben Muhammeds, S. 160. 205.

96) Andreä a. a. O., S. 332.

97) Irving: Leben Muhammeds, S. 205. 159.

98) Bei Auguſtin: Denkwürdigkeiten aus der chriſtlichen Archäologie IX, 571.

99) Auguſtin a. a. O. IX, 571 f.

100) Edda, überſetzt von H. v. Wolzogen, S. 260 f.

101) Rochholz: Deutſcher Glaube und Brauch I, 207.

102) Nibelungenlied. Abenteuer 38, Str. 2239.

103) Tacitus: Germania, C. 27.

104) Rochholz: Deutſcher Glaube und Brauch I, 207.

105) Riſignoli: Erbarmt euch der armen Seelen im Fegfeuer. Paderborn. 3. Aufl. 1881. S. 209.

106) Zeitſchrift für deutſche Mythologie und Sittenkunde I (1853) S. 62 f.

107) Rochholz a. a. O., S. 208.

108) Talvj: Volkslieder der Serben. Halle und Leipzig 1835. I, 67. vgl. S. 274.

109) Beckenſtedt: Wendiſche Sagen, Märchen und abergläubiſche Gebräuche. Graz 1880. S. 450.

110) Becker: Charikles II, 177.

111) Lucian: de luctu § 16.

112) Statius: Silvae II, 6, 96 f.: „Was quälſt du den theueren Schatten durch ſo wilde Klage?" V, 1, 179 f.: „Unterlaß, ich bitte, das Weinen, ſchlage nicht heftig deine Bruſt und quäle nicht den entfliehenden Schatten."

113) Tibull I, 1, 67 f.

114) Rückert: Hamâſa, Nr. 274, 4.

115) Servius zur Aeneis XI, 93: „Es iſt die Sitte der Trauernden die Kleidung zu ändern." Plutarch: quaestiones Romanae 14.

116) Ilias 18, 27. 22, 406. 24, 710 f.

117) Odyſſee 24, 46. 4, 197 f. 10, 567.

118) Hehn: Kulturpflanzen und Hausthiere, S. 460.

119) Becker: Charikles II, 380 ff., 387 ff.

120) Phönicier. Heſekiel 27, 31. Lucian: de dea Syria, c. 6. Araber. Freytag: Einleitung, S. 219. Hebräer. Amos 8, 10. Jeſaias 22, 12. Jeremias 7, 29; 16, 6.

121) Curtius: de rebus gestis Alexandri M. X, 5. Herodot IX, 24.

122) Afrika. Waitz II, 194. Amerika. Waitz III, 196. 387. Südſee. Waitz-Gerland V², 153. Sonntag a. a. O. 85. 89.

123) Baſtian: Der Menſch in der Geſchichte II, 328.

124) Herodot IX, 24.

125) Plutarch: Pelopidas, C. 34. Alexander, C. 72.

126) Plutarch: Pelopidas, C. 33.

127) Euripides: Alceſtis V. 428 f.

128) Andreä a. a. O., S. 238.

129) Waitz a. a. O. III, 196.

130) Herodot II, 36. III, 12.

131) Lucian: de dea Syria § 6. de sacrificiis § 15.

132) Wachsmuth a. a. O., S. 124.

133) Plutarch: Quaestiones Romanae 14. Becker: Charikles II 201. 389 f.

134) Plinius: Naturalis historie VII, 59, 211. Guhl u. Koner Das Leben der Griechen und Römer, S. 587.

135) Sueton: Julius Cäſar, C. 67. Auguſtus, C. 23. Caligula, C. 24.

136) Meiners a. a. O. II, 702.

137) Andreä a. a. O. 49.

138) Zeitſchrift der deutſchen Morgenländiſchen Geſellſchaft IX, 816.

139) Peſchel: Völkerkunde, S. 181.

140) Andreä a. a. O., S. 238.

141) Ilias 22, 468 ff. cf. V. 406.

142) Livius IX, 7.

143) Tacitus Annalen III, 4. Livius IX, 7. Marquardt und Mommſen a. a. O. VII¹ 346. Die fasces, ein Ruthenbündel aus dem ein Beil hervorragte, waren das Symbol der Herrſchergewalt, während der latus clavus, ein der Tunica eingewebter breiter Purpurſaum, das Abzeichen des Senatorenſtandes war.

144) Andreä a. a. O. S. 47.

145) G. Baur zu Pſalm 30, 12.

146) Meiners a. a. O. II, 704.

147) Waitz a. a. O. I, 365.

148) Servius zur Aeneis XI, 287.

149) Kamphausen in Riehms Handwörterbuch des bibliſchen Alterthums. S. 836. 423. Hitzig zu Jeſaias 20, 2.

150) Freytag a. a. O., S. 219.

151) Euripides: Helena, V. 1088. Iphigenia A., V. 1439. Plutarch: Pericles, C. 38. In den homeriſchen Gedichten wird die ſchwarze Trauerkleidung noch nicht erwähnt, wenn man nicht eine Hindeutung auf ſie darin finden will, daß Thetis im Kummer um Achill, dem vor Troja zu fallen beſtimmt iſt, mit ſchwarzem Gewande bekleidet in die Götterverſammlung geht. Ilias 24, 94.

152) Juvenal IX, 245. Ovid. Metamorphoſen VIII, 448. Properz V, 7, 28. V. Kirchmann a. a. O. II, C. 17.

153) Auguſtin: Denkwürdigkeiten IX, 573.

154) Rochholz a. a. O. I, 133 f.

155) Waitz a. a. O. I, 365.

156) Andreä a. a. O., S. 70.

157) J. L. Bird: Unbetretene Reiſepfade in Japan I, 222.

158) J. Jolly: Eine Reiſe nach Oſtindien. Deutſche Rundſchau. 1884. Heft 7 (April), S. 46.

159) Waitz a. a. O. I, 365.

160) Plutarch: Quaestiones Romanae 26.

161) Schömann: Griechiſche Alterthümer II, S. 546.

162) Wachsmuth a. a. O., S. 113.

163) Plutarch: Quaest. R. 26. Herodian IV, 2, 3.

164) Wuttke: Der deutſche Volksaberglaube der Gegenwart § 285 und 325.

165) Rochholz a. a. O. I, 138 f.

166) Tribüne, Feuilleton v. 2. Auguſt 1881.

167) Schwenck: Die Mythologie der Slawen, S. 305.

168) Schwenck a. a. O., S. 274.

169) Waitz a. a. O. I, 365.

170) Bädeker: Egypten. 1877. S. 169.

171) Rochholz a. a. O. I, 198.

172) Eckermann: Mythologie III, 41 f.

173) Waitz a. a. O. I, 365.

174) Euripides: Fragmenta ed Nauck, No. 452.

175) Friedländer: Darſtellungen aus der römiſchen Sittengeſchichte III, 651 f.

176) Herodot V, 4.

177) Valerius Maximus II, 6.

178) Valerius Maximus II, 6.

179) Koran überſ. v. Ullmann. Sure 3, S. 52; 6, S. 95; 29, S. 343; 57, S. 473; 29 S. 343; 40 S. 406.

180) Koran. Sure 18, S. 243; 22, S. 280; 35, S. 375. Sure 3, S. 53; 4, S. 56 u. öfter.

181) Hamâſa I zu Nr. 258, S. 293.

182) Baſtian: Der Menſch II, 328.

183) 1001 Nacht, arabiſche Erzählungen. Deutſch von Alex. König, Bd. VI. cf. Tylor: Anfänge der Cultur II, 105.

184) Meiners l. c. 11, 699 f.

185) Petr. Chrysol. serm. 129.

186) II. Cor. V, 1.

187) Augustin de civ. Dei 19, 20. confess. 9, 10, 24.

188) Phil. I, 21, 23. II. Cor. V, 8.

189) Haſe: Kirchengeſchichte. A. 3. S. 76.

190) J. Ritter: de compositione titulorum christianorum sepulcraliam in corpore inscriptionum Graecarum editorum. Programm des Kgl. Joachimth. Gymn. 1877. S. 11. 24 f.

191) J. Ritter a. a. O., S. 28—30.

192) Auguſtin a. a. O. IX, 570.

193) Chrysostomus ed Dübner I, 194.

194) Auguſtin a. a. O. IX, 571.

195) Auguſtin: de civitate Dei XIX, 8.

196) Auguſtin: Confeſſiones IX, 12, 29 u. 33. Auguſtin a. a. O. IX, 571 f.

197) J. Ritter a. a. O. 26 ff.

198) Dryander: „Ein Beſuch in den römiſchen Katakomben" in „Deutſch-evangeliſche Blätter" von Beyſchlag und Walters. Jahrgang II, Heft 2.

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerſtr. 17a.

Galilei.

Von

Ludwig Pilgrim.

33842

Berlin SW., 1885.

Verlag von Carl Habel.

(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)

33. Wilhelm-Straße 33.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Von Italien ging die Bewegung aus, welche bestimmt war die Finsterniß des Mittelalters zu durchbrechen. Der göttliche Dante war es, der durch seine unsterblichen Werke die Blicke wieder auf das Alterthum hinlenkte. Petrarka's Geist hauchte den Dichtern des alten Roms wieder neues Leben ein.

Der Fall von Konstantinopel im Jahre 1453 bewirkt, daß viele griechische Gelehrte nach Italien wandern, woselbst sie den Philosophen des alten Hellas Eingang und Anerkennung verschaffen. Mit dem Verständniß für das klassische Alterthum wächst auch der Sinn, ja die Begeisterung für die von ihm hinterlassenen Werke. Eifrig beschäftigt sieht man die Jünger der Kunst, die Ueberreste der Vergangenheit dem Boden zu entreißen, dem Boden, der sie verborgen hielt bis zu einer Zeit, die ihrer würdig sein würde. Die gewaltigen, ja fast übermenschlichen Heroen der Kunst treten auf und hinterlassen der Menschheit Werke, die noch heute mit der ganzen Macht schöpferischer Genialität den mit Staunen und Bewunderung erfüllten Betrachter zu sich emporheben.

Die Kirche vermag dem Andrang solcher Titanen keinen Widerstand zu leisten. Wir sehen, daß der Geist des Alterthums auch an dem römischen Hofe mehr und mehr Eingang findet. Unter Leo X. gleicht Rom mehr der heidnischen Kaiserstadt als der Stadt, in der von dem Stuhle Petri aus der Menschheit

Einfachheit der Sitten und Weltentſagung gepredigt wird. Die frommen Seelen des ganzen Abendlandes müſſen beiſteuern, um dem päpſtlichen Stuhle einen Glanz zu verleihen, der dem Prunke und der Ueppigkeit der Beherrſcher des alten Roms kaum nachſteht. Die Strafe für die Verwilderung des Klerus ließ nicht lange auf ſich warten.

Luther nimmt in Rom wahr, wie man ſich über die dummen Deutſchen luſtig macht, deren Gewiſſen als Geldquelle benutzt wird. Im Jahre 1517 legt der heldenmüthige deutſche Mönch den Grundſtein der Reformation, indem er die 95 Sätze an die Schloßkirche zu Wittenberg anſchlägt.

Während ſich die Menſchheit mehr und mehr von dem Joche eines Klerus befreit, dem es nur um die eigene Macht und Herrlichkeit zu thun war, während in Deutſchland die Reformation an Boden gewinnt und die Macht der Päpſte ihrem Untergange nahe ſcheint, entſteht der von dem Spanier Ignaz von Loyola 1540 geſtiftete Jeſuitenorden. Der Papſt Paul III. ſieht den Orden, der ſich ihm bedingungslos zu Füßen wirft, als eine Hilfe vom Himmel an.

Der Stifter des Ordens verband mit glühender Phantaſie und religiöſer Begeiſterung ein bedeutendes Organiſationstalent und war wohlbekannt mit den Schwachheiten der Menſchen. Auch die Ausnutzung dieſer Schwächen ſollte eine Stütze des Syſtems werden, als deſſen Ziel ſich die Weltherrſchaft der Päpſte oder die Herrſchaft des Ordens durch die Päpſte allmählich herausbildete. Zählte auch die Geſellſchaft Jeſu unter ihren Mitgliedern manche, deren Edelmuth und Opferwilligkeit oder deren wiſſenſchaftliche Tüchtigkeit unſere volle Anerkennung verdient, ſo verlor die Leitung des Ordens das angegebene Ziel doch niemals aus den Augen. Bald machte ſich der Einfluß der Jeſuiten geltend. Am 21. Juli 1542 verkündigte eine päpſtliche Bulle die Er-

richtung eines obersten Inquisitionsgerichtshofs in Rom nach dem Muster des spanischen Offiziums, schauerlichen Angedenkens. Die Macht des Gerichtshofs wuchs zusehends, alle Staaten Italiens nahmen das Institut auf. Schon im Jahr 1543 erfolgte die Bestimmung, daß ohne die Bewilligung der Inquisition kein Buch gedruckt werden dürfe. Nicht lange ließen die Opfer der Inquisition auf sich warten. Im Jahre 1550 wurde Fanino da Faenza zum Tode verurtheilt und Domenico della Casabianca verbrannt. Viele sollten ihnen nachfolgen. Wenn auch manche, ihre Ueberzeugung nicht aufgebend, den Scheiterhaufen bestiegen, manche in den Kerkern der Inquisition schmachteten und andere, von Lauschern und Spähern umgeben, ihre Gedanken in sich verschließen mußten, so erreichte die Inquisition dennoch nicht das Ziel, die gesammte Menschheit an ein starres Dogmensystem anzuketten.

Während in Italien auf allen selbstständigen Geistern das Joch der Inquisition lastete, während alle Anstrengungen gemacht wurden die Wissenschaft wieder zum Monopol des Klerus zu machen, wurde am 18. Februar 1564 Galileo Galilei zu Pisa geboren; an demselben Tage, an dem Michelangelo Buonarotti aus dem Kreise der Lebenden schied. Galilei stammt aus einer angesehenen florentinischen Familie aus der verschiedene Männer hervorgegangen waren, die sich um die Republik Florenz Verdienste erworben hatten. Vincenzio Galilei, der Vater des großen Astronomen wird noch heute in der Geschichte der Musik als der erste erwähnt, der einzelne Scenen für Sologesang mit Begleitung eines einzelnen Instrumentes komponirte. Dadurch wurde er zum Vorläufer der Oratorien- und Opern-Komponisten. — Seine Abhandlungen über theoretische Musik waren von Einfluß auf die musikalische Welt seiner Zeit.

Auch auf anderen Gebieten war Vincenzo Galilei erfahren.

In der griechiſchen und lateiniſchen Literatur war er zu Hauſe und in der Geometrie bewandert. In ſeinen Schriften ſpricht ſich ein unabhängiger Geiſt aus, der gegen den herrſchenden Autoritätskultus ankämpft.

So reich der Vater Galileo's an geiſtigen Gaben war, ſo arm war er an irdiſchen Gütern. Um für ſich und die Seinigen den nöthigen Unterhalt zu erwerben, widmet er ſich daher dem Handelsſtande. Wir finden ihn im Jahre 1564 in Piſa, woſelbſt er Handelsgeſchäfte betrieb, als ihm von ſeiner Gattin, Julia, ein Sohn, der in der Folge ſo berühmt gewordene Gelehrte, geſchenkt wurde. Bald nach der Geburt des Sohnes kehrten die Eltern nach Florenz zurück. Schon frühe äußerten ſich bei dem jungen Galileo beſondere Anlagen für die Wiſſenſchaft, in der er ſo Großes zu leiſten beſtimmt war. In ſeinen Mußeſtunden finden wir ihn damit beſchäftigt, aus den einfachſten Gegenſtänden, die ihm zufällig in die Hände kamen, Maſchinenmodelle zu konſtruiren. Vincenzio unterließ es nicht, ſeinem Sohne eine gediegene, ſeinem Stande gemäße Erziehung zu Theil werden zu laſſen. In den alten Sprachen wurde Galileo in einer von einem Profeſſor Borghini gehaltenen Schule unterrichtet. Zu gleicher Zeit ertheilte ihm ſein Vater Unterricht in der Muſik. Auch hier zeigte Galileo Talent und brachte es bald zu einer bedeutenden Fertigkeit im Lautenſpiel.

Nachdem Galileo ſeine humaniſtiſchen Studien vollendet hatte und auch in der Beredtſamkeit unterrichtet worden war, wurde ihm von einem Mönche des Kloſters Vallombroſo Unterricht in der ſcholaſtiſchen Dialektik ertheilt, in welcher die Kloſterlehrer ſehr bewandert waren. — Außerdem lernte er Zeichnen und Perſpektive. Die Väter des Stiftes Vallombroſo wollten den talentvollen Jüngling für ihren Orden gewinnen. Galileo's

Vater war aber damit nicht einverstanden und entfernte ihn aus dem Kloster, ein Augenübel vorschützend.

Ursprünglich sollte sich Galileo dem Tuchhandel widmen, der damals viel Geld nach Florenz brachte. Der Handel sollte der verarmten Familie der Galilei wieder aufhelfen. Vincenzio Galilei änderte jedoch seine Absichten, als er bei seinem Sohne hervorragende Begabung für die Wissenschaften wahrnahm. Da der Erwerb nicht aus dem Auge gelassen werden durfte, so wurde beschlossen Galileo Mediziner werden zu lassen. Für diesen Beruf, mit dem damals bedeutende Einnahmen verbunden waren, entschied sich der lernbegierige Jüngling nicht aus Neigung, sondern um den Wünschen seines Vaters zu entsprechen. In seinem achtzehnten Lebensjahre bezog Galileo die Universität Pisa. — Anfangs widmete sich der junge Student mit Eifer den medizinischen Studien, doch bald genügte ihm diese Wissenschaft nicht mehr, nachdem er ihre damals unsicheren Grundlagen erkannt hatte. Dies hatte zur Folge, daß er sich eingehender mit der Philosophie beschäftigte. — Die Lehrer der Philosophie an der Universität Pisa gehörten fast ausschließlich der scholastischen Richtung an; sie legten ihren Untersuchungen und Betrachtungen die Bibel und die Schriften des Aristoteles zu Grunde und suchten deren Inhalt zu erläutern und als nothwendig zu rechtfertigen. Ein einziger, Jacopo Mazzoni von Cesena, hatte Kenntniß von den Schriften der andern Philosophen des Alterthums.

Der vorwärts drängende Geist des eifrigen Studenten widerstrebte dem starren Festhalten eines veralteten Standpunkts. — Der junge Philosoph entdeckt unklare Stellen im Aristoteles, es gelingt ihm, Fehler aufzudecken und falsche Sätze zu widerlegen. Dieß bestimmt ihn die peripatetische oder Aristotelische Philosophie zu verlassen und sich dem Studium der übrigen

Weiſen des Alterthums zu widmen. — Vornehmlich beſchäftigt ihn Plato. —

Bald fühlt ſich Galilei ſtark genug in öffentlichen Disputationen manche peripatetiſche Anſicht anzugreifen. Daß er ſich dadurch nicht die Gewogenheit der Mehrzahl der Lehrer erwarb, darf uns nicht Wunder nehmen in einer Zeit, da man den Ariſtoteles, wie die Bibel, für unfehlbar hielt, und alle philoſophiſchen Spekulationen darauf ſtützte.

Die ſcharfe Beobachtungsgabe Galilei's für Naturerſcheinungen wird durch folgende Erzählung ſeines Schülers und Biographen Viviani gekennzeichnet: In ſeinem 20. Lebensjahre finden wir ihn im Dome zu Piſa; — es iſt nicht die Andacht, die ſeine Gedanken bewegt, ſeine ganze Aufmerkſamkeit wird von einer Hängelampe, die zufällig in Schwingungen gerathen war, in Anſpruch genommen. Indem er die Zahlen ſeiner Pulsſchläge während der einzelnen Schwingungen vergleicht, entdeckt er die Unveränderlichkeit der Schwingungsdauer eines Pendels.

Obwohl Galilei in den meiſten Wiſſenſchaften umfaſſende Kenntniſſe aufzuweiſen hatte, war ihm doch bis zu ſeinem zwanzigſten Lebensjahre die Geometrie fremd geblieben. Da ereignete es ſich, daß der toskaniſche Hof auf einige Zeit nach Piſa kam. Unter dem Gefolge befand ſich der Pagenhofmeiſter Ricci, ein tüchtiger Mathematiker und Freund der Familie Galilei. Nicht ſelten ſehen wir Galilei bei Ricci. — Eines Tages beſuchte er ſeinen Gönner, als dieſer den Pagen Unterricht ertheilte. Lauſchend bleibt Galilei an der Thür ſtehen; was er vernimmt zieht ihn dermaßen an, daß er ſeine heimlichen Beſuche wiederholt und ſich von da an hauptſächlich mit Mathematik beſchäftigt. Endlich geſteht Galilei ſeinem Lehrer den heimlich genoſſenen Unterricht ein und bittet denſelben um weitere Förderung in der

von ihm mit Begeiſterung aufgenommenen Wiſſenſchaft. Ricci läßt ſich dazu bewegen. — Als Vincenzio Galilei erfuhr, daß ſein Sohn auf Koſten des Hippokrates und Galenus ſich dem Studium des Euklides widmete, bot er alles auf, denſelben von dieſem Studium, das er für wenig nutzbringend hielt, abzubringen. Doch ein Geiſt wie derjenige unſeres Galilei läßt ſich nicht bewegen, das Arbeitsfeld zu verlaſſen, auf dem er beſtimmt war, ſo herrliche Früchte für das Wiſſen der geſammten Menſchheit zu erzielen.

Er erreicht es, daß ſein Vater ihm die Erlaubniß ertheilt, ſich ausſchließlich der Mathematik und Naturwiſſenſchaft widmen zu dürfen, obwohl es dieſem nicht leicht wurde bei ſeiner großen Familie, den Sohn lange ſtudiren zu laſſen. Auch war eine Bewerbung um eine der 40 Freiſtellen an der Univerſität ohne Erfolg geblieben. Letzteres war wohl dem Neide und der Mißgunſt derjenigen zuzuſchreiben, die in dem hochbegabten Studenten einen überlegenen Gegner ſahen. Nach 4 jährigem Studium mußte Galilei die Univerſität verlaſſen, ohne den Doktorgrad erwerben zu können. Dieſer Titel wurde ihm erſt dann von dem Großherzog verliehen, als man ihm eine Profeſſur an der Univerſitat Piſa übertrug. Zu Hauſe angelangt ſetzt Galilei ſeine Studien fort. In verhältnißmäßig kurzer Zeit gelingt es ihm, ſich das ganze mathematiſche Wiſſen ſeines Zeitalters anzueignen. Bald eröffnet der junge Gelehrte einen lebhaften Briefwechſel mit den hervorragendſten Mathematikern Italiens, unter denen ſich der Marcheſe Guidobaldo dal Monte und der Jeſuitenpater Clavius von Bamberg beſonders auszeichneten.

Dem erſteren iſt es zu verdanken, daß dem 25 jährigen Galilei im Sommer 1589 eine Profeſſur für Mathematik an der Univerſität Piſa auf die Dauer von 3 Jahren übertragen

wurde. In dieser Zeit beschäftigt sich Galilei vornehmlich mit der Untersuchung mechanischer Probleme und mit der Anstellung von physikalischen Versuchen. Während bei anderen Lehrern der Physik sich alles um die Lehren des Aristoteles drehte, machte Galilei auf die Unrichtigkeit der meisten physikalischen Sätze dieses Philosophen aufmerksam.

Um die widersprechenden Aristotelischen Professoren zu überzeugen, entschloß sich Galilei, öffentlich Versuche anzustellen. Groß war das Erstaunen nnd der innere Groll der hochgelahrten Herrn, die nur gewohnt waren mit logischen Spitzfindigkeiten zu kämpfen, als sie sich durch den Augenschein überführt sahen.

Damals schon legt Galilei Zeugniß ab von der Schöpferkraft seines Genius, indem er die nach ihm benannten Fallgesetze aufstellt und die Wurfbewegung erklärt. Durch diese Entdeckungen und Betrachtungen wird Galilei zum Ausgangspunkt einer neuen Aera der Naturwissenschaften. Seine Untersuchungen führen ihn zu dem Ausspruch: „Wer die Bewegung nicht versteht, erkennt die Natur nicht."

Zu dieser Zeit lebte ein Prinz Giovanni dei Medici, der sich den Wissenschaften und Künsten widmete. Da es einem so hohen Herrn nicht an Schmeichlern fehlt, so darf es uns nicht auffallen, daß man ihm keinen Mangel an Eitelkeit nachsagen konnte. Dieser Prinz hatte eine Baggermaschine entworfen, mittelst welcher der Hafen von Livorno von Schlamm befreit werden sollte. Der Großherzog Ferdinand wollte die Maschine nicht ausführen lassen, ehe Galilei sein Gutachten abgegeben hätte. — Der erfahrene Physiker wies nach, daß die Maschine ungenügend und erfolglos sei. Der ganze Groll des gekränkten und von den Feinden Galilei's aufgestachelten Erfinders wendet sich nun gegen den Sachverständigen, der nach seiner Ueberzeugung geurtheilt hatte. Mittelst verschiedener Intriguen erreichen es die Gegner Galilei's,

daß nach Ablauf der drei Jahre sein Lehrauftrag nicht mehr bestätigt wurde. Der seines Amtes verlustige Gelehrte wendet sich daher an seinen großmüthigen Beschützer, den Marchese Guidabaldo dal Monte, damit dieser die Bewerbung Galilei's um den erledigten Lehrstuhl für Mathematik an der Universität Padua unterstütze.

Am 2. Juli 1591 starb Galilei's Vater, so daß die ganze Fürsorge für die zahlreiche Familie dem pflichttreuen Sohn anheimfiel. Galilei begiebt sich nach Venedig und erreicht es, daß ihm die erwähnte Professur in Padua übertragen wird. Im Dezember 1592 tritt er sein neues Amt an und hält vor einer großen Versammlung seine Inauguralrede. Der florentinische Gelehrte entfaltet in seiner neuen Stellung eine außerordentlich vielseitige Lehrthätigkeit und thut sich auf verschiedenen Gebieten als Schriftsteller hervor. Er schreibt eine Aufsehen erregende Abhandlung über Festungsbau. Auch verfaßt er mehrere Schriften über Astronomie und Gnomonik. Sein eingehendes Studium der Astronomie führt ihn dazu, die vielfach angegriffene Ansicht der Pythagoräer und des Kopernikus über die Stellung und die Bewegung der Erde für zutreffender zu halten, als die des Aristoteles und Ptolemäus.

Kopernikus nahm an, die Sonne stehe still und die Planeten, zu denen auch die Erde gehört, bewegen sich um dieselbe, während sich die Erde in täglicher Umdrehung um ihre eigene Achse bewegt und der Mond die Erde umkreist. Ptolemäus dagegen ging davon aus, daß die Erde still stehe, während sich der Mond, die Sonne und die Planeten um dieselbe bewegen. In späterer Zeit dachte man sich jedes dieser Gestirne an einem besonderen kugelförmigen Krystallhimmel angeheftet. Ein weiterer Krystallhimmel wurde zum Träger sämmtlicher Fixsterne ausersehen. Ferner wurde angenommen, das Ganze werde durch das Primum

Mobile täglich um die Erde gedreht. Sehr ſchön giebt Galilei ſeinen Standpunkt in einem Schreiben an Johannes Kepler zu erkennen, in welchem er dem deutſchen Aſtronomen für die Zuſendung eines ſeiner Werke dankt. Er ſagt darin: „Ich preiſe mich glücklich, in dem Suchen nach Wahrheit einen ſo großen Bundesgenoſſen wie Dich und mithin einen gleichen Freund der Wahrheit ſelbſt zu beſitzen. Es iſt wirklich erbärmlich, daß es ſo wenige giebt, die nach dem Wahren ſtreben und die von der verkehrten Methode zu philoſophiren abgehen möchten; aber es iſt hier nicht am Platze, die Jämmerlichkeit unſerer Zeit zu beklagen, ſondern Dir zu Deinen herrlichen Erforſchungen, welche die Wahrheit bekräftigen, Glück zu wünſchen. Ich werde Dein Werk getroſt des Ausgangs leſen, überzeugt, viel Vortreffliches darin zu finden. Ich will es um ſo lieber thun, als ich ſchon ſeit vielen Jahren Anhänger der Kopernikaniſchen Meinung bin und mir dieſelbe die Urſachen vieler Naturerſcheinungen aufklärt, welche bei der allgemein angenommenen Hypothese ganz unbegreiflich ſind. Ich habe zur Widerlegung der letzteren viele Beweisgründe geſammelt, doch wage ich es nicht, ſie an's Licht der Oeffentlichkeit zu bringen, aus Furcht das Schickſal unſeres Meiſters Kopernikus zu theilen, der, wenngleich er ſich bei einigen einen unſterblichen Ruhm erworben hat, dennoch bei unendlich vielen (denn ſo groß iſt die Zahl der Thoren) ein Gegenſtand der Lächerlichkeit und des Spottes geworden iſt. Wahrlich, ich würde es wagen, meine Spekulationen zu veröffentlichen, wenn es mehr wäre, wie Du bet, gäbe. Da dies aber nicht der Fall iſt, ſo ware ich es mir auf."

In ſeiner Antwort rieth ihm Kepler, ſeine Arbeiten in Deutſchland zu veröffentlichen.

Nachdem Galilei ein Amt ſechs Jahre lang verſehen hatte, während welcher Zeit er den Proportionalzirkel und das Thermo-

meter erfand, wurde ihm seine Professur auf die Dauer von weiteren 6 Jahren verliehen und sein Gehalt von 180 auf 320 Fiorini (640 Mark) erhöht. Galilei sorgte nicht nur für den Unterhalt seiner Mutter und Geschwister, sondern übernahm auch die Ausstattung seiner Schwestern Virginia und Livia, als die eine sich mit Benedetto Landucci, die andere mit Taddeo Galetti vermählte. Auch unterstützte er seinen Bruder Michelangelo, als dieser in den Dienst eines polnischen Grafen ging.

Galilei's Ruf verbreitete sich immer weiter, von aller Herrn Ländern kamen lernbegierige Jünglinge herbei, um sich bei dem berühmtesten Lehrer seiner Zeit zu unterrichten. In der Nationalbibliothek zu Florenz findet man noch jetzt ein von Galilei's eigener Hand geschriebenes Verzeichniß der Kostschüler, die er in den Jahren 1602—1609 bei sich beherbergt hatte. Von Galilei kann man nicht sagen, daß er ein trockener grübelnder Gelehrter gewesen. Im Gegentheil, er liebte fröhliche Gesellschaft und Scherz, ja er war es zumeist, der den heiteren Ton angab. Seine Vakanzen brachte er oft auf den Villen der venetianischen Edelleute zu, wo er stets ein gern gesehener Gast war, und jeder sich glücklich schätzte, dem es vergönnt war, die Beredtsamkeit Galilei's zu genießen. Auch verstand er es, durch seine musikalische Begabung sich zum angenehmen Gesellschafter zu machen. Sowohl die heitere, als auch die ernste Dichtkunst waren ihm nicht fremd, wie aus verschiedenen komischen Gedichten und aus seinen Randbemerkungen zu Torquato Tasso's Gerusalemme liberata zu ersehen ist. Auch in der Malerei war er nicht unerfahren.

Unterdessen nahte die Zeit, in der Galilei den Schleier lüften sollte, der das Wesen des Weltalls den Augen der Menschen verbarg. Das Instrument mit dem er das Dunkel durchbrach, war das Fernrohr. Wie er zur Anwendung und Her-

ſtellung deſſelben gelangte, geht aus einem Schreiben an ſeinen Schwager Landucci hervor: „Ihr müßt alſo wiſſen, daß vor ungefähr zwei Monaten ſich hier das Gerücht verbreitete, es ſei in Flandern dem Grafen Moriz ein mit ſolcher Kunſtfertigkeit hergeſtelltes Augenglas überreicht worden, daß dasſelbe die entfernteſten Gegenſtände als ganz nahe erſcheinen ließ, wie man denn auf eine Diſtanz von zwei Miglien einen Menſchen genau erkennen könne."

„Dieſer Erfolg dünkte mich dermaßen wunderbar, daß er mich veranlaßte darüber nachzuſinnen, und indem es mir ſchien, derſelbe ſtützte ſich auf die Perſpektivlehre, dachte ich über die Art der Verfertigung nach, welche mir endlich ſo vollkommen gelang, daß ich ein Augenglas zu Stande brachte, welches den Ruf des flandriſchen noch weit übertrifft." Bald verbreitet ſich die Nachricht von der Herſtellung des Fernrohrs in Venedig. Galilei wird von der Signoria aufgefordert, das Inſtrument vorzuzeigen und begiebt ſich am 23. Auguſt 1609 nach Venedig. Von dem Glockenthurm von S. Marco aus läßt Galilei die Senatoren und Edelleute der Stadt durch ſein Fernrohr in's Weite ſehen. Wie groß mag ihr Erſtaunen geweſen ſein, als ſie durch das Fernrohr Schiffe wahrnahmen, die man erſt zwei Stunden ſpäter erkannte, wenn ſie dem Hafen mit vollen Segeln zuſteuerten. Die ganze Stadt kam durch dieſes Ereigniß in Aufregung, alles drängte ſich während zweier Tage zu dem Thurm.

Galilei überreichte dem Senat ſein Fernrohr als Geſchenk. In dankbarer Anerkennung ſeiner Verdienſte verlieh die Republik ihrem Profeſſor den Lehrſtuhl für Mathematik an der Univerſität Padua auf Lebenszeit mit einer Erhöhung ſeines bisherigen Gehaltes von 520 auf 1000 Fiorini (2000 Mk.). Galilei kehrte nach Padua zurück. Dort kam ihm der Gedanke, der allein

hinreichte, seinem Namen Unsterblichkeit zu verleihen, der Gedanke, das Fernrohr gegen den Himmel zu richten. Es war natürlich, daß er zuerst den Mond in's Auge faßte. Wie muß er überrascht gewesen sein, als er auf dessen Oberfläche Unebenheiten, Berge und Thäler erkannte, der herrschenden Ansicht widersprechend, der Mond wäre vollkommen glatt. Die Milchstraße löste sich dem spähenden Forscher in unzählige Sterne auf. Als er sein Fernrohr auf den Jupiter richtete, entdeckte er drei Monde, welche diesen Planeten umkreisen und sechs Tage später den vierten.

Galilei, nicht eingedenk der schlechten Behandlung, welche ihm von Seiten der Mediceischen Fürstenfamilie zu Theil geworden war, giebt den entdeckten Jupiter-Trabanten den Namen: „Medicei'sche Sterne." Dies hatte übrigens noch andere Beweggründe. Der vielbeschäftigte Professor ging damals mit dem Gedanken um, wenn möglich seine Stellung in Padua mit einer anderen zu vertauschen, die seine Zeit weniger in Anspruch nehmen würde. Neben seiner bisherigen Thätigkeit war es ihm nicht möglich die großen Pläne, welche er in Bezug auf die Wissenschaft gefaßt hatte, zur Vollendung zu führen.

Der Durchforscher des Himmelsraumes that seine Entdeckungen der Mitwelt kund in einer Schrift, dem „Sternenboten," welche anfangs März 1610 in Venedig erschien. Kepler sagt von diesem Werke: „Galilei habe darin Zeugniß von der Göttlichkeit seines Genius abgelegt." Von der hohen Bedeutung des Werkes für die Astronomie überzeugt, veranstaltete Kepler einen Abdruck davon in Prag. Das Werk, welches nicht im Einklang stand mit der peripatetischen Philosophie, fand viele Gegner. Der peripatetische Fanatismus ging so weit, daß einige behaupteten, die von Galilei konstruirten Fernrohre zeigten Dinge, die gar nicht existirten. Andere weigerten sich durch das Teleskop zu

blicken. Cesare Cremonino und Libri leugneten die Entdeckungen Galilei's a priori. Als letzterer im Dezember 1610 starb und noch auf dem Sterbebette gegen die „Albernheiten" Galilei's protestirte, äußerte der beleidigte Astronom, — daß jener starre Gegner seiner „Albernheiten" dieselben, da er sie niemals von der Erde sehen mochte, vielleicht jetzt bei seinem Durchgange zum Himmel schauen würde.

An Kepler findet Galilei einen Freund, der ihn versteht und dem gegenüber er sich offen aussprechen kann, er schreibt dem deutschen Astronomen: „Du bist der Erste und beinahe der Einzige, der selbst schon nach einer flüchtigen Untersuchung der Dinge, vermöge Deiner unabhängigen Denkungsart und Deines erhabenen Geistes meinen Angaben vollkommen Glauben beimißt. Kümmern wir uns nicht um die Schmähungen des großen Haufens; denn gegen Jupiter streiten auch Giganten, geschweige also Pygmäen vergebens. Jupiter steht am Himmel, mögen ihn die Sykophanten anbellen, wie sie wollen. Was ist zu thun? Wollen wir es mit Demokrit oder mit Heraklit halten."

„Ich denke, mein Kepler, wir lachen über die ausgezeichnete Dummheit des Pöbels. Was sagst Du zu den ersten Philosophen der hiesigen Fakultät, denen ich tausendmal aus freien Stücken meine Arbeiten zu zeigen anbot, und die mit der trägen Hartnäckigkeit einer vollgegessenen Schlange niemals weder Planeten noch Mond noch Fernrohr sehen wollten. Diese Gattung Leute glaubt, die Philosophie sei irgend ein Buch, etwa wie die Aeneide oder Odyssee, und man müsse die Wahrheit nicht im Weltraum, nicht in der Natur suchen, sondern in der Vergleichung der Texte." Im April 1610 finden wir Galilei in Pisa, woselbst er dem Großherzog Cosimo V und vielen anderen fremden Persönlichkeiten die neu entdeckten Wunder des Himmels vor Augen führt. Bei dieser Gelegenheit knüpft Ga-

lilei die Unterhandlungen an, die ihn zu einer Stellung führen ſollten, in der er ungeſtört den Wiſſenſchaften leben könnte. Er erreicht es, daß er zum erſten Mathematiker des Großherzogs, ſowie der Univerſität Piſa ernannt wird, ohne Verpflichtung in Piſa zu wohnen oder dort Vorleſungen zn halten. Als Gehalt wurden ihm 1000 Scudi angeſetzt, während ſein Einkommen in Padua ſich einſchließlich der Einnahmen durch Koſtſchüler u. ſ. w. auf das Doppelte belief.

Galilei verläßt Padua, die Stadt, in der er 18 Jahre lang ſo erfolgreich gewirkt hatte. Zugleich verläßt er den freien Staat, in welchem er als freier Gelehrter lebte, um fortan ein Fürſtendiener zu werden. Sein Schüler und Freund Sagredo ſchreibt ihm: „Hier in Venedig hattet Ihr jenen zu befehlen, welche ſelbſt gebieten, und Niemanden zu dienen als Euch ſelbſt.“ Sagredo ahnt die Gefahren, welche Galilei's warteten in einem Staate, der ſich widerſtandslos dem römiſchen Einfluß überließ. Die ſtolze Republik, in der ein Fra Paolo Sarpi ungeſtraft ſein Haupt gegen die römiſche Hierarchie erheben konnte, hätte Galilei nicht der Inquiſition ausgeliefert, wie es ſpäter in Florenz geſchah. Zunächſt konnte Galilei ſeinen Tauſch nicht beklagen. Mit Eifer ſetzte er ſeine Beobachtungen und Studien fort. Dabei entdeckte er die Sichelgeſtalt des Planeten Venus, womit er dem Kopernikaniſchen Syſtem eine bedeutende Stütze verſchafft. Schon in Padua hatte Galilei die Sonnenflecken entdeckt, und ſie dem Pater Sarpi auf weißem Papier, auf dem er das Sonnenbild des Fernrohr's auffing, gezeigt. Auch hatte er ſchon damals die Axendrehung der Sonne nachgewieſen.

Wir haben geſehen, daß die Zahl der Gegner Galilei's viel größer war, als die Zahl ſeiner Verehrer. Sowohl um den Einfluß ſeiner Widerſacher entgegenzutreten, als auch mit der Abſicht, ſeinen Entdeckungen bei maßgebenden Perſönlichkeiten Anerkennung

aller Anklagen zu ſchleudern: „Er greife mit ſeiner Lehre die Bibel an.“ Der dazu aufgeforderte Prieſter lehnte jedoch, die unlauteren Beweggründe durchſchauend, den Antrag ab.

Der gefeierte Aſtronom hatte keine Ahnung von der gegen ihn gerichteten Verſchwörung. Erſt ein Brief des ihm befreundeten Malers Cigoli weckt ihn aus dem Gefühle der Sicherheit, in das ihn die Erfolge ſeiner Römerreiſe eingewiegt hatten. Galilei beeilt ſich nicht, Schritte zu thun. Erſt einige Monate ſpäter wendet er ſich an den ihm wohlwollenden Cardinal Conti mit der Bitte um Aufklärung, in wie weit die Kopernikaniſche Lehre der heiligen Schrift widerſpreche. Conti antwortet ihm: daß die Satzungen der heiligen Schrift dem Ariſtoteliſchen Princip von der Unveränderlichkeit des Himmels eher entgegen, als beiſtimmend wären. Dagegen meint der vorſichtige Kleriker, daß die Lehre des Kopernikus der heiligen Schrift widerſpreche, wenn man nicht zu einem Modus der Auslegung greife, der nur im Nothfall anzuwenden ſei.

Unter den Gegnern Galilei's macht ſich ſchon damals der Pater Lorini bemerkbar, dem es vorbehalten war, Galilei bei der Inquiſition zu denunziren. Dem angefeindeten Gelehrten blieben die Umtriebe Lorini's und ähnlicher Ehrenmänner nicht fremd. In einem Briefe an den Fürſten Ceſi ſchreibt Galilei: „Ich danke Euch und allen meinen Freunden vielmals für ihre Fürſorge zu meiner Sicherheit gegen alle Bosheit, welche auch hier nicht abläßt, Ränke zu ſchmieden.“

Unterdeſſen läßt Galilei's Eifer für die Wiſſenſchaft nicht nach, die Frucht ſeiner Arbeit iſt eine Abhandlung über die Bewegungslehre ſchwimmender Körper. Auch in dieſer Schrift tritt der Reformator der Phyſik als Gegner des Ariſtoteles auf, was den Peripatetikern Gelegenheit giebt, ſich durch Widerſpruch lächerlich zu machen.

In derſelben Zeit beſchäftigt Galilei ein Streit mit dem

Jeſuitenpater Scheiner, Profeſſor an der Univerſität Ingolſtadt; der ſich die Priorität der Entdeckung der Sonnenflecken vindizirte. Galilei widerlegt Scheiner und verfaßt die Schrift: „Geſchichte und Erklärung der Sonnenflecken," herausgegeben von der Accademia dei Lincei.

Dieſes Werk, in dem Galilei unumwunden für die Kopernikaniſche Weltanſchauung Partei ergreift, erregt allgemeines Aufſehen. In den maßgebenden Kreiſen ſtößt die Schrift zunächſt nicht auf Widerſtand. Die Cardinäle Maffeo Barberini (der nachmalige Papſt Urban VIII.) und Federigo Borromeo ſprechen Dank und Anerkennung für das zugeſandte Werk aus; ebenſo Battiſta Agucchia, der ſpäter Sekretär des Papſtes Gregor XV. wurde. Dieſer ſagt: „Die Lehre werde, obwohl ſie theils ihrer Neuheit und Merkwürdigkeit wegen, theils aus Neid und Eigenſinn ſeitens derjenigen, welche von Anfang her das Gegentheil behaupteten, viele Feinde zähle, dennoch mit der Zeit Anerkennung finden." Als Galilei's Schüler Caſtelli eine Profeſſur in Piſa erhielt, wurde demſelben verboten, in ſeinen Vorträgen auf die doppelte Erdbewegung einzugehen, oder ſie auch nur gelegentlich als wahrſcheinlich zu bezeichnen.

Im Dezember 1613 befand ſich der Hof in Piſa. Als eines Tages Pater Caſtelli und andere Profeſſoren zur großherzoglichen Tafel gezogen waren, drehte ſich die Unterhaltung um die Mediceiſchen Sterne. Nach der Mahlzeit lenkte die Großherzogin Wittwe, Chriſtine, das Geſpräch auf das Kopernikaniſche Syſtem und ſeinen Widerſpruch gegen die heilige Schrift. Caſtelli vertheidigte auch vom theologiſchen Standpunkt aus die neue Anſchauung des Weltſyſtems.

Die Mittheilung dieſer Unterredung veranlaßte Galilei, ſeinem Schüler und Freunde Caſtelli in einem ausführlichen Schreiben die Uebereinſtimmung der heiligen Schrift mit der Kopernikaniſchen Weltanſchauung auseinander zu ſetzen. Dieſes

Schreiben sollte den Ausgangspunkt zu dem Inquisitionsprozeß Galilei's bilden.

Der Vertheidiger des Kopernikus drückt darin seine Entrüstung darüber aus, daß man die heilige Schrift in eine wissenschaftliche Diskussion verflechte. Er erkennt als guter Katholik vollstens an, daß die heilige Schrift niemals lügen oder irren könne; doch, meint er, dasselbe gelte nicht auch von allen ihren Auslegern. Er weist darauf hin, daß eine wörtliche Auslegung oft zu argen Ketzereien führen würde, . . . weiter sagt er, weil die heilige Schrift eine andere als dem Wortlaute entsprechende Auslegung erfordert, so sei ihr in mathematischen Dingen der letzte Platz anzuweisen. Von dem Grundsatze ausgehend, die Bibel und die Natur seien beide unumstößliche Wahrheiten, schließt Galilei, es sei Aufgabe der weisen Ausleger, die Uebereinstimmung der Aussprüche der Bibel mit unumstößlichen Naturwahrheiten herauszufinden. Gegenüber der erstarrten Scholastik ruft Galilei aus: „Wer wird dem menschlichen Verstande Grenzen ziehen wollen; wer die Versicherung abgeben, alles, was in der Welt ergründet werden kann, sei bereits erkannt."

Galilei betont, das Hereinbeziehen von Bibelstellen in einen wissenschaftlichen Streit sei ein Ausflucht̃smittel der Gegner, die, ihre Schwachheit fühlend, sich hinter ein unangreifbares Bollwerk verschanzen.

Castelli war über diese ausführliche Begründung der Lehre des Kopernikus und über die schlagende Widerlegung aller Gegner derselben dermaßen erfreut, daß er sich um deren weitere Verbreitung mittelst Copien eifrig bemühte. Anders nahmen die Gegner die Schrift auf. — Sie suchten in derselben Anhaltspunkte für eine Denunziation bei dem Inquisitionsgericht zu finden.

Die in Florenz gegen Galilei gebildete Liga, fand in dem

Dominikaner-Mönch Caccini das geeignete Werkzeug, den einflußreichen Philosophen öffentlich anzugreifen. Am 4. Sonntage im Advent 1614 hielt der genannte Pater in der Kirche St. Maria Novella vor einem Publikum, das der Mehrzahl nach den ungebildeten Ständen angehörte, eine Predigt, der er das 10. Capitel des Buches Josua und das erste der Apostelgeschichte zu Grunde legte. Er begann mit den Worten: „Ihr galileischen Männer, was stehet ihr und schauet gen Himmel." Hieran schloß sich eine Capuzinade, in der namentlich den Mathematikern scharf zugesetzt wurde. Behauptungen, wie: die Mathematik sei eine Teufelskunst, sei Ursprung aller Ketzerei, die Mathematiker seien aus allen christlichen Staaten zu verbannen u. s. w. wurden von dem frommen Denker, der wohl nicht ohne Grund ein Feind der Mathematik war, zur Erbauung der Gemeinde aufgestellt.

Galilei wollte in Verbindung mit andern Männern der Wissenschaft Beschwerde führen; allein Fürst Cesi, dessen Rath er einholte, rieth ihm davon ab. Ja, er ermahnte ihn sogar, in Bezug auf die Kopernikanische Lehre vorsichtig zu sein; da der Cardinal Bellarmin, eine der ersten Autoritäten aus dem Jesuitenlager und einflußreiches Mitglied des Collegiums, sich gegen Cesi geäußert, daß er jene Meinung für ketzerisch halte und daß das Princip der doppelten Erdbewegung ohne Zweifel mit der heiligen Schrift in Widerspruch stehe.

Das zweifelhafte Verdienst, die Galilei'sche Angelegenheit vor das Inquisitions-Tribunal gebracht zu haben, fällt dem Pater Lorrini, einem Ordensgenossen und Freund Caccini's zu. Anfangs Februar 1615 sandte er im Geheimen eine Copie des Schreibens Galilei's an Castelli nebst einer hinterlistig abgefaßten Denunziation an den Cardinal von St. Cecil, den Präsidenten der Congregation des Index. In dieser Denunziation wird Galilei nicht direkt angegriffen, dagegen werden die Galileisten vieler Ketzereien geziehen,

auch wird der Mathematikerfeind Pater Caccini als über dieſe Angelegenheit beſonders gut unterrichtet, angeführt.

Zunächſt ſucht das heilige Offizium das Original des Schreibens an Caſtelli auf geſchickte Weiſe zu erlangen. Dies gelang ihm jedoch nicht, da Galilei durch manche Erfahrung ſehr vorſichtig geworden war. Auf päpſtlichen Befehl wird der würdige Pater Caccini zum Zeugenverhör vorgeladen. Für dieſen bornirten und fanatiſchen Menſchen konnte es keinen größeren Genuß geben, als das ganze Gift, das er gegen den großen Philoſophen hegte, auszuſpeien. Caccini präſentirt ſich als Horcher. Doch muß er es vernehmen, daß ſeine Ausſagen von denen, die er belauſcht hatte, Lügen geſtraft werden.

Galilei wußte nichts von der geheimen Prozedur gegen ihn und ſein Syſtem; dagegen hatte er erfahren, daß die Dominikaner ſich ſeines Briefes an Caſtelli bedienen wollten, um die Verdammung der Lehre des Kopernikus zu erwirken, und daß dieſelben allerlei Verleumdungen gegen ihn ausſtreuten. Während die Inquiſition im Stillen arbeitet, erhält Galilei fortwährend beruhigende Nachrichten von Rom. Der Cardinal Bellarmin, der als Beiſitzer des Tribunals von dem Gang der Verhandlungen gegen Galilei wiſſen mußte, machte demſelben Mittheilungen, die dem Sachverhalt geradezu widerſprachen. Man hatte die Abſicht, alles, bis zur Verkündigung des Verbots der Kopernikaniſchen Lehre zu verheimlichen, damit man ſich nicht der mit Recht gefürchteten Vertheidigung des großen Mathematikers ausſetzte, der auch in der Philoſophie und in der Theologie überlegen ſchien. Galilei ſagt ſelbſt in einem Briefe, er habe mehr Jahre auf Philoſophie, als Monate auf Mathematik verwandt.

Bedrohliche Gerüchte erreichen das Ohr des Vertheidigers der Kopernikaniſchen Lehre, doch kann er nichts Beſtimmtes erfahren. Um alle Verläumdungen und Intriguen wirkſam bekämpfen zu

können, entschließt sich Galilei, nach Rom zu reisen, woselbst er Mitte Dezember 1615 ankommt. Seinem Freunde, dem Staatssekretär Picchena in Florenz, schreibt er von Rom aus: . . . er sähe alle Tage mehr, wie gut und nützlich sein Gedanke war, sich nach Rom zu begeben; denn er sei auf viele Fallstricke gekommen, die man ihm gelegt, daß es ganz unmöglich gewesen wäre, nicht in dem einen oder dem andern gefangen zu werden. Galilei spricht seine Zuversicht aus, die Netze seiner Feinde zu zerreißen.

Nach langem Bemühen und mit Aufbietung der ganzen Kraft seines gewaltigen Geistes gelang es ihm, sich von allen Verläumdungen frei zu machen; er kämpfte nicht nur für seine Person und für seine Ehre. Auch für die Wissenschaft trat er auf den Kampfplatz. Er stellte sich die große Aufgabe, die Lehre des Kopernikus vor dem drohenden Verbote zu schützen. — Je mehr Erfolge Galilei aufzuweisen hatte, um so eifriger arbeitete die Inquisition. Die Sachverständigen des heiligen Offiziums werden zusammen berufen, um die Sätze zu begutachten, daß die Sonne das Centrum der Welt und ohne örtliche Bewegung sei, daß dagegen die Erde sich bewege. Das Ergebniß ihrer Berathung war, daß sie erklärten, die genannten Sätze seien thöricht und absurd in der Philosophie und formell ketzerisch, zum mindesten irrig im Glauben. Es wurde beschlossen, der Kardinal Bellarmin sollte Galilei zu sich rufen lassen und denselben ermahnen, die erwähnte Meinung aufzugeben. Im Falle sich Galilei weigern würde zu gehorchen, so sei ihm vor Notar und Zeugen der Befehl zu ertheilen, daß er sich ganz und gar enthalte, eine solche Lehre und Meinung zu lehren, zu vertheidigen und zu besprechen, wenn er sich aber dabei nicht beruhigte, so sei er einzukerkern.

Darauf hin wurde Galilei ermahnt, die bis dahin von festgehaltene Meinung, das Kopernikanische System ent-

ſpreche der Wirklichkeit, aufzugeben. Galilei, dem der Ruf eines guten Katholiken ebenſo theuer war, als der eines guten Aſtronomen, fügte ſich der Entſcheidung der kirchlichen Autorität.

Zu derſelben Zeit wurde im Namen des Papſtes Paul V. das Verbot aller Schriften bekannt gemacht, welche das Kopernikaniſche Syſtem als thatſächlich lehrten. Dagegen wurde es niemals unterſagt, dieſes Syſtem als Hypotheſe, welche bei der Berechnung der Bewegungen am Himmel gute Dienſte leiſtet, zu erörtern.

Galilei war in Folge des päpſtlichen Verbotes keineswegs niedergeſchlagen, noch drei Monate lang verweilte er in Rom. Unterdeſſen hatten die Feinde des großen Aſtronomen das Gerücht verbreitet, er hätte widerrufen und abſchwören müſſen. Zur wirkſamen Widerlegung ſolcher Verläumdungen läßt ſich Galilei vor ſeiner Abreiſe von dem Kardinal Bellarmin ein Zeugniß ausſtellen, in welchem beſtätigt wird, daß er niemals widerrufen oder abgeſchworen hat.

In ſeiner Heimath wieder angelangt, zog er ſich von der Oeffentlichkeit zurück und lebte ſtill in der Villa Segni in Bellosguardo bei Florenz, wo er ſich wieder den Wiſſenſchaften widmete. Wenn er auch verſprochen hatte, die Lehre des Kopernikus nicht mehr feſtzuhalten, ſo war er doch in ſeinem Innern nicht von deren Unrichtigkeit überzeugt.

Wir dürfen wohl mit Recht annehmen, daß er zunächſt bemüht war, ſich als guter Katholik dem Urtheil der kirchlichen Vorgeſetzten zu unterwerfen. Hätte es ſich um einen Glaubensartikel gehandelt, ſo wäre ihm dieſes bei ſeiner ſtreng kirchlichen Geſinnung wohl gelungen. Anders jedoch verhält es ſich in Sachen des Glaubens als in Sachen der Mathematik und Naturwiſſenſchaft. Der klare Geiſt des großen Forſchers hatte ſich in die Weltanſchauung des Kopernikus hinein gelebt, noch ehe

er ſeine Beobachtungen mit dem Fernrohr anſtellte. Faſt zur abſoluten Gewißheit wird ihm die Bewegung der Erde, als er findet, daß alle Entdeckungen, welche er ſeinem Fernrohr verdankt, mit der genannten Anſchauung im Einklang ſtehen. Je mehr Galilei ſich in ſeine aſtronomiſchen Studien vertieft, um ſo mehr drängt ſich ihm die Wahrheit der verdammten Lehre auf. Einen unwiderleglichen Beweis findet er allerdings nicht. Erſt nachdem die aſtronomiſchen Inſtrumente bedeutend vervollkommnet waren, entdeckte 1728 Bradley die Aberration der Fixſterne und und 1838 Beſſel eine Fixſternparallelare, welche Entdeckungen keinen Zweifel an der Richtigkeit der Kopernikaniſchen Anſchauung mehr zulaſſen.

In einigen kleineren Abhandlungen ſucht er dieſelbe zu vertheidigen, wobei er jedoch ſtets Sätze einſtreut, welche die Wirkung ſeiner Beweisführungen ſcheinbar wieder aufheben, z. B. ſagt er, man möge die angeſtellte Betrachtung als eine Phantaſie oder als ein Märchen anſehen.

In einen wiſſenſchaftlichen Streit mit dem Jeſuitenpater Grafi verwickelt, ſieht ſich Galilei veranlaßt, dieſem auf ſein Pamphlet: „die aſtronomiſche und philoſophiſche Wage“ in einer ausführlichen Vertheidigungsſchrift: „Il Saggiatore“, oder „die Goldwage“ zu antworten.

Nach vielen Widerwärtigkeiten und Beſchwerden gelang es ihm, die Druckerlaubniß für ſeine Schrift zu erhalten, nachdem vorher alle Stellen, welche wie eine Vertheidigung des Kopernikaniſchen Syſtems ausſahen, geſtrichen oder durch eingeſchobene Bemerkungen abgeſchwächt waren. Galilei verleugnet ſeine innerſte Ueberzeugung indem er ſagt: „Ich bin vollkommen überzeugt, daß, wenn wir andern Katholiken es nicht der höchſten Weisheit verdanken, aus unſerem Irrthum gerißen und in unſerer Blindheit erleuchtet werden zu ſein, wir den Dank für eine ſolche Wohlthat wohl niemals den Beweisgründen und Erfahrungen eines Tycho de Brahe zu

schulden gehabt hätten." Weiter weist er nach: daß die Kopernikanische Lehre, welche er als frommer Katholik für gänzlich unrichtig erachtet und vollständig leugnet, in vorzüglicher Uebereinstimmung mit den teleskopischen Entdeckungen stehe. Schließlich sagt er: „Die Kopernikanische Theorie ist durch die geistliche Autorität verdammt, die Ptolemäische unhaltbar, man muß daher nach einer neuen suchen." Während der Drucklegung des „Saggiatore" starb Papst Gregor XV., der vor zwei Jahren dem 1621 gestorbenen Paul V. nachgefolgt war. An seiner Statt wurde Maffeo Barberini als Papst Urban VIII. eingesetzt — ein Mann von eiserner Energie und unbeugsamer Willenskraft, ein mächtiger Vertheidiger der Autorität der Kirche und zugleich ein Freund von Wissenschaft und Kunst. Seiner hervorragenden Eigenschaften war er sich wohl bewußt und in Folge dessen nicht frei von Eitelkeit. Widerspruch konnte er nicht vertragen.

Galilei, eingedenk des hohen Geistes Urban's VIII., dachte wieder an die Möglichkeit der Aufhebung des Verbots der von ihm vertheidigten Lehre. Sobald es die Umstände erlaubten, begab er sich nach Rom. Das Resultat seiner Reise entsprach jedoch nicht den gehegten Erwartungen.

In den sechs Audienzen, die Galilei bei Urban hatte, zeigte sich der Papst dem Gelehrten gegenüber äußerst wohlwollend, aber von der Kopernikanischen Lehre wollte er nichts hören, im Gegentheil, er sucht Galilei von der Unrichtigkeit derselben zu überzeugen.

Die Autorität der Kirche ging dem Papste über Alles, und nie hätte er der Wissenschaft zur Liebe dieser Autorität Eintrag geschehen lassen. Er erwog nicht, daß starres Festhalten an einem Fehler der Autorität in der Folge mehr schadet, als das Eingestehen desselben.

Galilei, der sah, daß Urban bei aller Gewogenheit gegen

seine Person nicht zu bewegen sei, das Verbot aufzuheben, verließ Rom, nachdem er zwei Monate lang dort für die Wahrheit gekämpft hatte. Sobald die Erinnerungen an die Gunstbezeugungen Urban's VIII. gegen Galilei etwas verblaßt waren, tauchten die Gegner des Copernicanischen Systems wieder auf. Der angegriffene Gelehrte glaubt unter dem Schutze der Zuneigung des Papstes sich wieder freier bewegen zu dürfen und rechnet darauf, daß das Verbot der Copernicanischen Lehre nicht in Strenge gehandhabt werden würde.

Mit Aufbietung der ganzen Kraft seines gewaltigen Geistes, mit Anwendung der ganzen Schärfe seines durchdringenden Verstandes gestützt auf die Resultate seiner vierzigjährigen Beobachtungen und Experimente ging Galilei daran, ein ausführliches Werk „Dialoge über die beiden wichtigsten Weltsysteme“ auszuarbeiten. Mehrere Jahre sehen wir ihn mit dem Werk beschäftigt, von dem er hofft, daß es zur Verbreitung der Lehre des Copernicus beitragen werde.

Mit dem vollendeten Werk begiebt er sich nach Rom, woselbst er gleich am ersten Tage nach seiner Ankunft eine Audienz bei Urban VIII. hatte, der sich ihm sehr geneigt zeigte. Bereitwilligst ertheilt man ihm die Erlaubniß zur Drucklegung seines Werkes. Nur legte man ihm auf, daß Anfang und Schluß des Werkes nach einem Entwurf der Censurbehörde ausgearbeitet würden. Mit scheelem Auge sahen die Jesuiten die Erfolge Galilei's. Sie sahen ihr Streben vereitelt, das Ansehen des großen Florentiners zu untergraben. Kaum war Galilei nach Florenz zurückgekehrt, als ihn die erschütternde Nachricht von dem unerwarteten Hinscheiden seines einflußreichen Gönners, des Fürsten Cesi, erreichte. Die Academia dei Lincei, deren Gründer Cesi war, löste sich in Folge dessen auf, ihrer mächtigsten Stütze beraubt.

Auf jede Weise wird versucht, die Drucklegung der Dialoge

zu hintertreiben, so daß sich der Verfasser genöthigt sieht, das Werk nicht in Rom, sondern in Florenz drucken zu lassen. Nach vielem Drängen und unabläßigem Bemühen erreichen es die Freunde Galilei's, unter denen der toskanische Gesandte Niccolini besonders hervorzuheben ist, daß die Druckerlaubniß für Florenz ertheilt wird. Immer noch fehlen Anfang und Schluß des Werkes. — Förmlich an den Haaren gezogen entschließt sich der päpstliche Bücher-Censor Riccardi, den Entwurf zu übersenden, nachdem 14 Monate seit Vorlegung des Werkes verstrichen waren. Endlich am 22. Februar 1632 überreicht Galilei das erste gedruckte Exemplar seines Werkes dem Großherzog Ferdinand II., dem es gewidmet war.

Die Dialoge finden allmählich Verbreitung in Italien und zwingen die Geister eine entscheidende Stellung dafür oder dagegen einzunehmen. Die wahren Freunde der Wissenschaft begrüßen das Werk mit Freude, während die Jesuiten mit Erbitterung wahrnehmen, daß ihnen der Vorrang auf wissenschaftlichem Gebiete streitig gemacht wird. Reformen auf diesem Gebiete erscheinen ihnen nicht minder gefährlich als solche auf religiösem Gebiete.

Galilei, der sich keiner Schuld bewußt war, hielt sich vor Verfolgungen vollkommen sicher, er freut sich der Erfolge seines Werkes und ahnt nicht, daß seine Widersacher ohne Unterlaß Ränke schmieden.

Zunächst greifen sie auf hinterlistige Weise die Eitelkeit des Papstes an, indem sie ihm vorspiegeln, daß unter der Person des Simplicius, der in den Dialogen das Ptolemäische System vertritt, niemand anderes als Urban VIII. selbst gemeint sei. Von da an tritt Urban auf die Seite der Gegner Galilei's. Nun wird es den Jesuiten nicht mehr schwer dem Papst die feste Meinung beizubringen, die Dialoge seien eine eminente Gefahr für die Kirche. Urban wird aufs Höchste

geneigt durch den Gedanken, Galilei habe die Censoren
auch seine Heiligkeit selbst mit der Erlangung der Dru
nis auf das Schmählichste überlistet. Das gekränkte M
gefühl, die feste Absicht, die Interessen der Kirche
Autorität der Bibel zu beschirmen, die Erbitterung
angebliche Verschlagenheit Galilei's und der Unmuth, d
zum Opfer gefallen zu sein, dies sind die Beweg
welche Urban VIII. zu dem verhängnißvollen Schritt d
den Inquisitionsprozeß gegen Galilei anzustrengen.
arbeitet die Inquisition im Stillen. Eine Spezial-Com
wird eingesetzt, deren Aufgabe es ist, eine Handhabe a
zu machen, mittelst welcher der Inquisitionsprozeß mit
Schein von Recht ins Werk gesetzt werden könnte. — Z
gliedern dieser Kommission wählte man nur solche,
Verfasser der Dialoge nichts weniger als geneigt waren.

Bei Galilei macht das Gefühl der Freude über
folge seines Werkes bald einer Bangigkeit Platz.
schwangere Wolken ziehen sich zusammen und nehmen d
Gestalt an, und der Gewittersturm ist bereit, über dem
des Vorkämpfers für die Wissenschaft loszubrechen.
erste Blitzstrahl traf sein Werk, die Dialoge; der A
Landini erhielt die Weisung, keine weiteren Exemplare
kaufen und den noch vorhandenen Vorrath abzuliefern
Versuche Galilei's sich zu vertheidigen, führen zu nichts
gebens wendet er sich an seinen Fürsten. Umsonst b
sich an, er wolle auf jede Gnade verzichten, wenn er n
Stande sei, handgreiflich nachzuweisen, daß seine Ge
immer fromm und aufrichtig gewesen und es noch immer
alle Anschuldigung gegen ihn auf böswilliger Verleumdu
wohlbekannter, boshafter und neidischer Verfolger beruht
folglos bemüht sich der edle und aufopfernde Freund G
der toskanische Gesandte Niccolini, bei dem Papst

drohenden Prozeß aufzuhalten. Urban erwidert kalt: „In diesen Sachen des heiligen Offiziums thut man nichts anderes, als urtheilen und dann zum Widerruf vorladen."

Galilei war sich keiner Schuld bewußt, von einem gerechten Richter hatte er nichts zu fürchten. Er gab daher die Hoffnung nicht auf, die Netze seiner Feinde zu zerreißen.

Anders dachten seine Gegner. Diesen war es nicht um ein gerechtes Urtheil zu thun, sondern um die Zugrunderichtung eines Mannes der Wissenschaft, der mit dem Jesuitismus nicht Hand in Hand ging. Die Anklage wurde gestützt auf ein Aktenstück ohne Unterschrift, vom 26. Febr. 1616, welches niemals als rechtsgültiges Instrument hätte benutzt werden können. In diesem Schriftstück war gesagt, Galilei habe versprochen, die Kopernikanische Meinung ganz und gar aufzugeben und dieselbe weder in irgend einer Weise festzuhalten, noch zu lehren oder zu vertheidigen durch Wort oder Schrift.

Die neuen Forschungen von Wohlwill, Reusch und Gebler haben unwiderleglich dargethan, daß dieses Aktenstück nicht das Protokoll einer Verhandlung war. Dagegen scheint dasselbe ein Entwurf zu einer Verhandlung gewesen zu sein, der vielleicht mit der Absicht (abgefaßt und) aufbewahrt wurde, um in späteren Zeiten benutzt zu werden.

Wie ein Blitzstrahl trifft Galilei die Vorladung von dem Inquisitor von Florenz, der ihm eröffnet, er habe im Lauf desselben Monats in Rom vor dem General-Kommissär des heiligen Offiziums zu erscheinen. Der Eindruck, den dieser Befehl auf Galilei macht, ist ein so überwältigender, daß er sich willenlos fügt und bereitwilligst zu gehorchen verspricht.

Auf dieses Ereigniß, welches den ohnehin schon leidenden Gelehrten jählings überraschte, trat eine tiefe Niedergeschlagenheit bei demselben ein. Galilei hatte Gegner erwartet und war bereit ihnen Rede zu stehen, nicht aber, daß es seinen Feinden

[illegible] würde, den Zeitgenossen die Meinung beizubringen, [illegible] nicht mehr. [illegible] Kummer [illegible] nach seiner [illegible] wurde. Nie [illegible] Studien, [illegible] Namen [illegible] den Gelehrten der ganzen Welt [illegible] zur Beschäftigung [illegible] würden.

„[illegible] in einem Briefe, [illegible] welche ich auf diese [illegible] mich einigermaßen [illegible] auf welcher die [illegible]."

„[illegible] meiner Schriften [illegible] noch in [illegible] Flammen [illegible] meiner [illegible] unbekannt [illegible] Ver[illegible] Er schreibt im [illegible] zur [illegible]

„[illegible] erfüllt [illegible] höchst [illegible] ab[illegible] als hin[illegible] Er wandte nur [illegible] alle Mühe, [illegible]

ren Aufschub zu erlangen ohne Erfolg. Es ergeht der Befehl: Gefangen und in Eisen soll Galilei nach Rom gebracht werden, wenn er der Vorladung nicht ungesäumt nachkommt.

Damit es nicht zu diesen äußersten Maßregeln komme, ließ der Großherzog Ferdinand II. Galilei sagen, er nehme aufrichtigen Antheil und bedaure außer Stande zu sein, ihm die Reise zu ersparen, aber es sei endlich nothwendig, der oberen Behörde zu gehorchen.

Ferdinand stellt seinem ersten Mathematiker Sänfte und Führer zur Verfügung und wollte genehmigen, daß Galilei im Hause des Gesandten wohne. — War dies alles, was der Großherzog für den von ihm hochgeachteten Gelehrten thun konnte? Lag es nicht in seiner Macht den greisen Vertheidiger der Kopernikanischen Weltanschauung vor der Gewaltthat der Kurie zu schützen? — Wohl hätte er als Fürst die Macht besessen, wenn er als Mensch nur frei gewesen wäre. Allein Ferdinand war zu einem Knechte Roms erzogen, und auch als Mann noch blieb er Knecht von Rom.

Galilei tritt seine Reise an und erreicht Rom am 13. Februar 1633, nachdem er an der Grenze des Kirchenstaates eine 20 tägige Quarantäne überstanden hatte. Zunächst ereignet sich nichts von Bedeutung, so daß Galilei wieder einige Zuversicht und Hoffnung gewinnt, seine Angelegenheit werde einen günstigen Verlauf nehmen, und die Wahrheit den Sieg über die Lüge davontragen. Er gedenkt früherer Zeiten, da es ihm gelang, alle Lügengespinnste seiner Feinde zu zerstören. Ja, er freut sich sogar auf die Gelegenheit, mit unwiderleglicher Logik alle Behauptungen der Gegner vernichten zu können. — Wie ist er enttäuscht, als ihm Niccolini mittheilt, er habe vor dem heiligen Offizium zum Verhör zu erscheinen, und ihn dabei ermahnt, von jeder Vertheidigung abzustehen. — Wie beugt ihn der Rath, den ihm Niccolini als aufrichtiger

Freund ertheilt, der Rath: ſich dem zu unterwerfen, was ihm zu glauben vorgeſchrieben werde. Galilei war darauf gefaßt, einen Kampf mit Gründen gegen Gründe auszufechten, ſtatt deſſen hört er auf all' ſeine Vertheidigung die ſchauerlichen Worte: Der Ketzer wird verbrannt. Gebeugten Sinnes betritt er die Schwelle des Inquiſitionspalaſtes. Gebrochen iſt der hohe Geiſt des Bahnbrechers der Wiſſenſchaft, als er die im Verhör geſtellten Fragen beantwortet. Stets leitet ihn der Gedanke, durch Beipflichtung und Unterwerfung die Verhandlung möglichſt abzukürzen.

Nach dem Verhöre muß Galilei im Palaſte der Inquiſition bleiben, woſelbſt ihm einige Zimmer eingeräumt waren. — Zum zweiten Mal ſehen wir ihn vor ſeinen Richtern. Wir hören ihn traurige Bekenntniſſe ablegen. Er erklärt ſich bereit ſeinen Dialogen noch einen oder zwei Geſprächstage hinzuzufügen, die dazu dienen ſollen, die Lehre des Kopernikus auf's Wirkſamſte zu widerlegen. „Der barmherzige Gott würde es ihm ſchon eingeben," fügt er hinzu.

Wie klein ſteht Galilei neben dem Philoſophen und Mathematiker Giordano Bruno, der zu Anfang deſſelben Jahrhunderts feſten Schrittes den Scheiterhaufen beſtieg, und nicht vor der Gluth der Flammen zurückbebte, als es galt, für ſeine Ueberzeugung einzuſtehen!

Indeſſen naht unaufhaltſam die Stunde, welche den Urtheilsſpruch hören ſollte, der beſtimmt war, den greiſen Philoſophen zu verderben und in ihm der Wiſſenſchaft eine Schmach anzuthun, die mit Flammenſchrift in dem Buche der Geſchichte verzeichnet iſt.

Um Galilei mit einem Schein von Recht verurtheilen zu können, mußte ihm nachgewieſen werden, daß er „nach der Entſcheidung der Kongregation" an der Kopernikaniſchen Lehre feſthabe.

Es wurde daher beſchloſſen, Galilei unter Androhung der Tortur dem Examen der wahren Ueberzeugung zu unterwerfen und, falls er dabei bliebe, die Kopernikaniſche Geſinnung zu verleugnen, zu weiterem Verfahren in die Folterkammer abzuführen.

Am 22. Juni 1633 erſcheint Galilei zum letzten Verhöre. Vergebens betheuert er, nach dem Verbot nicht mehr an der Kopernikaniſchen Lehre feſtgehalten zu haben. — Man ſchenkt ſeinen Bekenntniſſen keinen Glauben und weiſt ihn darauf hin, daß aus ſeinen Werken hervorgehe, er habe auch nach dem Verbote an der verdammten Lehre noch feſtgehalten. Man droht ihm mit der Tortur, wenn er die Wahrheit nicht bekennen würde. Mit der Stimme der Verzweiflung ruft der geängſtigte Greis aus: Ich halte nicht, noch habe ich dieſe Meinung feſtgehalten, nachdem mir befohlen war, ſie aufzugeben. Die Henkersknechte der Inquiſition ſtehen bereit. Auf einen Wink führen ſie den unglücklichen Gelehrten in die Folterkammer — dort wird er gefeſſelt und entkleidet. Die Marterwerkzeuge ſind bereit, ihre die Menſchheit entwürdigende Beſtimmung zu erfüllen. Kalt ſteht der Richter ihm gegenüber, ſtarr und fühllos nach ertheilter Weiſung handelnd. Nochmals fordert er Galilei auf, ſeine Ueberzeugung zu bekennen. Angeſichts der Tortur geſteht Galilei zu, an der verdammten Lehre feſtgehalten zu haben. Jetzt war das heilige Offizium im Beſitze des Rechtsgrundes, der zur Verurtheilung führen ſollte.

Nach den Grundſätzen der römiſchen Kirche hätte Galilei nie als Ketzer verurtheilt werden können, denn der Beſchluß der Congregation vom Jahre 1616 in Bezug auf das Kopernikaniſche Syſtem war kein unfehlbarer im kirchlichen Sinne. Das heilige Offizium überſchritt daher ſeine Competenz weit, indem es Galilei als Ketzer verurtheilte.

Am folgenden Tage wird Galilei in die Kirche des Do-

[illegible] Sopra la Minerva geführt. Im Chor der Kirche sind die hochwürdigen Herren versammelt, die Zeugen [illegible] der Demüthigung der Wissenschaft. Wie manches hämische Gesicht mag aus ihrer Mitte auf den gebrochenen Greis geblickt haben, als er eintrat. „Seht, das ist der Mann, der es wagte, den Patres der Gesellschaft Jesu entgegen zu treten. Wehe dem, der sich mit ihnen verfeindet!“ Auf den Zuschauerbänken erheben sich die hintenstehenden und gaffen.

Was helfen dir deine Beweisgründe, o Galilei, was nützt die Schärfe deines Verstandes gegen die Macht des Ordens, der Mittel weiß, dich zu verderben! Das Urtheil wird verlesen: „Du Galileo Galilei hast dich diesem heiligen Offizium der Häresie (Ketzerei) sehr verdächtig gemacht d. h. du hast Lehren geglaubt und festgehalten, welche der heiligen Schrift widersprechen. — In Folge dessen bist du in alle Zensuren und Strafen verfallen, welche durch die heiligen Canones und andere Constitutiones gegen derartig Fehlende bestimmt und über sie verhängt sind.“

„Von diesen allen wollen wir dich freisprechen, sobald du mit aufrichtigem Herzen und nicht erheucheltem Glauben abschwörst, verfluchst und verwünschest die genannten Irrthümer und Ketzereien und jeden andern Irrthum, welcher der katholischen apostolischen Kirche zuwiderläuft, nach der Formel, wie sie dir von uns wird vorgelegt werden.“

„Damit aber dieser dein schwerer und verderblicher Irrthum nicht ganz ungestraft bleibe und du in Zukunft vorsichtiger verfahrest, auch Anderen zum Beispiel dienest, so bestimmen wir, daß das Buch: „Dialoge über die beiden wichtigsten Welt-

[illegible] eine öffentliche Verordnung verboten sei. — Dich

[illegible] zum förmlichen Kerker bei diesem heiligen

[illegible] nach unserem Ermessen zu bestimmende Zeit.“

[illegible] dieses Richterspruchs mußte Galilei demüthig

kniend vor der ganzen Verſammlung eine entwürdigende Abſchwörung ſprechen. Er muß die Worte ſagen: „So bin ich demnach als der Häreſie ſchwer verdächtig erachtet worden, d. h. feſtgehalten und geglaubt zu haben, daß die Sonne das Centrum der Welt und unbeweglich, und daß die Erde nicht Centrum der Welt ſei und ſich bewege.“

„Da ich nun Euren Eminenzen und jedem katholiſchen Chriſten dieſen Verdacht benehmen möchte, ſo ſchwöre ich ab, verwünſche und verfluche ich die genannten Irrthümer und Ketzereien.“

„Auch ſchwöre ich, fürderhin weder mündlich noch ſchriftlich etwas zu ſagen oder zu behaupten, wegen deſſen ein ähnlicher Verdacht gegen mich entſtehen könnte, ſondern, wenn ich einen Ketzer oder der Ketzerei Verdächtigen antreffen ſollte, werde ich ihn dieſem heiligen Offizium anzeigen.“

Mit zitternder Hand ſetzt der Verurtheilte unter das Abſchwörungsdokument die Worte:

„Ich Galileo Galilei habe wie oben mit eigener Hand abgeſchworen.“

Erhebt ſich der Tiefgebeugte nicht, richtet er ſich nicht auf mit unnahbarer Majeſtät und ſchleudert in die Verſammlung die Worte: „E pur' si muove?“ Nein, er bleibt ſtumm, ein gebrochener Mann, tiefes Weh im Herzen. Es ſcheint ihm, als habe er umſonſt gelebt, als ſei ſein Leben voller Mühe und Arbeit vergeblich geweſen. Wir aber vernehmen die Worte: „Und ſie bewegt ſich doch.“

Die Wiſſenſchaft ruft ſie laut und immer lauter. — Ihre Jünger verkünden ſie an allen Orten. Die Erde ſpottet der Menſchlein, die beſchließen wollen, daß ſie ſich nicht bewegt. — Sie durchläuft ihre Bahn nach ewigem Geſetz und geht ihren Weg wie vor Alters. Die Sonne ſendet ihre Strahlen den Planeten, die ſie umkreiſen. Ihr Licht gehet aus in den un-

endlichen Raum. Andere Sonnen des Weltalls erscheinen als glänzende Sterne und senden auch der Erde den Lichtgruß zu, unendliche Räume durchmessend.

Wie klein erscheint der Mensch im unermeßlichen Weltall, wie kurz die Spanne der Zeit, die wir ein Menschenleben nennen!

Galilei war nicht mehr weit von dem Ende seines Lebensweges entfernt und dennoch stand ihm noch viel Betrübniß bevor. Der Papst sprach zwar Gnade über ihn aus, er sollte nicht in den Kerker kommen, zu dem er verurtheilt war; aber die Freiheit nach der er sich so sehr sehnte, wurde ihm nicht mehr zu Theil, so lange er noch unter den Lebenden weilte.

Am Abend des 24. Juni holte Niccolini seinen unglücklichen Freund ab und bringt ihn nach der Villa des Großherzogs von Toskana, wohin er vorläufig verbannt war. Niccolini will dem Schwergekränkten Trost zusprechen, aber umsonst. — Schweigend verschließt Galilei den tiefen Kummer in sein Inneres.

Er sehnt sich fort, weit hinweg von dem Orte, wo er so viel erduldet, wo er so viel erlitten. Es wird ihm gewährt, im Hause des Erzbischofs Ascanio Piccolomini von Siena als Verbannter zu verweilen. Später wird ihm gestattet, eine Villa bei Arcetri in der Nähe von Florenz als Verbannungsort zu bewohnen.

Jetzt regt es sich wieder unter den Aristotelikern. — In zahllosen Schriften und Schriftchen greifen sie die großen Todten Kopernicus und Kepler an, und fallen über den zum Schweigen verurtheilten Galilei her. Ein drastisches Beispiel ist eine dem Cardinal Barberini gewidmete Schrift des Scipione Chiaramonti; darin finden sich folgende Sätze aufgestellt:

„Die Thiere, welche sich bewegen, haben Glieder und sich nicht. — Die Erde hat keine Glieder und Muskeln, also Engel sind es, welche Saturn, Jupiter,

die Sonne u. s. w. in Umlauf bringen. Wenn die Erde kreist, so muß sie also in ihrem Mittelpunkte einen Engel haben, der sie in Bewegung versetzt, aber dort wohnen nur Teufel und es wäre demnach ein Teufel, welcher der Erde ihre Bewegung verleihen würde."

Galilei mußte zu allem schweigen, aber es fanden sich muthige Männer, welche nicht nur derartige Albernheiten gebührendermaßen zurückwiesen, sondern auch auf der Bahn der neuen Weltanschauung rüstig fortschritten. In seinem Exil sucht Galilei Trost in der Wissenschaft. Mit fast jugendlichem Eifer arbeitet der siebzigjährige Mann an seinem großartigen Werk über „die Lehre von der Bewegung der Körper und von dem Zusammenhang ihrer Theile."

Besonders glücklich fühlt er sich in der Gesellschaft seiner beiden Töchter Livia und Polissenna, die als Nonnen in einem benachbarten Kloster lebten. Polissenna oder Maria Celeste, wie sie nach ihrem Klosternamen hieß, war in tiefe Melancholie verfallen, während ihr Vater in Rom weilte. Die andauernde Besorgniß und Angst um das bedrohte Leben ihres Vaters, hatten ihre Gesundheit so untergraben, daß ihre Tage gezählt schienen. Nur ein Jahr lang war es ihr noch vergönnt, den geliebten Vater zu sehen; erst 33 Jahre alt, erlag sie einer rasch verlaufenden Abzehrung. — Als der bekümmerte Vater von dem Sterbebette seiner Tochter in seine Wohnung zurückkehrte, findet er dort den Abgesandten der Inquisition, der ihm den Befehl mittheilt, künftighin davon abzustehen, um die Erlaubniß zu einer Rückkehr nach Florenz nachsuchen zu lassen, sonst werde man ihn nach Rom zurückbringen und zwar in den wirklichen Kerker des heiligen Offiziums.

Galilei schreibt über diesen Vorfall an seinen Freund, den berühmten Rechtsgelehrten Diodati in Paris:

„. . Aus diesen und anderen Vorfällen, welche hier zu be-

richten zu weit führen möchte, erſieht man, daß die Wuth meiner ſo mächtigen Verfolger fortwährend noch zunimmt. Dieſelben haben endlich von ſelbſt ſich mir offenbaren wollen, indem, als vor etwa zwei Monaten ein mir theurer Freund in Rom mit dem Pater Chriſtof Griemberger, Mathematiker am dortigen Collegium, über meine Angelegenheit zu ſprechen kam, dieſer Jeſuit meinem Freunde genau folgende Worte ſagte: „„Wenn ſich Galilei die Gewogenheit der Väter dieſes Collegiums zu erhalten gewußt hätte, ſo würde er ruhmvoll vor der Welt daſtehen; er wäre von all' ſeinem Unglück verſchont geblieben und hätte ganz nach ſeinem Belieben über jegliche Dinge ſchreiben können, ſelbſt über die Bewegung der Erde."" Daraus erſeht ihr, ſehr verehrter Herr, daß es nicht dieſe oder jene Meinung iſt, welche mir all dieſe Widerwärtigkeiten bereitet hat und noch bereitet, — ſondern die Ungnade der Jeſuiten."

Vergebens wandten ſich gelehrte und angeſehene Männer aus eigenen Antriebe an Mitglieder des heiligen Offiziums, um für Galilei Befreiung zu erwirken. Der Gefangene von Arcetri, der davon hörte, ſchreibt an einen derſelben: „Ich erhoffe mir, wie geſagt, keinerlei Erleichterung und zwar, weil ich keine Vergehen begangen habe. Ich dürfte erwarten, Verzeihung und Begnadigung zu erlangen, wenn ich gefehlt hätte, denn Fehler ſind es, welche den Fürſten zur Ausübung von Gnade und Milde Anlaß geben können, während es ſich gegenüber einem unſchuldig Verurtheilten geziemt, die ganze Strenge aufrecht zu erhalten, um zu zeigen, daß man dem Rechte gemäß vorgegangen ſei."

Im Jahre 1636 vollendete Galilei ſein unſterbliches Werk „Unterſuchungen und mathematiſche Beweiſe über zwei neue zur Mechanik und zur Lehre der Bewegung gehörigen Wiſſenſchaften", welches unter dem abgekürzten Namen „Dialoge

über die neuen Wiſſenſchaften" bekannt iſt. Daſſelbe wurde 1638 bei den Elzevieren in Leyden gedruckt.

Wenn auch der Körper der Macht des Alters unterliegt, ſo läßt doch der raſtloſe Geiſt des großen Forſchers nicht ab, die Geheimniſſe der Natur zu entſchleiern. Noch als 73jähriger Greis entdeckt er die Schwankung der Mondkugel. Aber die Augen, die ſo tief in das Weltall geblickt, werden matt und leidend. Noch in demſelben Jahre, in dem er ſeine letzte aſtronomiſche Entdeckung gemacht, erblindet er erſt auf dem einen und nicht lange nachher auch auf dem andern Auge. Er theilt dies traurige Ereigniß ſeinem Freunde Diodati mit, indem er ſchreibt: „ ... aber ach, verehrter Herr, Galilei, euer Freund und ergebener Diener, iſt ſeit einem Monat völlig und unheilbar blind, ſo zwar, daß dieſer Himmel, dieſe Erde, dieſes Weltall, welche ich mit meinen merkwürdigen Beobachtungen und klaren Darlegungen hundert, ja tauſendfach über die von den Gelehrten aller früheren Jahrhunderte angenommenen Grenzen erweitert habe, nun für mich auf einen ſo engen Raum zuſammen geſchrumpft ſind, daß derſelbe nicht über jenen hinausreicht, den mein Körper einnimmt ..."

Die Kraft ſeines Geiſtes iſt noch ungeſchwächt. Sobald es ihm ſeine körperlichen Leiden geſtatten, ſehen wir ihn mit wiſſenſchaftlicher Betrachtung beſchäftigt, umgeben von ſeinem Sohne Vincenzio und ſeinem Schüler Viviani, welche bemüht ſind, die Reſultate ſeiner Spekulationen für die Nachwelt aufzuzeichnen.

Galilei fühlt ſein Ende herannahen. Noch vieles bewegt ihn, was er der Menſchheit mittheilen möchte. Er läßt ſeinen talentvollen Schüler Toricelli an ſein Krankenlager kommen, mit dem er fortwährend in wiſſenſchaftliche Geſpräche vertieft iſt. Nur noch drei Monate lang konnte Toricelli mit ſeinem unvergleichlichen Lehrer verkehren. — Am

8. Januar 1642 ſchlug die Stunde, in der Galilei aus dem Kreiſe der Lebenden ſchied.

Kaum war er zur Ruhe eingegangen, als ſich Stimmen erhoben, die ausriefen: „Der Ketzer verdient kein chriſtliches Begräbniß.“ Die Schüler und Freunde des großen Todten wollten ihm ein prächtiges Grabdenkmal an dem Begräbnißort der Familie der Galilei in der Kirche St. Croce ſetzen. Aber von Rom aus wurde dies vereitelt. Der ſchwache Fürſt Ferdinand II. ließ es geſchehen, daß man Galilei in einer abgelegenen Seitenkapelle beiſetzte.

War man in Rom wirklich der Anſicht, daß man das Gedächtniß Galilei's austilgen könnte, wenn man ſeinen ſterblichen Ueberreſten die gebührende Ehre verſagte? — Der große Aſtronom bedurfte keiner Denkmäler von Stein. Mit unauslöſchlicher Schrift hatte der Schöpfer der neueren Phyſik ſeinen Namen in die Tafeln der Geſchichte eingezeichnet und als Dulder, wenn auch nicht als Märtyrer, für die Wiſſenſchaft wird er ſtets ein Mahner für alle ſein, welche Gewalt haben. Als einen Helden, der ſein Leben einſetzt für die Vertheidigung ſeiner Ueberzeugung, können wir ihn aber nicht bewundern, ſo hoch wir ſeine Verdienſte um die Wiſſenſchaft auch ſchätzen. Doch war es nicht die Furcht vor den Machtmitteln des Inquiſitionsgerichts allein, welche ihn bewog, ſich demüthig zu fügen; auch ſein Glaube an die göttliche Autorität der kirchlichen Behörden trug viel dazu bei, ihn wankend zu machen. Wäre Galilei ſtandhaft geblieben, ſo hätte ſein Leben vielleicht auf dem Scheiterhaufen ein vorzeitiges Ende gefunden, oder er wäre doch ſicherlich in den Kerkern der Inquiſition bald zu Grunde gegangen. Sein Mangel an Standhaftigkeit hatte aber für die Wiſſenſchaft Folgen von unſchätzbarer Bedeutung; denn das wichtigſte ſeiner Werke, die Dialoge über die neuen Wiſſenſchaften, welches die Grundlage der neueren Phyſik bildet, hat

er erſt nach ſeiner Abſchwörung geſchrieben. Während Galilei's Leiſtungen auf dem Gebiete der Aſtronomie weit hinter denjenigen ſeines großen Zeitgenoſſen Kepler zurückſtehen, wird er dieſem zum mindeſten ebenbürtig, indem er die Pforten der neuen Wiſſenſchaften aufſchließt, welche vor ihm der Menſchheit verſchloſſen waren.

Faſt hundert Jahre ruhten die Gebeine des großen Florentiners in dem unſcheinbaren Grabe, ehe man es wagte, ſie ihrer beſcheidenen Ruheſtätte zu entreißen und in dem Mauſoleum zu verſenken, das Viviani ſeinem unvergeßlichen Lehrer geſtiftet hatte.

Von der Ruheſtätte des Todten ſingt Byron:

Staub liegt in Santa Croce's Heiligthum,
Der es noch heil'ger macht — —
Seine Ruhſtatt nahm
Alfieri dort und Angelo's Gebein
Und Galilei's ſternenheller Gram
Dort kehrte Machiavell zum Staub, von dem er kam.

In dem Jahre, das Galilei ſcheiden ſah, erblickte Iſaak Newton das Licht der Welt. Er war es, der das von Galilei begonnene Werk zur Vollendung führen ſollte. — Ihm war es vorbehalten, alle Erſcheinungen, die Galilei im einzelnen beobachtet und erklärt hatte, auf ein einziges Geſetz zurückzuführen, auf das Geſetz der allgemeinen Gravitation, dem die Bewegungen der Geſtirne, wie auch die Bewegung des vom Winde fortgeführten Staubkorns unterworfen ſind.

Die ganze civiliſirte Welt ſchließt ſich der Kopernikaniſchen Meinung an, und noch immer ſtehen Galilei's Dialoge auf dem Index der verbotenen Bücher. Noch im Jahre 1819 ſehen wir das genannte Werk verdammt, damit eine derartige Meinung nicht zum Schaden der katholiſchen Wahrheit weiter um ſich greife. Erſt 1822 wird beſchloſſen, daß die Drucklegung und

Veröffentlichung von Werken, welche über die Bewegung der Erde und das Stillſtehen der Sonne nach der gemeinſamen Meinung der modernen Aſtronomen handeln, in Rom zu geſtatten ſei. Aber noch bis zum Jahre 1835 dauerte es, bis Galilei's Werk aus dem Index der verbotenen Bücher verſchwunden war.

So lange hat der Kampf um die Freiheit der Wiſſenſchaft gewährt. Mancher wackere Streiter unterlag in der Hitze des Gefechts, doch Andere traten in die gelichteten Reihen, die unaufhaltſam vorwärts ſtürmten, begeiſtert durch den Schlachtruf:

„Die Wahrheit ſiegt."

Literatur.

Gebler, Karl v., Galileo Galilei und die römiſche Kurie. Stuttg. 1876.
— —, Die Akten des Galilei'ſchen Prozeſſes. Stuttg. 1877.
Nelli, Gio. Batiſta Clemente de, Vita e commercio letterario di Galileo Galilei, Loſanna 1793.
Wohlwill, Dr. Emil, Publikationen über Galilei in der Zeitſchrift für Mathematik u. Phyſik.

Druck von Gebr. Unger in Berlin SW., Schönebergerſtr. 17a.

Die
Ialssaga ein Epos
und
das germanische Heidenthum
in seinen Ausklängen im Norden.

Vortrag

von

Wilhelm Goetz,
Dr. phil.

GH
33843

Berlin SW., 1885.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Eine der interessantesten isländischen Sagas, ja die Königin derselben ist die Nialssaga, die in Dänemark nach der Wiedergabe von Lefolii zum Volksbuche geworden ist und die uns in der deutschen Uebersetzung von J. Clauſſen[1]) vorliegt. Die rasch, „ohne Schnörkel und Nebenbauten," vorwärts schreitende Erzählung knüpft vielfach an bekannte Geschehnisse und Personen der nordischen Geschichte an. Wer sie aber niedergeschrieben und ihr ihre jetzige prosaische Gestalt gegeben hat, davon wissen wir ebenso wenig wie von den Gestaltern der übrigen altnordischen Sagen, welche uns überkommen sind; sie scheint zu der gleichen Zeit ihre letzte Fassung erhalten zu haben wie die mittelhochdeutschen Epen, das „Nibelungenlied" und die „Gudrun."

Mit letzterer Dichtung, in deren Mittelpunkt der deutsche Volksstamm der Friesen steht und die uns in das Harlingerland im Norden von Ostfriesland führt, hat die Nialssaga vorzugsweise einen Berührungspunkt, indem auch sie der Epoche der Normannenzüge angehört, jenem jüngsten Akte der Völkerwanderung, welcher wie eine Springfluth gegen die Küsten von Europa schlug, heerend die südlichen wie die nördlichen Lande.

Wie nun die Hauptbegebenheiten unserer Saga auf historischer Wahrheit beruhen, so kann auch kein Zweifel darüber walten, daß das ganze Bild, welches sie uns von der Denk- und Lebensweise der altisländischen Gesellschaft übermittelt, der

Wirklichkeit voll entspricht. Der Culturhistoriker findet eine Fülle von merkwürdigen Sitten und Gebräuchen; der Rechtsforscher insonderheit fühlt sich angezogen durch die Darstellung der rechtlichen Verhältnisse überhaupt sowie besonders der eigenartigen Ting-Gebräuche. Gewiß ist die Nialssaga eine der wichtigeren Urkunden für die germanische Rechtsgeschichte, da sie Zeugniß davon ablegt, wie sich in der ersten Hälfte des Mittelalters das Recht bei den germanischen Stämmen des Nordens und speciell auf Island entwickelt hat.

Die Helden, welche uns das Lebensbild vor Augen führt, gehörigen zu dem mächtigen Herrenstande des Nordens, den Bauern (Bonden), hinter welchen die große Menge der abhängigen Leute, Hintersassen oder Pächter und Sklaven [2]), stand und bei denen auch freie Männer, schuldige und unschuldige, Schutz und Unterkunft fanden.

Für die Freisassen war Freiheit und Selbstständigkeit des Lebens köstlichstes Gut; Ehre, Ruhm und Ansehen dessen höchstes Ziel. Und schon aus „Hawa-mal," einer uralten isländischen Sammlung poetischer Sprüche, welche man Odin selbst zuschrieb, erkennen wir die Werthschätzung des großen Namens:

„Vieh stirbt hin,
Deine Verwandten sterben,
Stirbst auch selbst;
Aber Ruhm stirbt nimmer,
Erwarbst du edlen.
Vieh stirbt hin,
Deine Verwandten sterben,
Stirbst auch selbst;
Eines weiß ich, das nimmer stirbt:
Das Nachlaß des Todten."

Hand in Hand mit dieser Auffassung ging die Hochschätzung von Geld und Gut; dieses war das gewaltige Mittel, welches

den isländiſchen Großen es möglich machte, ſowohl Männer genug zu unterhalten, um ihre hervorragende Stellung zu behaupten, als auch ſich überhaupt mit dem Glanze zu umgeben, den dieſe benöthigte. Den Reichen zierte die Tugend der Freigebigkeit, „die Milde," von der Konrad von Würzburg, den echt germaniſchen Zug achtend, ſo ſchön ſingt:

„Milde iſt, merkt alle das,
Hoher Ehren Spiegelglas:
Mild' iſt höchſte Tugend auf der Erden."

Die ureigentliche Quelle des Anſehens und der Ehre blieb immerhin den Männern Muth und Kühnheit, reckenhafte Kraft und Gewandtheit im blutigen Waffenſpiel. Dieſe Eigenſchaften halfen ihnen, Gut und Ruhm zu gewinnen auf ihren Wikingerzügen bis nach Garderige (Gardaland = Rußland); ſie ermöglichten es, jeden Schädiger ihrer Ehre zu züchtigen und den Widerſacher zu ſchrecken durch die Forderung zum Holmgang, einem Zweikampfe auf einer kleinen Inſel (Holm), welche keine Ausflucht bot. Als ſolche war vor allen Samſö bei den Nordmännern beliebt, an der Stelle, wo der große und der kleine Belt zuſammentreffen.

Und in der „Geſchichte von Gunnlaug Schlangenzunge"[3]) wird uns von einem Holmgang erzählt, der wirklich bedeutend iſt und uns an eine Unſitte erinnert, welche unſerer Zeit noch anhaftet:

— — „Hermund hielt den Schild vor Gunnlaug, ſeinen Bruder, und Sverting, der Sohn Hafr-Björns, vor Hrafn. Man hatte ausgemacht, daß der, welcher verwundet würde, ſein Leben mit drei Mark erkaufen ſollte. Hrafn hatte den erſten Schlag, weil er gefordert worden war; er hieb von oben in Gunnlaugs Schild, ſo daß das Schwert ſofort unterhalb des Griffes entzwei ſprang, da der Schlag mit aller Wucht gefallen

war. Die Spitze des Schwertes jedoch prallte von dem Schilde ab und traf Gunnlaug an die eine Backe, so daß er eine ganz leichte Verwundung davon trug. Da eilten die Väter beider sogleich hinzu und viele andere Männer. Gunnlaug sprach: Ich erkläre hiermit Hrafn für besiegt, da er keine Waffe mehr hat! Aber ich erkläre, daß du besiegt bist, entgegnete Hrafn, da du verwundet bist! Da wurde Gunnlaug sehr wild und zornig und sagte, die Sache sei noch nicht abgemacht. Sein Vater Illugi aber erklärte, für diesmal solle in dieser Sache nichts mehr geschehen. Das wäre mein Wunsch, versetzte Gunnlaug, daß ich mich mit Hrafn ein anderes Mal träfe, wo du, Vater, nicht so nahe bei der Hand wärest, um uns zu trennen! Damit gingen sie auseinander, und die Männer zerstreuten sich in ihre Zelte. Am anderen Tage in der gesetzgebenden Versammlung wurde das zum Gesetz erhoben, daß von da an aller Zweikampf abgeschafft sein sollte, und zwar geschah das nach dem Vorschlage aller verständigen Männer, die dabei anwesend waren; und in der That waren die weisesten Männer des ganzen Landes da versammelt. Das ist der letzte Zweikampf, der auf Island stattgefunden hat, als Hrafn und Gunnlaug zusammen kämpften." —

Das geschah im Sommer 1006[4]).

Gold oder Goldeswerth, durch Gewalt oder List errungen, bringt aber wie den Nibelungen so auch den Helden der Nialssaga in Wahrheit lauter Unheil; ein Erbgut und ein Goldring geben den ersten Anstoß zu den rasch sich folgenden Verwickelungen:

„Hier ist ein Goldring, den ich dir geben will!" sagte Gunhilde, die norwegische Königsmutter, und streifte denselben auf Ruts, des starken Isländers, Arm. Darauf schlang sie ihre Arme um seinen Hals, küßte ihn und sprach: „Habe ich

dich ſo in meiner Gewalt, wie ich es glaube, ſo lege ich dir hiermit das Geſchick auf, daß du kein Glück findeſt an der Seite des Weibes, an welches du denkſt."

Leiteten doch vom Golde, dem ſo leidenſchaftlich geliebten, die Germanen den Urſprung des Böſen her! In der Zeit der Unſchuld und Liebe war fremd die Gier des Goldes. Und es iſt eine uralt germaniſche Anſchauung, die der große Tragiker ſeinem Romeo in den Mund legt, da dieſer bei dem Apotheker in Mantua Gift kauft:

„Hier iſt dein Gold, ein ſchlimmeres Gift für Seelen,
Das in der argen Welt mehr Mord verübt,
Als alle deine ſchwerverpönten Tränke.
Du kaufteſt Gift von mir, ich nicht von dir."

Die auri sacra fames!

Goldringe („das rothe Schlangengold," d. h. das Gold, welches in Geſtalt von Spangen am Arm getragen wurde, „die Höhen des Armfeuers," d. h. die gewundenen, ciſelirten Goldſpangen) ſind von ſonderlicher Bedeutung auch in der „Geſchichte von Gunnlaug Schlangenzunge," in der „Sage von Fridthjofr dem Verwegenen" [5]), in der „Hovard Iſfjordings-Sage" [6]).

Unter den Helden unſerer Saga erſcheint im Vordergrunde Gunnar. „Er war von hohem Wuchs, ſtark und tüchtig im Waffenhandwerk wie kein anderer, ſowohl im Schwert- wie im Speerkampf, beſonders aber im Gebrauch des Bogens; denn er verfehlte niemals das erwählte Ziel. Außerdem zeichnete er ſich vor allen in Leibesübungen aus, er ſchwamm wie ein Seehund; kurz, in keiner Art von Uebungen, welche dem Manne geziemten, konnte ſich jemand mit ihm zu meſſen wagen, und keinen ſah man als ihm ebenbürtig an. Er hatte ein freundliches und angenehmes Aeußere, war blond, hatte helle blaue Augen und eine gerade, etwas aufgeworfene Naſe, und ſein

Haar fiel schwer und voll über die Schultern und hatte eine schöne Farbe. Auch war er von feinen und einnehmenden Sitten, schnell zur That, mildthätig, sanftmüthig und von ruhiger Sinnesart, treu gegen seine Freunde, aber eigen in ihrer Wahl. Dazu war er an Gütern reich gesegnet."

Wir wiederholen: Unter den Helden unserer Saga erscheint im Vordergrunde Gunnar; denn die vollendetsten Heldensagen feiern nicht einen Helden und seine Thaten ausschließlich, sondern sie stellen uns eine Welt voll Helden und Heldenthum vor Augen, so, daß es in diesen Epen erster Ordnung nicht gestattet ist, nach einer Hauptperson zu fragen.

Nial ist gleichfalls ein hoch angesehener Mann. Das wird er durch seine Klugheit; denn diese ist ebenso unentbehrlich wie die Kraft für den, welcher seine Selbstständigkeit bewahren will; ohne sie kann niemand sich eine bedeutende Stellung sichern in einer Gemeinschaft, in welcher alle gleich hoch stehen und gleiche Macht besitzen.

Die Klugheit ist die Quelle der Sittenlehre bei den heidnischen Bewohnern des Nordens („Hawa-mal"); sie macht es ihnen zur heiligen Pflicht, Wort und Eid getreu zu halten und dem Gesetze des Landes und dem Spruche des Gerichtes zu gehorchen.

Da Gunnar sich einer Gesetzesverletzung schuldig macht, muß er fallen. Und er verletzte das Gesetz gegen Nials Rath. Gunnar und Nial ritten mit einander, und dieser sprach: „Halte jetzt den Vergleich mit deinen Feinden, mein Freund; du hast zwei Männer aus demselben Geschlechte erschlagen; erinnere dich, wenn du diesen Vergleich brichst, wird es dein Tod sein. Fährst du aber fort — er sollte außer Landes gehen und drei Winter hindurch fortbleiben —, dann wird dir diese Fahrt ins Ausland mehr Ehre eintragen als vordem deine Vikingerfahrt

ins Ostland [7]), wie sehr du auch durch sie an Ehre gewannst. Kehrst du zurück, dann wird dein Ruhm und dein Ansehen so groß sein, daß kein Mann es wagt, dich auf den Fuß zu treten, und du wirst ein hohes Alter erreichen." Gunnar erklärte, er beabsichtige nicht, den eingegangenen Vergleich zu brechen.

Was geschah aber?

Da Gunnar zu Schiffe gehen wollte, stolperte sein Pferd, so daß er von ihm sprang. Dabei sah er zufällig zum Berghang und zu dem Hofe am Ende des Berghanges hinauf. „Schön ist der Berghang," rief er aus, „und nie sah ich ihn so herrlich, gelb werden die Saatenfelder und zur Ernte reif, und gemäht ist das Heu auf der Fenz. Ich reite heim." —

So ward Gunnar friedlos, verlustig der Wonne und Weide.

Die Kraft nützt nichts ohne Klugheit; aber ebenso wenig nützt Klugheit ohne Kraft. Das letztere ersehen wir aus Nials Geschick. So lange dieser und Gunnar durch unerschütterliche Freundschaft verbunden bleiben, sind sie unüberwindbar. Wie aber Gunnar fällt, weil er aufgehört, Nials klugen Rathschlägen zu folgen, so fällt auch Nial, weil ihm Gunnars kräftiger Freundesarm fehlt.

Dort, wo die Ehre des Lebens höchstes Ziel, Freiheit und Selbstständigkeit sein theuerstes Kleinod ist, dort wird die Rache zur ersten Forderung des Lebens an den Mann. Unsere Saga theilt mit dem Nibelungenlied das Leid, welches zu Anfang dieser Dichtung so einfach prophezeit wird:

Durch sîn eines sterben starp vil maneger muoter kint.

Und aber die Rachsucht der Weiber überbietet auf Island diejenige der Männer, ganz im Gegensatze zu den Frauen in der „Gudrun," welche dreimal die Männerleidenschaft bändigen und, nach dem altenglischen Ausdrucke, als Friedensweberinnen

auftreten. Doch fehlt es in den altnordischen Geschichten, denen moderne Sentimentalität so fern liegt, nicht an ergreifenden Zügen voll Erhabenheit und echter Weiblichkeit. Da Nials Gattin sich aus dem brennenden Hause retten soll mit der Feinde Erlaubniß, entgegnete sie: „Jung wurde ich Nial angetraut, und ich habe ihm gelobt, Wohl und Wehe mit ihm zu theilen.“ Und sie beide gingen zu ihrer Ruhe ein.

Sobald fremde Gewalt oder List einen Eingriff gethan hat in seine Machtstellung und sein Eigen, muß der isländische Bauer sofort Sühne für den erlittenen Schaden suchen, und diese findet er, indem er Wiedervergeltung übt. In älterer Zeit war es schimpflich für die, welche Rache üben konnten, Wehrgeld anzunehmen, und es konnte daher die Annahme desselben jederzeit verweigert werden, wie denn Nial den Flammentod sucht mit den Worten: „Ich bin jetzt ein alter Mann, so daß ich nicht geeignet bin, meine Söhne zu rächen; mit Schande aber will ich nicht leben.“ —

Unsere Erzählung zeigt zuerst ein unscheinbares Samenkorn; dieses keimt aber, und böse Früchte trägt die böse Saat. Nachdem der erste Anstoß gegeben ist, durch welchen die Macht der Vergeltung in Thätigkeit tritt — an die Sohlen des Racheübenden heftet sich wieder die Rache —, folgen die Begebenheiten Schlag auf Schlag, und jeder Schritt vorwärts verleiht dem Bösen mehr und mehr Macht, und lauter und gewaltiger wird die Forderung der Sühne. —

Ruts Ehe mit Unne Mördstochter ist eine unglückliche. Indessen ladet er durch diesen Mißstand in den Augen des Nordländers keine Schuld auf sich; denn er befindet sich im Banne eines Zaubers. Freilich hat er sich, um das ihm in Norwegen zugefallene Erbe zu erhalten, in Frau Gunhilde's Macht gegeben; aber dieses Verhältniß hatte für den heidnischen

Nordmann nichts Anſtößiges. Dagegen iſt Mörds Verfahren, die Scheidung Unne's von Rut zu Wege zu bringen, wenn auch geſetzlich ſo doch nicht ehrenhaft; und eben ſo wenig iſt es ehrenhaft von Rut gehandelt, daß er die Mitgift Unne's zurückbehalten will. Aber Gunnar, der letzteren Vetter, nimmt ſich der Geſchiedenen an:

Kurze Zeit, nachdem Mörd ſeine Sache gegen Rut verloren hatte, wurde er krank und ſtarb. Er hatte wenig Ehre davon, daß er mit Rut, der ihn zum Holmgang gefordert, nicht kämpfen mochte. Seine Tochter Unne war noch nicht wieder verheirathet und die einzige Erbin ihres Vaters. Sie aber war verſchwenderiſch und nicht umſichtig in der Verwaltung ihres Gutes, und das baare Geld ſchwand ihr unter den Händen dahin, ſo daß ſie endlich nichts beſaß als ihr Land und das Vieh. Daher machte ſie ſich auf den Weg zu ihrem Vetter Gunnar auf Hlidarende (Ende des Berghangs). Dieſer empfing ſie freundlich, und ſie blieb dort über Nacht. Am folgenden Tage ſaßen ſie vor dem Hauſe im ernſten Geſpräch, und Unne klagte ihm ihre Noth, daß ſie des Geldes ſehr bedürftig ſei. „Ich will dir von meinen Zinſen laſſen, ſo viel du brauchſt," ſagte er. „Von deinem Gelde will ich nicht zehren," erwiderte ſie. „Wie willſt du es denn gehalten haben?" fragte er. Sie entgegnete: „Ich will, daß du Rut wegen meines Gutes (der Mitgift, welche Rut nach dem Weggange Unne's, ſeiner Frau, zurückbehalten) belangſt." „Es ſind keine Ausſichten vorhanden, daß ich Erfolg haben werde," ſprach er, „da dein verſtorbener Vater die Forderung nicht durchſetzen konnte, wiewohl er ein geſetzeskundiger Mann war; ich aber kenne nur wenig vom Geſetz." Denn in Bezug auf die Rechtspflege hatte Island die Eigenthümlichkeit, daß das Geſetz eine Menge von Beſtimmungen

darüber enthielt, wie man bei der Anhängigmachung und der Durchführung einer Sache auf dem Ting vorzugehen habe.

Derjenige, welcher auch nur von einer der überkommenen Bestimmungen abwich, gab sich dadurch seinem Gegner gegenüber sofort eine Blöße, so daß er seine Sache verlor. Nun aber war es ein schwieriges Ding, alle Bestimmungen des Gesetzes für jede Art von Klagen zu kennen, zumal da die Isländer noch nicht das ganze Gesetz gesammelt und niedergeschrieben hatten, wie es später in dem Gesetzbuch geschah, welches „Graagaasen" (die graue Gans) hieß. Auf Gunnars Einwendung antwortete Unne: „Mehr durch Gewalt und Trotz als durch Gesetz und Recht gewann Rut die Sache, und ich habe keinen Vetter, der die Sache übernehmen mag, falls dir dazu der Muth fehlt." „Nicht der Muth mangelt mir," sprach Gunnar, „aber ich weiß nicht, wie ich es anzufangen habe." „Dann fahre du zu Nial auf Bergthorshvol und rede mit ihm," versetzte sie, „er wird dir guten Rath geben können, zumal er dein Freund ist." „Allerdings," erwiderte Gunnar, „er pflegt mir guten Rath zu geben wie auch jedem anderen." So übernahm Gunnar denn schließlich ihre Sache.

„Das hat alles Weibes Rath gethan."

Und durch die List, die Nial ihn üben lehrt, zwingt Gunnar Rut zur Herausgabe von Unne's Mitgift.

Bei der Gelegenheit zeigt sich Gunnar auch als einen Skjald, als einen Dichter, der zugleich seine spottenden Lieder singt, wie uns solche zumal in der „Geschichte von Gunnlaug Schlangenzunge" und in der „Hovard Isfjordings-Sage" erhalten sind:

„Verachtet ist bei uns der Mann,
Der nicht die Zunge brauchen kann!"

Hovard Isfjordings-Sage.

Nial hatte alles vorgeschaut. So entrann Gunnar, der in nichts von den ihm gegebenen Rathschlägen abwich, seinen Verfolgern, welche durch den Traum Höskulds auf seine Spur gekommen: In der Nacht erwachte Höskuld auf Höskuldstad, Ruts Bruder, weckte alle seine Hausgenossen und sagte: „Ich will euch einen Traum[8]) erzählen, den ich gehabt habe. Mir schien, ich sah einen großen Bären aus meinem Hofe hinausgehen — der verkleidete Gunnar hatte auf dem Wege nach Ruts Hofe auch Höskuld heimgesucht —, zwei Junge folgten ihm, sie wandten sich nach Rutstad und gingen dort hinein. Nun frage ich euch, ob ihr an jenem großen Mann, der gestern Abend unser Gast war, etwas Besonderes gesehen habt." Ein Mann antwortete, er habe einen Goldschmuck und ein Stückchen rothes Tuch unter dem Aermel des Mannes hervorlugen sehen; außerdem habe derselbe einen goldenen Ring am Finger getragen. „Dann war der Bär Gunnars von Hlidarende Schutzgeist!" rief Höskuld, denn die heidnischen Nordländer glaubten, jeder Mann habe seinen Schutzgeist (Fylgja), der in Gestalt eines Thieres vor ihm hergehe oder ihm nachfolge[9]). „Jetzt auf nach Rutstad!" befahl Höskuld.

Doch Gunnar hatte sich in der Nacht davongeschlichen.

Der norwegische Glaube aber, einem jeden Menschen gebe sich sein Schutzgeist in Gestalt eines solchen Thieres zu erkennen, das zu seiner eigenen Sinnesart am nächsten stimmt, findet sich auch bei den nordamerikanischen Indianern. Der Manitto wird dem Menschen im Traume verliehen und hat ihm nun überall beizustehen. Der eine bekommt so die Eule, der andere den Büffel zum Begleiter; der Wilde ist stolz darauf und hält sich für stark und mächtig[10]).

Ebenso treten die warnenden wissenden Thiere auch als

Rächer des Mordes auf, indem ſie die Mörder verfolgen und der Strafe überliefern.

„Und lautlos ſteht die Schaar zuhauf:
da flattern die Adler vom Baume auf.

Auf der Jungfrau Schultern ſitzen ſie traut
und recken den Schnabel und ſchreien laut.

Die Jungfrau ſpricht: „Gen Nord, gen Nord!
die Adler ſchreien um Mord, um Mord!“[11])

Wenden wir uns nunmehr zu Nial, nach dem unſere Saga den Namen trägt, ohne daß er der Haupthelb derſelben iſt, wie denn, wie ſchon geſagt, nur einen Haupthelden die Nialsſaga ſo wenig kennt, als die Ilias oder das Nibelungenlied. Ein Gunnar, ein Nial, ein Skarphedin, ein Kaare, ein Floſe, ſie alle fordern ein jeder ein ſonderliches Intereſſe, und dieſes jeweilig ganz und gar.

Nial Thorgeirſohn war reich an Gut, mild und von edler Sinnesart; er war ſo geſetzeskundig, daß er darin ſeinesgleichen nicht fand, dazu klug und beſaß die Gabe des zweiten Geſichts, die nach dem Volksglauben in manchen einförmigen Gegenden, Gebirgsthälern (z. B. in dem Steinthale bei Straßburg), in Irland und beſonders in Hochſchottland, auf einſamen Inſeln, in Weſtfalen heimiſch und in gewiſſen Familien erblich ſein ſoll. Er gab gute Rathſchläge und gab ſie gern, und was er vorſchlug, nahm ein gutes Ende. Von Ausſehen war er freundlich; aber eins fehlte ihm, und das war damals kein geringes Ding für einen Mann: er hatte keinen Bart, des freien Mannes Zeichen.

Alle Theile laden Schuld auf ſich; die Nothwendigkeit der Sühne tritt ein.

Die Rache kommt über Gunnar durch ſeine Gattin Halgjerde; die „vâlentinne“ aber iſt Ruts Verwandte.

„Gieb mir zwei Locken von deinem Haar," ſagte der von ſeinen Feinden im Hauſe belagerte Gunnar zu ſeinem Weibe, da ihm die Bogenſehne unbrauchbar geworden, „und flicht du mir eine Bogenſehne daraus, Mutter," zu Ranveig. „Hängt etwas davon ab?" fragte Halgjerde. „Mein Leben hängt davon ab," rief er; „kann ich nur meinen Bogen gebrauchen, ſo werden ſie mir niemals nahe kommen." „Dann werde ich dir die Ohrfeige gedenken, die du mir gabſt," ſagte ſie, „mir iſt es gleichgültig, ob du dich längere oder kürzere Zeit wehrſt. „Ein jeder hat das Seine, wodurch er ſich einen Namen erwirbt," entgegnete Gunnar, „ich werde dich nicht lange bitten."

Und den Vorgang in unſerer Saga hat ein Volkslied zum Vorwurfe genommen, welches auf der färingiſchen Inſel Syderö aufgezeichnet ward. Es heißt Gunnars kvädi:

Das Gunnarlied.

Gunnar, der Kämpe, ſchoß — da ſprang
ihm an ſeinem Bogen der Strang.

Halgerd, zeige nun wie du mich liebſt,
damit daß du eine Locke mir giebſt.

Melde mir, warum ich miſſen ſollt
Haar meines Haupts, das ſo lang und gold?

War's mir doch immer die größte Zier,
wozu begehrſt du's? Sag' es mir!

Feinde folgen; zu ihrem Empfang
gieb es, ſonſt wird es mein Untergang.

Gieb mir zum Bogen des Hauptes Haar;
wachſend nahet ſich ſchon die Gefahr.

— Nun denn, nach allem was mir widerfuhr,
flehſt du umſonſt um ein Löckchen nur.

Noch nicht hab' ich's verſchmerzt genug,
wie deine Hand auf die Wange mich ſchlug.

Halgerd, ſo ſoll man durch alle Lande
lang des gedenken zu deiner Schande. —

Bitterlich weinet die Mutter: „Mein Haar,
nimm es und rette dich aus der Gefahr!"

Niemals: — Eh' falle dem Feinde mein Haupt,
ehe man dich eines Härchens beraubt.

In der Folge wird die Tochter Halgjerde's, Thorgjerde Glumstochter, mit Thraen, Gunnars Oheim, verheirathet, Mutter des Höskuld; und dieſe beiden Männer werden das Mittel zur Vergeltung an Rial. So kommt durch das Geſchlecht, welches Unrecht erlitten hat, die Rache über die, welche es übten.

Der Macht der Vergeltung gegenüber nützt Rials Klugheit für ſich allein nichts; denn ihm geht jegliche Kraft zu mannhafter That ab; er iſt ja auch bartlos. Wohl hat er ſtarke Söhne; doch an ihnen findet er keinen Rückhalt; denn deren Kraft fehlt Beſonnenheit, ohne welche die Kraft zur Unbändigkeit und Wildheit wird. Die Beſonnenheit einzig bewirkt, daß die Kraft ſich durch Klugheit leiten läßt; aber Rials Söhne — vor allen Skarphedin (der ſcharfe, ſchneidige Hedin), „der einem Iktun gleicht und das Unglück zum Begleiter zu haben ſcheint" — geben zu keiner Zeit der Klugheit ihres Vaters Gehör. So geſchieht es, daß ſie ſelbſt, „tumb" genug, mit ſeinen Feinden, wie mit Unne's Sohn, dem falſchen Mörd, Hand in Hand gehen und ſich gebrauchen laſſen, deren Zwecke zu fördern. Nun wird Rials ganze Klugheit machtlos; ja ſeine beſten Rathſchläge dienen ſogar dazu, ſeinen eigenen und ſeines Hauſes Untergang zu beſchleunigen. Er ſieht die Gefahr, welche ihm und ſeinem Hauſe droht und kann ſie nicht wenden; er weiß,

daß nach Gunnars Tode der Unfriede ihn und ſein Haus vernichten wird, und ihm bleibt keine Zeit, den Schritt ſeiner Söhne zu hindern, durch welchen ſie den Unfrieden wecken.

In unſerer eigenen Seele gereinigt erkennen wir, wie Nial erliegen muß dem großen gigantiſchen Schickſal,

„welches den Menſchen erhebt,
wenn es den Menſchen zermalmt".

Der Tag war gekommen, an welchem ſich unter Floſe's Anführung Nials Feinde deſſen Hofe nahten, entſchloſſen, jedes Mittel anzuwenden, um ſeine Söhne zumal aus der Welt zu ſchaffen. Und nun iſt es grade ein Rath Nials, der den Feinden den Sieg in die Hände ſpielt:

„Es wird ihnen noch ſchwerer werden, uns anzugreifen, wenn wir in das Haus gehen", ſagte Nial, „und das wollen wir thun; unſer Haus iſt eben ſo ſtark wie das auf Hlidarende, und doch ging es nur langſam mit dem Angriff auf Gunnar, obwohl er allein war". „Seine Gegner waren wohldenkende Männer", entgegnete Skarphedin, „ſie wollten lieber wieder abziehen, als ihn verbrennen. Aber dieſe werden uns ſofort mit Feuer heimſuchen, wenn ſie in anderer Weiſe keinen Erfolg haben. Sie meinen, und darin haben ſie recht, es werde ihr Tod ſein, wenn wir ihnen entgehen. Ich aber ſpüre keine Luſt, mich wie ein Fuchs in ſeiner Höhle räuchern zu laſſen". „Jetzt wollen meine Söhne mir Ratſchläge geben," ſprach Nial; „als ihr jünger waret, befolgtet ihr meine Ratſchläge, und damals gelang euch alles wohl". „Laßt uns nach unſeres Vaters Willen thun", ſagte Helge, „das frommt uns am meiſten". „Deſſen bin ich doch nicht zu ſicher", äußerte Skarphedin, „ihm iſt nun der Tod beſchieden; aber ich kann ſchon meinem Vater darin zu Willen ſein, mich mit ihm verbrennen zu laſſen; ich fürchte den Tod nicht". Darauf wandte er ſich an Kaare und

sprach: „Laßt uns bei einander bleiben, Schwager, und uns nicht von einander trennen."

Und wie der treue Freundesbund zwischen Hagen und Volker, der sich durch „der Nibelungen Noth" hinzieht, in unsere Herzen einen Tropfen milder Versöhnung ausgießt mit dem schrecklichen Manne, der uns sonst schier ungeheuer erscheinen würde, so fordert auch der unheimliche Skarphedin während des letzten Zusammenseins mit Kaare, ehe die mordbrennerischen Feinde ihn vergewaltigen, unsere Hochachtung, unsere Hingabe.

Und aber mit Vorliebe ist er gezeichnet, gleichwie Hagen im zweiten Theile des Nibelungenliedes.

Die Nialssippe theilt der Nibelungen Noth: dô qualte man mit fiure den helden dâ den lîp.

Wie ergreifend ist nicht die Situation vor dem Ausgange der Helden auf Bergthorshvol!

Die Nialssaga endigt aber nicht mit dem Tode des Helden, der im Untergange am größten dasteht. Bevor Nial nicht gerächt wurde, ist seine Sage nicht zu Ende; es folgt noch eine Menge von blutigen Thaten. Noch waltet „die verderbliche Schuld, die nicht den Boden berührt, sondern mit weichen Füßen auf den Häuptern der Menschen schreitet und unversehens sich einstellt." (Ilias XIX, 90—138).

Doch das nordische Heidenthum und seine Vergötterung von Ehre und Persönlichkeit herrscht in der Folge nicht mehr mit seiner Eisenhand über jenem Geschlechte. Eine andere Macht ist auf den Plan getreten und führt einen anderen Geist mit sich. Es ist das Christenthum, welches im Jahre 1000 n. Chr. auf dem Alting, der Landsgemeinde, rechtsgiltig angenommen ward. Und das Eintreten des Christenthums giebt den Ausklängen der altisländischen Sagen einen gar eigenen Schmelz; so der Hovard Isfjordings-Sage, die ausgeht mit einem Kirchen-

bau, zu dem Hovard von Norwegen das Holz gebracht, nachdem er, in ähnlicher Lage wie ehedem der Frankenkönig Chlodovech, zuvor das Gelübde gethan, den christlichen Glauben annehmen zu wollen, so er Sieger bliebe im Kampfe mit Thorbjörn.

Auch die herzensharten Isländer sollten inne werden der Wahrheit: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort."

Das Christenthum bewirkt Nials Verherrlichung im Tode. In der Todesstunde befiehlt dieser seine Seele in Gottes Hand, und sein Aussehen nach dem Tode erscheint allen als ein Wunder. Als man Skarphedins Leiche gefunden, fand man, daß ein Kreuz in die Haut zwischen den Schultern und ein anderes auf der Brust eingebrannt war; und man war der Meinung, daß er es selbst gethan habe. Alle äußerten, es sehe besser bei dem todten Skarphedin aus, als sie erwartet hätten, und keiner schrak vor ihm zurück....

Nial rief seinen vertrautesten Sklaven zu sich und sagte zu ihm: „Jetzt magst du wohl acht geben, wohin wir uns legen und wie wir uns bereiten; denn ich gedenke mich nicht von der Stelle zu rühren, wie sehr ich auch durch Rauch und Hitze gepeinigt werde. Dann weißt du später, wo unsere Gebeine zu finden sind." Er befahl ihm nun, die frische Haut eines Ochsen, den sie vor kurzem geschlachtet hatten, zu nehmen und über ihn und seine Gattin hinzubreiten, wenn sie sich niedergelegt hätten. Alsdann legten sich Nial und seine Gattin Bergthora auf das Lager. „Unser Vater geht frühzeitig zur Ruhe", sprach Skarphedin, als er sie sich niederlegen sah; „aber es läßt sich ja denken; denn er ist ein alter Mann." Nial aber und Bergthora zeichneten sich mit dem Kreuze und befahlen ihre Seele in Gottes Hände. Das waren die letzten Worte, die man von ihnen vernahm.

Nial wollte nicht nach heidnischem Brauche seinen Leib durch das Feuer verzehren lassen. Wie sehr aber die Germanen

an dieser heidnischen Bestattungsweise festhielten, geht aus dem Kapitular von Paderborn (785) hervor, in welchem Karl der Große die Todesstrafe auf dieselbe setzte.

Während das klassische und das barbarische Alterthum beide durch ein ähnliches Dogma ihres Religionssystems darauf geleitet wurden, in der Einäscherung des Leichnams das Mittel zu sehen zur Erneuerung und Verschönerung aller leiblichen und geistigen Qualitäten, meint der moderne Mensch in der Leichenverbrennung eine Gesammtvernichtung des Körpers wahrnehmen zu sollen und sträubt sich dagegen, wie schon den Christen zur Zeit der Antonine die Leichenverbrennung ein Hinderniß der körperlichen Auferstehung schien.

Daß aber Skarphedin, „der große, häßliche Mann mit den bleichen Zügen, der so unselig und schrecklich dareinschaut", nicht etwa ein heimlicher Christ war, geht aus den Worten hervor, welche er dem Wiking Thorkel Haak entgegen schleuderte: „Du hättest, ehe du hierher kamst, deine Zähne reinigen sollen von dem Pferdefleisch, welches du nach heidnischem Brauch aßest, bevor du zum Ting ritttest, so daß sogar deine Sklaven daran Aergerniß nahmen".

Vor der Einführung des Christenthums aßen die Germanen mit Vorliebe Pferdefleisch, und Neubekehrten blieb nichts Anstößiger an den Heiden, als daß diese dem Pferdeschlachten und dem Genusse des Pferdefleisches nicht entsagten. Ja, den Thüringern wurde noch zur Zeit des Bonifatius Verbot des Pferdefleischessens eingeschärft. —

Der grimme Kaare, der Schwager der Nialsöhne, war einzig aus dem brennenden Hause entkommen.

In seiner Brust lebt noch zu sehr der alte heidnische Geist; das Werk der Rache geht noch eine Weile seinen Gang. Zahlreich fallen die Opfer im Inlande und im Auslande; zwölf der Mordbrenner fallen in der Briansschlacht auf Irland um das Jahr 1014.

Nun aber greift das Chriſtenthum wirkſamer ein; nur dieſes vermag den wilden Geiſt der Blutrache zu feſſeln.

„Sein Wort, erzählt man, wandert hin von Thal zu Thal,
Erweichet harte Herzen, leget Hand in Hand
Und bauet auf verſöhnter Erd' ein Friedensreich".
(Tegnér, Frithjofs-Sage.)

Auch die Herwaraſage leiht der neuen Zeit ihren Schmelz:

„Mich dünkt, es kam mir lange ſchon
die ſeltene Mär zu Ohren,
im Südland ſei ein Gottesſohn
zum Heile der Welt geboren.
Mir iſt, als hört ich's vom Süden fern
wie Taubenfittiche rauſchen:
einſt wird auch der Nord wohl milderem Herrn
und milderer Lehre lauſchen."

Und der Geiſtesrichtung einer anderen Zeit nachfolgend unternehmen ſowohl Floſe, der Mordbrenner, wie auch der Bluträcher Kaare eine Wallfahrt nach Rom, um Vergebung ihrer Sünden zu empfangen. Als ſie ſich in der Folge wieder auf Island begegnen, da zeigen beide, daß nunmehr ein anderer Geiſt bei ihnen eingezogen iſt. Die Verſöhnung kommt zu Stande und wird durch die Ehe Kaare's mit Hildegunne, der Baſe Floſe's, beſiegelt. Das Weib, welches am heftigſten Blutrache forderte, heirathet nun den Mann, der ehedem das Ziel ihrer heißen Rachſucht war:

Als Floſe auf den Südinſeln (Hebriden) die Zeitung von der Briansſchlacht erkundet, wollte er nicht länger verweilen; er ſegelte ſüdwärts über das Meer und vollendete ſeine Wallfahrt zu Fuß, bis er die Romaburg erreichte. Dort genoß er ſolches Anſehen, daß er vom Papſte ſelbſt Abſolution empfing; jedoch mußte er viel Geld dafür zahlen. Er zog heimwärts auf dem öſtlichen Wege (zu Lande) und kam unterwegs zu vielen mächtigen Männern, weilte auf ihren Burgen und genoß viel

Ehre bei ihnen. Den Winter über war er in Norwegen b
dem Jarl Erich; mancher Mann that ihm viel Ehre an, u
beim Abſchied empfing er vom Jarl eine Menge Mehl[12]). J
Frühling ſegelte er nach Island; er kam ans Land im Hornefjo
und ritt von da nach Svinefjeld. So hatte er denn nun all
ausgeführt, wozu er verbunden geweſen war, hatte die Buß
gezahlt und war die beſtimmte Zeit im Auslande geweſe
Kaare Sölmundſohn gedachte auch, nach Romaburg zu wal
fahrten. Er fuhr über das Meer in demſelben Sommer w
Floſe, trat ſeine Wallfahrt in der Normandie an und erreich
ſein Ziel. Nachdem er Abſolution empfangen hatte, zog
zurück auf dem weſtlichen Wege (zur See). In der Normand
nahm er ſein Schiff und ſegelte nordwärts nach Dover in En
land, und von dort fuhr er weſtlich vorbei an Bretland (de
heutigen Wales) und allen ſchottiſchen Fjorden. Als er na
Katanes (Caithnes), der Nordoſtſpitze von Schottland, ka
übergab er das Schiff an Kolben und David den Weißen v
den (in den isländiſchen Sagen vielgenannten) Orkneyinſeln[13]
und blieb ſelbſt bei dem Bauer Skjegge im folgenden Wint
Im nächſten Sommer wollte er nach Island fahren. Skjeg
gab ihm ein Schiff, und er gewann eine Beſatzung von ac
zehn Mann für daſſelbe; es wurde aber ſchon ſpät an d
Jahreszeit, ehe ſie fertig wurden. Dennoch ſtachen ſie in S
Sie hatten eine lange Ueberfahrt nach Island; doch erreicht
ſie endlich Ingolfshövde[14]); hier zerſchellte das Schiff, aber d
Mannſchaft rettete ſich. Es erhob ſich ein ſchweres Unwett
und als die Männer Kaare fragten, wozu ſie ihre Zuflu
nehmen ſollten, verſetzte dieſer, es ſei wohl am beſten, n
Svinefjeld zu gehen, welches nicht weit entfernt landeinwä
lag. „Wir wollen doch verſuchen," meinte er, „wie brav f
Floſe gegen uns benehmen wird". Denn Floſe war in demſelb
Jahre im Frühling zu Hauſe angekommen. Sie gingen a

nach Svinefjeld hinauf, während das Unwetter noch raste. Flose befand sich im Wohnraum. Er erkannte Kaare sogleich, als dieser eintrat, sprang auf und empfing ihn, küßte ihn herzlich und räumte ihm einen Platz ein im Hochsitz, dem Platze des Hausherrn. Er bat Kaare, den Winter über bei ihm zu bleiben, und Kaare nahm das Anerbieten an. Sie söhnten sich gänzlich aus, und als gerade Helga Nialstochter in demselben Winter, in welchem Kaare bei seiner Heimfahrt sich auf Katanes aufgehalten hatte, gestorben war, gab Flose ihm seine Brudertochter Hildegunne zum Weibe, welche mit Höskuld dem Goden von Hvidenes verheirathet gewesen war.

Diese Aussöhnung des tiefen Hasses, die unsere Saga in erhebender Einfachheit an das Ende stellt, ist ein Abschluß, der uns an denjenigen der „Gudrun" erinnert und der Saga die Vollendung des Epos zutheilt. Und wieder fallen uns Worte der Gudrun ein, da wir Bedenken erheben möchten, ob Hildegunne ohne Seufzen als Gattin bei Kaare weilen werde, gedenkend lieber Todten. Es sind die schönen: „Das eben soll dein Dienst bei ihr sein, zu sorgen, daß sie nicht seufzen dürfe."

Wie erhaben und sänftigend ist nicht der Schluß der Njalssaga! Wir empfinden warm den Frieden, den er athmet.

Immerhin aber müssen wir auch bedenken, daß wie die Männer so nicht minder die Frauen die strotzende Kraftfülle und unbändige Leidenschaft der Zeit der „Völkerausbreitung" in sich tragen. Dies erweist uns insonderheit die Episode, welcher wir an dieser Stelle Raum geben, um uns noch einmal in die Mitte der Geschehnisse zu versetzen. Die Erzählung des Zwischenfalls von größter Bedeutung — bei allem Unheil lautet die Frage: où est la femme — trägt die Ueberschrift „Das Gastmahl auf Bergthorshvol" und erinnert uns an die âventiure im Nibelungenliede: „wie die küniginnen ein ander schulten".

Gunnar und Njal hatten die Sitte, einander wechselweise

Winter um Winter — man zählte damals nach Wintern und Nächten, nicht nach Jahren und Tagen — zu einem Gastmahl einzuladen, und im ersten Winter nach Gunnars Vermählung mit Halgjerde war an diesen das Gastgebot von Nial ergangen. Der Geladene zog dahin mit seiner Gemahlin, und Nial nahm sie beide freundlich auf. Bei ihrer Ankunft waren Helge Nialssohn und seine Gattin Thorhalle nicht zu Hause; sie erschienen aber bald nachher. Da faßte Bergthora, die Hausfrau, Thorhalle an der Hand und führte sie zur Querbank, wo die Frauen ihren Sitz hatten. „Du wirst vor dieser Frau zur Seite rücken", sagte Bergthora zu Halgjerde. „Nicht weiche ich von der Stelle", erwiderte Halgjerde, „ich will nicht ein Aschenbrödel sein, da man in die Ecke jagt." „Hier habe ich zu bestimmen", sagte Bergthora, und Thorhalle ließ sich nieder. Nach dem Mahle ging Bergthora um den Tisch herum mit Wasser, um die Hände zu netzen[15]). Als sie zu Halgjerde kam, ergriff diese ihre Hand und sprach: „Du und Nial sind ganz für einander geschaffen, du hast knotige Nägel, und er ist bartlos." „Wahr ist es," versetzte Bergthora, „aber keiner von uns legt es dem andern zur Last. Dein Eheherr Thorvald war nicht bartlos, und dennoch fiel er durch deine Ränke." Halgjerde wandte sich nach der Seite, wo Gunnar saß und rief: „Nur wenig frommt es mir, dem trefflichsten Mann auf Island anzugehören, wenn du solche Worte ungerächt lässest, Gunnar". Da sprang Gunnar auf vom Tisch und sagte: „Ich will heim; wenn du zanken willst, magst du es mit deinen Hausgenossen thun und nicht im Hause des fremden Mannes. Viel Ehre habe ich Nial zu verdanken und will nicht deinen Launen ein Spielball sein." Sie rüsteten sich sogleich zur Heimfahrt. Beim Abschiede sagte Halgjerde: „Erinnere dich, Bergthora, daß wir hiermit nicht geschieden sind." „Am schlimmsten wird es für dich sein", entgegnete Bergthora. Gunnar mischte sich nicht hinein; er zog

heim mit Halgjerde und hielt ſich den ganzen Winter zu Hauſe. „von zweier vrouwen bâgen wart vil manic helt verlorn.“

Und an der Stelle eins: während andere Epen inmitten der Haſt der Geſchehniſſe einer Idylle Raum geben, hat unſere Nialsſaga nichts dergleichen; in den übrigen Sagas das ſinnige Of dem brete zabelen unter Männern und Frauen, hier das grauſige Spiel des Pferdekampfes.

Wir können nicht umhin, das bedeutende Bild deſſelben wiederzugeben:

Skarphedin führte Gunnars braunes Pferd vor — die Gegenpartei hatte ein rothes —, während der Beſitzer es übernahm, das Thier zu reizen. Er trug einen rothen Rock und hatte ſich mit einem breiten Gürtel gegürtet, in der Hand aber führte er den langen Stab, der dazu diente, die Pferde vorwärts zu treiben. Dieſe ſtürmten auf einander ein und biſſen ſich lange, ſo daß es des Antriebs nicht bedurfte und das Schauſpiel luſtig war. Da machten Thorgejr Starkadſohn und Kol Egilſohn von der Gegenpartei mit einander ab, wenn die Pferde das nächſte Mal auf einander losſprengten, wollten ſie ihr Pferd ſo leiten, daß Gunnar dabei zu Falle komme. In demſelben Augenblick rannten die Pferde wieder auf einander zu. Thorgejr und Kol liefen daher ihrem Pferde zur Seite, zugleich aber trieb auch Gunnar das ſeinige vorwärts. Die Thiere prallten an einander und zwar ſo gewaltſam, daß Thorgejrs und Kols Pferd ſich überſchlug, ſie ſelbſt umriß und auf ſie fiel. Sie ſprangen ſogleich empor und drangen auf Gunnar ein, dieſer aber erfaßte Kol und ſchleuderte ihn zur Erde, ſo daß er beſinnungslos dalag. Thorgejr ſchlug nach Gunnars Pferd und ſchlug ihm ein Auge aus, Gunnar aber verſetzte ihm einen Streich mit dem Stabe, ſo daß es ihm erging wie Kol. Darauf hieß er Kuliſkjäg das Pferd tödten; denn verſtümmelt ſolle es nicht leben. Inzwiſchen war Thorgejr wieder auf die Beine gekommen, hatte ſeine Waffen ergriffen

und wollte sich auf Gunnar stürzen. Daran wurde er freilich gehindert, aber es erhob sich ein großes Gedränge. . .

Doch unser Auge weilt wieder auf dem Ausgange der Saga: Man erzählt, Flose habe sein Ende gefunden, als er einst in seinen alten Tagen ins Ausland fahren wollte, um sich Bauholz zu holen. Er hielt sich einen Winter über in Norwegen auf. Im folgenden Sommer wurde er spät fertig, und man redete davon, daß sein Schiff schlecht sei. „Es ist gut genug für einen alten Mann, der bald sterben wird," äußerte er und belud es und stach in die See. Man hat aber seitdem niemals etwas von dem Schiffe vernommen. Und damit schließt die Nialssaga.

Mit einer Erinnerung an die Fahrten der Normannen[16]), die „dem Wege der Schwäne" gen Süden folgten, wohin es von jeher den nordischen Mann mächtig zog, endigt unsere Saga. Flose's Ausgang aber erscheint uns als ein Nachklang an die hochpoetische Art von Todtenbestattung, wie sie bei den Germanen, welche ihre Sitze an der See hatten, bräuchlich gewesen. Der Todte ward im vollen Waffenschmucke an Bord eines „Meerdrachen" gebracht und in sitzender Stellung mit dem Rücken an den Mast gelehnt. Rings um ihn häufte man, was von Besitz ihm das Liebste im Leben gewesen. Dann zog man das Segel auf, setzte das Schiff in Brand und ließ es in die Wogen hinaustreiben. So ritt der Wiking mit rechter Pracht zu Odin.

Und im Hinblick auf die Art der Todtenbestattung hat der Ausdruck Absegeln, den man für Sterben gebraucht, einen tieferen Grund als den der bloß willkürlich parodirenden Volksrede.

Ein Stück „Seekönig" war in Flose verblieben; am letzten Ende trieb es ihn wieder hinaus auf die große, heilige Salzsee.

Die Nialssaga hat ihren Ausgang genommen. Zum Beschlusse unseres Vortrages sei es uns aber noch gestattet, einen Einblick in die schon berührte Herwarasaga als eines Ausklanges germanischen Heidenthums zu gewinnen, eine Dichtung, welche

uns ebenfalls mit ſcharfer Ausprägung des ſittlichen Moments die Leiden und den Untergang eines ganzen Geſchlechtes zeigt. Dieſe Sage beginnt — wir benutzen L. Freytags treffliche Umdichtung — mit einem an die Nibelungen erinnernden Zuge:

Der König von Gardaland (Oſtland), Swafurlami, überraſcht auf beuteloſer Jagd zwei Zwerge:

... aus dem Buſche treten zwei Zwerge in das Licht:
auf eines Jeden Nacken ruht eines Kräuterbunds Gewicht.

Und wie gebeugt die Zwerge nahn mit ihrer Laſt,
ſpürt ihn Keiner eher, als bis des Königs Fauſt ihn faßt.
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

„Eine Waffe fodr' ich, ein Schwert wundervoll,
das man als das beſte im Norden rühmen ſoll:
Das Heft und die Scheide ſei von Golde ganz,
und Gehenk und Schwertgurt glitzere von goldgem Glanz.

Zerbeißen ſoll es mühlos den härteſten Stahl
und Panzerhemd und Schildrand und Felsgeſtein zumal.
Nie ſolls roſten dürfen, und wer's ſchwingt im Krieg
oder auch im Zweikampf, immer folge ihm der Sieg!

Bis ſinkt die nächſte Sonne, ſei das Werk vollbracht:
ſchwört mirs zu, dann laß' ich euch ledig meiner Macht!"
Und beide denn gelobens mit allerhöchſtem Schwur:
er läßt ſie los, und einſam ſteht er auf weiter Waldesflur.

Der Wald raunt im Mondlicht, als flüſtert' er im Traum,
nur Odins dunkler Vogel krächzt herab vom dürren Baum.

Das Schwert „Tyrfing" wird dem Könige zur Stunde überreicht; doch der Uebergabe folgt der Fluch:

„Ein Menſchenopfer fordert das Schwert,
ſo oft es ſeiner Scheid' entfährt.

Drei Neidingswerke werden vollbracht
durch dieſes Schwertes Unheilsmacht.

Wens bettet zuerſt in Todesruh,
der, Swafurlami, der biſt du!

Reit heim nun, Held, aus unſerm Wald
und die Götter in Walhall grüße bald!"

Und nicht lange darnach fällt Swafurlani in der Schlacht durch den Berſerker Arngrim. Des Getödteten Tochter führt der Sieger heim; der Ehe entſprießt Angantyr, der im Holmgang auf der däniſchen Inſel Samſö trotz Tyrfing, „des Vaters beſtem Geſchenke", erliegt.

Angantyrs Tochter iſt Herwara.

Um ſie wirbt in der Folge Fürſt Höfund; er thut dies auf eines greiſen Helden Rath — „ein Schneeberg blickt auf junges Gefilde nieder":

„Die ſchönſten Fürſtentöchter, vergleichbar ſind
ſie mit Herwara nimmer, Angantyrs Kind:
in ihr ſcheint Freya müde von Himmelsſiegen
auf unſre Erde leuchtend herabgeſtiegen.

Beſungen hats manch rühmlicher Skaldenſang,
wie ſie des Vaters Geiſt in dem Hügel zwang
ihr Tyrfing auszuliefern, den Preis der Schwerter:
kein Weib iſt deiner würdiger rings und werther.

Entſagt nun hat ſie männlichem Waffentrutz;
ſie weilt daheim in zärtlichem Mutterſchutz.
In Bjartmars Saale ſitzt ſie im Jungfraunkleide
und wirkt der Helden Thaten in weiche Seide." —

Angantyr und Heidrek ſind die Söhne Höfunds und Herwara's. Der jüngere muß, da er durch das fluchbeladene Schwert zum Brudermörder geworden, Vaterhaus und Vaterland meiden.

Während aber der Friedloſe in der Fremde weilet, legt ſich die Mutter auf das Sterbebett. Und nun bricht's durch das ungebändigte Rieſenleben der altnordiſchen Welt ſo zart und licht, wie durch Felſen ein Sonnenſtrahl.

Trauer waltet in Höfunds Gaun,
ſtille iſt es in Höfunds Saal:
Männer weinen und holde Fraun
vor dem düſteren Burgportal.

Im Gemache die Fürſtin ruht
auf der bitteren Lagerſtatt
bald in jagender Fiebergluth
bald ergeben und todesmatt.

Höfund neben ihr hütend ſitzt,
wenn es nachtet und wenn es tagt;
ſchlaflos iſt ihm das Aug' erhitzt:
ach, er hofft, wo die Welt verzagt!

— — — — — — — —
— — — — — — — —

Da aus laſtendem Todeskampf
hebt Herwara ſich jäh empor:
„Hörſt du ferne das Roßgeſtampf?
Fliegend naht es des Schloſſes Thor!“

Angſtvoll ſtarrt er ſie an verſtört,
die erglüht wie in höherm Licht:
was die Sterbende ahnend hört,
hört der liebende Lauſcher nicht.

„Wer da jagt wie der Wirbelwind
Hilfe heiſchend an deinem Thron,
Weißt du's? Unſer verbanntes Kind
iſt es, unſer geliebter Sohn!

Dank den Göttern in Walhalls Saal:
darf ihn ſchaun, eh ich ſcheiden muß,
darf ihn ſegnen zum letzten Mal,
küſſen, ach mit dem letzten Kuß!

Ach, die Mutter, die ihn gebar,
kann ja nimmer zur Ruhe gehn,
eh ihr brechendes Augenpaar
noch ihr einziges Kind geſehn!

— — — — — — — —
— — — — — — — —

Fernher ſchallts nun wie Roſſeshuf
(ſcharf wohl lauſchte der Mutter Ohr):

bald tönt ſchmetternder Hörnerruf
draußen vor dem verſchloſſnen Thor.

Roſſewiehern und feſter Tritt,
vieler Männer Zuſammenlauf:
und nun nahts mit gedämpftem Schritt,
und die Thüre, die thut ſich auf.

Heidrek wankt zu der Thür herein
angſtvoll zweifelnd und tief erblaßt,
hält in Reue und Herzenspein
ſeinem Vater das Knie umfaßt.

Und die Thräne des Vaters fällt
auf den Knieenden liebeswarm,
und er richtet ihn auf und hält
feſt und ſicher ihn in dem Arm.

Vor der Mutter in heißem Schmerz
kniet der Sohn an der Lagerſtatt,
und ſie drückt ihn ans Mutterherz,
ſieht ſich nicht an dem Helden ſatt.

„Sohn, ſtets hab' ich des Tags gedacht,
da zerſchmetternd uns traf der Schlag:
mir ein Seufzer war jede Nacht,
eine Thräne mir jeder Tag.

Wohl dein Vater verbarg ſein Weh,
doch ihn deckte das Trauerkleid:
blieb er ſtarr wie der firne Schnee,
ſaß im Herzen ihm tief das Leid.

Jetzt iſt alles, ja alles gut!
Bald umfächelt mich Folkwangs[17]) Luft,
und mit Hoffnung und frohem Muth
ſteig' ich gern in die Hügelgruft.

— — — — — — — —
— — — — — — — —

Und nun nehmt in die Arme mich —
ruhig ebbt mir des Lebens Fluth,

doch von ferne mir wonniglich
leuchtet nimmer geahnte Glut.

Sinke, Leben und Lebens Noth!
Trost ists, endlich zur Ruhe gehn!
O wie herrlich doch ist der Tod!
O wie herrlich das Wiedersehn!"

Kalt starrt draußen der Wald ergraut,
wie die Blüthe im Frost verdirbt;
beide Könige weinen laut,
denn die Mutter, die Mutter stirbt. — —

Die Dichtung hat in dem hohen Liede der Mutterliebe ihren Höhepunkt erreicht. Und mit diesem Ausblick in das Allgemein-Menschliche hat unser Vortrag ein Ende.

Anmerkungen.

1) Die Nialssaga. Nach der dänischen Wiedergabe von H. Lefolii. Uebersetzt von J. Clauſſen. Leipzig. Verlag von J. A. Barth. 1878. Broch. 3,60 Mk.

2) Daß die Sklaverei im alten Norden überhaupt bestanden, bezeugen fast alle nordischen Sagen.

3) Aus dem isländischen Urtexte übertragen von Eugen Kölbing. Heilbronn. Verlag von Gebr. Henninger. 1878.

4) Einen Holmgang schildert auch die Herwarasaga. Siehe „Herwara. Von L. Freytag. Berlin 1883. Verlag von R. Damköhler."

5) Aus dem altisländischen Urtexte übersetzt von Willibald Leo. Heilbronn. Verlag von Gebr. Henninger. 1879.

6) Aus dem altisländischen Urtexte übersetzt von Willibald Leo. Heilbronn. Verlag von Gebr. Henninger. 1878. — Siehe Freybe, Christoforus (Leipzig, Dörffling u. Franke. 1882), S. 110, über brytta.

7) Oefters ist Thor in der Edda auf Ostfahrten begriffen. Auf diesen Reisen bekämpfte und erschlug er die Riesen. Es deutet dies auf den alten, damals noch unverschollenen Zusammenhang germanischer

Völker mit Asien. Das fara í austrveg kehrt wie bei Thor so bei anderen Helden in der Edda wieder, z. B. wird der Stamm der Skilfinger ausdrücklich in jene Ostgegend gesetzt. Jötunheim, die Riesenwelt, war da gelegen. Freybe, Christoforus, (Leipzig, Dörffling u. Franke. 1882), S. 22 ff.

8) Fast in allen Sagen wird von wunderbaren Träumen, die in Erfüllung gingen, erzählt.

9) Vergl. „Die Geschichte von Gunnlaug Schlangenzunge", 2. Kap.

10) Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit I, S. 103.

11) Herwara, S. 72. — Legende von St. Meinrads Raben.

12) Von der Einfuhr von Mehl und Holz (Bauholz) nach Island ist in unserer Sage öfters die Rede. Doch hatte damals Island größere Wälder, wie denn zur Friedlosigkeit Verurtheilte Waldgänger genannt wurden, weil sie nur noch in menschenverlassenen Wäldern nothdürftige Zuflucht finden konnten. In der Folge verschwanden die Wälder, welche ehedem einen warmen Mantel um die Insel warfen, von dem jetzt kaum die Fetzen in Unterbusch und Zwergbirken zu sehen sind (Dahlmann).

13) Vergl. Die Sage von Fridthjofr dem Verwegenen, 5. Kap. (Heilbronn, Gebr. Henninger. 1879).

14) Die erste bedeutendere Ansiedelung auf Island fand 874 unter Ingolf statt, nach dem die Halbinsel Ingolfshövde benannt worden ist. Vergl. Die Hovard Isfjordings-Sage, 3. Kap. (Heilbronn, Gebr. Henninger. 1878).

15) Wasserkannen, Waschbecken, Handtuch waren Kostbarkeiten, die nur wenige Leute im Norden sich anzuschaffen im Stande waren. Das sechszehnte Jahrhundert erst brachte hierin Wandel, indem es die erwähnten Güter zugänglicher machte. Sie scheinen in folgender Reihenfolge Eingang gefunden zu haben: zuerst das Handtuch, dann das Waschbecken und zuletzt die Wasserkanne. Lund, Das tägliche Leben in Skandinavien (Kopenhagen, Höst und Sohn. 1882).

16) Im Verlaufe der Erzählung vernehmen wir auch, daß Gunnars Bruder nach Miklagaard (Konstantinopel) gezogen und Anführer des Varägerheeres, der Leibwache der griechischen Kaiser, ward.

17) Fólkvangr, Freyja's Saal, in den die Seelen edler Frauen aufgenommen wurden.

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerstr. 17 a.

Marco Polo,

ein Weltreiſender des XIII. Jahrhunderts.

Von

Dr. R. Schumann.

GHH

33 SHH

Berlin SW. 1885.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'ſche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Welche Gestalt die orientalische Frage, jener Proteus der Politik, annehmen mag, immer liegt ihr der eine Gedanke zu Grunde, welche der europäischen Culturmächte die direkte oder indirekte Herrschaft über diesen oder jenen Theil des asiatischen Continentes ausüben soll. Bisher waren hauptsächlich zwei Nationen im Wettkampf um die Ausbeutung desselben oder in der Vorbereitung dazu beschäftigt. Von dem breiten Besitzstande des asiatischen Südrandes aus drang England zugleich nach Westen, Norden und Osten vor, theils sich unmittelbar weiter Flächen bemächtigend, theils bemüht, die Wege ihres Exportes nach seinem Nutzen zu leiten. Vom Norden und Westen her zogen die Grenztruppen des weißen Czaren immer engere Kreise gegen den gewaltigen chinesischen Nachbarn. Neuerdings hat sich auch Frankreich, wenn schon seit mehr als einem Jahrhundert in Ostasien ansässig, an diesen Bestrebungen einer expansiven Colonialpolitik betheiligt und ist dabei, was Rußland gegenwärtig sorgfältig vermieden hat, mit China in einen wenigstens officiösen Conflikt gekommen. Auf der anderen Seite machen sich bei den Chinesen diametral entgegenwirkende Bestrebungen bemerkbar. Schon fahren ihre Dampferflottillen nicht mehr allein, den deutschen Kleinverkehr so wesentlich beeinträchtigend, von einen Küstenort zum anderen, sondern erreichen bereits San Francisco, ja in London sogar ziehen

chineſiſche Agenturen jenen Vortheil aus dem Handel, der früher ausſchließlich den weißen Völkern zu gute kam.

In dieſer Zeit erſcheint es wohl nicht unpaſſend, den Blick nach dem fernen Oſten hinzulenken. Freilich wollen wir nicht weiter die Aufmerkſamkeit auf die Begebenheiten der Gegenwart leiten, ſondern wir wollen im Folgenden ein Bild dieſer Gegenden zu einer anderen Zeit ſchildern, die aber nicht weniger intereſſant iſt. Wir wollen uns mit den Erzählungen eines Reiſenden befaſſen, welcher gegen das Ende des 13. Jahrhunderts nahezu die ganze damals bekannte Erde durchſtreifte, der alſo in dieſem Sinne ein Weltreiſender in des Wortes voller Bedeutung genannt werden muß: mit den Mittheilungen Marco Polos des großen Sohnes Venedigs. Um ſeine Wanderungen genau zu verſtehen, ziemt es ſich wohl, zuvörderſt ein Bild der Zeit zu entwerfen, in der er lebte.

I.

Wie verſchieden iſt das Geſicht, welches damals die Erde zeigte von dem, das ſie heute darbietet. Während ich ſoeben erwähnte, wie der größte Theil Aſiens der mittelbaren oder unmittelbaren Botmäßigkeit Europas unterworfen iſt, war es damals gerade umgekehrt. Der Mittelpunkt einer umfangreichen Weltherrſchaft, des größten Reiches, welche je die Sonne beleuchtet hat, lag in Aſien. Temutſchin (d. h. das beſte Eiſen, Temurtſchi der Schmied) war es nach mannigfachen Schickſalsfällen endlich gelungen, die kriegeriſchen Tataren-Stämme nördlich der Wüſte Scha-mo unter einem Geſetze zu vereinigen; auf dem Kurultai (d. h. der Reichstag) vom Jahre 1206, der an den Quellen des Onon ſtatthatte, wurde er zum Tſchingiz-Chan oder dem Chan der Mächtigen ausgerufen. Die ungezählten, wilden Heerſchaaren der Mongolenhorden unter ſeiner Leitung hatten wie eine zügelloſe Fluthwelle von den centralaſiatiſchen Steppen aus, die

ſchon manche derartige Ueberſchwemmung erzeugt hatte, ganz Weſtaſien überſchemmt. Nachdem der wilde Eroberer Nordchina unterworfen hatte, trug er ſeine ſtets vom Glücke gefolgten Waffen nach den glänzenden Culturſtaaten des Islams. Trotzdem, daß hier die Kriege oft entſetzliche Verheerungen angerichtet hatten, waren doch die Segnungen der Lehre Zoroaſters und die Spuren der durch Alexander ausgeſtreuten helleniſchen Cultur nicht verwiſcht: die Fanatiker arabiſchen Stammes, ja ſogar die Türken hatten ſich den Einflüſſen der Cultur nicht entziehen können und das Chalifat in Bagdad, das perſiſche Reich und das der Chowaresmier am Aralſee waren in blühendem Zuſtande. Wiſſenſchaft und Kunſt wurden gepflegt, Ackerbau und Gewerbe brachten den Ländern Reichthum und Glück. Da brach dieſer Sturm herein, ſchlimmer als jedes Unwetter, das ſich bisher entladen und vernichtete den letzten Reſt von Aſiens ſchöner Geſtalt: in ihm liegt der Kern zu dem gegenwärtigen Elende und bis auf den heutigen Tag hat ſich Aſien noch nicht davon erholt. Bis zum Jahre 1227 war der rieſige Feldzug vollendet und der Menſchenwürger kehrte in ſeine Steppen mit Beute beladen aus einer entvölkerten Wüſte, die mit Trümmern und Leichen beſät war, zurück. Seinen Ruhm ſollte er nicht lange genießen — kurze Zeit nach ſeiner Rückkunft ſtarb er.

Was er begonnen, ſetzten ſeine Nachfolger in derſelben barbariſchen Weiſe fort. Sie überſchritten die Grenzen Europas, Ungarn wurde vernichtet, ſo daß nur 3 Städte übrig blieben, Rußland unterjocht. Batu durchzog in 6 Jahren im beiſpielloſen Siegeslaufe 90 Längenkreiſe, den 4. Theil des Erdumfangs; nun gehörte der ganze nördliche Gürtel der Erde vom großen Ocean bis zur Oder, vom nördlichen Eismeer bis an das adriatiſche Meer dem mongoliſchen Stamme. Mit welch unſinniger Grauſamkeit gemordet wurde, erkennt man daraus, daß

im Rathe der Chane der Vorſchlag gemacht wurde, man ſolle die ganze Bevölkerung des nordchineſiſchen Reiches, welche nach Millionen zählte, vertilgen: um Weideplätze für die Heerden daraus zu machen. Niemals war das Chriſtenthum, war ganz Europa in größerer Gefahr als jetzt. Da wurden innere Unruhen in dem mächtig angeſchwollenen Reiche zum Retter, Batu verließ nach dem Siege bei Liegnitz im April 1241 Deutſchland, das dem Sieger nur Mühe und geringe Beute verſprach. Im Süden zerſchellte der Anſturm der Wüſtenſöhne an der Tapferkeit der Mamelukenheere und ſo war die Welt vor den Unholden gerettet.

Der beginnende Zerfall des einheitlichen Reiches wurde befördert dadurch, daß Kubilai-Chan ſeinen Sitz von der alten Hauptſtadt Karakoron weiter nach Oſten verlegte. Nordchina gehörte bereits den Mongolen, in deſſen Hauptſtadt Yen-King, das heutige Peking, richtete er den Königsſitz ein und nannte ihn Kânbaligh. Hierher werden wir durch Marco Polo geführt, dieſe Stadt ſchildert er in ſeiner ganzen imponirenden Größe.

Für die Erweiterungen in der Kenntniß der Erdoberfläche iſt die Periode der mongoliſchen Herrſchaft nicht ohne den erheblichſten Einfluß geweſen. Die Uneinigkeit der europäiſchen Fürſten war es ja, die einen ungehemmten Fortſchritt der Steppenſöhne möglich gemacht hatte. Jetzt ſandten ſie nach den Sitzen derſelben ihre Geſandten und ſo begegneten ſich in dem ärmlichen Städtchen Karakoron, das nicht die Größe von St. Denis, einem Vororte von Paris hatte, aber der Mittelpunkt der Welt war, die Vertreter aller Potentaten, der weltlichen wie der geiſtlichen. Indifferent gegen die Feinheiten der verſchiedenen Religionen, waren ſie gegen alle tolerant. Wir wiſſen, daß die Neſtorianiſchen Chriſten auf manche der mongoliſchen Fürſten einen großen Einfluß ausgeübt haben, einer von dieſen ſoll ſo-

gar im Geheimen Christ geworden sein; sie ließen durch die Buddhisten und durch die Muhamedaner für sich öffentliche Gebete verrichten. Den Franken in Palästina, den Byzantinern, den Armeniern erschienen sie als eine von Gott gesandte Hilfe gegen die immer mächtiger andrängenden seldschuckischen Türkenfürsten, und so entwickelte sich ein lebhafter Verkehr zwischen dem Abend- und Morgenlande. Indem jenes ungeheure Gebiet in einer Hand war, wurde ein verhältnißmäßig sicherer Weg eröffnet, der bis in das Herz von Asien führte. Da nun die Mongolenfürsten den Handel weiter begünstigten, so daß die Genuesen das caspische Meer mit großen Schiffen befuhren, wurde auch ein geordneter Ueberlandverkehr nach und nach entwickelt; man konnte auf dieser Heerstraße, wenn man zahlreich genug war, um sich gegen etwa umherstreifende Räuberbanden zu schützen, mit größerer Zuversicht reisen, als im Innern vo Europa und viel sicherer als heut in nicht wenigen Theilen dieser Route. Auf diesem Wege sehen wir denn in der Mitte des XIII. Jahrhunderts wiederholt Gesandte des Papstes ziehen, um in Verhandlungen mit den Mongolenfürsten zu treten. Der erste von diesen war Plano Carpin, der 1246 die Sira Ordu das goldene Zelt, einen Tagemarsch von Karakoron erreichte Ihm folgte 1248 oder 49 Lonjumel; der interessanteste von diesen ersten Botschaftern aber war Rubruk, der im Auftrage Louis des Heiligen 1253 mit dem Mangu-Chan in Verbindung trat. Sein schlichter und der Wahrheit entsprechender Bericht ist uns heut noch eine reiche Quelle für die Beurtheilung der Verhältnisse jener bewegten Zeit. Er fand um den Mittelpunkt der Weltherrschaft zahllose europäische und asiatische Abenteurer. Menschen aus aller Herren Länder waren im Dienste der Gewalthaber; in so lebhafter Verbindung war man mit jener Gegend, so alltäglich wurde der Verkehr, daß man an der Sorbonne in

Paris einen Lehrstuhl für mongolische Sprache errichten wollte. Unter ganz ähnlichen Umständen treffen wir den Helden unserer gegenwärtigen Darstellung mit seinen Verwandten, deren Reisebeschreibung wir nun kurz versuchen wollen. Wir können dies auf Grund der z. Th. wörtlichen Wiedergabe ihrer eignen Erzählung. Der Bericht erfolgte nach dem Diktat Marco Polo's selbst. Ein Pisaner Rusticiano schrieb die Mittheilungen im Gefängnisse von Genua 1298 nieder.

In Venedig lebten zwei Brüder Maffeo und Nicolai Polo als Kaufleute. Diese gingen um das Jahre 1254 mit ihren Waaren nach Constantinopel. Von hier aus beschlossen sie, mit Edelsteinen nach den Ländern an der Wolga zu handeln; sie kreuzten das schwarze Meer und stiegen in Soldaia oder Sodâk westlich von Caffa ans Land. Ohne Aufenthalt erreichten sie das Ziel ihrer Reise und setzten bei Barku Chan in dessen Hauptstädten Sarai und Bolgara ihre werthvollen Steine gegen reichlichen Gewinn ab. Ein Krieg, der zwischen ihm und seinem Vetter Hulagu um das Jahr 1260 ausbrach, verhinderte sie, wieder zurückzukehren; sie mußten ostwärts durchzudringen versuchen und kamen solchergestalt nach Bokhara. Der dortige Fürst schlug ihnen vor, den Groß-Chan aufzusuchen; dies wäre um so leichter als von Hulagu eine Gesandtschaft nach der Metropole aufbräche. So reisten sie denn ab und erreichten nach Jahresfrist den Hof. Der Groß-Chan nahm sie sehr ehrenvoll und gastfreundlich auf, erkundigte sich bei ihnen nach den Fürsten des Westens; er fragte, wie sie ihre Herrschaft ausübten, in welcher Weise sie Recht sprächen, wie sie Kriege führten u. s. w. Dann forschte er sie aus über den Papst und die Kirche: Fragen, die sie umständlich in tatarischer Sprache beantworteten, weil sie im Laufe der Zeit dieses Idioms völlig mächtig geworden waren. Es war der große Kubilai-

Chan, wahrſcheinlich einer der tüchtigſten mongoliſchen Fürſten. Er entſchloß ſich, an den Papſt unter der Führung eines ſeiner Barone eine Geſandtſchaft zu ſchicken, an der ſie Theil nehmen ſollten. Der Name des Mongolen war Cogatal. Kubilai bat den Papſt, ihm hundert Männer zu ſenden, die wohlbewandert wären in allen Wiſſenſchaften; die im Stande wären, den chriſtlichen Glauben als das beſte Geſetz zu beweiſen und darzuthun, daß die anderen Religionen eitel und nichtig wären; dann würde er und alle die Seinen ſich zum Chriſtenthum bekennen. Außerdem verlangte er etwas Oel von der Lampe, die am heiligen Grabe brannte. Man darf dieſes Verlangen und das daran geknüpfte Verſprechen nicht zu ernſt nehmen, denn wie er nach den chriſtlichen Heiligthümern ſich begierig zeigte, ſo nahm er ſpäter gar keinen Anſtand, ſich von Ceylon einen Zahn Buddhas auszubitten, der ihm auch übermittelt wurde.

Kurz nachdem die Abreiſe erfolgt war, wurde der mongoliſche Führer krank, die beiden Brüder mußten alſo allein die Reiſe fortſetzen, die ſie im April 1269 in Acre glücklich beendeten. Die Erledigung ihrer Angelegenheit zog ſich, da der Papſt geſtorben war, längere Zeit hin. Sie benutzten die Friſt, um nach Venedig zu gehen. Hier fand Nicolo Polo ſeinen Sohn Marco Polo, der nach der Abreiſe des Vaters geboren war, als einen 15jährigen Knaben vor. Beide Venetianer reiſten mit demſelben ohne langen Verzug ab, gingen nach Jeruſalem, um das verſprochene Oel mit Hülfe des Legaten zu Acre, der mittlerweile als Gregor X. den päpſtlichen Stuhl beſtiegen hatte, zu holen. Von einigen Mönchen, die beſondere Vollmachten erlangt hatten, begleitet, ſetzten ſie ihre Reiſe fort. Ihre Begleiter verließen ſie aber bald in Folge des lauten Kriegsgetümmels, übergaben ihre Vollmachten den 3 Venetianern und dieſe allein reiſten Sommer und Winter, bis ſie Kubilai-Chan

in Kaipingfu oder Shang-tu, d. h. Oberhof, seiner Sommerresidenz antrafen.

Marco Polo, ebenso wohl aufgenommen wie seine Verwandten, zeigte sich als ein tüchtiger und gewandter Mensch. In wenigen Jahren war er völlig vertraut mit Sprache, Sitten und Gewohnheiten seines Beschützers, der ihn bald als außerordentlichen Gesandten nach allen Enden seines weiten Reiches schickte. Besonders wurde er ihm gewogen, weil er außer für die geschäftlichen Dinge auch ein offenes Auge für die Besonderheiten der Gegenden, ihrer Bewohner und der Produkte hatte und dies geschickt mitzutheilen verstand. Siebzehn Jahre verblieb er im Dienste des Kaisers. Er wurde mit den schwierigsten Aufträgen betraut und entledigte sich derselben stets auf das beste. So geschah es, daß er nach und nach die höchsten Ehrenstellen gewann, daß er sogar Gouverneur einer der größten und reichsten Provinzen auf die übliche Zeit von 3 Jahren wurde. Auf diese Weise durchstreifte er in besonderen Missionen ganz China vom Norden bis zum Süden; er nahm Theil an der Eroberung der Länder südlich vom Hoangho und ist nach eigner Angabe behülflich gewesen, eine mehrere Jahre lang belagerte Stadt zu beschießen und endlich zur Uebergabe zu zwingen. Aber auch die Grenzen dieses gewaltigen Reiches überschritt er. Nach eigener Erfahrung schildert er die Staaten von Hinterindien; wir gehen wohl aber nicht fehl, wenn wir vermuthen, daß er auch nach den indischen Inseln, vielleicht sogar nach Vorderindien in Staatsgeschäften gekommen ist. Mittlerweile hatten die drei Venetianer große Schätze erworben und dachten daran, ihre Heimath wieder aufzusuchen. Sie erwogen ganz richtig, daß sie vielleicht nach dem Tode ihres Beschützers große Gefahr für ihr Eigenthum, ihre Freiheit, ja vielleicht für ihr Leben liefen. Trotzdem sie ihn aber wiederholt um die Erlaubniß zur

Rückkehr angingen, hatte er für ihre Bitten nur taube Ohren. — Da geschah es, daß die Frau Argun Chans, des Herrschers von Persien, starb. Diese hatte vor ihrem Tode ihren Gemahl gebeten, zu ihrer Nachfolgerin nur eine Prinzessin aus ihrer mongolischen Verwandtschaft zu wählen. Er schickte deshalb drei Gesandte an Kubilai's Hof, welche für Argun eine würdige Prinzessin aussuchen sollten. Die Wahl fiel auf die 17jährige Cocatschin. Marco Polo war um diese Zeit aus Indien zurückgekommen; als nun die drei Perser wahrnahmen, daß er und seine Verwandten nicht blos Lateiner, sondern auch sonst gewandte Leute waren, so ersuchten sie den Chan, daß er diese ihnen zur Begleitung geben möchte. Zugleich machten sie den Vorschlag, daß man an Stelle des ermüdenden Landweges für die Prinzessin die Seereise wählen sollte. Nach einigem Widerstreben stimmte Kubilai diesem Plane zu. Er berief die Polos vor sich, gab ihnen 2 goldene Tafeln, die ihnen durch alle Besitzungen freien Verkehr, Unterhalt und Geleit verschafften. Dann erhielten sie Botschaften an die Könige von Frankreich, England, Spanien. Es wurden 13 Schiffe ausgerüstet, jedes mit 4 Masten und 12 Segeln versehen. Proviant für 2 Jahre wurde eingenommen und mit großem Gefolge die Abreise angetreten. Nach 3 Monaten kamen sie nach Java, weitere 18 Monate brauchten sie, um die indische See zu kreuzen. Mittlerweile war Argun gestorben, dafür empfing Ghazan, sein Sohn, die jenem zugedachte Gemahlin. Nachdem sich die Männer ihrer Botschaft entledigt hatten, erhielten sie von Kaikhatu, dem Nachfolger Argun's, 4 goldene Tafeln, die ihnen die gleichen Freiheiten gewährten wie die Freipässe Kubilai's; außerdem wurden ihnen 200 Reiter zur Sicherheit als Begleitung gegeben; über Trebisonde gelangten

ſie nach Konſtantinopel, Negroponte und Venedig, wo ſie im Jahre 1295 ankamen.

Der erſte Biograph der Poli Ramuſio erzählt, daß ſie dasſelbe Geſchick hatten, wie Ulyſſes: ſie wurden nach ihren 20jährigen Irrfahrten nicht wieder erkannt. Jedermann ihrer Verwandtſchaft hielt ſie längſt für geſtorben und das Erkennen war um ſo ſchwieriger, als der ſo lange Verkehr mit den Aſiaten ſie in Manieren, Ausſehen und Sprache den Mongolen nahezu gleich gemacht hatte, ſelbſt ihre venetianiſche Mutterſprache hatten ſie faſt ganz verlernt. Ihr Haus in dem Viertel Giovanno Chryſoſtomo fanden ſie in den Händen eines entfernten Verwandten, der ihnen den Eintritt in ihr Eigenthum wegen ihres wenig Vertrauen erweckenden Ausſehens verwehrte. Bei einer Zuſammenkunft mit ihren Angehörigen entwickelten ſie aber einen ſolchen Reichthum an Kleidungen, daß man ſchon günſtiger geſtimmt wurde; dann holte der junge Marco die alten abgetragenen Pelzgewänder: ſie fingen alle drei an, die Näthe und Beſätze zu zerſchneiden und entnahmen ihnen die größten Schätze von edlen Geſteinen, in die ſie ihr Gold und Silber eingetauſcht hatten, weil ſie ſich bewußt waren, daß man ſolche Schätze auf der jahrelangen Reiſe nur beſchwerlich befördern konnte. Beſtürzt und erſtaunt über den Reichthum, zögerten nun die Anverwandten nicht länger, für das ſie anzuerkennen, was ſie in der That waren: die Häupter der Familie Ca Polo, die ihren alten Stammſitz in dem Palaſte von Giovanno Chryſoſtomo gehabt hatten. Kaum war die Sache in Venedig ruchbar geworden, ſo beeilte ſich Jung und Alt, ſie zu begrüßen und ſich von ihnen die Wunderdinge des fernen Orients erzählen zu laſſen. Da ſie nun immer von den Millionen ſprachen, welche der Kaiſer als Einkünfte des Staates bezog, von den ungeheuren Reichthümern der Bürger, von der großen Zahl der

Bewohner in den Städten, ſo erhielt Marco den Spottnamen Meſſer Marco Millioni, und das Haus, in dem er wohnte, war ſelbſt Jahrhunderte nach ſeinem Tode als der Millionenhof bekannt. Wie es ihnen bei dem großen Vermögen zukam, nahmen ſie nun an den Staatsgeſchäften Theil. Als 1298 drei Jahre nach ihrer Ankunft ein Seekampf zwiſchen Venedig und Genua ausbrach, rüſtete Marco Polo auf eigene Koſten eine Galeere aus und betheiligte ſich perſönlich an der Schlacht bei Curzola. Das Kriegsglück war aber dem Gegner günſtig; die Flotte von Venedig wurde geſchlagen und Marco gefangen nach Genua geführt. Hier wurde ſein Ruf bald ebenſo bekannt, wie in ſeiner Vaterſtadt und der Zuſpruch bei ihm nahm kein Ende. Im Gefängniſſe während der Zeit von Oktober 1298 bis Auguſt 1299 entſtand nun das Buch über ſeine Reiſe, das er wahrſcheinlich in altfranzöſiſcher Sprache oder einem lombardo-franzöſiſchen Dialekte dem Ruſticiano oder Ruſtichello aus Piſa diktirte. In dem zuletztgenannten Monat kehrte er nach erfolgtem Friedensſchluſſe nach Venedig zurück, heirathete und lebte noch bis 1324; ſein Teſtament, das er ein Jahr zuvor niedergeſchrieben hatte, iſt als ein höchſt intereſſantes Dokument heute noch erhalten.

II.

Das wäre in großen Zügen ſein Leben, wie er uns dasſelbe theilweiſe ſelbſt mitgetheilt hat. Wir wollen nun daran gehen, noch einige der intereſſanteren Kapitel ſeines ziemlich umfangreichen Werkes genauer kennen zu lernen. Bisher haben wir nur den kurzen Abriß ſeiner Reiſe erfahren. Dieſe füllt das erſte Buch aus; das Folgende behandelt die Berichte über die Gegenden, die er auf ſeiner Reiſe bis Shang-tu durchwanderte; das Dritte beſpricht die Ortſchaften, die er in ſeinen Dienſtreiſen im Innern von Aſien kennen lernte; das Vierte giebt uns Aufſchlüſſe über Japan, den Archipel und die

indiſchen Küſten; während das Letzte eine aphoriſtiſche, ungenaue und auch unintereſſante Zuſammenſtellung der Kriege und Wirren im Mongoliſchen Reiche ſelbſt enthält.

Wir wollen uns an die wichtigſten Abſchnitte allein halten und deßhalb zuerſt von dem Chane ſelbſt ſprechen. Kubilai-Chan, der vierte der Mongolenkaiſer, findet in Marco Polo einen vollendeten Lobredner. Der Großherr der Fürſten, wie er genannt wurde, erſcheint ihm als der mächtigſte der Könige, welche ſeit Adam regiert haben: was ſeine Armeen, ſeine Beſitzungen und Reichthümer anbetrifft. Er iſt ein Mann von mittlerer Größe, mit feinen Zügen, von ſtattlicher Haltung. Trotz ſeiner zweifellos hervorragenden geiſtigen Eigenſchaften war er doch derjenige Fürſt, welcher der Einheit des Reiches den ſchwerſten Stoß verſetzte. Wie erwähnt, verlegte er nämlich die Hauptſtadt nach Oſten. Die Stadt Jen-King war bereits durch Tſchingiz erobert worden. Hier war der ungeheure Palaſt, welcher noch heute ſteht. Er nimmt mit dem Garten ein Quadrat ein in der Mitte der Rieſenſtadt, welches 4 chineſiſche Meilen im Umfang hat. Die Reſidenz ſelbſt hat eine Halle, die 6000 Perſonen umfaßt, das Dach iſt zinnoberroth und gelb gemalt, auch ſonſt prangen die äußeren Säulen in ſchimmernden Farben, die geſchützt werden von einem unvergänglichen Lackfirniß, ſo daß alle Theile glänzen wie Kryſtall. Im Innern ſtrotzt ſie von Gold und Silber. Sie wird umgeben von einem rieſigen Park, in dem Hirſche, Rehe, Gazellen weiden; auch ein großer Teich liegt darin, mit den glänzendſten Goldfiſchen erfüllt; er war künſtlich gegraben, die ausgehobene Erde wurde zu einen Berg aufgethürmt, der 1 Meile im Umfang hat und bedeckt iſt mit immergrünen Bäumen: wo ein ſchöner Baum irgend an einer Stelle des Reiches gefunden wird, dann ſorgt man dafür, daß er mit den Wurzeln und der Erde ausgehoben

wird, um dahin verpflanzt zu werden. Dieser Berg existirt heute noch. Die Gänge sind bestreut mit gepulvertem Lazursteine, auf der Spitze endlich befindet sich wieder ein grüner Palast. Die Stadt selbst entsprach diesen Dimensionen. Sie war 24 Meilen (hier sind wahrscheinlich altfranzösische Meilen gemeint, nicht wie später chinesische li) im Umfang; umgeben von einer Mauer, die am Grunde 33 m breit war und eine Höhe von 16 m hatte; die obere Breite war 5 m, heut zu Tage besteht dieses riesige Mauerwerk noch, wenn auch nicht mehr in der ganzen Länge, oben ist es gepflastert nnd bildet so eine eigenartige Promenade, die an die Ueberlieferungen der Mauerwerke von Theben und Babylon erinnert.

Nur noch eine Stadt hat ähnliche Dimensionen unter den vielen großen Städten, deren Einwohner nach Hunderttausenden zählen, d. i. Kinsay. Man hat lange darüber nachgedacht, welcher Ort darunter zu verstehen sei, bis man fand, daß er, wie dies so häufig in Ostasien, zumal in den mongolischen Staaten geschieht, seinen Namen gewechselt hat. Heute heißt er Hang-tscheu-fu und ist noch einer der wichtigsten Häfen des unteren Yang-Tse-Kiang. Kinsay ist das chinesische Kingsze, d. h. Hauptstadt, sie war nämlich der Hauptort des Reiches der Sung, südlich vom Yang-Tse-Kiang, das Kubilai eroberte. Hierher ward Marco Polo oftmals gesandt, um die Einkünfte dieser Provinz zu kontrolieren; er erzählt daher nach eigner Beobachtung. Die Stadt hatte 100 Meilen (chinesische li = 785 m) im Umfang; über die zahllosen größeren und kleineren Kanäle führten 12 000 Brücken. Mehr als 100 000 Häuser waren bewohnt. Ueber sämmtliche Bewohner wurden sorgfältige Standesamtsregister geführt. Im Innern des Häusermeeres lag ein See, 30 Meilen im Umfang, um den die größten und schönsten Paläste aufgeführt waren. Darin befanden sich 2 Inseln mit weitläufigen Gebäuden, in

ihrer Ausstattung würdig als Paläste eines Kaisers zu dienen; hier wurden die Familien- und öffentlichen Feste gefeiert und man fand verschiedenes Geschirr, Decken und Servietten dazu vor. Wir haben also große Hotels und Vergnügungsorte vor uns, ganz wie heutzutage bei uns. Da nun in Europa ein solcher Gebrauch damals nicht geläufig war, so machte das auf Marco einen nicht geringen Eindruck.

Gegen Feuersgefahr, den schlimmsten Feind der chinesischen Holzbauten, sind die umfangreichsten Maßregeln vorbereitet. Signale werden über die Stadt gegeben und die polizeilichen Schutzmannschaften müssen zur Bekämpfung herbeieilen. Alle Straßen sind mit Steinen und Ziegeln gepflastert, daneben laufen Reitwege für die Kouriere des Kaisers. 3000 große Badeanstalten, die theilweise 100 Leute zugleich fassen, befördern die Reinlichkeit der Bewohner. Die Kanäle, welche längs der rechtswinklig sich schneidenden Straßen hinlaufen, führen alle Unsauberkeit fort, so daß die Luft ausgezeichnet rein ist. 10 große Marktplätze, welche Raum genug für die freie Bewegung von je 50000 Menschen gewähren, dienen als Sammelplätze für die Lebensmittel der Stadt. Umgeben werden die freien Plätze von Markthallen, in denen die Werkstätten der Handwerker aufgeschlagen sind. Die Bewohner sind heitere, friedliche Leute, Feinde des Waffenhandwerks und der Soldaten. Sie behandeln ihre Frauen, die durch ihre Schönheit und ihren Geist in ganz China bekannt sind, mit Hochachtung; eine Unehrerbietigkeit gegen sie wird streng bestraft. Auf dem See bewegen sich neben den Lastkähnen zahllose Vergnügungsboote und Lustfahrten in ihnen sind sehr beliebt; ebenso belustigt man sich auf Landparthien, indem die Familien in großen Wagen aus der Stadt heraus in besondere Vergnügungsorte fahren und dort den Tag zubringen. Die Einkünfte, die der Kaiser aus dieser Stadt

und der reichen Provinz bezog, waren ganz fabelhafte für die damalige Zeit; sie betrugen 9 545 833 £ oder ungefähr 190 916 660 Mk.

Der Aufwand, den der Weltherrscher machte, war ganz eines orientalischen Fürsten würdig. Seine Ehrenwache bestand aus 12000 Reitern, die seinen Hofstaat ausmachen; bei den großen Festlichkeiten müssen diese die gleiche Kleidung tragen, wie er — nur nicht so kostbar und da 13 solche Hoffeste stattfinden, so werden diesen Hofstaaten jährlich 13 Garnituren aus den kostbarsten Stoffen übergeben; das größte Fest fand am 26. September statt, an dem Geburtstage des Kaisers; da liefen Glückwünsche und Geschenke aus allen Theilen des Reiches in der Kaiserstadt ein. Das zweite Hauptfest war am Neujahr, eine Konzession offenbar an die unterjochten Chinesen. Alles ist dann in Weiß gekleidet, wie noch heute; man beschenkt sich mit weiß gefärbten Dingen und gratulirt sich gegenseitig. An diesem Tag wurden dem Kaiser an 100 000 weiße Pferde aus dem ganzen Gebiete, das unter seinem Scepter stand, zugeschickt.

Der Kaiser war ein großer Jagdliebhaber und die Monate Dezember bis Februar waren hauptsächlich dieser noblen Passion gewidmet. Freilich war der Apparat dazu auch im größten Style. Die Meute war unter der Aufsicht zweier hoher Hofbeamten; jeder von diesen kommandirte 10 000 Männer, die eine Partei roth, die andere blau gekleidet. Dies waren die eigentlichen Jäger. 2000 von jeder Gruppe führte eine bis mehrere große Doggen. Zog der Kaiser zum Jagen aus, so wurde die eine Abtheilung rechts, die andere links ausgesendet und nun ein Raum von mehr als einer Tagereise Ausdehnung radial abgetrieben, so daß täglich Tausende von Thieren in den heut noch ungemein wildreichen Revieren der Mandschurei zur Strecke gebracht wurden. Gejagt wurde auf verschiedene Weise: neben dem Verfahren der eigentlichen Hetze bediente man

sich der Jagdleoparden, der Luchse, ja sogar abgerichtete Tiger werden erwähnt. Marco Polo nennt sie Löwen, indem er aber zugleich die rothgelbe Farbe und die schwarzen Längsstreifen angiebt, wissen wir, daß wir es mit keinem anderen Thiere, als mit jener gewaltigen Katze zu thun haben, die ganz und gar nicht der Tropenwelt allein angehört, sondern die ganz Asien bis Süd-Sibirien durchstreift und welche z. B. in der Breite von Hamburg noch heut zu den gefährlichsten Feinden der ziemlich ohnmächtigen chinesisch-russischen Grenzbevölkerung gehört. Es giebt kaum einen grelleren Gegensatz, als den, daß ein Thier, welches in den Jungeln von Indien den Elephanten bekämpft, in tausend Meilen weiterer Entfernung im Schnee den Spuren des Rennthieres folgt.

Neben diesen vierfüßigen Jagdgehülfen sind besonders die beflügelten Fänger zu erwähnen: von den kleineren Falken, welche die Wachteln erlegen, finden wir sie bis zu den größeren Edelfalken, welche auf Reiher und Gazellen stoßen; ja sogar die größten Formen wurden gezähmt, welche den Kampf mit dem Wolfe siegreich ausfechten. Die strengsten Jagdgesetze waren gegeben, um das Wild auf diesen ungeheuren Ebenen zu schonen.

Einen großen Eindruck machten auf Marco Polo die Geldverhältnisse des Reiches. Große Münzen hat China bekanntlich heute noch nicht. Man bezahlt in abgewogenem Silber und Golde: der Kleinverkehr wird durch ein Bronzegeld, Kesch oder Tschin genannt, vermittelt, von äußerst geringem Werth (1000 Kesch sind etwa = 4 Mk.). Dafür ist China die Erfinderin der geschriebenen Werthe des Wechsels und auch des Papiergeldes. In Europa war damals vom Papiergelde keine Rede und so machte es auf ihn, wie auf den etwa 50 Jahre später das Land durchstreifenden arabischen Reisenden Ibn Batûtâ einen

ungeheuren Eindruck, als sie hier gedrucktes Papier der Münze gleich gesetzt fanden. Pauthier giebt nach den chinesischen Annalen an, daß der Betrag, welchen Kubilai während 34 Jahren seiner Regierung an Papiergeld verausgabte, 249 654 290 Unzen Silber = 124 827 144 £ betrug. In der Geschicklichkeit der Erzeugung von Geld hätte also selbst John Law in den Finanzministern des Kubilai seine Meister gefunden. Aus dem Bast des Maulbeerbaumes wurde ein schwarzes Papier hergestellt, aus dem man Appoints im Werthe von 10, 20, 50, 100 u. s. f. bis 2000 Kesch machte. Diese Noten hatten Zwangskours, Keiner durfte bei Todesstrafe sich weigern, sie anzunehmen. Falschmünzer wurden mit der gleichen Strafe bedroht. Da nun im ganzen Reiche anstandslos eine einzige Münze coursirte, so imponirte dieser Umstand den Polo's, die an die damals in Europa herrschenden höchst prekären Geldverhältnisse gewöhnt waren, gewaltig. Besonders interessant war es ihm, wie dem erwähnten Araber, daß man eine beschädigte Note ohne Entgelt (oder wie Marco Polo angiebt, mit 3 pCt. Verlust) in der Münze gegen eine neue umtauschen konnte. Deßhalb, sagt Marco Polo sehr naiv, hat der Chan die größten Schätze in der Welt und kann sie jeden Augenblick vermehren, denn das Papier kostet doch fast nichts. Die Klagen der damaligen Zeit klingen dafür auch aus den Annalen der chinesischen Geschichtsschreiber noch heut an unser Ohr, wie die unsinnige Vermehrung des Papiergeldes den Kredit herunterdrückte. Ist es doch später unter der Ming-Dynastie, welche neben dem Papier Hartgeld im Kourse beließ und mit Papier zahlte, während sie klingende Münze forderte, so weit gekommen, daß 1000 Kesch Papier 3 Kesch Metall galten.

Ein freundlicheres Gesicht als diese fatalen Geldzustände zeigt uns aber diejenige Seite der damaligen Staatsverwaltung,

die wir gegenwärtig Socialpolitik zu nennen pflegen. Der Kaiser schickte überall hin seine Gesandten, um Bericht zu erhalten über den Stand der Saaten, über die Ergebnisse der Ernten. Waren in einem Distrikt Unglücksfälle hereingebrochen, welche Mangel befürchten ließen, so wurden diesem die Steuern erlassen, ja man versah die Bewohner mit Korn für den Unterhalt wie für die Saat. Hatten die Landleute Verluste in ihrem Viehbestande, so sorgte man für unentgeltlichen Ersatz. Wurde das Getreide durch die Speculation zu theuer, so kaufte man auch große Massen in anderen Gegenden auf und gab es aus den Kaiserlichen Vorrathshäusern zu billigeren Preisen, zuweilen zu dem vierten Theile des Tagespreises, ab: auf diese Weise legte der Kaiser den Kornwucher lahm, zu dem die menschenfreundlichen Chinesen immer eine besondere Anlage zeigten und noch zeigen. Geradezu erstaunlich war die öffentliche Armenpflege. Es wurden Listen aufgestellt, in welchen die dürftigen Familien nach der Zahl der Seelen, wie wir sagen würden — der Mäuler, wie die praktischer gesinnten Chinesen sagten, eingetragen waren. Jede Familie ließ der Kaiser mit der nöthigen Menge Getreide für das ganze Jahr versehen. Die Hungrigen wurden in öffentlichen Bäckereien mit frischem Brote gespeist und in Peking betrug die Zahl der ausgegebenen Brote täglich 30 000. Auch Kleider wurden den Bedürftigen verabfolgt. Die Mittel dazu gewann man aus einer Naturalabgabe von Wolle, Seide und Hanf; die Handwerker mußten dann zu diesem Zwecke in bestimmter Zeit öffentliche Arbeit leisten. Diese Mildthätigkeit war eine Folge des Uebertritts der Mongolen zur chinesischen Religion, denn vorher gaben sie auf eine Bitte um ein Almosen die Antwort: gehe Deiner Wege, denn wenn Gott Dich liebte, wie mich; so würde er für Dich gesorgt haben.

China ist stets ausgezeichnet gewesen durch seine Com-

munikationen. Kubilai in klarer Erkenntniß für die Wichtigkeit der Straßen, vervollkommnete sie noch und trug für eine vorzügliche Posteinrichtung Sorge. Von der Hauptstadt aus entfaltete sich dieses vielädrige Straßennetz. Alle 25 li (chinesische Meile = 785 m) weit befand sich ein Yam oder Pferdeposthaus: einem Hotel ähnlich mit Zimmern, in denen man Betten und alle Bequemlichkeiten antraf; dort waren auch Pferde zu finden, oft bis zu 300 an der Zahl. In Zwischenräumen von ungefähr 3 li befanden sich andere Stationen, die sich meist nach den Dörfern auf dem Wege richteten. Hier wohnten die Eilboten. Jeder von diesen trug einen Gürtel, der mit Schellen behangen war, so daß man ihn im Laufe schon von weitem vernahm. Kam der Bote an, so stand schon der nächste bereit, nahm den Papierstreifen, der die Sendung enthielt in Empfang und trabte weiter. So geschah es, daß Räume, welche 10 Tagereisen entfernt waren, in einem Tage und einer Nacht durchmessen wurden. Ein Schreiber in jeder Station notirte die Ankunft und den Abgang der Boten und durch besondere Beamten wurden diese Listen jeden Monat visitirt, so daß die Säumigen zur Strafe gezogen werden konnten. In besonders dringenden Fällen bediente man sich noch berittener Expressen, die in vollem Galopp die Briefe beförderten und die Geschwindigkeit ist wirklich merkwürdig, setzt Marco Polo emphatisch hinzu. Wie früher die russischen Couriere müssen sie den Leib und die Brust fest umgürten; sie tragen eine silberne Falkentafel, welche ihnen die Ermächtigung giebt, jedes Pferd, das ihnen begegnet, im Falle eines zugestoßenen Unglücks zu requiriren. Die ganze Einrichtung erforderte aber vom Kaiser nur geringe Kosten, weil die umwohnenden Völker die Beamten und Pferde gegen Steuerbefreiung hergeben mußten; nur in den Wüsteneien bestritt der Fiskus den Aufwand.

Die Seiten der Straßen sind in abgemessenen Entfernungen mit Bäumen bepflanzt, so daß Niemand bei Tag und bei Nacht den Weg verlieren kann; selbst in unbewohnten Gegenden finden sie sich zum Troste und zur Beschirmung der Reisenden. Marco Polo setzt hinzu: und dies that der Chan um so lieber, als ihm die Astrologen gesagt haben, wer Bäume pflanzt lebt lange. In den unfruchtbaren Wüsten aber nahmen Steinsäulen deren Stelle ein.

In so vielen Dingen muthen uns die Schilderungen unseres Reisenden an wie die Beschreibungen eines cultivierten europäischen Landes der Gegenwart und um seine Erzählungen zu würdigen, müssen wir uns immer wieder bemühen, uns in jene Verhältnisse zurückzuversetzen, welche damals in Europa herrschten. Die vorzüglichen Straßen, die großen Millionenstädte mit ihrem bewegten und genußreichen Leben in allen Ständen, das Papiergeld sind Errungenschaften der neueren z. Th. der neusten Zeit bis in unser Jahrhundert: davon kannte ein Marco Polo in seiner Heimath nichts. Ganz besonders aber müssen wir von diesem Gesichtspunkte aus die Verwendung eines Produktes betrachten, das freilich bei uns eine ganz andere Tragweite hat als in China, wo sie schon Jahrtausende alt ist, es ist der Gebrauch der Steinkohle als Brennmaterial. Er erzählt dies mit folgenden Worten: „In ganz Kathay (d. i. der Name für das nördliche China) findet sich eine Art schwarzer Steine, welche sich wie Adern in den Bergen dahinziehen, die sie als Feuermaterial verwenden und diese halten das Feuer besser als das Holz, denn wenn man am Abend mit ihnen das Feuer unterhält, so findet man es noch am Morgen, und sie sind so gut, daß man durch die ganze Provinz nichts anderes brennt."

Wir würden leicht im Stande sein können, die Zahl der interessanten Schilderungen über China und seine Verhältnisse

um Vieles zu vermehren. Wir müſſen aber noch einen Blick auf die ſüdlicher gelegenen Diſtricte des Reiches werfen, die er zu wiederholten Malen durchzog. Zunächſt fallen uns die Berichte über die großen Ströme auf, die er genau beſchreibt, deren überwältigende Größe ihn zu dem Ausſpruche bewog, daß ſie die bedeutendſten der Erde ſeien, eine ganz richtige Bemerkung, da man die großen Waſſeradern Amerika's ja nicht kannte. Die Wichtigkeit derſelben für den Handel entging ihm keineswegs; er deutet vielmehr auf die ausgedehnte Benutzung der Waſſerſtraßen hin und bewundert den regen Verkehr in den Flußhäfen, welcher mit dem von größeren Seehandelsorten wetteifert. Die hauptſächlichſten Städte der Küſten und des Innenlandes werden dann von ihm beſchrieben und ihre Eigenthümlichkeiten in Handel und Wandel, in natürlichen und techniſchen Erzeugniſſen umſtändlich behandelt. Wenn auch die angegebenen Namen oft beim erſten Anblicke entſtellt erſcheinen, ſo iſt es doch den Forſchern der neueren Zeit, beſonders dem äußerſt verdienſtvollen Pauthier faſt ſtets gelungen, ſie ihrer befremdlichen Hülle zu entkleiden und auf den wahren Ausdruck zurückzuführen. Im dritten Buche finden wir, wie erwähnt, eine Beſchreibung der öſtlichen und ſüdlichen Gebiete Aſiens, ſo weit ſie außerhalb China's liegen. Was die Diſtricte anbetrifft, die er ſelbſt durchreiſte, alſo Java, Vorderindien und Perſien, ſo ſind ſeine Angaben recht beherzigenswerth und bilden gewiſſermaßen die Unterlage für die ſpäter ſich entwickelnden Reiſebeſchreibungen chriſtlicher Orientfahrer. Er ſchildert die Tropennatur, die koſtbaren Produkte derſelben, die Bewohner mit geſchickter Darſtellung. Beſonders genau geht er auf Ceylon ein, jene Inſel, welche ſich damals bei allen Nationen einer hervorragenden Beachtung erfreute. Der in vollendeter Schönheit aus dem üppigen Grün der Urwälder ſich erhebende Berg, jetzt der

Adamspik genannt, feſſelte das Hauptintereſſe. Die Buddhiſten verehrten auf ihm die Reliquien Gautama-Buddha's, die Muhammedaner das Grab Adam's und die Chriſten ſuchten dort das Paradies; allen dieſen Glaubensbekenntniſſen wird er durch die Erwähnung der Heiligthümer gerecht. Was Marco Polo fernerhin von der Geographie Afrika's berichtet, hat er ohne Zweifel arabiſchen Quellen entnommen, die wieder durch indiſche Mythen ſtark beeinflußt worden ſind; das gilt von ſeinen Erzählungen über Madagascar und Zanzibar, in denen der Vogel Rok und die unwiderſtehlichen Strömungen des Meeres, welche die Schiffe unaufhaltſam nach dem Südmeere der Dämmerung führen, aus dem es keine Wiederkehr mehr giebt, ihre herkömmliche Würdigung finden. Viel wichtiger aber in jenem Buche iſt es und nur darauf ſei noch hingewieſen, daß er der erſte Europäer iſt, welcher uns Kunde bringt von dem fernen Inſelreich des Sonnenaufgangs Zipangu, das wir heute Japan nennen. Welchen Werth man gerade dieſer Mittheilung beimeſſen muß, werden wir aus dem Schluß unſeres Vortrages ermeſſen. Er ſchildert das Land in den verführeriſchſten Farben. Er ſagt: „die Menge des Goldes, welches die Bewohner haben, iſt unendlich; ſie finden es auf ihren eignen Inſeln und es darf nichts ausgeführt werden. Uebrigens beſuchen das Land nur einige Kaufleute, weil es vom Feſtlande zu weit entfernt iſt und daher kommt es, daß ihr Gold über alle Maßen häufig iſt. Der Kaiſer hat einen Palaſt, der ganz mit feinem Golde gedeckt iſt, wie in Italien die Kirchen mit Bleidächern verſehen werden, ſo daß man kaum ſeinen Werth ſchätzen kann. Außerdem ſind das Pflaſter, die Dielen, ganz aus Gold gemacht, wie aus Fließen, die 2 Finger dick ſind; ebenſo ſind die Fenſter golden. Sie haben auch Perlen in Ueberfluß, von roſenrother Farbe, aber ſchön groß, rund und ganz ſo werthvoll wie weiße". Dieſe Vorſtellungen von den

unermeßlichen Reichthümern Japans waren im Osten ganz allgemein verbreitet; auch arabische Berichte erzählen uns davon, daß die Bewohner sogar die Halsbänder von Hunden und Affen aus diesem edlen Metalle herstellten. Diese Angaben von dem Reichthume werden uns durch die späteren Berichte der Portugiesen und Holländer wenigstens theilweise bestätigt.

Die Frage ist nun eifrig discutirt worden, was hat man denn von den Angaben Marco Polo's zu halten, sind dieselben vertrauenswürdig als auf der Wahrheit beruhend? Sie ist in verschiedenem Sinne beantwortet worden. Schon oben bemerkten wir, daß er den Namen Messer Marco Millioni führte. In unbedingt günstigem Sinne erhielt er ihn sicher nicht; man sah ihn offenbar für einen übertreibenden Erzähler an, ja man hat sich nicht entblödet, seine ganzen Schilderungen und seine Würden als ein Werk der Fantasie hinzustellen, dem nur wenige Körnchen Wahrheit zu Grunde lägen, ähnlich dem, das von jenem Ritter von Maundeville zusammengefabelt worden ist. Heutzutage hat sich freilich dieses Urtheil sehr zu Gunsten Marco Polo's abgeklärt. Wir sind im Stande, viele seiner Angaben durch ganz andere Quellen, besonders durch arabische, zu controlliren und finden, daß der spätere Reisende Ibu Batûtâ, welcher die Welt von der Straße von Gibraltar bis nach den asiatischen Inseln, von Timbuktu bis Peking durchstreift hat, sie zum großen Theil bestätigt. Seine geschichtlichen Thatsachen werden uns von einem persischen Historiker Raschid-ud-din gewährleistet. Auch die christlichen Missionäre, welche damals ihre Thätigkeit bis nach dem fernsten Osten ausdehnten, berichten uns viele der Einzelheiten in ganz entsprechender Weise. Wir müssen unbedingt die Thatsache aussprechen, daß Marco Polo immer bona fide berichtet, daß er kein wissentlicher Schwindler ist.

Etwas anderes ist es zu fragen, ob die Angaben alle

objektive Wahrheit beſitzen. Daß Irrthümer in dem umfang
reichen Werke nicht ausgeſchloſſen ſein werden, geht aus d
Art der Entſtehung hervor. Er diktirte aus dem Kop
und wir wiſſen nicht einmal, ob auf Grund von Notize
deßwegen iſt es nicht zu verwundern, daß manche geſchichtlich
Zahlenangaben und dergl. mangelhaft ſind; wir können aber eh
darüber erſtaunt ſein, daß dieſe Irrthümer nicht öfter ſich wiede
holen. Man hat ferner, um das Vertrauen in ſeine Mi
theilungen zu erſchüttern, angegeben, daß viele der intereſſanteſte
Züge aus den chineſiſchen Gewohnheiten nicht erwähnt werde
So ſchweigt er über die Anwendung des Thees, er erwähn
keine Silbe von der Verunſtaltung der Füße bei den Frauen
wir erfahren nichts über die ſo wichtigen Erfindungen de
Schießpulvers und des Stereotypdruckes. Einiges von dieſe
mag er bei der beſten Kenntniß der Angelegenheiten vergeſſe
haben, wie den Buchdruck. Das Pulver wurde hauptſächlich nu
zu Feuerwerken verwendet, denn Kubilai beſchoß die belagerte
Städte ganz beſtimmt nicht mit Kanonen; im Gegentheil erzäh
uns Marco Polo, daß er behülflich war zur Herſtellung vo
mechaniſchen Schleudermaſchinen. Andere ſolcher Details könne
ihm auch wirklich verborgen geblieben oder der Erwähnung nic
wichtig genug erſchienen ſein. Dies läßt ſich auch aus ſeine
Stellung heraus ſehr leicht erklären. Er war ein Diener de
erobernden Nation und wird gewiß bei ſeiner hohen Stellun
faſt ausſchließlich im Kreiſe der Tataren verkehrt haben. D
natürliche Abneigung der Unterjochten gegen die Sieger hie
dieſe von den familiären Beziehungen mit jenen fern. Au
fallend bleibt es jedenfalls, daß unſer Reiſender den Thee ni
gends erwähnt, trotzdem daß er lange Zeit in den Provinze
ſich aufhielt, welche dieſes beliebte und lange vor ihm gebrauch
Genußmittel beſonders cultiviren. Wir können uns dies n

dadurch erklären, daß die Tataren wohl Freunde berauſchender Getränke waren, dem ſanfteren Thee aber gerade deshalb wenig Geſchmack abgewonnen haben mögen. Galt doch bei ihnen die Völlerei und der übermäßige Genuß jener für kein Laſter. In dieſem Sinne liegt es auch, daß er uns mit den verſchiedenſten Spirituoſen und Weinen bekannt macht. So erzählt er nicht nur von dem Traubenſaft der in Schanai in vorzüglicher Güte gewonnen und über das ganze Land ausgeführt wurde, ſondern er weiſt auch darauf hin, daß in der Stadt Kinſay der Wein von auswärts importirt wurde; indeß ſchätzte man ihn hier nicht ſo hoch wie das Getränk, welches man aus Reis in einer ſolchen Vortrefflichkeit herſtellte, daß es ein alter Mönch, der offenbar Sachverſtändiger darin war, mit dem beſten Weine aus Auxerre verglich und es nur durch den Geruch davon unterſcheiden konnte. Wir kennen dieſen Wein, den man nicht etwa mit Arrak verwechſeln darf, heute genauer. Er führt in China den Namen Schamſu und wird durch eine eigenthümliche Art von Gährung, die durch einen Schimmelpilz eingeleitet wird, hergeſtellt. Von dem Arrak unterſcheidet er ſich dadurch, daß er nicht wie dieſer und unſer Spiritus abdeſtillirt wird, ſondern daß man ihn von dem vergohrenen Reiſe abpreßt. Man genießt ihn warm, nachdem man ihn mit Gewürzen und wohlriechenden Subſtanzen parfümirt hat. Ich habe ihn ſelbſt gekoſtet, nachdem er von einem Japaner, der ſich gegenwärtig in Deutſchland aufhält, hergeſtellt worden war, und kann dem oben erwähnten Urtheile nur beipflichten; mich erinnerte er am meiſten an alten Ungarwein, nur fand ich auch, daß der Geruch ein wenig ſtörend wirkte.

III.

Zum Schluß ſei es endlich noch geſtattet, einen Blick auf die Bedeutung des außerordentlichen Mannes und ſeines Buches für

seine und die spätere Zeit und für die Wissenschaft zu werfen. Wir müssen nun sagen, daß seine Einwirkung zuvörderst nicht so groß war, wie wir wohl voraussetzen sollten. Freilich wurde sein Werk bald in die verschiedensten Sprachen übersetzt, so daß heute noch die Frage, welches wohl die ursprüngliche Mundart war, in der es geschrieben wurde, controvers ist; trotz alledem ist aber die Zahl der bekannten älteren Handschriften bis zum Ende des XIV. Jahrhunderts nicht bedeutend, Yule zählt deren 77 auf. Man hat behauptet, daß ganz Italien in wenigen Monaten voll von dem Ruhme seines großen Sohnes gewesen sei. Das scheint nun auch nicht ganz richtig. Andere z. Th. viel weniger wichtige Schriften waren bei weitem häufiger, so kennt man heute noch von der Reise des Odorich von Pordenone, eines Mönches, welcher ebenfalls Süd- und Ostasien besuchte, 93 Manuscripte aus der älteren Zeit; ja selbst die unsinnigen Lügen des Ritters Maundeville waren viel mehr verbreitet als Marco Polo's Schrift. Von berühmten Werken seiner Zeitgenossen gar nicht zu reden, so giebt es 500 Handschriften von Dante's göttlicher Comödie. Es ist merkwürdig genug, daß dieser Mann den Marco Polo gar nicht gekannt zu haben scheint, denn während er sonst die verschiedensten Dinge aus der wirklichen, oberirdischen und unterirdischen Welt erzählt, ist von China und seinen Wundern niemals die Rede. Auch Marino Sanudo, dessen große Karte 1320 erschien, hat von Kathay keine Andeutung; wesentlichen Einfluß übte sein Buch in der Kartographie ersichtlich erst später. In großer Ausdehnung sehen wir die Verwerthung seiner Länderbeschreibung erst auf der sogenannten Catalanischen Karte, welche heute in der Bibliothek von Paris aufbewahrt wird, die im Jahre 1375 entstand. Hier finden wir überhaupt erst eine annähernd richtige Vorstellung von der Vertheilung des

Festlandes und Wassers in Ostasien, zum ersten Male erscheint Sumatra, von Marco Polo Jaua genannt auf der Karte. Später wurde der Autor namentlich durch die gedruckte Verbreitung allgemein bekannt und war bis zur Zeit der großen Entdeckungen einer der beliebtesten Schriftsteller, der von anderen fleißig benutzt und ausgeschrieben wurde.

Italien hat ihm in früherer und selbst noch in neuester Zeit anderweitige Verdienste zugeschrieben, die ihm bestimmt nicht zukommen; so meinte man früher, daß er den Kompaß und das Schießpulver in Europa bekannt gemacht hat: leere Fantasieen, die auf nichts gegründet vor der kritischen Prüfung zerstoben. Anders ist es mit dem Gedanken gewesen, daß wir Europäer ihm mittelbar die Buchdruckerkunst verdanken sollen. Es wird erzählt, daß er chinesische Bücher mit nach Italien gebracht habe. Bestimmte Einwendungen lassen sich dagegen nicht machen, wenn auch eben so wenig positive Angaben darüber vorliegen. Nun wird weiter mitgetheilt, daß im Anfang des XV. Jahrhunderts die Republik Venedig einen Mann mit Namen Panfilo Castaldi aus Feltre angestellt habe, der die damaligen Stempel aus Muranoglas, welche dazu dienten, Initialen in den Dokumenten einzuprägen, beseitigte und sie durch bewegliche Typen aus Holz und Metall ersetzte. Der Gedanke dazu sei ihm bei der Betrachtung jener chinesischen Bücher gekommen. Auf diese Weise habe er bereits 1426 ganze Seiten in Venedig gedruckt. Weiter fährt der Bericht fort, sei ein gewisser Faust aus Mainz mit dem Castaldi bekannt geworden und habe sich längere Zeit in dem Skriptorium zu Feltre aufgehalten. Der Engländer Curzon, welcher diese Erfindung des Buchdruckes bekannt machte, sagt, die Aehnlichkeit mit den chinesischen Drucken sei dadurch noch frappanter, daß auch Castaldi nur die eine Seite des Papiers bedruckte und die

unbeschriebenen beim Heften einander zukehrte, oftmals auch zusammenklebte. Die Druckerschwärze war ihm nicht bekannt, er benutzte vielmehr eine dünne Farbe, ganz ähnlich wie die Chinesen ihre Tusche zum Druck verwenden. Nationalliebe verbreitete diese Mittheilung weit in Norditalien und man setzte dem vermeintlichen Erfinder ein Denkmal mit der Inschrift: „Dem Panfilo Castaldi, dem berühmten Erfinder der beweglichen Lettern erweist Italien diese Ehrenbezeugung, die ihm zu lange vorenthalten blieb.“ Castaldi hat noch heute sein Denkmal, nachdem längst nachgewiesen ist, daß Curzons Untersuchung ein reines Produkt der Einbildungskraft war; indeß was thut es, ob ein Mann mehr die unbestreitbare Ehre Gutenbergs als Erfinder der großartigsten Entdeckung aller Zeiten anfechtet.

Von Marco Polo's Verdiensten um die Förderung praktischer Interessen wollen wir nicht weiter reden; seine Werthschätzung ist vielmehr zunächst im eminenten Sinne idealer Natur. Ihm verdankt die Menschheit den ersten Aufschluß über einen ungeheuren Raum der bewohnten Erde. Zum Theil hatten wir bis in die neueste Zeit keine genauere Kunde von den Ländern, die er beschrieb, [illegible] über den Pamir. Südchina und seine Verbindung mit Birma kannten wir nur durch ihn. Seine Beschreibung wurde die Grundlage von ziemlich erträglichen Kartenbildern und wo sie zu sehr entstellt waren, lag die Schuld nicht an ihm. Er [illegible] Zipangu 1500 Meilen [illegible] von der Küste Chinas angegeben; während er aber [illegible] vermuthlich für den Kartenzeichner [illegible] der große Irrthum zu Wege kam, daß [illegible] 80° [illegible] dem asiatischen Festlande [illegible] 24° [illegible]. Gerade diese Täuschung über den Kugelumfang der Erde wurde aber der Keim für eine enorme Bereicherung des Wissens, welche wir nun

Christoph Columbus verdanken. Ob dieser Heros der Menschheit Marco Polo's Werk gekannt, wird vielfach bezweifelt; obgleich man glaubt, daß er von ihm wußte. Wichtiger aber als Marco Polo's Werke war direkt für ihn ein Brief des Florentiners Toscanelli. Dieser hatte schon 1474, zu einer Zeit als Colon ein Knabe von 15 Jahren war, an den Domherrn Fernando Martinez unter Affonso V. von Portugal ein Gutachten über einen westlichen Seeweg nach Indien in Begleitung einer von ihm gezeichneten Karte gegeben. Er wies darauf hin, daß dieser Weg nach Zipangu und den reichen Häfen Kinsai und Zaitun viel kürzer sein müsse, als der Seeweg um Afrika herum; er berechnete den westlichen Abstand von Lissabon bis Zipangu auf 100—110°, verlegte also die Insel in die Gegend des heutigen St. Francisco in Californien. Die Fahrt sollte um so leichter sein, als auf der Mitte des Weges jene mystische Insel Antiglia gelegen war, die als Zwischenstation so günstig erschien. Es steht fest, daß Columbus zwischen 1479 und 1482 von dieser Urkunde Nachricht erhielt und daß er sich von Toscanelli selbst eine Abschrift des Briefes und eine Kopie der Karte verschaffte. Die letztere begleitete ihn auf seiner Fahrt, die fast genau nach den Vorschriften des Florentiners gemacht wurde. Columbus hat damals ebenso wenig, wie seine Landsleute daran gezweifelt, daß ihn sein Glück nach Zipangu geführt habe, denn noch am Ende seiner zweiten Reise ließ er eine Urkunde aufnehmen und seine Mannschaft unter Androhung von Peitschenhieben für jeden späteren Widerspruch schwören, daß sie das heutige Cuba für einen Theil Chinas hielten. Wer aber hat vor dem XVI. Jahrhundert das Land Zipangu bekannt gemacht? Kein anderer als Marco Polo und so sehen wir diesen größten Reisenden des Mittelalters als eine jener bewegenden Kräfte in die Weltgeschichte eingreifen, welche gewaltig dahin trieben, daß eine

neue Welt gefunden wurde und mit ihr eine neue Zeit entſtand. Mag man über ſeine Bedeutung hadern wie man will, mag man ihn hinter ſorgfältigeren und gewiſſenhafteren Beſchreibern, wie Rubruk, ſein Zeitgenoſſe war, ſetzen; dieſes eine Moment allein reiht ihn entſchieden unter die Zahl der bedeutendſten Männer aller Zeiten.

Anmerkung.

Für diejenigen, welche ſich genauer über Marco Polo unterrichten wollen, mögen folgende Angaben dienen. Eine gute und den Anforderungen der Gegenwart entſprechende deutſche Ueberſetzung giebt es nicht; ältere ſind ziemlich zahlreich, und es war die erſte gedruckte Ausgabe ſeiner Werke überhaupt die deutſche Uebertragung, die 1477 zu Wien erſchien. Die letzte iſt von Burck mit Zuſätzen von Neumann 1846 in Leipzig herausgegeben. Eine eingehendere Würdigung der Bedeutung und auch eine ausführlichere Beſchreibung der Reiſen Marco Polo's findet man in Richthofen's epochemachendem Werke über China, I. Band. Von franzöſiſchen Bearbeitungen iſt vor allen Pauthier, le livre de Marc Pol. Paris 1865, 2 Bände, zu erwähnen. Nach der Einleitung iſt die altfranzöſiſche Ausgabe, welche der erwähnte Forſcher veröffentlicht und umfangreich wiſſenſchaftlich erläutert hat, durch Marco Polo ſelbſt revidirt und verbeſſert worden; ſie iſt alſo dem urſprünglichen Original, das nicht mehr bekannt iſt, faſt gleich zu ſetzen. Pauthier ſchließt aus dieſer Einleitung, daß das Werk Marco Polo's in jener Sprache verfaßt worden ſein ſoll — eine Argumentation, die nichts Zwingendes hat, weil, wie an Ort und Stelle zu leſen iſt, die Copie für einen Franzoſen beſtimmt war und deshalb das Original wahrſcheinlich in das Franzöſiſche übertragen wurde. In anderen Hinſichten wegen ſeiner Vollſtändigkeit in den mehr gemeinverſtändlich gehaltenen Erläuterungen iſt das Werk Youle's „The Book of Ser Marco Polo“, London 1874, II. ed., 2 Bände, außerordentlich zu empfehlen. Es iſt eine engliſche Ueberſetzung und hat in den umfangreichen Commentaren eine große Zahl vortrefflicher und inſtructiver Abbildungen.

Druck von Gebr. Unger in Berlin. Schönebergerſtr. 17a.

Die

Stellung Friedrichs des Großen

zur

Humanität im Kriege.

Vortrag,

gehalten im Lette-Verein zu Berlin zum 172. Geburtstage Friedrichs des Großen.

Von

H. Hetzel,

Prediger in Heinersdorf bei Müncheberg (Mark).

GH
33845

Berlin SW., 1885.

Verlag von Carl Habel.

(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)

33. Wilhelm-Straße 33.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Im 18. Jahrhundert gewann die Humanität einen mächtigen Aufſchwung, und einer ihrer herrlichſten Förderer iſt Friedrich der Große, einzig darin beſonders, daß er als König und Schriftſteller, mit Wort und That, im Krieg und Frieden für ſie ſtritt. Ihm, dem erſten Diener des Staats, lag vor Allem das Staatswohl am Herzen, und indem er die Führerſchaft in Deutſchland als den Beruf Preußens erkannte, ſuchte er die dazu nothwendige geiſtige und materielle Machtſtellung zu erringen. Darum mußte er, obwohl ſeiner ganzen Natur nach dem Kriege abhold, doch blutige Kriege führen; aber er that es mit aller Humanität, die der Kriegszweck irgend zuließ und die ſeinen Feinden gegenüber ſtatthaft war. Seine Abneigung gegen den Krieg ſprach er beſonders in ſeiner Jugendzeit aus; ſpäter, als er ſeine Machtſtellung ſich bereits erkämpft hatte, beſang er die Kriegskunſt; und in ſeinen alten Tagen, als er mit unpraktiſchen Humaniſten in Streit gerieth, vertheidigte er den Krieg als nothwendig und heilſam; ein ewiger Friede dagegen galt im ſtets für ein Hirngeſpinſt. Aber auch in dieſer durch Charakter, Denkweiſe und Verhältniſſe bedingten Entwickelung des königlichen Kriegs-Schriftſtellers blieb doch immer, ebenſo wie in ſeiner Kriegführung, die Humanität der durch das Ganze ſich hindurchziehende rothe Faden.

I.

Die erſte Periode, in welcher Friedrich dem Kriege entſchieden abgeneigt war, umfaßt ſeine 14 jugendlichen Mannesjahre bis zum Ende des öſterreichiſchen Erbfolgekriegs, von 1734—1748.

Der deutſche Kaiſer Karl VI war mit dem franzöſiſchen Könige Louis XV über die Beſetzung des polniſchen Thrones in einen Krieg gerathen, in welchem Friedrich Wilhelm I mit 10 000 Mann den Kaiſer im weſtlichen Deutſchland unterſtützte. Der Kronprinz, 22 Jahre alt, begleitete ſeinen Vater auf dieſem unbedeutenden Feldzuge 1734 an den Rhein und empfing hier die erſten Kriegseindrücke, die er ſofort auf dem Kriegsſchauplatze in ſeinen erſten „Verſen“ ausprägte. Friedrich ſchilderte in ihnen den Hof der Kriegslaſter und mahnte die Menſchenbrüder eindringlich vom Kriegsmorde ab.

„Dieſer Hof voll Uebermuth,
Nur die Kämpfe wünſchet er,
Glühend iſt ſein Rachedurſt,
Blut fließt unter ſeinem Tritt;
Hochmuth und Anmaßlichkeit
Säen Todesſchrecken aus . . .
Sein Wort ruft das Blutbad auf,
Stürzet ſeine Höflinge
Hin in finſtern Wuthanfall.
Jene Helfer, blutdürſtig,
Ohne Sinn in ihrer Wuth,
Statt der Luft das Leben weih'n,
Rechnen ſeinen Raub zum Ruhm.
Schauderhaft, ſich ſättigen,
Großer Gott, an Bruderblut!
Sterbliche, das Lebenslicht
Gab der Eine Vater uns.

Ach, wie ſehr doch irret ihr,
Wenn ihr eure Hände leiht,
Eure Gaben und Vernunft,
Zu Gemetzel, Mord und Gräuel!"

Ganz beſonders wichtig für dieſe erſte Periode Friedrichs iſt der von ihm gleichfalls noch als Kronprinz 1739 f. geſchriebene, aber erſt 1741 von dem Könige anonym veröffentlichte „Antimachiavell". Eine ſpätere, verbeſſerte Ausgabe erhielt den Titel: „Widerlegung des Fürſten von Machiavell." Hier heißt es:[2]) „Die Ruhe Europas gründet ſich beſonders auf die Erhaltung eines weiſen Gleichgewichts. Die Welt würde ſehr glücklich ſein, wenn es keine andern Mittel als das der Unterhandlung gäbe, um die Gerechtigkeit aufrecht zu erhalten und den Frieden unter den Nationen wiederherzuſtellen. Man würde die Vernunftgründe anſtatt der Waffen anwenden, und man würde ſich unter einander beſtreiten, anſtatt ſich unter einander abzuwürgen. Eine ärgerliche Nothwendigkeit verpflichtet die Fürſten, zu einem weit grauſameren, traurigeren und gehäſſigeren Wege ihre Zuflucht zu nehmen. Es giebt Gelegenheiten, wo man mit den Waffen die Freiheit der Völker, die man ungerechter Weiſe unterdrücken will, vertheidigen muß; wo man mit Gewalt erlangen muß, was die Unbilligkeit der Menſchen der Milde verweigert, und wo die Herrſcher, die geborenen Schiedsrichter in ihren Streitigkeiten, dieſe nur wegräumen können, indem ſie ihre Kräfte mit einander meſſen und ihre Sache dem Loos der Schlachten anheimgeben. In ſolchen Fällen wird das Paradoxon wahr, daß ein guter Krieg einen guten Frieden giebt und befeſtigt. . Die Leidenſchaften und der Ehrgeiz der Fürſten verdunkeln ihnen oft die Augen und malen ihnen mit vortheilhaften Farben die gewaltthätigſten Handlungen. Der Krieg iſt ein

Zufluchtsmittel in der äußerſten Noth; daher darf man ſich ſeiner nur mit Vorſicht und in verzweifelten Fällen bedienen, und muß wohl unterſuchen, ob man durch ein Blendwerk von Stolz oder durch einen haltbaren und unumgänglichen Grund dazu getrieben wird. Die Vertheidigungskriege ſind ohne Widerſpruch die gerechteſten. Es giebt (auch) Intereſſenkriege, welche die Könige zu führen verpflichtet ſind, um ſelbſt die Rechte aufrecht zu erhalten, die man ihnen ſtreitig macht; da es keine Tribunale über den Königen giebt, ſo klagen ſie mit den Waffen in der Hand, und die Kämpfe entſcheiden über die Kraft ihrer Gründe. Es giebt (ferner) ebenſo gerechte Angriffskriege: dies ſind Vorſichts-Kriege, und die Fürſten thun weiſe daran, ſie zu unternehmen, wenn die übermäßige Größe der größten Mächte nahe daran ſcheint, über ihre Ufer zu treten. Die Bündniſſe können ebenfalls die Fürſten nöthigen, in die Kriege ihrer Verbündeten miteinzutreten. Alle Kriege alſo, welche nach einer ſtrengen Prüfung unternommen werden, um Uſurpatoren zurückzutreiben, um geſetzliche Rechte aufrecht zu erhalten, um die Freiheit der Welt zu ſchützen und um die Unterdrückung und Gewaltthätigkeit der Ehrgeizigen zu vermeiden, ſind übereinſtimmend mit der Gerechtigkeit und Billigkeit. Die Herrſcher, welche dergleichen unternehmen, ſind unſchuldig an allem vergoſſenen Blut, weil ſie ſich in der Nothwendigkeit befinden, ſo zu handeln, und weil unter ſolchen Umſtänden der Krieg ein geringeres Unglück iſt als der Friede. . Aber ein Herrſcher muß thun was er kann, um ihn zu vermeiden. Der Krieg iſt ſo fruchtbar an Unglücksfällen, ſein Ausgang iſt ſo wenig gewiß und ſeine Folgen ſind ſo verderblich für ein Land, daß die Fürſten es ſich gar nicht genug überlegen können, bevor ſie ihn unternehmen. Ich ſpreche nicht von der Ungerechtigkeit und von

den Gewaltthätigkeiten, welche sie gegen ihre Nachbarn begehen, sondern ich beschränke mich auf all' das Unglück, welches geradezu auf ihre eigenen Unterthanen zurückfällt. Ich bin überzeugt, daß, wenn die Monarchen wahrhaft das Gemälde des Volkselends sähen, welches eine bloße Kriegserklärung nach sich zieht, so würden sie nicht unempfindlich dagegen sein. Aber sie haben keine hinreichend lebhafte Einbildungskraft, um sich in natürlicher Größe Uebel vorzustellen, vor welchen ihr Stand sie sichert. Man müßte einem Herrscher, den das Feuer seines Ehrgeizes zum Kriege treibt, all' die traurigen Folgen vor Augen stellen, die er für seine Unterthanen hat: diese Aushebungen, welche die ganze Jugend des Landes fortnehmen, diese Auflagen, welche die Völker zu Boden drücken, diese ansteckenden Krankheiten der Armeen, diese mörderischen Belagerungen, diese noch grausameren Schlachten, diese Verwundeten, welche der Verlust mancher Glieder der einzigen Werkzeuge zu ihrer Lebenserhaltung beraubt, und diese Waisen, welchen das feindliche Eisen Die geraubt hat, welche dem Fürsten ihr Blut verkauften, so viele dem Staat nützliche vor der Zeit weggemähte Männer. Es gab nie einen Tyrannen, welcher kaltblütig solche Grausamkeiten beging. Die Fürsten, welche ungerechte Kriege führen, sind grausamer als sie. Sie opfern dem Ungestüm ihrer Leidenschaften das Glück, die Gesundheit und das Leben einer unendlichen Zahl von Menschen, welche ihre Pflicht wäre zu schützen, anstatt sie so leichtsinnig preiszugeben. Die Herrscher, welche ihre Unterthanen als ihre Sklaven ansehen, setzen sie ohne Mitleid auf's Spiel und sehen sie ohne Bedauern umkommen; aber die Fürsten, welche die Menschen als ihres Gleichen betrachten, können nicht geizig genug sein mit dem Leben ihrer

Unterthanen, welche sie in mancher Rücksicht als ihre Herren ansehen sollen."

Es ist hier bereits die ganze humane Anschauung des großen Königs über den Krieg in ihren Grundzügen ausgeprägt: die Schrecken des Krieges überhaupt, insbesondere aber die menschenfreundliche Rücksicht auf die eigenen Unterthanen sollen den Herrscher von jedem ungerechten, aber nicht von einem gerechten, nothwendigen Kriege abhalten. Im Antimachiavell hatte der Kronprinz seine Königskriege im Voraus gerechtfertigt.

Der erste schlesische Krieg ward von Friedrich auf Grund alter Ansprüche als ein gerechter Interessen-Krieg gegen die junge, von allen Seiten hartbedrängte Kaiserin Maria Teresia im December 1740 eröffnet. Der siegreiche König gewann an der Spitze seines trefflichen Heeres Schlesien um so leichter, als die Truppen gute Mannszucht hielten und — damals ein unerhörter Fall — Alles baar bezahlten. Die österreichischen Bewohner riefen sogar nicht selten preußische Husaren zum Schutz gegen ihre eigenen beim Abmarsch plündernden kaiserlichen Truppen herbei. Insbesondere lag dem Könige die Pflege der Verwundeten am Herzen. An Schwerin schrieb er am 10. Januar 1741: „Tragt Sorge für die Blessirten, es sind meine Kinder!" — und gab große Summen zu ihrer Verpflegung her. Und behufs ärztlicher Behandlung und Lazarethpflege der Kriegsgefangenen schloß er am 9. Juli 1741 das „Cartel von Grottkau" ab. In einem Feldbriefe an Jordan endlich vom 24. Juni 1742 stellt er die Schonung seiner Preußen über die völlige Eroberung Böhmens:[3]) „Wir haben die Oesterreicher (in Böhmen) geschlagen und würden sie daraus vertrieben haben, wenn ich nicht die Erhaltung preußischen Bluts dem eitlen Ruhme vorgezogen hätte, eine unglückliche Frau und ein rui-

virtes Land zu überwältigen." — Der Sonderfriede von Breslau verbürgte dem Könige seine Eroberung.

In einem gleichzeitigen Briefe an Voltaire vom 18. Juni rechtfertigte er diesen Krieg mit der Nothwendigkeit und seiner persönlichen Friedensliebe folgendermaßen:[4])

„Des Friedens Palmen enden die Kriegesschrecken nun;
Am ruh'gen Oelbaum hängen wir die Waffen auf.
Bereits vernimmt man nicht mehr den blutdürst'gen Ton
Der furchtbarn Trommel und der schmetternden Trompet';
Und diese Felder, die der Ruhm, übend die Wuth,
Mit Menschenblut, mit Todten und mit Mord befleckt,
Liefern, bebaut mit Sorgfalt, in drei Monaten
Das glückliche und überreiche Bild
Von einem durch's Gesetz regierten Land.
O Friede, sel'ger Friede, mach' auf Erden gut
Die Uebel alle die Zerstörungskrieg ihr bringt!
Und deine Stirn, mit neuentsprostem Blumenschmuck
Heitrer als je, erweise reichlich deine Gunst!
Doch wie auch sei die Hoffnung auf die du dich stützst,
Bedenke, daß du nichts gethan,
Wenn du nicht bannst zwei Ungeheuer aus der Welt,
Den Ehrgeiz und den Eigennutz."

„Halten Sie mich nicht für grausam, fährt der König fort, sondern für vernünftig genug, um ein Uebel nur dann zu wählen, wenn man ein schlimmeres vermeiden muß. Jeder Mensch, der sich entschließt, sich einen Zahn ausreißen zu lassen, wenn er angefressen ist, wird eine Schlacht liefern, wenn er einen Krieg beendigen will. In einer solchen Lage Blut vergießen, heißt wahrhaft, es sparen; es ist ein Aderlaß, den man seinem Feinde im Delirium anthut und der ihm seinen gesunden Verstand wiedergiebt."

Auch in einem andern Briefe an Voltaire, Rheinsberg, den

13. October 1742, beklagt der König die Uebel des rühmlichen Krieges.[5]).

„Die Uebel, die die Welt bedecken, klage ich,
Die Bande, die die Zwietracht künstlich hat gelöst;
Die preuß'schen Adler haben ihren Blitz gehemmt
Bei'm Janustempel, den geöffnet meine Hand.
O schmähet nicht, mein Freund, den unerschrocknen Muth,
Den meine Tapfern setzen wider Kriegessturm!
Der Eigennutz wirkt auf die edlen Krieger nicht;
Sie fordern nichts, denn ihre Liebe ist der Ruhm,
Der Preis für ihre Mühen stehet nur im Sieg."

Der König, welcher wiederholt die Erfahrung gemacht hatte, daß ein jeder aufstrebende Staat wie Preußen eine friedenssichere Stellung sich erkämpfen müßte, konnte, so sehr er auch den Krieg nur als Mittel zum Frieden betrachtete, einen ewigen Frieden doch nur für eine lächerliche Utopie halten. So schrieb er am 12. April 1742 an Voltaire:[6]) „Der Abbé von St. Pierre, welcher mich so sehr auszeichnet, daß er mich mit seiner Correspondenz beehrt, hat mir ein schönes Werk geschickt über die Art und Weise, den Frieden in Europa herzustellen und ihn auf immer festzustellen. Die Sache ist sehr ausführbar; es fehlt zu ihrem Gelingen nur die Einwilligung Europa's und einige andere ähnliche Kleinigkeiten." Und 3 Tage später spöttelt er in einem Briefe an Jordan:[7]) „Der Abbé von St. Pierre macht sich anheischig, das Interesse der Fürsten Europa's eben so leicht zurecht zu machen, wie Sie Ihre Verse machen. Dies große Werk stößt sich an nichts als an der Einwilligung der dabei interessirten Theile. Sie kennen diese Visionen von Schiedsgericht und solche gleichbedeutenden Narrheiten." Noch einmal schreibt er am 25. Juli hierüber an Voltaire:[8]) „So lange als das platonische Schiedsgericht des

Abbé von St. Pierre nicht ſtatt haben wird, bleibt den Königen zur Beendigung ihrer Streitigkeiten kein anderes Hülfsmittel, als Gewaltmittel zu brauchen. Die Unglücksfälle und Nöthe, welche daraus entſpringen, ſind wie die Krankheiten des menſchlichen Körpers. Der letzte Krieg muß alſo wie ein kleiner Fieberanfall betrachtet werden, der Europa ergriffen und es faſt ſofort verlaſſen hat."

Den zweiten ſchleſiſchen Krieg begann Friedrich 1744, um, wie ſein Manifeſt erklärte, dem deutſchen Reiche die Freiheit, dem Kaiſer ſeine Würde, Europa den Frieden ſicher zu ſtellen. Sein Schreiben „an die Czarin" Eliſabeth von 1745 iſt ein politiſches Document dafür, daß er den Krieg mit ſeinen Schrecken nicht liebte und Friedensvermittlungen in ihrer Bedeutung wohl zu ſchätzen wußte. Er führte dieſen neuen nothwendigen Krieg durch drei blutige Siege in kurzer Zeit zu Ende und nöthigte die Oeſterreicher und Sachſen noch 1745 zum Dresdener Frieden.

Unmittelbar nach dem Friedensſchluß begann der König „Die Geſchichte meiner Zeit" und erklärte ſich in der Vorrede von 1746 folgendermaßen:[3]) „Ich beobachte, daß alle Nationen tapferer ſind, wenn ſie für ihre Herde kämpfen, als wenn ſie ihre Nachbarn angreifen. Der Krieg, welcher ſich in Schleſien entzündet (der öſterreichiſche Erbfolgekrieg) wird anſteckend und erreicht eine höhere Stufe von Bösartigkeit in dem Maße als er wächſt. Was dabei am traurigſten iſt, das iſt die ſchauderhafte Vergießung von Menſchenblut: Europa gleicht einer Schlächterei, überall ſind blutige Schlachten; man ſollte meinen, daß die Könige beſchloſſen haben, die Erde zu entvölkern. Wenn man die übermäßigen Ausgaben berechnet, welche der Krieg gekoſtet hat; wie ſehr das Volk durch Auflagen bedrückt iſt, um

dieſe großen Summen zuſammenzubringen; und beſonders, daß dieſe Eroberungen auf Koſten des Bluts ſo vieler tauſend Menſchen erkauft ſind: wer ſollte da nicht bewegt werden bei dem Anblick ſo vieler Elenden, welche die Opfer dieſer traurigen Streitigkeiten ſind?!"

Und am Ende dieſes Erbfolgekrieges, in welchem die beiden ſchleſiſchen Kriege die blutigſten Epiſoden waren, klagte er in einer Ode vom Jahre 1748:[10])

„Geborne Erdengötter, Menſchenrichter ihr,
Stolze Beherrſcher dieſer trübſeligen Welt,
Wenn drohend euer Arm des Blitzſtrahls Waffe faßt,
Wenn ihr in Eiſen euer Volk gefeſſelt habt,
Mäßigt die Härte einer willkürlichen Macht!
Es ſind ja eure Kinder, habt ein Vaterherz!
Die Schwerter, eingeſenkt in ihr unglücklich Herz,
Sind roth von eurem eignen Blut.
Verabſcheut dieſe innern Kriege immerdar!
Der grauſe Ehrgeiz zündet dieſe Fackel an,
Ruinen macht ihr aus der ganzen großen Welt,
Die Erde wandelt ſich zu einem weiten Grab.
Welch' Trauerſchauſpiel breitet dies Theater aus!
Europa, ihren Kindern harte Stiefmutter,
Waffnet den mächtigen Arm erſtaunter Aſia,
Um preiszugeben ſie dem Tod."

Und in ſeinem Begleitſchreiben an Voltaire vom 13. Februar 1749 äußerte der Philoſoph von Sansſouci: „Erſtaunen Sie nicht über meine Ode auf den (gegenwärtigen) Krieg; es ſind, ich verſichere Sie, meine Gefühle. Unterſcheiden Sie den Staatsmann vom Philoſophen, und wiſſen Sie, daß man den Krieg aus Staatsrückſichten führen, daß man Politiker aus Pflicht, und Philoſoph aus Neigung ſein kann."

Hiermit ſchließt die erſte Periode Friedrich's, in welcher er

den Krieg aus politiſchem Pflichtgefühl, aber mit philoſophiſcher Abneigung in hoher Humanität geführt und demgemäß beurtheilt hatte.

II.

In dem zweiten Lebensabſchnitte des Königs, der etwa die folgenden 20 Jahre, von 1748—1768, umfaßt, galt es, ſeinen zahlreichen und mächtigen Feinden gegenüber das Gewonnene durch energiſche und kunſtvolle Kriegführung zu behaupten. Der König fühlte dies ſehr wohl, bevor er noch in den gewaltigen Kampf um's Daſein eintrat, und ſo verfaßte er bereits im Jahre 1749 in Sansſouci ſorgſam ſein großes Gedicht, „die Kriegskunſt," von welchem ich einige Verſe, die ſeinen humanen Standpunkt für den Krieg bekunden, hier folgen laſſe[1]).

„Wohlthät'ger Fried! Und du, glücklicher Genius,
Die ihr von Himmelshöhen über Preußen wacht,
Lenket von unſern Feldern, Städten, Grenzen ab
Die blutige Verheerung, mörderiſche Wuth,
Ruchloſe Geißeln der unſel'gen Sterblichen!
Wenn dieſer Wunſch erhört im Schickſalstempel wird,
Bewilligt, daß auf immer dieſes blüh'nde Reich
In eurem Schutze ſchmecke die erſehnte Ruh!
Daß Themis auf dem Richterſtuhl in Sicherheit
Das Unrecht ſtrafe und verletzte Unſchuld räch', —
Daß, in den Händen haltend Oelzweig und Aegid'
Minerva auf dem Throne vorſteh' unſerm Rath!
Wenn aber eines Feindes ehrgeiziger Stolz
Die hehren Bande dieſes ſel'gen Friedens bricht,
Dann, Kön'ge, Völker, waffnet euch, und eure Sach'
Schütze der Himmel und räch' die Gerechtigkeit!"

Im 4. Geſange folgt eine Schilderung der unmenſchlichen Kriegführung.

„Und ein grausamer Sturm folgt auf den andern schnell.
Seht, wie zurück man den Soldaten halten muß!
Die Tiger, Löwen sind weit menschlicher als er,
Wenn wüthend er verfolgt den Kämpfer, der ihn flieht.
Wenn ihr nicht lenket seine störr'sche Grausamkeit,
Gierig nach Plünderung, hitzig und ohne Zucht,
Gerissen durch die Wuth zum Frevel-Uebermaß,
Dann seht ihr ihn befleckt mit Mord und Missethat.
Jeglicher General, der plündert, der verheert,
Der Rohheiten erlaubt, zuläßt des Blutbads Graus,
Eroberte er selbst die größten Länderei'n,
Befleckt in seiner Hand sieht er den Lorbeerzweig.
Des Weltalls Stimme hebt vereint sich gegen ihn,
Vergessend seine That, flucht's seiner Tyrannei."

Und zum Beweise folgt die Schilderung der grausen Erstürmung Magdeburgs durch Tilly. So mahnt denn Friedrich im 6. Gesange zur größtmöglichen Humanität im traurigen Kriege.

„Am andern Tag, o Gott, schaut auf dem Schlachtfeld an
Die Sterbenden, die traurigen Begräbnisse,
Und unter diesen Bächen des feindlichen Bluts
Seht fließen eurer besten Freunde Lebensblut,
Seht in dem Grabe diese Krieger hochgemuth,
Die eurer Ehrsucht unglückliche Opfer sind;
Verweint die Eltern, trauervoll die Gattinnen,
Die bei eurem Triumph verfluchen euern Stolz.
Ach, eh' ihr mit Verbrechen eure Hand befleckt,
Ehe ihr euch mit ungerechten Ehren schmückt,
Laßt stürzen immerhin die grausen Denkmale,
Gesetzt nicht eurem Werk, nein, euren Irrungen!
Wer wollt' um diesen Preis gewinnen seinen Ruf?
Als Vater führt wohlthätig euere Armee,
Ihr Leben ist des Staats, ihr Glück das unsrige,
Geizig mit ihrem Blut opfert das eurige,
So lange Mars erlaubt, muß es geschonet sein.

Doch wenn das Wohl des Staats sie rufet zur Gefahr,
Wenn zwischen eigenen und Feindes Fahnen muß
Des Kriegs Geschick entschieden werden unverweilt:
Dann schwanket nicht, dann suchet keine Auswege,
Bereitet euch, greift an, ihr Leben opfert hin!
Sie offenbaren so die kriegerische Glut
Und sie erleiden so einen hochherz'gen Tod. —
Sehet zu Fontenay Louis, gleichmüth'gen Sinns,
Bei seinem Kriegsglück mild, hilft den Besiegten er
Als ein wohlthätiger Gott, der ihnen Beistand leiht.
Die Hand, die sie entwaffnet, küssen weinend sie;
Sie unterwarf sein Muth, entzücket seine Huld;
Inmitten aller Wuth findet die Güte Raum,
Wenn ein Held hat gesiegt, verzeihet nun ein Gott." —

Mit fast ganz Europa verbündet wollte Maria Teresia dem Preußenkönige nicht nur Schlesien wieder entreißen, sondern ihn sogar wieder zu einem Kurfürsten von Brandenburg erniedrigen. So mußte denn Friedrich seinen übermächtigen und barbarischen Feinden gegenüber den siebenjährigen Krieg nicht nur mit der höchsten Genialität führen, sondern auch die Humanität zu seinem Leidwesen öfter zurücktreten lassen.

Zu seiner Vertheidigung rückte er mit 70,000 Mann 1756 in Sachsen ein; an der Befestigung Torgau's mußten Bürger und Bauern mitarbeiten, Dresden wurde dagegen äußerst höflich behandelt. Und in Böhmen gewann sich Schwerin von den Landleuten den Namen eines Vaters und Beschützers ihrer Habe. Nach der erbitterten Schlacht bei Lobositz — die Schwerverwundeten sollen mit Kolben und Bajonet getödtet worden sein —, schrieb Friedrich als Sieger an Schwerin: „Nie haben meine Truppen solche Wunder der Tapferkeit gethan, seit ich die Ehre habe, sie zu kommandiren." Nun mußte auch die im Lager von Pirna eingeschlossene hungernde sächsische Armee von

18,000 Mann kapituliren. Die Offiziere wurden gegen ihr Ehrenwort, in diesem Kriege nicht mehr gegen Preußen zu dienen, freigelassen; aber Maria Teresia und Louis XV. entbanden sie ihres Versprechens. Die Mannschaften wurden, zuerst als eigene Regimenter, sodann unter den preußischen Truppen, gegen ihr Vaterland zu dienen gezwungen; allein sie rissen massenhaft nach Polen aus. — Der böhmische Feldzug von 1757 kostete dem Könige wohl 50,000 Mann, und bereits überschwemmte das französische Heer von mehr als 100,000 Mann, dessen Noblesse den Zug gegen den „kleinen Marquis von Brandenburg" als eine Lustpartie betrachtete, das nordwestliche Deutschland, während in Ostpreußen gegen 100,000 Russen unter schrecklichen Gräueln und Verwüstungen vordrangen. Mit den Franzosen vereinte sich die „eilende Reichsarmee", die der kundige Setzer der kaiserlichen Kundmachung als „elende Reichsarmee" ausgeschrieben; und Friedrich stempelte auch bei Roßbach diese Reichsarmee sofort zur „Reißausarmee", und schlug die Franzosen völlig in ein-einhalbstündigem Kampfe. Der König, nach dem Siege auf dem Schlachtfelde umhergehend, tröstete die verwundeten französischen Offiziere und übernachtete hernach in einer Gesindestube des Schlosses, weil alle herrschaftlichen Zimmer bereits mit gefangenen Offizieren besetzt waren. Als sodann die Kriegsgefangenen ihn baten, ihre unversiegelten Briefe durchzulassen, erwiderte er ihnen: „Ich kann mich nicht daran gewöhnen, Sie als meine Feinde zu betrachten, und habe kein Mißtrauen gegen Sie; also versiegeln Sie Ihre Briefe, und die Antworten sollen Sie uneröffnet empfangen." — Die Oesterreicher schlug Friedrichs Genie mit seiner „Potsdamer Wachtparade" entscheidend bei Leuthen, und als auf dem winterlichen, leichenbedeckten Schlachtfelde Nachts das ganze Heer

ſang: nun danket alle Gott, — da ſprach auch der König: „das hat ein Höherer gethan“. Die Franzoſen, unter dem Grafen v. Clermont, einem geiſtlichen Würdenträger, der wie ein Prediger kriegte und wie ein Krieger predigte[12]), wurden zurückgedrängt, und die Ruſſen in der blutigen zwölfſtündigen Schlacht bei Zorndorf 1758 völlig geſchlagen: von ihren 50,000 Mann wurden an 20,000 niedergemacht, denn Gnade ward auf Befehl des über ihre Unthaten erbitterten Königs nicht gewährt. — In dem für Friedrich ſchwerſten Kriegsjahr 1759 entſprach den Unfällen die ſchonungsloſe Kriegführung: die Preußen behandelten Anfangs Mecklenburg allerdings auf's Härteſte, aber die Ruſſen und Oeſterreicher beſtrebten ſich ihren Erklärungen gemäß, den Preußen nur Luft und Erde zu laſſen. Auch das Jahr 1760 brachte dem Könige ſchwere Verluſte, beſonders bei Torgau, ſeinem Lande Brandſchatzung, Plünderung, Verheerung und alle Kriegsſchrecken. In den letzten Kriegsjahren kam es bei der Erſchöpfung aller Theile nicht mehr zu ſo blutigen Schlachten, und der Friede von Hubertsburg ſtellte den Beſitzſtand, wie er vor dem Kriege geweſen war, wieder her. — Die Schlachten dieſes Krieges waren ungemein mörderiſch, theils wegen der gegenſeitigen Erbitterung, theils aus taktiſchen Gründen. In der verluſtvollſten Schlacht bei Kunersdorf verlor Friedrich von ſeiner Infanterie faſt den zweiten, von ſeiner Kavallerie faſt den vierten Mann, während ſelbſt heutzutage durchſchnittlich kaum der zehnte Mann außer Gefecht geſetzt wird. Viele, viele Tauſend Verwundeter kamen aus Mangel an Pflege und Aerzten elend um, obgleich das preußiſche Lazarethweſen für jene Zeit gut eingerichtet war, und Friedrichs Fürſorge für ſeine kranken und verwundeten Krieger mit jedem Feldzuge wuchs. Er befahl 1756, nur im höchſten Nothfall den Soldaten Arme

und Beine abzunehmen und ließ nach dem Kampfe bei Prag 1757 „citissime Feldscheers, Krankenwärter und 24 Weiber“ als Lazarethpersonal nach Dresden kommen. Aehnlich schrieb er 1758 dem Kommandanten von Cosel, wie „die Bürgerweiber die Blessirten mitwarten sollten“; und die den Preußen von den „barmherzigen Brüdern“ in Breslau gewährte freiwillige Krankenpflege erkannte er dankbar an.

Auch ließ er die eigenen und die feindlichen Verwundeten stets auf gleiche Weise behandeln, zu welchem Zwecke er z. B. auf dem Schlachtfelde von Torgau selbst umherritt. Bei Capitulationen wurde für die zurückbleibenden kranken Soldaten besondere Fürsorge vom Könige getragen, und selbst nach dem Abzuge von Prag für die untransportabeln Verwundeten eine Vereinbarung mit Brown getroffen. Namentlich aber schloß Friedrich Conventionen in Betreff der Krankenpflege ab. Der Brandenburger Vertrag vom 7. Sept. 1759 zwischen Preußen und Frankreich setzte fest: von beiden Seiten sollen gleichmäßig die Verwundeten besorgt, auch die Kranken nicht zu Gefangenen gemacht werden, sondern in den neutralen Hospitälern bleiben, ebenfalls die erforderlichen Commissäre, Aerzte, Apotheker, Krankenpfleger und Prediger. Nach einer Uebereinkunft mit Oesterreich sollten auch die Bäder von Warmbrunn und Landeck, Teplitz und Karlsbad für die feindlichen Kranken neutral sein. Mit Rußland schloß Friedrich 1759 zu Bütow einen dem Grottkauer gleichen Traktat. So bewies der König, nunmehr der Nationalheld, durch die That eine Humanität im Kriege, wie sie bis dahin in solcher Hochherzigkeit und Weisheit noch nicht geübt worden war.

Aber ebenso machte er, obwohl überall im Kriege persönlich eingreifend, es dennoch möglich, seine Humanität auch durch

die Feder auszuſtrömen. Auf's Schmerzlichſte empfand er die Gräuel des langen Exiſtenzkampfes. In einem Briefe an den Prinzen Heinrich vom 1. September 1758 klagt er:[13]) „Ich kann Ihnen keine Idee von all' den Barbareien geben, welche dieſe infamen Ruſſen begehen; die Haare ſträuben ſich mir auf dem Kopfe. Sie erwürgen Frauen und Kinder, ſie verſtümmeln die Glieder der Unglücklichen, die ſie ergreifen; ſie plündern, ſie brennen, kurz, es ſind Abſcheulichkeiten, welche ein fühlendes Herz nur mit der grauſamſten Bitterkeit erträgt." An Voltaire richtet er am 11. April 1759 die unwilligen Worte:[14]) „Es ſcheint, daß man in dieſem Kriege vergeſſen hat, was gutes Verfahren und Wohlanſtändigkeit ſind. Die geſittetſten Nationen führen den Krieg wie wilde Beſtien. Ich ſchäme mich der Menſchheit. Die große Maſſe bleibt, wie die Natur ſie gemacht hat, nichtswürdige Thiere." Ebendemſelben ſchreibt er am 2. Juli:[15]) „Ich liebe den Frieden ganz ebenſo ſehr als Sie ihn wünſchen, aber ich will ihn gut, dauerhaft und ehrenvoll. Der Menſch wird, trotz der Philoſophieſchulen, die nichtswürdigſte Beſtie des Weltalls bleiben; der Aberglaube, das Intereſſe, die Rache, die Undankbarkeit werden bis an's Ende der Jahrhunderte blutige und tragiſche Auftritte hervorbringen, weil die Leidenſchaften und ſehr ſelten die Vernunft uns beherrſchen. Es wird immer Kriege, Proceſſe, Verwüſtungen, Seuchen, Erdbeben, Bankerote geben." Dem Marquis d'Argens ſchreibt er am 6. März 1760:[16]) „Wenn man die Menſchen erregt, wenn man ſie in Wuth ſetzt, ſo hören ſie auf, Menſchen zu ſein und werden wilde Beſtien. Das iſt das wahre Uebel, welches der Krieg bereitet. Er verderbt die Sitten und führt den Menſchen wieder zu einem wilden Zuſtand zurück, indem er ſeinen viehiſchen Leidenſchaften den Zügel ſchießen

läßt. Ich ſeufze nach dem Frieden, aber der Friede ſeufzt nicht nach mir. Dieſer Krieg giebt in nichts dem dreißigjährigen nach: dieſelben Grauſamkeiten, dieſelben Verwüſtungen und über das Alles die unermeßliche Menge von Kanonen, welche faſt alle Regeln der Kriegskunſt verändert."

Trotzdem verkannte Friedrich nicht die höhere Bedeutung des Krieges: das Vaterland zu retten. So preiſt er 1760 in der „Ode an Still," nachdem er den Zweikampf gebrandmarkt, den Kampf für's Vaterland[17]).

„Bewundernswerth iſt unſrer Helden Tapferkeit.
So iſt der Ehrenpunkt: rein, einfach und wahrhaftig,
Fruchtbar an großer That, gehorſam ſeiner Pflicht,
Nützlich dem Vaterland und milde in der Macht.
Trotz bieten lehrt der Staat jeglicher Kriegsgefahr,
Des Vaterlandes Retter iſt ein Erdengott;
Durch die gewalt'ge Kraft des tugendhaften Sinns
Giebt er für die Erzeuger gern das Leben hin. —

III.

Hatte Friedrich ſeit ſeiner Thronbeſteigung ſich von der Nothwendigkeit ſeiner Kriege überzeugen müſſen, ſo hatte er nun zugleich die unermeßlichen Vortheile derſelben für ſeinen Staat, der ihm Alles war, auf's Herrlichſte erfahren. Zwar wurde er in ſeinem letzten achtzehnjährigen Lebensabſchnitt, von 1768 bis 1786, ſeinem humanen Standpunkte in Betreff des Krieges durchaus nicht untreu; aber es blieb ihm doch das Schwert der zur Zeit beſte Hüter des Rechts und der Wohlfahrt der Völker, und er war nunmehr beſonders darauf bedacht, die Humanität im Kriege durch Verträge auszuprägen. In den auf den langen Krieg folgenden Friedensjahren war ſein eifrigſtes Beſtreben, den europäiſchen Frieden zu erhalten und die durch den Krieg ſeinem Volke geſchlagenen Wunden wieder zu heilen.

In dieſer Beziehung ſchrieb er am 25. November 1769 an Voltaire[18]: „Ich beſchränke meine Bemühungen darauf, die Herren Verbündeten zur Vereinigung und zum Frieden zu ermahnen; ich wünſchte, daß Europa im Frieden und Jedermann zufrieden wäre. Ich glaube, daß ich dieſe Gefühle von dem ſeligen Abbé von St. Pierre geerbt habe, und es wird mir wie ihm begegnen können, der einzige meiner Secte zu bleiben."

Aber zugleich wachte er, die Hand am Schwert, ſcharf darüber, daß das Recht der deutſchen Staaten von dem neidiſchen Oeſterreich nicht gewaltthätig verletzt werde. Als der länderſüchtige Kaiſer Joſef II. auf Grund ganz unhaltbarer Anſprüche 1778 einen Theil Bayerns beſetzte, rückte ein preußiſches Heer ſofort in Böhmen ein. Zwar kam es nicht zu eigentlichen Schlachten, es war dieſer einjährige Bayeriſche Erbfolgekrieg vielmehr zum Theil nur eine bewaffnete Unterhandlung, aber er hatte doch den Erfolg, daß Oeſterreich im Frieden zu Teſchen 1779 ſeinen Anſprüchen entſagte. Doch hiermit glaubte der König noch nicht Alles gethan zu haben. Anderweitigen Vergrößerungsplänen und Uebergriffen Oeſterreichs gegenüber begründete er 1785 den deutſchen Fürſtenbund, der unter Preußens Führung das in Deutſchland beſtehende Staatenſyſtem und die Reichsverfaſſung nöthigenfalls mit gemeinſamer Waffengewalt aufrecht erhalten ſollte. Der Fürſtenbund, ein Vorbeugungsmittel gegen den drohenden Krieg, hatte ſeinen Zweck erfüllt, als die Kriegsgefahr von Seiten Oeſterreichs beſeitigt, und Friedrich, ſeine Seele, geſtorben war; es war die letzte große Friedensthat des großen Königs, die er im Intereſſe der Menſchheit und Menſchlichkeit — für Beides hatte er nur das Eine Wort humanité — in ſeinem 74jährigen Leben voll-

brachte. Einen möglichſt allgemeinen Friedensſtand anzubahnen, war bis zuletzt ſein Lebenszweck.

Das trat auch deutlich hervor in dem Neutralitäts-Vertrage Preußens mit Rußland, vom 8. Mai 1781, deſſen dritter Artikel lautete: „In der mehr oder weniger entfernten Epoche des Friedens zwiſchen den kriegführenden Mächten werden der König von Preußen und die Kaiſerin von Rußland ſich beſtreben, in allen Seekriegen allgemein annehmen zu laſſen das Syſtem der Neutralität und die durch die gegenwärtige Acte feſtgeſtellten Principien, welche dazu dienen, die Baſis eines allgemeinen See-Geſetzbuches zu bilden.“

Noch kurz vor ſeinem Lebensende offenbarte der große König die Humanität als ſein Lebensprincip in dem 1785 zwiſchen Preußen und der nordamerikaniſchen Union geſchloſſenen Vertrage, welcher nicht nur die neuen Grundſätze über Seebeute anerkannte, ſondern auch die Behandlung der Nichtkämpfer und der Kriegsgefangenen völkerrechtlich feſtſtellte. Artikel 23.

Artikel 23 deſſelben lautete: „Wenn ein Krieg zwiſchen den contrahirenden Theilen ausbricht, ſo ſollen die Kaufleute noch 9 Monate in dem gegneriſchen Staate bleiben dürfen. Die Frauen und Kinder, die Gelehrten, Landbauer, Künſtler, Gewerbetreibenden und Fiſcher, die nicht bewaffnet ſind und unbefeſtigte Orte bewohnen, und überhaupt Alle, deren Beruf auf die Erhaltung und den gemeinen Nutzen des Menſchengeſchlechts abzielt, ſollen durchaus nicht beläſtigt werden; ihre Güter ſollen nicht zerſtört noch ihre Felder verwüſtet werden; und wenn etwas von ihrem Eigenthum für die feindliche Armee genommen werden muß, ſo ſoll es angemeſſen bezahlt werden. Alle Handelsſchiffe dürfen frei und unbeläſtigt verkehren, und keiner der contrahirenden Theile darf einem bewaffneten Privatfahrzeuge eine Vollmacht

geben, welche dieſes berechtigen würde, ſolche Handelsſchiffe zu nehmen oder zu zerſtören oder ihren Handel zu unterbrechen". Nach § 24 endlich ſollten die Kriegsgefangenen eben ſo gut wie die eigenen Soldaten behandelt werden.

Wie Friedrich als König im Kriege und in Friedensverträgen die Humanität mit allen Kräften förderte, ſo hielt er ſie auch als Schriftſteller bis an ſein Lebensende hoch. Aber durch lange und ſchwere Erfahrungen von aller jugendlichen Gefühlsſchwärmerei befreit, galt ihm nun noch mehr als ſonſt der Krieg nicht nur als eine in der menſchlichen Natur begründete unvermeidliche Nothwendigkeit, ſondern er machte auch die Heilſamkeit deſſelben für den Einzelnen, den Staat, das Vaterland, das Menſchengeſchlecht geltend.

Dies geſchah beſonders in ſeinem Streite mit dem franzöſiſchen Encyclopädiſten, welche eine rein theoretiſche, überſpannte Humanität verkündeten, und zwar zuerſt und vornämlich in ſeiner „Prüfung des Verſuchs über die Vorurtheile"[19]) vom Jahr 1770, deſſen Verfaſſer aus dem Kreiſe des Barons von Holbach ſtammte. Friedrichs Beurtheilung der übertriebenen Urtheile des Encyclopädiſten über den Krieg iſt folgende: „Der Verfaſſer beklagt ſich, daß der Ehrgeiz des Herrſchers unaufhörlich neue verderbliche Kriege entzünde, daß Sold-Henker, ein zierliches Beiwort, mit dem er die Krieger beehrt, allein Belohnungen genießen. Er klagt die Herrſcher an, die Schlächter ihrer Völker zu ſein und ſie im Kriege abwürgen zu laſſen, um ihre Langeweile zu beluſtigen. Ohne Zweifel ſind ungerechte Kriege vorgekommen, iſt Blut vergoſſen worden, das man hätte ſparen müſſen und können. Dies hindert indeß nicht, daß es nicht mehrere Fälle giebt, wo die Kriege nothwendig, unvermeidlich und gerecht ſind. Ein Fürſt muß ſeine Ver-

bündeten vertheidigen, wenn ſie angegriffen werden. Seine eigene Erhaltung nöthigt ihn, das Gleichgewicht der Macht unter den Mächten Europa's mit den Waffen aufrecht zu erhalten. Es iſt ſeine Pflicht, ſeine Unterthanen gegen die Einbrüche der Feinde zu vertheidigen; er iſt ſehr berechtigt, ſeine Rechte zu erhalten, Erbfolgen, die man ihm ſtreitig macht oder andere ähnliche Dinge, indem er die Ungerechtigkeit, die man ihm anthut, mit Gewalt zurückweiſt. Welchen Schiedsrichter haben die Herrſcher? Da ſie alſo ihre Sache vor kein Tribunal bringen können, das mächtig genug iſt, um das Urtheil über ſie zu fällen und vollziehen zu laſſen, ſo treten ſie in die Rechte der Natur zurück, und es iſt dann Sache der Gewalt, darüber zu entſcheiden. Die Könige ſind nicht die einzigen, welche Krieg führen; die Republiken haben es jederzeit ebenſo gemacht. Ihr declamirt gegen den Krieg. Er iſt an und für ſich traurig; aber er iſt ein Uebel wie die anderen Geißeln des Himmels, die man als nothwendig in der Ordnung dieſes Weltalls ertragen muß, weil ſie ſich periodiſch ereignen und weil bis jetzt kein Jahrhundert ſich hat rühmen können, davon frei geblieben zu ſein. Wenn ihr einen beſtändigen Frieden begründen wollt, ſo verfügt euch in eine ideale Welt, wo Dein und Mein unbekannt ſind, wo die Fürſten, ihre Miniſter und ihre Unterthanen alle ohne Leidenſchaften ſind und wo der Vernunft allgemein gefolgt wird; oder geſellet euch den Projekten des ſeligen Abbé von St. Pierre zu; oder — laßt die Dinge ihren Lauf gehen! . . Mit welcher ſchmählichen Verachtung behandelt der Verfaſſer nicht die Kriegsleute! Aber vergebens verſucht ſein philoſophiſcher Stolz, ihr Verdienſt zu erniedrigen; die Nothwendigkeit, ſich zu vertheidigen, wird ihren Werth immer fühlen laſſen.

Werden wir es aber leiden, daß ein verbranntes Hirn das edelſte Amt ſchmähe, das, ſeine Mitbürger zu vertheidigen? O Scipio, der du Rom aus den Händen Hannibals retteteſt; Guſtav, großer Guſtav, du Beſchützer der deutſchen Freiheit; Türenne, du Schild und Schwert des Vaterlandes; Marlborough, deſſen Arm Europa im Gleichgewicht hielt; Eugen, du Stütze, Kraft und Ruhm Oeſterreichs; Moritz, du letzter Held Frankreichs: befreiet euch, hochherzige Schatten, aus den Kerkern des Todes und den Banden des Grabes! Mit welchem Erſtaunen werdet ihr nicht hören, wie man in dieſem Jahrhundert von Paradoxen eure Arbeiten ſchmäht und dieſe Thaten, welche euch mit Recht die Unſterblichkeit eingetragen! Ihr aber, die ihr den Schritten dieſer wahren Helden folgt, fahrt fort, ihren Tugenden nachzuahmen! Unwürdiger Declamator, muß man dich lehren, daß die Künſte im Frieden nur unter dem Schutz der Waffen gepflegt werden? Haſt du nicht geſehen, daß, während der unerſchrockene Soldat an den Grenzen wacht, der Bauer darauf wartet, die Frucht ſeiner Arbeiten zu pflücken? Weißt du nicht, daß, während der Krieger zu Lande und Waſſer dem Tode ſich ausſetzt, der Handelsmann fortfährt, ſein Geſchäft blühend zu machen? Biſt du albern genug, nicht bemerkt zu haben, daß, während dieſe Generäle und Offiziere, die deine Feder ſo unwürdig behandelt, ſich den härteſten Strapazen preisgaben, du ruhig die Poſſen, die Unverſchämtheiten, die Dummheiten überlegteſt, die du uns auftiſcheſt? Wird man in unſerm Jahrhundert beweiſen müſſen, daß ohne kräftige Soldaten, welche die Königreiche vertheidigen, dieſe die Beute des erſten Eindringlings werden würden? Warum denn müheſt du dich, dieſe wahren Säulen des Staats zu beſchimpfen, dieſes Militär, das in den Augen eines Volkes, welches ihm die größte Erkennt-

lichkeit ſchuldig iſt, ſo achtungswerth iſt? Wie! Dieſe unerſchrockenen Vertheidiger, welche ſich opfern, die Schlachtopfer des Vaterlandes, du beneideſt ihnen die Ehren und Auszeichnungen, deren ſie ſich mit einem ſo gerechten Grunde erfreuen?! Sie haben ſie mit ihrem Blute bezahlt und mit Gefahr ihrer Ruhe, ihrer Geſundheit und ihres Lebens haben ſie ſie erhalten. . Ein wahrer Philoſoph würde unterſucht haben, ob dieſe zahlreichen, während des Friedens unterhaltenen Armeen, ob dieſe Kriege, ſo koſtbar wie ſie es heute ſind, mehr oder weniger vortheilhaft ſind, als der ehemalige Gebrauch, in der Eile Bauern zu bewaffnen, wenn ein Nachbar zu fürchten ſchien, dieſe Miliz durch Raub und Erpreſſung zu erhalten, ohne ihr regelmäßigen Sold anzuweiſen und ſie im Frieden abzudanken. Der einzige Vortheil, welchen die Früheren hatten, beſtand darin, daß das Militär ihnen in Friedenszeiten nichts koſtete; wenn aber die Lärmglocke erſcholl, wurde jeder Bürger Soldat, ſtatt daß jetzt, wo die Stände getrennt ſind, der Bauer, der Handwerker ihre Arbeiten ohne Unterbrechung fortſetzen, während der Theil der Bürger, der beſtimmt iſt, die anderen zu vertheidigen, ſich ſeines Dienſtes entledigt. Wenn unſere großen Armeen, die bei ihren Feldzügen auf Koſten des Staats unterhalten werden, koſtbar ſind, ſo folgt daraus wenigſtens der Vortheil, daß die Kriege nur höchſtens 8—10 Jahre dauern können, und daß dann die Erſchöpfung der Hülfsquellen die Herrſcher nöthigt, ſich friedfertiger zu zeigen, als ſie aus Neigung ſein würden. Es folgt alſo aus unſern modernen Gebräuchen, daß unſere Kriege kürzer ſind als die der Früheren, weniger verderblich für die Provinzen, die ihnen als Schauplatz dienen, und daß wir den großen Koſten, welche ſie mit ſich

bringen, die kurzen Friedenszeiten verdanken, die wir genießen und welche die Erschöpfung der Mächte wahrscheinlich länger machen wird".

Sich gleich bleibend, erklärte Friedrich auch jetzt den Krieg für eine in der Natur des Menschengeschlechts begründete unvermeidliche Nothwendigkeit. Er schreibt am 1. November 1772 an Voltaire[20]): „Wenn ich die Geschichte durchgehe, so sehe ich, daß keine 10 Jahre verfließen, ohne daß es einige Kriege giebt. Dieses Wechselfieber kann verschoben, aber nie geheilt werden. Man muß den Grund davon in der dem Menschen natürlichen Unruhe suchen. Wenn nicht der Eine Unruhen erregt, so ist's der Andere, und ein Funke verursacht oft einen allgemeinen Brand".

Ganz ähnlich heißt es in 3 Briefen an Denselben aus dem Jahr 1774. Zuerst am 4. Januar![21]) „Ich gestehe Ihnen, daß ich eben so gern gegen das viertägige Fieber wie gegen den Krieg declamiren würde; es ist verlorene Zeit." Dann am 16. Februar:[22]) „Ich würde ebenso gern gegen das Scharlachfieber declamiren wie gegen den Krieg. Man wird ebensowenig das eine hindern, seine Verheerungen anzurichten, als den andern, die Nationen zu beunruhigen. Es hat Kriege gegeben, so lange die Welt Welt ist und es wird sie geben lange nachdem Sie und ich unsern Tribut der Natur bezahlt haben werden." Endlich am 30. Juli:[23]) „Ihr Geist wird Ihnen ohne Zweifel sagen, daß es ebenso viel ist, gegen den Schnee und Hagel zu declamiren, wie gegen den Krieg; daß es nothwendige Uebel sind, und daß es eines Philosophen nicht würdig ist, unnütze Sachen zu unternehmen. Man verlangt von einem Arzt, daß er das Fieber heile und nicht, daß er eine

Satire auf dasselbe mache. Habt ihr Heilmittel, so gebt sie uns; habt ihr keine, so habt Geduld mit unseren Leiden!"

So verspottet Friedrich denn auch den Encyclopädisten gegenüber den beständigen Frieden. In dem „Todtengespräch zwischen dem Prinzen Eugen, Herrn Marlborough und dem Fürsten von Lichtenstein"[24] aus dem Jahre 1773 sagt

Lichtenstein: „Diese Republik der Encyclopädisten wird einen dauernden Frieden erhalten und sich ohne Armee schützen.

Eugen. Es scheint mir, daß dieser beständige Friede eine Vision eines gewissen Abbé von St. Pierre war, welcher zu meiner Zeit nicht schlecht geschmäht worden ist.

Lichtenstein. Sie haben ihn also aus der Vergessenheit zurückgerufen, denn sie affectiren Alle einen heiligen Schauder gegen den Krieg.

Eugen. Man muß gestehen, daß der Krieg ein Uebel ist, aber daß man ihn nicht würde verhindern können, weil ein Tribunal fehlt, um die Streitsachen der Herrscher zu richten.

Lichtenstein. Diese Herren behaupten, daß ihr nur Anführer von Räubern gewesen seid, denen ein Tyrann besoldete Henker anvertraut hat, um in seinem Namen alle möglichen Verbrechen und Scheußlichkeiten an unschuldigen Völkern zu begehen.

Marlborough. Aber warum diese Erbitterung gegen das edelste Geschäft, unter dessen Schutz die Andern sich in Frieden üben können?

Lichtenstein. Da sie Alle in der Kriegskunst sehr unwissend sind, so glauben sie diese Kunst verächtlich zu machen, indem sie sie ermüdigen?

Marlborough's Frage: Wozu haben uns so viel Arbeiten, so viel Sorgen, so viel Mühen gedient? beantwortet zum

uſſe Eugen mit dem Ausruf: Eitelkeit der Eitelkeiten, keit des Ruhms!

Das war von jeher die Herzensmeinung des Königs, der am 9. October 1757 an Voltaire ſchrieb:[25])

„Ich verachte den eitlen Ruhm,
Bin ich Dichter und Herrſcher gleich."

Voltaire's bitterer Artikel „Krieg" im Wörterbuch drängte könig zu mehreren Erwiderungen; zuerſt am 9. October 1773[26]) habe den Artikel Krieg geleſen und geſeufzt. Wie kann Fürſt die Truppen zum Ruhm führen, ohne den ehren- n Titel eines Räuberhauptmanns zu verdienen, weil ihm ein Haufe von Faullenzern folge, die die Nothwendigkeit flichtet, feile Schinder zu werden, um unter ihm das an- dige Gewerbe von Straßenräubern zu treiben? Haben Sie eſſen, daß der Krieg eine Geißel iſt, welche, indem ſie alle brechen vereinigt, zu ihnen noch alle möglichen hinzufügt? giebt gerechte Kriege, obwohl Sie keine zugeben; diejenigen, he die eigene Vertheidigung fordert, ſind unbeſtreitbar von er Art. Ich bin bis jetzt nur ein Halb-Quaker; wenn ich William Penn ſein werde, werde ich wie Andere gegen dieſe illegirten Mörder declamiren, welche die Welt verwüſten."

Und beim Ausbruch des nordamerikaniſchen Unabhängig- skrieges erklärt er demſelben am 19. März 1776:[27]) „Ich be neutral, lieber damit beſchäftigt, zu lernen, ob die Ko- ie Penn's fortfahren wird, ihre friedlichen Tugenden zu n, oder ob ſie, mögen ſie noch ſo ſehr Quaker ſein, ihre iheit werden vertheidigen und für ihre Herde kämpfen wollen. nn dies geſchieht, wie es den Anſchein hat, ſo werden Sie öthigt ſein, einzuräumen, daß es Fälle giebt, wo der Krieg

12) Er wurde von Friedrich (1758) folgendermaßen befungen:
Moitié plumet, moitié rabat, Halb Federhut und Stola halb,
Aussi propre à l'un comme à l'autre, Zu beiden Dingen gleich geſchickt,
Clermont se bat comme un apôtre, Schlägt Clermont ſich apoſtelgleich,
Et sert son dieu comme il se bat. Und dienet Gott wie er ſich ſchlägt.

13) Au prince Henri. T. 26 p. 184.

14) à Voltaire, Bolkenhayn. T. 23 p. 35.

15) à Voltaire, Reich-Hennersdorf. T. 23 p. 53s.

16) Au marquis d'Argens. T. 19 p. 131.

17) à Stille. T. 10 p. 134s.

18) à Voltaire, Potsd. T. 23 p. 144.

19) Examen de l'essai sur les préjugés. T. 9 p. 139. 142. 143. 144. 145—147. 150s.

20—23) à Voltaire. T. 23 p. 222. 270. 274. 285.

24) Dialogue des morts entre le prince Eugène, Monsieur Marlborough et le prince de Lichtenstein. T. 14 p. 254. 255. 257. 259.

25) Au Sieur Voltaire. T. 14 p. 115.

26) à Voltaire, Potsd. T. 23 p. 257—259.

27) à Voltaire, Potsd. T. 23 p. 372.

28) Zuerſt in Kapp, Soldatenhandel deutſcher Fürſten nach Amerika. 2. A. Berl. 1874. S. 259, vgl. S. 161 f.

29) Lettres sur l'amour de la patrie. T. 9 p. 215. 238. 242.

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerſtr. 17a.

und ein König von Gottes Gnaden, denn beide thronten in in ihm auf den Höhen ächter Menſchlichkeit. Er war ein Dichter, der die Humanität, das Ideal des Jahrhunderts, in ſeinen Schriften verherrlichte, und ein König, der eben dieſe Humanität in ſeinen Thaten verwirklichte. Friedrich der Einzige iſt ein Geiſtesfürſt, der einzig daſteht im göttlichen Reiche der Humanität, als ein Held des Schwertes und der Feder ſiegreich kämpfend auch für die Humanität im Kriege.

Anmerkungen.

1) Oeuvres de Frédéric le Grand par Preuss. Berlin 1846. Vers faits dans la campagne du Rhin en 1734. T. 11 p. 66—68.

2) L'Antimachiavel ou examen du prince de Machiavel und Réfutation du prince de Machiavel, chap. 26. Das Citat iſt aus beiden Arbeiten zuſammengeſtellt. T. 8 p. 158—162, 294—298.

3) à Jordan, camp de Kuttenberg. T. 17 p. 236.

4) à Voltaire. au camp de Kuttenberg. T. 22 p. 96.

5) à Voltaire, Remusberg. T. 22 p. 115.

6) à Voltaire. T. 22 p. 90.

7) à Jordan. T. 17 p. 180.

8) à Voltaire. T. 22 p. 105.

9) Histoire de mon temps. Avant-propos. T. 2 p. XVIII.s.

10) La guerre présente, Ode. T. 10 p. 27—30. à Voltaire, id. T. 22 p. 182.

11) Art de la guerre. Chant. 1. 4. 6. T. 10 p. 226. 254s. 274.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Die Zunahme der geistigen Erkrankungen in unserer Zeit Zeit ist theils eine scheinbare, theils eine wirkliche; scheinbar dadurch, daß die Fürsorge für die Geisteskranken im Laufe der Jahre eine andere geworden ist und sich auf eine viel größere Zahl von Leidenden dadurch erstreckt, daß die für die Heilzwecke auf diesem Gebiete errichteten Anstalten zahlreicher und besser und für Angehörige aller Stände leichter zugänglich geworden sind. Dadurch hat sich die öffentliche Aufmerksamkeit mehr auf diese Krankheiten gerichtet und die Zahl der Kranken mußte schon deshalb größer erscheinen. Daß aber auch eine wirkliche Vermehrung der Geisterkrankheiten in unseren Tagen beobachtet wird, dafür sprechen nur zu deutlich die Zahlen aller statistischen Erhebungen, welche bei uns sowohl als bei andern Völkern über das Auftreten psychischer Störungen angestellt worden sind.

Wenn wir daher die Zahl der Geisteskrankheiten als in der Zunahme begriffen betrachten dürfen, so haben wir wohl schon durch diese Thatsache ein gewisses Recht, das Interesse für diese Krankheiten in weiteren Kreisen vorauszusetzen und darauf zu rechnen, daß die Art und Weise der Behandlung, die man früher diesen Kranken angedeihen ließ, und die Mittel, die wir heute zur Bekämpfung dieser Leiden besitzen, einer allgemeinen Beachtung sich erfreuen dürfen.

Wie jeder Gegenstand durch die Betrachtung seiner geschicht-

lichen Entwickelung am Klarſten erſcheint, ſo dürfte es auch zum Verſtändniß der geiſtigen Störungen nicht unvortheilhaft ſein, die Art und Weiſe kennen zu lernen, mit welcher man im Laufe der Jahrhunderte dieſen unglücklichſten Weſen der menſchlichen Geſellſchaften entgegen gekommen iſt und wir werden dabei Gelegenheit haben, wahrzunehmen, daß unſerem Jahrhundert, dem man ſo gerne eine übertriebene und falſche Humanität zum Vorwurfe macht, der unbeſtreitbare Ruhm gebührt, in die Behandlung der Geiſteskrankheiten eine erfreuliche Klarheit gebracht und dabei die vorzüglichſten Früchte echter Menſchenliebe gezeitigt zu haben.

Unſere Kenntniß über das Vorkommen geiſtiger Störungen reicht ſo weit als die Kenntniß von der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes überhaupt und in den Schilderungen der früheſten Zeiten, welche uns überliefert ſind, in den Anfängen der menſchlichen Kultur fehlt es nicht an gelegentlichen Mittheilungen, welche das Auftreten von Geiſteskrankheiten unzweifelhaft beweiſen. So wiſſen wir z. B. von Saul, daß er an Anfällen von Wuth und geiſtiger Verwirrung litt, in welcher „der Geiſt des Herrn von ihm wich“ und wobei er durch David's Harfenſpiel Troſt und Linderung fand; der König Nebucadnezar war von einer tiefen Verſtimmung des Gemüthes gequält, ſo daß er, wie es im 4. Capitel des Propheten Daniel heißt, „Graß aß wie Ochſen und ſein Bart lag unter dem Thau des Himmels und ward naß, bis ſein Haar wuchs ſo groß wie Adlersfedern und ſeine Nägel wie Vogelklauen.“ Unſchwer erkennen wir in dieſer Schilderung die auch heute beobachteten Zuſtände von Melancholiſchen, welche unbekümmert um ihr Aeußeres von ihren inneren Qualen gepeinigt, planlos umherirren, den Verkehr mit Menſchen meidend, ſich ihrer Trübſal überlaſſend und allerlei Verkehrtheiten ſich hingebend und wie wir auch heute ſolche Zuſtände häufig in Gene-

sung übergehen sehen, so heißt es auch von Nebucadnezar: „Nach dieser Zeit hub ich meine Augen auf gen Himmel und kam wieder zur Vernunft." Wie bekannt die Zustände geistiger Störung im alten Testament waren, beweist auch der Umstand, daß David aus Furcht vor dem Könige Aschisch sich wahnsinnig stellte, indem er Speichel in seinen Bart laufen ließ und die Thüren des Hauses bemalte, so daß der König unwillig ausrief: „Was habt Ihr mir für einen wahnsinnigen Menschen ins Haus gebracht, habe ich nicht selbst Wahnsinnige genug?"

Auch in der griechischen Sage kennen wir klassische Beispiele von Geisteskrankheiten: Heracles litt an Wuthanfällen, in welchen er seiner selbst nicht mächtig Gewaltthaten beging, an welche ihm nachher jegliche Erinnerung fehlte, Ajax wird als tobsüchtig geschildert und endet durch Selbstmord, Oedipus, welcher sich die Augen ausstieht und Orestes, welcher, von den Eumeniden verfolgt, die verlorene Ruhe seines Gemüthes nirgends findet, sind vorzüglich als Melancholiker gekennzeichnet und selbst das Auftreten epidemischer Geisteskrankheiten ist nicht ohne Beispiel im grauen Alterthum: so wissen wir von den Skythen, welche sich in Weiber verwandelt glaubten und weibliche Kleider trugen und von den Töchtern des Proteus, welche die Ehe verschmähten und in der Wildniß umherirrten, thierähnliche Laute ausstoßend.

So bekannt solche Erscheinungen waren, so wenig wußte man, was man mit denselben anfangen sollte: überall sah man nur dämonische Einflüsse, man fürchtete sich vor solchen Kranken oder man verehrte sie als Heilige und Götter und die schöpferische Phantasie der Dichter verarbeitete sie zu den viel gestaltigen Bildern, unter denen die menschliche Seele sich offenbart.

Später sehen wir, daß sich die Priester der armen Kranken annehmen, daß sie in den Tempeln der Götter zu Opfer und Gebet angehalten werden, mit dunkeln Orakelsprüchen von einem

Heiligthum zum andern getrieben, mit religiösen Ceremonien, Zaubersprüchen und Beschörungen mehr gepeinigt als beruhigt und getröstet werden.

Von einer Behandlung der Geisterkrankheiten ist noch keine Rede und konnte auch keine sein, da über das Wesen derselben die gräßlichsten Irrthümer herrschten zu einer Zeit, da die Kenntniß der Naturwissenschaften, diese fruchtbarste Grundlage alles ärztlichen Wissens, noch vollkommen fehlte.

Erst mit Hippocrates, welcher um das Jahr 460 v. Chr. durch seine genialen Forschungen auf dem gesammten Gebiete der Medicin einer neuen Aera Bahn brach, sollte auch in die Anschauungen über Geisteskrankheiten ein förderlicher Umschwung kommen. Er entwand die Behandlung der Irren den Priestern und indem er klar stellte, daß Geisteskrankheiten Krankheiten des Gehirns sind, legte er die Grundlage zu einer methodischen Therapie. Er kannte und beschrieb die meisten Formen der geistigen Störungen und wenn seine Schilderungen auch noch reich waren an Irrthümern über viele Einzelnheiten, so zeigte sich in denselben doch klar und deutlich der Geist eines nüchternen und objectiven Forschers, welche alle Zweige der Naturwissenschaften gleichmäßig beherrschte. Seine Behandlung der Irren war dementsprechend in erster Linie eine medicinisch-diätatische und bei der genauen Kenntniß, welche er von den mit den Geisteskrankheiten verbundenen körperlichen Störungen hatte, im Ganzen eine sehr erfolgreiche. Daneben kannte er die Grundsätze einen humanen psychischen Regiments und kämpfte schon damals gegen die Anwendung äußeren Zwanges.

In seinen Bahnen wandelte eine Reihe von bedeutenden Nachfolgern, welche die hippokratische Lehre in der fruchtbarsten Weise vervollkommneten, unter ihnen namentlich die römischen Aerzte Aretäus und Galenus, welche um das 1. und 2. Jahr-

hundert nach Christus lebten. Mit den Fortschritten der naturwissenschaftlichen Lehren gewann auch unsere Wissenschaft an Vertiefung und die Grundsätze, welche die Aerzte der damaligen Zeit leiteten, waren sehr ähnlich unseren modernen Anschauungen, ohne daß man jedoch auf die wichtigste Consequenz auf die Behandlung der Irren innerhalb geschlossener Anstalten gekommen wäre.

Dieses vielversprechende Aufleben der psychiatrischen Wissenschaft endete mit Coelius Aurelianus, einem Zeitgenossen Trajans und Hadrians, welcher in seiner ganzen Auffassung schärfer und präciser ist als alle seine Vorgänger.

Mit dem Untergang des alten römischen Reiches, mit dem Zerfall seiner hohen Cultur war auch der Wissenschaft ihre Stütze geraubt, welche in den Zeiten der Völkerwanderung keine erfreulichen Blüthen mehr trieb. Wie allen andern Zweigen des Wissens ging es auch der Heilkunde und ihr Schicksal war, in den Klöstern begraben zu werden, in zunftmäßigen Schulen ein kümmerliches Dasein zu fristen. Verloren ging, was das Genie hochbedeutender Aerzte Griechenlands und Roms zu Tage gefördert und die schon zu herrlicher Entwickelung gelangte Lehre von den geistigen Erkrankungen ging unter der zersetzenden Arbeit unwissender Mönche jämmerlich zu Grunde. Je weiter wir in das Mittelalter hineinblicken, desto mehr trat an die Stelle wissenschaftlicher Forschung abergläubiger Fanatismus, Gaukelei betrogener Betrüger und finsterer Mysticismus. Und was war das Loos der Unglücklichen, welche in dieser Zeit geisteskrank wurden? Der ärztliche Stand, dessen Wissen so schnell in Irrthum und Aberglauben verwandelt war, wurde von Priestern verdrängt, welche allein die Ausübung der Heilkunde sich anmaßten. Die Geisteskranken wurden für Besessene gehalten und in blindem Fanatismus wurde der Teufels- und Hexenspuck mit

Folter und Scheiterhaufen bekämpft, nicht ohne daß mit kräftigen religiösen Exorcismen, die den bösen Dämon austreiben sollten, die Qualen der bejammernswerthen Hirnkranken vorher aufs Aeußerste gesteigert wurden. Unzählig ist die Menge der Hexenprocesse, unzählig die Masse der Kranken, welche darin ihren Tod fanden. So sollen z. B. im Kurfürstenthum Trier binnen weniger Jahre 6500 Bezauberte und Behexte hingerichtet worden sein. Wir staunen über diese große Zahl von Geisteskranken, welchen wir im Mittelalter begegnen, begreifen aber das rapide Umsichgreifen dieser Krankheiten in einer Zeit, in der die äußeren Bedingungen zur Genesung so ungünstig waren als möglich. Nur wenige, deren Wahn für die Kirche nichts Verletzendes hatten, fanden Aufnahme in den Klöstern, wo sie, nur den allerrohesten Mißhandlungen entrissen, unter ascetischer Strenge ein Leben voll Jammer und Elend führten und wo ihre zermarterte Seele unter excentrischen Bußübungen nicht die Wohlthat der Ruhe empfand, deren sie so bedürftig war. Noch übler waren die Tobsüchtigen daran: sie wurden als Verbrecher behandelt, in finstere Kerker geworfen, wo sie mit Ketten beladen, des Lichtes und der nöthigsten Nahrung entbehrend, in Schmutz und Elend einem qualvollen Untergang preisgegeben waren. — Jahrhunderte lang war dies das Schicksal der Irren und als zur Zeit der Reformation die medicinische Wissenschaft anfing, sich von den Fesseln los zu machen, in die sie so lange geschlagen war, da dauerte es noch lange, bis die Erkenntniß unserer Lehre soweit gefördert wurde, daß sie für unseren armen Kranken einen Nutzen gebracht hätte und man zweifelt mit Recht darüber, ob es für einen Geisteskranken jener Zeit ein größeres Unglück war, als Besessener auf dem Scheiterhaufen zu sterben oder in die Hände der damaligen Aerzte zu fallen, welche ohne jegliche Kenntniß von ihrem Zustande den Wahn des Unglücklichen

mit den lächerlichsten Mitteln und Proceduren auszutreiben suchten. So wurde eine Frau, welche eine Schlange im Leibe zu haben glaubte, mit einem Brechmittel behandelt und in das Erbrechen eine Eidechse hineinpracticirt. Einen Kranken, welcher auf Grund von allerlei peinlichen krankhaften Empfindungen glaubte, nur mittelst Feuer seine natürliche Wärme wieder erlangen zu können, ließ ein Arzt des 16. Jahrhunderts in einen Pelz nähen und diesen anzünden.

Erst allmälig machte sich wieder eine medicinische Auffassung der Geisteskrankheiten Bahn, indem der Weg naturwissenschaftlicher Forschung wieder betreten wurde und sich das wissenschaftliche Denken immer mehr von dem Aberglauben befreite, in welchem es nur zu lange festgehalten war. Aber die wichtigste Erkenntniß, die den Griechen und Römern wie wir sahen schon bekannt gewesen war, nämlich die von der Heilbarkeit des Geisteskranken, blieb noch lange verschlossen und so kam es, daß jeder, Staat und Familie, Arzt und Priester, seine Pflicht erfüllt glaubte, wenn der Geisteskranke durch die Verbringung in einen sichern Kerker unschädlich gemacht wurde. Lange noch, bis in die letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts wurden die Irren wie Sträflinge behandelt und noch schlimmer als diese, da man sie für unheilbar und so für eine drückende Last der menschlichen Gesellschaft hielt, deren man sich auf die grausamste Art entledigen zu dürfen glaubte. In England wurde zuerst eine auf humane Principien gegründete Anstalt errichtet in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, aber ihre Einrichtungen waren primitiv und mangelhaft und die trotzdem sehr günstigen Erfolge der Behandlung waren nicht im Stande, eine tiefer greifende Reformation in der Irrenbehandlung wach zu rufen. Diese bereitete sich erst auf dem Wege wissenschaftlicher Forschung vor und nachdem die Kenntniß, daß Geistes-

rankheiten Krankheiten des Gehirns sind, in vielen Ländern Europas wieder durchdrang und das Wesen der einzelnen Störungen anfing, besser geheilt zu werden, da war es in Frankreich am Anfang unseres Jahrhunderts Pinel's unsterbliches Verdienst, den Irren die Ketten abzunehmen, sie nach den Grundsätzen ächter Nächstenliebe zu behandeln. Lange blieb Deutschland noch zurück und erst allmälig arbeitete es sich durch alle möglichen metaphysischen und psychologischen Irrwege aus der Anschauung heraus, daß die geistigen Störungen nur aus der Sünde entstehen, und zu einer Zeit, da England, Frankreich und Belgien sich schon der besten Erfolge in der Irrenbehandlung rühmen konnten, lehrte und wirkte in Deutschland der durch seine philosophischen Kenntnisse und die Strenge seines Charakters gleich ausgezeichnete Heinroth, der Hauptvertreter der Lehre, daß die Seele nur durch die Sünde erkranken, nur durch die Vernunft geheilt werden könne und in der starren Weise seiner moralischen Anforderungen an die Kranken ging er so weit, daß unter seinen Heilmitteln noch Ruthenstreiche und Züchtigungen eine große Rolle spielen, während der Arzneischatz bei ihm keine Verwendung fand. Aber nicht lange mehr sollte Deutschland, welches sonst gewöhnt ist, unter den Vorkämpfern für neue Errungenschaften des Wissens an der Spitze der Nationen zu stehen, das verschlossen bleiben, dessen Früchte andere Völker längst reichlich genossen. Auch in unserem Vaterlande brach sich die naturwissenschaftliche Anschauung der Geisteskrankheiten Bahn und wenn wir auch spät erst den richtigen Weg betraten, so gebührt Deutschland doch das Verdienst zu der allmälig erreichten Vertiefung der psychiatrischen Wissenschaft die hervorragendsten Beiträge geliefert zu haben.

Was sind nun die großen Vorzüge, deren die moderne Psychiatrie sich rühmen darf? In kurzen Worten ist diese

Frage dahin zu beantworten: eine auf der Grundlage der gesammten Naturwissenschaft und Medicin aufgebaute Wissenschaft und eine von dem Geiste ächter Humanität durchdrungene Ausübung derselben.

Wollen wir uns im Einzelnen von der Richtigkeit dieser Worte überzeugen, so werden wir das am müheloseſten thun, wenn wir einen Gang durch eine nach den erwähnten Grundsätzen eingerichtete Irrenanstalt unternehmen, wobei wir Gelegenheit haben werden, das wichtigste Heilmittel in der Behandlung von Geisteskrankheiten kennen zu lernen.

Nicht fern von einer mittelgroßen Stadt, aus welcher die wichtigsten Lebensbedürfnisse leicht zu beziehen sind, treffen wir in lieblichster Gegend ein schloßähnliches Gebäude, welches inmitten eines großen Gartens gelegen, von einer hohen Mauer umgeben ist. Wir dürfen jedoch dasselbe nicht in der Wirklichkeit suchen, da die Vorzüge der besten Anstalten in nachfolgender Schilderung in einer einzigen vereinigt angenommen werden. Wir nahen dem großen Thore, welches auf unser Klingeln von einem würdigen Pförtner geöffnet wird und betreten die vor dem Hause befindlichen Anlagen. So lange der Pförtner uns bei dem Direktor anmeldet, haben wir Zeit uns dieselben etwas näher anzusehen; wir befinden uns vor einem runden mit prächtigen Zierpflanzen umgebenen Bassin, in dessen Mitte ein zierlicher Springbrunnen plätschert, über der Wasserfläche scheint eine große Seespinne ihr Riesennetz ausgebreitet zu haben und erst bei näherer Betrachtung finden wir, daß dasselbe aus solidem Eisen geschmiedet ist, den Lebensmüden den Plan zu vereiteln, seinen Qualen in der Tiefe des Wassers ein Ende zu machen. Ringsumher sind reizende Baumgruppen und Gesträucher und wo wir von außen eine kahle und unfreundliche Mauer gesehen haben, finden wir nichts als

liebliches Grün, welches den in die Ferne schweifenden Blick nicht beengt und das Gefühl der Abgeschlossenheit nicht aufkommen läßt. Gerade vor uns liegt die lange, einfach gegliederte Façade des Mittelbaus, an deren Fenster üppige Blumen und Schlingpflanzen wuchern, getragen von den eisernen Stäben der Schutzgitter, ohne welche eine Irrenanstalt nicht wohl sein kann.[1]) Während diese so im Sommer den mannigfaltigsten Pflanzen zur Stütze dienen, erfreuen sie im Winter durch die zierlichen Arabesken, in welchen sie kühn in die Höhe streben, das Auge mehr, als daß sie an den Zweck erinnern, welchem sie dienen. So sehen wir, wie überall der den Kranken unerträgliche Gedanke des Zwangs und der Gefangenschaft durch freundliche Bilder und Ausblicke fern gehalten wird. Wir durchschreiten das große Portal und befinden uns in einer buntbemalten Vorhalle, an welche ein langer Corridor sich anschließt und gehen an den zahlreichen Thüren vorüber, welche zu den Kanzleien der Verwaltungsbeamten und Aerzte führen, indem wir schon so einen Begriff von der Großartigkeit des geschäftlichen Betriebes der Anstalt bekommen und gelangen in ein geräumiges Wartezimmer. Lange Reihen von ungeduldig Harrenden sitzen hier oft nach Ankunft der Bahnzüge, um auf den vielbeschäftigten Direktor zu warten, der ihnen Erlaubniß zum Besuche theurer Angehöriger oder wenigstens Auskunft über deren Befinden ertheilen soll. Mancher geht getröstet von dannen, mancher kaum glaubend an die spärlichen Hoffnungen, die ihm in ferne Zeiten gerückt sind. Doch uns führt nur ein warmes Interesse an der Irrenheilkunde überhaupt her und so können wir ohne Bangen den Direktor begrüßen, der uns zur näheren Besichtigung der Anstalt auf's freundlichste auffordert. Indem wir ihm folgen, gelangen wir an eine hallenartige Erweiterung des Corridors, in welcher links und rechts große,

ſchalterähnliche Fenſter angebracht ſind. Vor dieſen warten eine große Anzahl von Mädchen mit Körben und Caffeebretten, welche von dem Schalter zur rechten her mit zahlloſen Wecken gefüllt und mit blendend weißen Kännchen und Taſſen beſtellt werden. Würden wir nicht an dem ſchwarzen Anzug und dem weißen Händchen und Schürzen die Wärterinnen erkennen, ſo würde es uns kaum auffallen, daß unter ihnen auch noch einige Kranke ſich befinden; denn die wenigſten laſſen in ihrem Aeußern erkennen, was in ihrer Seele ſich bewegt. Nur eine Geſtalt fällt uns auf, ein junges Mädchen mit tiefernſtem Blick, ausnehmend einfach aber pünktlich gekleidet, es iſt die Tochter eines vornehmen Hauſes, die im Kampf mit den letzten Ueberbleibſeln einer ſchweren melancholiſchen Verſtimmung ihres Gemüths ſich noch mit einer krankhaften Vorliebe zu den niedrigſten Dienſten herandrängt und wie wenig ſie noch geſichert iſt vor ſchwereren Ausbrüchen ihres Leidens, ſehen wir an der Aufmerkſamkeit, mit welchen die neben ihr ſtehende Wärterin keinen Blick von ihr läßt. Das Frühſtück iſt gefaßt und die eigenthümlich zuſammengeſetzte Schaar von Mädchen geht mit demſelben auf ihre Abtheilungen. Von der andern Seite kommen nun eine Anzahl von Männern, endloſe Brode in mächtige Körbe faſſend und in rieſige Henkelkrüge Moſt und Wein ausfüllend. Auch hier ſind Wärter und Kranke, welche bei der Arbeit behilflich ſind, ſeltſam gemiſcht und während die meiſten, nur mit ſich und ihrer Arbeit beſchäftigt, nichts Auffallendes darbieten, erblicken wir doch die eine und andere Erſcheinung, die unſere Aufmerkſamkeit feſſelt; uns zunächſt ſteht ein junger Mann in Sträflingskleidern von unheimlichem Ausſehen und finſter brütenden Mienen: wir hören, daß er wegen Vatermordes zu lebenslänglichem Zuchthaus verurtheilt worden iſt und erſt, als ſich in der Gefangenſchaft herausſtellte,

daß er seine That in einem Anfall von geistiger Störung begangen, wurde er in die Anstalt eingeliefert, wo er fleißig und geordnet arbeitet, aber durch sein finsteres Wesen und beständiges Schweigen einen neuen Ausbruch von Wuth befürchten läßt; hat er doch auch schon mehrmals seine Wärter schwer bedroht und thätlich angegriffen. Ein anderer fällt uns durch sein feines Benehmen und seine freundliche Zuvorkommenheit auf: es ist ein junger Gelehrter, welcher in der Reconvalescenz begriffen, geistige Anstrengungen noch vermeiden muß und in der frohen Hoffnung baldiger Genesung und in dem Gefühl wiederkehrender Elasticität des Geistes willig allerlei häuslichen Arbeiten zum Nutzen seiner Mitkranken sich unterzieht.

Wir betreten die geräumige Küche, in deren Mitte ein mächtiger Herd steht, rings an den Wänden ist eine Reihe großer Kessel von einem armdicken Dampfrohr mit Wärme gespeist, in welchen für ca. 300 hungrige Magen Fleisch und Kartoffel gesotten werden, während leckere Braten in großen Schüsseln auf dem Herde schmorend einen prächtigen Duft verbreiten. An die Küche grenzt eine große Speisekammer, in welcher an einem Tisch eine Anzahl von Frauen und Mädchen sitzt mit Kartoffelschälen und Gemüseputzen beschäftigt und ein fröhliches Lied dazu singend. Auch diese bestehen meist aus Kranken, welche zur Bereitung des Mittagsmahles das Ihrige beitragen. Ein junges Mädchen, das Haar mit einer Rose geschmückt, die im Ganzen einfache Kleidung mit allerlei Bändern und Blumen geziert, tritt aus der Reihe der Arbeitenden und der frohe Gesang verstummt, als sie sich vor dem Direktor feierlich verneigt und ihm graciös die Hand küssend mit schelmischem Tone fragt: „Aber jetzt werden Sie mir meine Entlassung gewiß gewähren?" „So lange Sie noch solche Albernheiten machen, ist gar keine Rede davon" ist die kurze und

bestimmte Antwort des Direktors, der wohl weiß, daß das sonst sittsame und bescheidene junge Mädchen, die Tochter einer einfachen Beamtenfamilie, noch nicht als genesen betrachtet werden kann, so lange nicht die letzte Spur von Gefallsucht und Coquetterie aus ihrem Benehmen verschwunden ist. Derartige Zudringlichkeiten sind vielmehr die deutlichen Vorboten einer neuen allmälig sich zur vollständigen Tobsucht steigernden Aufregung, woran das Mädchen in regelmäßig wiederkehrenden Zwischenräumen schon seit mehreren Jahren leidet. — —

Wir verlassen durch eine kleine Hinterthüre auf einige Augenblicke das Haupthaus, um das hinter der Küche gelegene Kessel- und Waschhaus zu betreten und betrachten die 3 riesigen Dampfkessel, aus welchen das ganze Haus, Zimmer, Corridor und Nebengelasse wie Badezimmer, Spülküche und Garderobe mit einer wohlthuenden gleichmäßigen Wärme durchströmt wird, und unterlassen es nicht, die Waschküche mit ihren vorzüglichen Einrichtungen, durch Dampfkraft getriebene Wasch- und Windmaschinen u. dgl. mehr zu besichtigen, mit Staunen über die Geschwindigkeit und Mühelosigkeit, mit welcher hier zahllose Stücke gewaschen und getrocknet werden.

Haben wir so einen Einblick in den vielgestaltigen Mechanismus erhalten, welcher zum Betrieb einer solchen Anstalt gehört und haben wir uns überzeugt, wie diejenigen, zu deren Nutz und Frommen die Anstalt da ist, mit in denselben da und dort nach Kräften eingreifen, so werden wir diese Anschauung noch vervollkommnen, wenn wir uns zunächst auf die Krankenabtheilungen selbst begeben. Wir beginnen im obersten Stockwerk und gelangen in einen langen Corridor, der uns durch seinen glänzenden, tadellos reinen Parquetboden und durch seine freundliche Helle auffällt, die ihm durch eine stattliche Reihe nach Osten gelegener Fenster gespendet wird. Die Wände sind ein-

fach aber geschmackvoll tapeziert und da und dort befindet sich ein Gestell mit Blumen, welche an Fenstern und Wänden emporranken. Einige Herren gehen in ein ernstes Gespräch vertieft auf und ab und bezeugen nur durch eine höfliche Verbeugung, daß sie von uns flüchtig Notiz genommen. Eine Thüre zur linken führt uns in ein großes Gesellschaftszimmer, welches mit allen Bequemlichkeiten eines Wohnzimmers versehen ist. Der große Tisch in der Mitte dient dem gemeinschaftlichen Mittagsmahl, an welchem die Herren der ruhigen Abtheilung Theil nehmen. Einige von ihnen sitzen jetzt an den kleineren in zierlichen Fensternischen befindlichen Tischchen mit Karten-, Schach- oder ähnlichen Spielen beschäftigt. Ein älterer Herr sitzt behaglich in einem Lehnstuhl und liest mit Aufmerksamkeit die „Norddeutsche Allgemeine." Stören wir ihn in seiner Lectüre, während welcher allein er seine Leiden vergißt, so überschüttet er uns mit zahllosen Klagen über die tägliche Zunahme seiner mannigfaltigen Beschwerden und der Direktor macht keinen Versuch ihm zu beweisen, daß diese nur in seiner Einbildung bestehen. Denn selbst die Betrachtung der zunehmenden Rundung seines jovialen Gesichtes im gegenüberliegenden Spiegel überzeugt ihn nicht von der Unrichtigkeit seiner hypochondrischen Vorstellungen. —

Wir verabschieden uns von dieser Gesellschaft und finden im Nebenzimmer 2 junge Herren mit Billardspielen beschäftigt. Ohne sie weiter zu stören, gehen wir in einige Wohnzimmer für einzelne Herren, welche durch ihre geschmackvolle Einrichtung einen wohlthuenden Eindruck auf uns machen. In einem derselben finden wir einen jungen Mann von 16 Jahren, einen ächten Sohn unserer Zeit. In Genüssen und Leidenschaften seinem Alter weit voraus hat er kaum die Kenntnisse eines 12jährigen Gymnasiasten und mit mehr Mühe als Erfolg studiert

er den Julius Cäsar, in welchem er seit mehreren Wochen nur wenige Capitel vollendet. Ein seltsames Gemisch von Schwermuth und Schwachsinn, von Selbstüberschätzung und Niedergeschlagenheit hat ihn in so jungen Jahren nach einem unglücklichen Selbstmordversuch in die Anstalt gebracht. — Eine harmlosere Gestalt treffen wir in dem nächsten Zimmer: es ist ein Architekt, welcher seit 15 Jahren der Anstalt angehört und durch eine eigenthümliche Scheu vor hellen und glänzenden Gegenständen sich auszeichnet. So duldet er nur dunkle Vorhänge, Bettüberwürfe u. s. f. in seinem Zimmer, dessen Fenster mit einem schwarzen Tuche verhängt ist. Seine Tagesbeschäftigung besteht darin, daß er einen großen Bogen Zeichnungspapier mit Douche schwärzt und er besitzt schon eine ansehnliche Sammlung solcher Kunstwerke, welche er uns mit großem Wohlgefallen vorzeigt. —

Aus dieser ruhigen Abtheilung, in welcher, wie wir gesehen, hauptsächlich Kranke höherer Stände verpflegt werden, gelangen wir, wenn wir eine Treppe tiefer gehen, in eine weitere Abtheilung, in welcher die ruhigen und halbruhigen Kranken der ärmeren Stände untergebracht sind. In der inneren Einrichtung herrscht hier eine größere Einfachheit; an Stelle der einzelnen Zimmer befinden sich große Gesellschaftsräume und gemeinschaftliche Schlafsäle, in welchen wir eine musterhafte Reinlichkeit und Ordnung bewundern. Ebenso sind auch die Kranken in ihrem Aeußern pünktlich und geordnet und jedes Dawiderhandeln gegen die strengen Hausregeln findet rasch eine wirksame Rüge durch die aufmerksamen Wärter. An der langen Tafel des gemeinschaftlichen Speisesaals sitzt eine Anzahl von Kranken beim Vespern, welches ihnen nach gethaner Arbeit gereicht wird. Mehrere Stunden schon waren sie in dem Garten beschäftigt und in fleißiger Grabarbeit förderten sie die Neu-

anlage eines großen Spielplatzes, welcher im kommenden Frühjahr eingeweiht werden soll. Andere machen sich bei den Feldgeschäften nützlich, beim Blumen- und Gemüsebau, in den Werkstätten der Schlosser und Schreiner, für welche es das ganze Jahr über selten an Beschäftigung fehlt. Wären die Leute nicht durch diese wohlthätigen Zerstreuungen angenehm ermüdet und ohne anderen Sinn als für die ihnen gespendete körperliche Erquickung, so könnten wir auch hier manche Verkehrtheit hören, welche wir in der ruhigen und geordneten Gesellschaft schwerlich vermuthen würden.

Gleich in der äußeren und inneren Einrichtung aber verschieden durch ihre Bewohner ist die nächste Abtheilung, die wir betreten. Hier finden wir schon unruhigere Geister und manchen, dem durch den sinnlosen Ablauf seiner verworrenen Gedanken die Beherrschung über sich selbst mehr oder weniger fehlt und es wird schon schwerer, die äußere Ordnung, welche auch hier in wohlthuendster Weise herrscht, immer gleich vollständig aufrecht zu erhalten. Oefter muß ein ungestümer Ausbruch von zerstörendem Bewegungsdrang durch plötzliche, meist nur vorübergehende Isolirung des einen oder andern in die auf dieser Abtheilung vorhandenen Absonderungszellen abgeschnitten werden und unbekümmert um einen derartigen Auftritt, der sich eben vor unsern Augen abspielt, kommt ein anderer Kranker plötzlich auf uns zu und überschüttet uns mit Vorwürfen darüber, daß er allmälig systematisch vergiftet werde. Denn schon seit Jahren leidet er an dem Wahn, daß alle seine Speisen zum Zwecke seiner allmäligen Vernichtung mit gesundheitsschädlichen Stoffen vermischt werden. Hier treffen wir auch viele von den an fixirtem Größenwahn leidenden, jene Könige und Fürsten, Bismarck's und Napoleons, Staatsmänner und Weltbeglücker, welche unter den Insassen einer Irrenanstalt

nie fehlen. Trotz einzelner lebhafterer Scenen herrscht doch auch hier im Ganzen eine äußere Ruhe, welche mit der inneren Verkehrtheit der meisten hier verpflegten Kranken in eigenthümlichem Gegensatze steht und welche nur erreicht werden kann durch eine dem Zustande der Einzelnen angepaßte und von ärztlicher Seite streng geregelte Disziplin.

Theilweise ist diese auch noch durchzuführen in der Abtheilung, welche wir jetzt betreten und in welcher die lärmendsten und gefährlichsten Kranken untergebracht sind neben solchen, welche durch völlige Verblödung und gänzliche Stumpfheit nicht mehr im Stande sind, in den bisher besuchten Abtheilungen ohne zu große Störungen für ihre Nebenkranken sich zu halten. Auch hier wird noch möglichst auf Gemeinschaftlichkeit des Wohnens und Schlafens gesehen, was sich auch bei den Aufgeregtesten mitunter erreichen läßt, während andere, im Verhältniß zur Gesammtzahl nur wenige, einer bleibenden Isolirung bedürfen. Diesen Zwecken entsprechend treffen wir auch hier noch größere Wohnräume und Schlafsäle, welche sich durch eine auf gröberen Insulten spottende Dauerhaftigkeit der Tische, Bänke und Stühle auszeichnen; die Fenster wie überall von außen vergittert, sind von zolldickem auch bei kräftigen Faustschlägen unzerbrechlichem Glas. Von dem Wohnzimmer aus gelangt man in einen großen, mit festen, hohen Wänden versehenen Hof, in welchem die Kranken bei guter Witterung frische Luft genießen können. Außerdem finden wir eine Reihe von Isolirzellen, deren wir eine als Muster näher betrachten. Die schwere, eichene Thüre geht nach außen auf und ist mit einem doppelten Schloß verschließbar. Der Boden und die Wände sind mit eichenem Holze getäfelt, die Holztafeln selbst sind der größeren Festigkeit wegen in Asphalt eingelassen, so daß eine Bildung von Spalten und Fugen zur vollständigen

Unmöglichkeit wird. Der Ofen ist in einen Mantel eingemauert und mit einer sinnreichen Ventilationseinrichtung versehen, so daß die Luft der Zelle, auch ohne daß ein Fenster geöffnet wird, in kürzester Zeit sich erneuert; diese selbst sind in solcher Höhe angebracht, daß sie der Kranke nicht erreichen kann und werden mittelst in der Decke laufender Leitungsschnüre vom Corridor aus geöffnet und geschlossen.

In einer solchen Zelle ist auch der Tobsüchtigste vollkommen sicher untergebracht, wenn es freilich mitunter nothwendig wird, daß man den unruhigsten Kranken Kleider und Bettstätte noch gänzlich entzieht und ihnen aus einem Haufen Seegras ein primitives Lager bereitet. Durch die Möglichkeit einer vollständigen Reinhaltung und die Unmöglichkeit einer Zerstörung der Zelle von Seiten der Kranken hat sie auch einen wesentlichen Vorzug vor den Polsterzellen,[2]) welche nur selten noch angewandt werden.

Mittelst so eingerichteter Zellen läßt sich einer der wichtigsten Grundsätze der modernen Psychiatrie verwirklichen, nämlich die möglichste Vermeidung äußeren Zwanges. Die früheren Zwangsmittel, bestehend in Zwangsjacken, Zwangsstühlen, Zwangsbetten u. s. f., verschwinden immer mehr aus den gut geleiteten Anstalten und je mehr man eine möglichst weitgehende äußere Freiheit für die Kranken anstrebt, desto mehr hat man gelernt, die Isolirung einzelner Kranken auf wenige Ausnahmsfälle zu beschränken. So finden wir auch hier, daß nur eine ganz kleine Anzahl in den Isolirzellen untergebracht ist, während die andern die Wohlthaten eines gemeinschaftlichen Zusammenlebens in zweckmäßiger Umgebung genießen.

Das einzige Mittel äußeren Zwanges, welches auch von eifrigen Anhängern der Zwangslosigkeit angewandt wird, ist die Zwangsfütterung oder milder ausgedrückt, die künstliche Er-

nährung solcher Kranker, welche meist in Folge melancholischer Wahnvorstellungen dauernd die Nahrung verweigern. So treffen wir auch hier in einer der Zellen einen alten Herrn, welcher in dem traurigen Wahn, von Gott verstoßen und des Essens nicht würdig zu sein, seit mehreren Jahren keine Nahrung mehr freiwillig zu sich nimmt und dem unter dem entsetzlichsten Widerstreben und den lautesten Wehklagen 3 mal täglich durch eine in den Magen eingeführte Röhre, an welcher oben ein Trichter sich befindet, die Nahrung eingeflößt wird. So sehr die dabei angewandte Nöthigung dem Grundsatze der Zwangslosigkeit widerspricht, so wird man auf denselben doch nicht verzichten in der Ueberlegung, daß man wohl kaum berechtigt ist, einen Mitmenschen verhungern zu lassen, wenn man sein Leben auf gewaltsame Weise erhalten kann. Namentlich gilt dies von heilbaren Kranken, aber auch bei unheilbaren können wir nicht wissen, ob der bemitleidenswerthe Kranke nicht noch dazu ausersehen ist, seinen Mitmenschen zum Segen zu werden und wenn es nur dadurch wäre, daß er sie in der Ausübung der Nächstenliebe und Geduld übt. — —

Wir verlassen diese traurigen Räume und ihre Bewohner nicht ohne zu bedenken, daß wir von den ruhigen Kranken, welche wir im Gefühl ihrer wiederkehrenden Genesung zu einer geordneten Thätigkeit sich drängen sehen, mancher noch vor Kurzem zu den lärmendsten Kranken dieser Abtheilung gehört hat und daß mancher, der jetzt unter der Macht sinnloser Verworrenheit den tollsten Verkehrtheiten sich hingiebt, in wenigen Monaten vielleicht mit Ernst und Würde den schwierigsten Geschäften seines Berufes wieder vorsteht, während andere freilich — bei den Erfolgen der modernen Psychiatrie glücklicher Weise die wenigeren — einer bleibenden Umnachtung ihres Geistes und einer allmäligen Verblödung entgegengehen.

Haben wir so gesehen, wie die einzelnen Kranken je nach den individuellen Zuständen, welche sie darbieten, in einer Abtheilung untergebracht sind, welche den geistigen Lebensäußerungen entspricht, deren sie fähig sind und daß hierin ein sehr wesentliches Moment der Anstaltsbehandluug besteht, so erübrigt uns noch, uns noch einige spezielle Mittel der Behandlung und und Unterhaltung der Irren näher zu betrachten. Wir beschäftigen uns nicht näher mit der eigentlichen ärztlichen Thätigkeit, zu deren reichlichster Entfaltung mannigfache Gelegenheit geboten ist und die neben einer gewissenhaften Beobachtung theils in dem persönlichen Einflusse besteht, den der Arzt auf den Kranken auszuüben vermag theils in der Anordnung der erforderlichen Mittel, welche, wie wir sehen werden, nicht immer aus dem Arzneischatze der modernen Medizin entnommen sind, sondern sehr häufig aus der Masse der moralischen und allgemein menschlichen Einwirkungen, über welche der Irrenarzt, ohne den lästigen Sittenprediger zu machen, innerhalb einer Anstalt zu verfügen hat.

Hierher gehört in erster Linie eine dem Zustande der einzelnen Kranken genau angepaßte Pflege der Religion. Um uns hiervon ein Bild zu machen, betreten wir die ansehnliche Kirche der Anstalt, in welcher ein regelmäßiger Gottesdienst abgehalten wird. Dieser unterscheidet sich in seiner äußern Form nicht von jedem andern und nur der Inhalt der Predigt muß mehr dem religiösen Bedürfniß der Einzelnen entsprechen und es gehört ein liebevolles Eingehen auf die Interessen der Kranken dazu, wenn nicht der eine oder der andere durch unabsichtliche Anzüglichkeiten sich verletzt fühlen soll. Dies wird am Leichtesten dadurch erreicht, daß mehr die versöhnlichen Seiten der christlichen Lehre in Betracht gezogen werden, während Besprechungen von Hölle und Verdammniß, welche im Wahne so

vieler Melancholiker eine große Rolle spielen, gar nicht oder flüchtig berührt werden. Mit dem Abhalten des Gottesdienstes ist jedoch die Thätigkeit des Anstaltsgeistlichen keineswegs erschöpft, vielmehr besteht der schwierigere Theil seines Amtes in der bei den Geisteskrankheiten so außerordentlich wichtigen Seelsorge. Dieser Anforderung wird in der Weise genügt, daß der Geistliche bei regelmäßigen, unter der Leitung der Aerzte vorzunehmenden Besuchen mit dem Krankheitszustande der Einzelnen möglichst auf dem Laufenden bleibt und dabei sich belehren läßt, wie weit der Zustand des Kranken ein Eingehen auf religiöse Fragen gestattet und es genügen meist kurze Andeutungen, daß bei dem einen vielleicht die Fassungskraft dafür noch nicht wiedergekehrt ist, bei dem andern der wohlgemeinte Trost des Geistlichen vielleicht nur die Quelle neuer Aufregungen und Zweifel werden könnte. Wenn auf diese Weise auch manche einer direkten Einwirkung nicht zugänglich sind, so bleibt doch für den Anstaltsgeistlichen ein großes, segensreiches Feld der Thätigkeit übrig, welche um so nutzbringender sein wird, je vorsichtiger er in der Auswahl der einzelnen Kranken zu Werke geht und von dem Grundsatze sich leiten läßt, lieber einmal zu wenig zu thun, als da, wo ein eigentliches religiöses Bedürfniß fehlt, durch zu großen Eifer Schaden zu stiften. So sehen wir, daß dem geistlichen Stande, welcher in früheren Jahrhunderten die Geisteskrankheiten als seine Domäne betrachtete, die ihm gebührende Stellung in der Behandlung der Irren zugetheilt ist, in welcher er ärztliches Können auf's erfolgreichste zu unterstützen im Stande ist. —

Von der Kirche aus gelangen wir in die Bibliothek und lernen in ihr ein ebenfalls sehr wichtiges Mittel in der Behandlung der Geisteskranken kennen. Die richtige Auswahl der Lectüre ist oft ebenso schwierig, als wenn sie gelingt, von großem

Vortheil für den Kranken und es theilen ſich in dieſe Arbeit außer den Aerzten der Geiſtliche und der Lehrer der Anſtalt, welcher zugleich als Bibliothekar angeſtellt iſt. In dieſer Eigenſchaft waltet er über eine Anzahl von mehreren tauſend Bänden, unter denen die klaſſiſche und die moderne Litteratur je nach dem ihr gebührenden Werthe vertreten iſt.

Die Hauptthätigkeit des Lehrers beſteht jedoch im Abhalten regelmäßiger Unterrichtsſtunden, welche jeden Tag ſtattfinden und an denen ſtets eine große Mehrzahl der Kranken mehr oder weniger warmen Antheil zu nehmen im Stande iſt. Die Gegenſtände des Unterrichts ſind hauptſächlich Litteratur, Geſchichte, Geographie und Naturwiſſenſchaften und die Behandlung des Stoffes iſt natürlich keine ſtreng ſachgemäße, ſondern beſteht in freier Beſprechung einzelner in ſich abgeſchloſſener Themata. Gleichzeitig werden die Stunden zu Ausführungen benutzt über die bedeutendſten Tages-Ereigniſſe, über techniſche und andere Erfindungen u. ſ. f. und man kann oft mit Vergnügen beobachten, wie den Beſchreibungen des Telephon, des Phonographen u. dgl. die geſpannteſte Aufmerkſamkeit entgegengebracht wird. Am beliebteſten und beſuchteſten jedoch iſt der Unterricht in der Muſik, welche je nach den vorhandenen muſikaliſchen Kräften gepflegt wird. Zum Zuſtandekommen eines guten Chorgeſanges fehlt es nie an den nothwendigen Elementen, während die höheren Leiſtungen in der Vocal- und Inſtrumentalmuſik je nach der Befähigung der jeweiligen Inſaſſen ſehr ſchwankender Natur ſind. Fehlt es an beſſeren Kräften unter den Kranken ſelbſt, ſo werden ſie durch Zuziehung geſunder Künſtler und Dilettanten erſetzt und ſchon manches erhabene Tonwerk durchbrauſte eine aufmerkſam lauſchende Menge begeiſternd, den großen Geſellſchaftsſaal der Anſtalt, welchen wir neben der Bibliothek antreffen.

In diesem werden auch andere Genüsse gepflegt, welche zur Zerstreuung und Erheiterung der Kranken dienen. Theateraufführungen mit oder ohne Mitwirkung von Kranken, Vorträge und deklamatorische Recitationen, Schaustellungen aller Art wie die Produktion von Schattenbildern, magischen Künsten u. s. f. Außer zu diesen natürlich mehr ausnahmsweise gewährten Unterhaltungen dient der große Saal noch zu regelmäßigen geselligen Vereinigungen der Kranken, welche unter der Betheiligung der Anstaltsbeamten und sonstiger Freunde und Gönner der Anstalt stattfinden. Im Sommer finden diese Vereinigungen entweder im Garten statt oder es wird im Anschluß an einen Spaziergang oder größeren Ausflug die Geselligkeit außerhalb der Anstalt selbst gepflegt.

Mehr der Merkwürdigkeit halber fügen wir bei, daß in den besten englischen und amerikanischen Anstalten auch regelmäßige Tanzunterhaltungen abgehalten werden, während man sich in Deutschland für die Nützlichkeit der im Auslande sehr gepriesenen Irrenbälle bis jetzt nicht sehr begeistert hat.

Haben wir so die Räume der Anstalt durchwandelt und gesehen, wie die einzelnen Einrichtungen dem Wohle der Kranken dienen, so bleibt uns nur noch ein kurzer Gang durch den Garten übrig. Dieser besteht aus einer großen parkähnlichen Anlage mit herrlichen Baumgruppen und schattigen Wandelgängen. Auch eine bedeckte Veranda zum Aufenthalt im Freien bei weniger günstigem Wetter und zum Schutz gegen die Sonne ist vorhanden, kleine Häuschen auf buschigen Hügeln, trauliche Lauben und allerlei lauschige Plätzchen. Zunächst dem Hauptgebäude ist eine Kegelbahn, welche sich einer sehr bedeutenden Frequenz erfreut, vor ihr einige nicht ebenso reichlich benutzte Turngeräthe. An diese schließt ein großer freier Platz an, auf welchem Croquet, Lawn-Tennis und ähnliche Spiele getrieben werden. Von einer

besonderen Umzäunung umgeben, finden wir von üppigem Gesträuch umwachsen einen kleinen Teich mit sehr einladenden Einrichtungen zum Bade. An das Ende der geschmackvollen Gartenanlagen reihen sich die Gemüsegärten, sowie die zum Betrieb der Oekonomie gehörigen Gebäude und die weithin sich erstreckenden Ländereien, die als das Feld der Thätigkeit der Kranken unsere Beachtung verdienen.

Hätten wir nicht schon so lange verweilt, so könnten wir uns noch mit diesem oder jenem Kranken unterhalten, den wir im Garten begegnen; aber auch so schon haben wir einen genügenden Einblick in das Anstaltsleben gewonnen, um uns zu überzeugen, daß eine so eingerichtete Anstalt dasjenige in der That ist, was einer der bedeutendsten Irrenärzte unserer Zeit von ihr aussagt, das wichtigste Heilmittel gegen geistige Erkrankung. „Nur in ihr", sagt v. Krafft-Ebing, „findet der Kranke thunlichsten Schutz vor Gefahren, er kann sich hier gehen lassen, ohne moralisirt, corrigirt, belehrt zu werden; er findet Schonung und Wohlwollen, ein größeres Maaß von Freiheit, als ihm in familiärer Pflege geboten werden könnte, einen ausgiebigen Heilapparat, daneben Zerstreuung und Ablenkung, soweit er derselben fähig ist."

Damit sind allerdings die Aufgaben erfüllt, welche bei Behandlung von Geisteskranken in Betracht kommen und wir brauchen nur noch darauf hinzuweisen, daß es nur ganz ausnahmsweise Fälle von Geistesstörungen giebt, welche sich für die Behandlung in geschlossenen Anstalten nicht eignen. Vielmehr gilt es als unumstößliche Regel, daß weitaus die größte Zahl von psychischen Störungen nur in der Anstalt mit Erfolg behandelt werden kann und es ist die übereinstimmende Erfahrung aller Anstaltsärzte, daß die Heilung um so schneller und um so sicherer erfolgt, je kürzere Zeit nach Ausbruch des Leidens der

Kranke in die Anstalt verbracht wird. Wer sich in der vorstehenden Schilderung mit den segensreichen Einrichtungen einer solchen Anstalt bekannt gemacht hat, der wird gewiß die Scheu vor derselben verlieren, die vielfach im Publikum noch herrscht und es mit uns als ein Unrecht empfinden, daß man die Heilanstalten für die Bedauernswertheſten aller Kranken mit despectirlichen Namen wie „Narrenhaus" u. dgl. belegt. Gerade durch die Umwälzung in der Behandlung der Irren, welche sich im Laufe dieses Jahrhunderts vollzogen, dürfen wir es als eine Errungenschaft unserer Zeit betrachten, daß die Irrenanstalten ihren grauenerregenden Charakter verloren haben und daß sie zu Stätten ächter Nächstenliebe geworden sind, in welcher die wahre Menschenfreundlichkeit ihre höchsten Triumphe feiert.

Wenn wir das Bestehen gut eingerichteter Irrenanstalten als eine große Wohlthat empfinden und wenn wir uns fragen, wem wir diese Wohlthat verdanken, so kommen wir auf eine weitere wichtige Frage der Irrenpflege, die wir nur kurz noch berühren wollen, nämlich auf die Fürsorge des Staates für die Geisteskranken. Ohne ihn wären wir niemals in den Besitz so gut eingerichteter und gut geleiteter Anstalten gekommen, wie sie jetzt in allen Ländern, wenn auch nicht überall in genügender Menge, den hilfesuchenden Kranken zu Gebote stehen. Wohl hat es früher schon zweckmäßige Privat-Irrenanstalten gegeben, die unter der erprobten Leitung verdienter Irrenärzte standen, aber allen Bedürfnissen zu genügen waren dieselben nicht im Stande und die großen Anforderungen, welche die psychiatrische Wissenschaft an die Einrichtungen der Anstalten gestellt, konnte nur der Staat erfüllen.

Mit der Herstellung und Beaufsichtigung dieser Anstalten waren aber die Pflichten nicht erschöpft, die die geistige Erkrankung seiner Bürger dem Staate auferlegte, sondern es galt noch

eine ganze Reihe weiterer Maßregeln zum Schutze der Geisteskranken zu treffen. So finden wir denn auch in den Gesetzgebungen aller Länder unter sich zwar verschiedene, bezüglich ihres Zweckes aber unter sich übereinstimmende Bestimmungen, welche dahin abzielen, denjenigen, welche nicht im Besitze ihrer normalen Geisteskräfte sich befinden, ihre Rechte zu wahren, andererseits die Gesellschaft vor solchen zu schützen, welche in Folge krankhafter Vorgänge ihres Geisteslebens die öffentliche Sitte und Sicherheit bedrohen. Die ersteren Bestimmungen beziehen sich auf die Bedingungen, unter welchen die Aufnahme der Geisteskranken in die Anstalten zu erfolgen hat und welche nicht nur die berechtigten Interessen der Kranken und seiner Angehörigen zu wahren suchen, sondern auch die Möglichkeit abschneiden, daß ein mißliebig gewordener Angehöriger unter dem Titel „geisteskrank" durch die Verbringung in eine Anstalt aus dem Wege geschafft wird, wenn nicht wirklich eine krankhafte Störung bei ihm vorhanden ist. In gleicher Weise werden die Rechte des Geisteskranken staatlich wahrgenommen durch die civilrechtlichen Bestimmungen, welche sich auf das Entmündigungsverfahren von geisteskranken Personen beziehen.

Der Schutz aber, welchen der Staat der Gesellschaft vor den Uebergriffen Geisteskranker in die Rechte des Einzelnen oder des Staates gewährt, wird durch die Bestimmung erreicht, daß diejenigen Geisteskranken zwangsweise in eine Irrenanstalt zu verbringen sind, welche der öffentlichen Sicherheit gefährlich werden oder in Aergerniß erregender Weise die herrschenden Begriffe von Anstand und Sitte verletzen.

Endlich ist es aber auch noch die Strafrechtspflege, welche specielle Bedürfnisse von Geisteskranken zu berücksichtigen hat. Einmal gewährt sie denselben dadurch Schutz, daß sie Verbrechen, die an Geisteskranken verübt werden, mit besonders

harten Strafen belegt und den Mißbrauch, der in selbstsüchtiger oder verbrecherischer Absicht mit dem hilflosen Zustande dieser Kranken getrieben wird, aufs strengste ahndet.

Auf der anderen Seite gewährt sie demjenigen, der unter der Macht gestörter Geistesthätigkeit zu einem Verbrechen getrieben wird, Befreiung von der Strafe. Dieser letztere Punkt ist es, welcher erfahrungsgemäß häufig zu Meinungsverschiedenheiten zwischen den erkennenden Gerichten einerseits und den sachverständigen Aerzten andererseits Veranlassung giebt. Erst vor Kurzem ist von einem hervorragenden Criminalisten Italiens öffentlich das Bedauern darüber ausgedrückt worden, daß die Strafrechtspflege immer „psychiatrischer" zu werden drohe. Wir können dieses Bedauern unmöglich theilen. Wir begreifen zwar, daß ein schweres Verbrechen in den Augen der Menge vielfach nicht gesühnt erscheint, wenn die Bestrafung des Thäters auf Grund des Gutachtens eines Sachverständigen nicht erfolgt in Fällen, bei welchen die öffentliche Meinung ihr verdammendes Urtheil schon gesprochen. Aber der Richter sollte doch frei sein von derartigen Vorurtheilen und im ernsten Streben nach Wahrheit und Gerechtigkeit sollte er sich gerne unterstützen lassen durch den Ausspruch desjenigen, den seine wissenschaftliche Forschung in besonderer Weise befähigt, den strittigen Fragen eine andere Seite abzugewinnen, als derjenige, der sich mit den Störungen des Geistes nicht von Berufs wegen beschäftigt. Auch von allgemein menschlicher Seite betrachtet, ist es gewiß eine viel versöhnlichere Vorstellung, wenn wir bedenken daß die Scheußlichkeit dieses oder jenes Verbrechens nur der krankhaften Thätigkeit eines entarteten Gehirns ihren Ursprung verdankt, als wenn wir eine moralische Verirrung als Ursache desselben anzunehmen genöthigt wären. Wir sehen daher keinen Grund ein, der Psychiatrie ihre Stellung in der Strafrechtspflege zu beschränken,

ſondern hegen nur den Wunſch, daß das Weſen geiſtiger Störungen auch dem Stande der Richter immer mehr verſtändlich werden möge, damit nicht eine mangelnde Uebereinſtimmung des ärztlichen und des richterlichen Urtheils zu wirklichen oder ſcheinbaren Ungerechtigkeiten Veranlaſſung gebe.

Zu dieſem Zwecke iſt es freilich nothwendig, daß auch die Ausbildung der Aerzte in der pſychiatriſchen Wiſſenſchaft eine allgemeinere und gründlichere werde, als dies bisher der Fall geweſen iſt. Noch ſind nicht alle deutſchen Hochſchulen im Beſitze eines Lehrſtuhls für Irrenheilkunde und noch iſt dem dringenden Wunſche erfahrener Fachmänner, die Pſychiatrie zu einem obligatoriſchen Gegenſtande der ärztlichen Prüfung zu machen, nicht willfahrt worden. Damit kommen wir auf weitere Pflichten, die dem Staate gegenüber den Geiſteskranken obliegen.

Wir verkennen nicht die Schwierigkeiten, die der kliniſche Unterricht in der Pſychiatrie mit ſich bringt und ſind weit entfernt, die bis jetzt beſtehenden Einrichtungen auf deutſchen Hochſchulen nicht mehr für verbeſſerungsfähig zu halten. Das wichtigſte Lehrmittel für den angehenden Arzt muß ja doch die praktiſche Vorführung beſtimmter Krankheitsfälle ſein. Schon in körperlichen Krankheiten gehört außerordentlich viel Takt und Zartgefühl des klinischen Lehrers dazu, wenn dies ohne Verletzung berechtigter Intereſſen des Kranken geſchehen ſoll. Man denke ſich einen Schwerkranken, der ſeine von geliebten Angehörigen die letzten Stunden ſeines Lebens verbringt, umgeben von wißbegierigen Jüngern der Wiſſenſchaft, die ohne weiteres Mitgefühl für die Nöthen eines Sterbenden in kalter Objectivität die Temperatur des Kranken meſſen, die Pulsſchläge zählen, die Athemzüge verfolgen. Wie wenig kann hier den Bedürfniſſen Rechnung getragen werden, die der in Furcht und Bangen ſchwebende

Kranke aufs Tiefſte empfindet. Und doch ſind es nur körperlich Krankheitserſcheinungen, die mit den Augen wahrgenommen, mit dem Ohre erlauſcht, mit der taſtenden Hand verfolgt werden können. Wie anders geſtaltet ſich die Vorſtellung eines pſychiſch Kranken, wenn die gleiche Schaar von Jünglingen in die Tiefen des kranken Gemüthes hinabſteigen ſoll und dort mit feinfühligen Sinnen erlauſchen, was das Herz des Aermſten bewegt, wenn ſie eindringen ſoll in die räthſelvollen Vorgänge krankhafter Vorſtellungen und Gedanken, die der Kranke kaum ſich ſelbſt geſteht, an denen wir nicht rühren dürfen, ohne die Wunde von Neuem aufzureißen, die eine liebevolle und ſchonende Behandlung kaum geheilt. In dieſer Rückſicht, die wir dem Kranken ſchuldig ſind, findet die Unterweiſung der Lernenden eine ſachgemäße Begrenzung und wir müſſen nach Mitteln ſuchen, einen Erſatz für das zu finden, was die Hochſchule nicht nicht jedem bieten kann. Dieſen finden wir nur in der länger fortgeſetzten Beobachtung von Kranken in einer Anſtalt. Dieſe Beobachtung muß um ſo länger ſein, als der Verlauf der Geiſteskrankheiten ein außerordentlich langſamer, durch Monate und Jahre ſich hinziehender iſt. Deshalb ſollte jedem jungen Arzte Gelegenheit geboten ſein, nach vollendeten wiſſenſchaftlichen Studien durch längere Thätigkeit in einer Irrenanſtalt ſich in der praktiſchen Pſychiatrie diejenigen Kenntniſſe und Erfahrungen zu verſchaffen, die er ſich auf der Hochſchule nicht erwerben kann und zum Mindeſten ſollte die Anſtellung als Gerichtsarzt von einer ſolchen Probezeit abhängig gemacht werden, damit nicht augenfällige Unerfahrenheit ihrer einzelnen Vertreter die ganze Wiſſenſchaft in ihrem Anſehen ſchädige.

Erſt mit der Vervollkommnung des pſychiatriſchen Unterrichts wird die Irrenheilkunde ihre Gleichberechtigung mit den übrigen Zweigen der Medicin erlangt haben. Dann wird die

Kenntniß der geiſtigen Störungen ſich mehr und mehr vertiefen und in immer weitere Kreiſe dringend wird das Studium der Krankheitsurſachen eine der vornehmſten Aufgaben der Irrenheilkunde ihrer Vollendung nahe bringen, die Mittel zu Verhütung der geiſtigen Erkrankungen dem Verſtändniß zu eröffnen. Dann werden die ernſten Mahnrufe der Irrenärzte, welche heute auf die Grundſätze der Jugenderziehung oft noch vergeblich einen Einfluß erſtreben, nicht mehr nutzlos verhallen, und was die Pſychiatrie unſerer an humanen Beſtrebungen ſo reichen Kultur verdankt, das wird ſie ihr voll heimbezahlen, indem ſie dem haſtigen Irren und Jagen, das auf Koſten der geiſtigen Geſundheit der ganzen Nation unſere unter erſchwerten Lebensbedingungen kämpfende und raſtlos ſtrebende Jugend unſtät umhertreibt, ein vernünftiges Ziel ſteckt.

Anmerkungen.

1) Trotz vielfacher Verſuche der Neuzeit, auf dieſes Schutzmittel zu verzichten, genügen doch reichliche traurige Erfahrungen, um auch jetzt noch an dieſer Einrichtung feſtzuhalten.

2) In neueſter Zeit iſt man wieder beſtrebt, Polſterzellen mit unzerſtörbarem Material herzuſtellen. Ob man damit einem wirklichen Bedürfniß entgegenkommt, bleibt immerhin fraglich.

(216)

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerſtr. 17 a.

Der Dichter Horatius

und ſeine Zeit.

Vortrag

von

W. Röſch,
Profeſſor in Heilbronn.

33847

Berlin SW., **1885.**
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'ſche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

„Auguſteiſches" und „perikleiſches Zeitalter" ſind ſprichwörtliche Benennungen geworden, mit denen wir eine Zeit der Blüthe und des Glanzes in Kunſt und Wiſſenſchaft bezeichnen, wie ſie ſich im griechiſchen und römiſchen Volk darſtellte. Freilich unter ſich ſind beide, das perikleiſche und das auguſteiſche, wieder ſo verſchieden, wie das Natürliche von dem Gemachten, wie der friſche, ſaft- und duftreiche Frühlingstag von dem ſonnig erhellten, aber der lebendigen Schöpfungskraft entbehrenden Herbſttag. Doch dürfen wir auch von dem auguſteiſchen Zeitalter keineswegs geringſchätzig denken. Das nationale Leben Roms hatte ſeinen Höhepunkt erreicht, die ſtädtiſche Vollkraft eines Gemeinweſens, das unerreicht in der Geſchichte daſteht an politiſchen, rechtlichen und militäriſchen Schöpfungen und Erfolgen, hatte ſich ausgelebt, es war nunmehr ein gänzlicher Umſchwung eingetreten, das Stadtregiment war umgeformt zum Staat, der Reichsgedanke war übermächtig geworden und es war nothwendig daß, wie die Länder der Welt, ſo auch die Bürger des Reichs und die Bürger der Stadt Rom einem Herrn gehorchten. Eine ſolche Zeit des Umſchwungs und des Uebergangs in der Geſchichte iſt aber ganz beſonders reich an mannigfaltigem Leben. Und in dieſem Leben ſteht unſer Dichter mitten inne. Seine Geburt fällt in die Zeit, da noch, nicht bloß dem Namen nach, Senat und Volk von Rom die Geſchicke der Welt von den Säulen des Herkules bis zum Kaukaſus und Euphrat in ſeinen Händen lenkte, ſein Tod nur einige Jahre vor Chriſti Geburt, da ſchon längſt, über

zwanzig Jahre, die Alleinherrſchaft ſich befeſtigt hatte. Er ſelbſt iſt mitten hinein getaucht in die Wogen der Stürme der Bürgerkriege, welche die zwanzig Jahre von 50 bis 30 vor Chriſtus erfüllen; die Gegenſätze zwiſchen altrömiſchem Weſen und griechiſcher Bildung, zwiſchen den friedlichen Zuſtänden des Landmanns und dem unermeßlichen Lärm der Weltſtadt hat er perſönlich erfahren und durchgelebt. Und das Alles ſpiegelt ſich wieder in ſeinen Gedichten, darum iſt er der lebensvollſte der römiſchen Dichter, welche uns erhalten ſind, und eben darum auch unſerm modernen Geſchmack noch am meiſten zuſagend, und von jeher war es Horaz, in welchem man die römiſche Poeſie verkörpert dachte. Zwar iſt ihm vorausgegangen als Epiker und Nachahmer der Griechen Catull, ein Zeitgenoſſe von Cäſars, zwar iſt der größte Epiker Virgil ſein Zeitgenoſſe, der an Wohllaut der Sprache und an Feinheit des Versbaues unerreicht blieb, zwar ſtehen als lyriſche Dichter neben ihm Tibull, Properz, Ovid. Aber von Catull iſt uns zu wenig erhalten und in dem Wenigen zu wenig von allgemein menſchlichem Gehalt, Virgil's epiſche Muſe erſcheint uns gegen Homer zu wenig original, Tibull und Properz ſind theils zu ſehr im Gelehrt-alexandriniſcher Gelehrſamkeit feſtgefahren, theils zu einſeitig in ihren Ueberlegten; Ovid iſt zwar ein vielſeitiger Dichter und ein Versmacher von virtuoſer Fertigkeit, aber ohne tieferen Gehalt, wo er Eigenes giebt, ja frivol und ſchlüpfrig, und in ſeinen erzählenden Sachen ohne Begeiſterung. Dagegen in Horaz finden wir alles was die Zeit und die damalige Welt, wie das einzelne Individuum bewegt, wiedergegeben, wir ſehen in ſein inneres wie in ſein äußeres Leben hinein, wie von einer Warte auf beherrſchender Höhe in die Falten und Schluchten der Landſchaft, und es iſt ebenſo anziehend, wie er die Welt um ſich darſtellt als wie er ſein eigenes Bild und Weſen zu erkennen giebt.

(2)

Geben wir nun zunächst einen kurzen Abriß seines Lebens, so bemerken wir daß er, wie sein berühmter Zeitgenosse Virgil, wie Ovid und Properz kein geborener Römer, d. h. kein römisches Stadtkind war, sondern aus dem apulischen Städtchen Venusia, wo sein Vater ein Gütchen besaß, gebürtig und von geringer Herkunft. Sein Vater gehörte dem Stande der Freigelassenen an und betrieb das Geschäft eines untergeordneten Kassenbeamten. Sein Geburtstag ist der 8. Dezember 65 v. Chr., gestorben ist er im Alter von 57 Jahren am 27. November des Jahres 8. Von seiner Kindheit erfahren wir aus einzelnen Andeutungen, daß er in der ländlichen Idylle seines Geburtsortes gern in Flur und Hain schweifte, und seine in späteren Jahren so oft und so herzlich bezeugte Freude an der Natur und am Landleben bekräftigt diesen Zug. Aber allzulange durfte er sich der ländlichen Ungebundenheit nicht freuen, sein Vater zog bald mit ihm nach Rom. So erzählt er selbst:[1])

Alles dank' ich dem Vater, der arm auf magerem Gütlein
Nicht in des Flavius Schule mich schicken wollte, zu welcher
Die großmächtigen Buben großmächtiger Centurionen,
Ueber den linken Arm die Tafel gehängt und das Kästchen,
Gingen, an Schulgeld je drei Groschen des Monats erlegend;
Sondern er führte den Knaben nach Rom hin, daß er die Künste
Lernte, wie sie die Herrn vom Senat und vom Stande der Ritter
Lassen die ihrigen lernen. Wer Kleidung und Dienergefolg' ihm
Unter der Menge des Volkes bemerkte, mochte im Wahn sein,
Daß den Aufwand der Väter reichliches Erbe bestreite.
Er ging selber zugleich als unbestechlichster Wächter
Hin zu den Lehrern mit mir, er bewahrte dem Knaben die Keuschheit,
Welche der Tugend frühester Schmuck, er hielt mir die Hände
Rein von sündiger That und den Namen von schimpflicher Nachred'.

Zur weiteren Ausbildung begab er sich dann nach Athen, welches die hohe Schule für die vornehme Jugend Roms war.

Aus der friedlichen Beschäftigung mit der Wissenschaft und dem heiteren Studentenleben riß ihn die Furie des Krieges heraus, Brutus, der Cäsarmörder, warb unter den Studenten Athens Freiheitskämpfer gegen Antonius und Octavian. Auch Horaz trat in ihre Reihen ein, erwarb sich den ehrenvollen Rang eines Kriegstribuns und begleitete zwei Jahre den Brutus auf seinen Zügen in Griechenland und Asien bis zur Schlacht bei Philippi im Jahre 42, welche den Triumvirn den Sieg in die Hand gab. Hiemit war die militärische Laufbahn unseres Dichters zu Ende, er entkam fliehend aus der Schlacht und kehrte amnestirt nach Rom zurück.

Auch diese Erlebnisse erfahren wir von ihm selbst, wenn er einem Freunde zuruft:[2])

Du sah'st Philippi's Tag und die rasche Flucht
Mit mir, des Schildlein leider verloren ging,
Als Mannesmuth hinsank und unsre
Helden den blutigen Boden küßten.

Und ausführlicher in den Briefen:[3])

Ja, ich dank es dem Glück, daß Rom mich erzog und mich lehrte,
Welches Verderben gebracht den Achäern der Zorn des Achilles.
Mehr noch schenkte Athen in der Kunst und höheren Bildung,
Daß es zur Lust mir wurde von Krummem Gerades zu scheiden
Und in dem Hain der Akademie zu forschen nach Wahrheit.
Aber dem lieblichen Ort entführten mich grimmige Zeiten
Und mich Friedlichen riß der Parteien Wuth zu den Waffen,
Denen vor Cäsar Augustus' Arm zu bestehen versagt war.
Als mich sodann der Tag bei Philippi nach Hause entlassen,
Kläglich die Flügel gestutzt, inzwischen verlustig des Gütchens,
Das ich vom Vater ererbt, da trieb mich die Armuth, die dreis
Daß ich auf's Dichten mich legte.

Die letzten Worte wollen nicht sagen, daß er um's Ge
dichtete, denn Honorare waren damals von Seiten der Buc
händler und Verleger nicht üblich (wie es ja heutzutage no

manchmal, zumal lyrischen Dichtern widerfahren soll), nur von Seiten eines Gönners konnte man Geschenke für Dichtwerke bekommen. Horaz meint also nur soviel damit: Die Noth setzte mich weg über die Bedenken, welche einen jungen Mann ohne Anhang nnd Empfehlung zurückhalten, offen hervorzutreten und nöthigenfalls anzustoßen; ich mußte mich auf eigene Faust geltend machen. Zu seinem Erwerb machte er die Dichtkunst nicht, vielmehr kaufte er sich die Stelle eines Schreibers, d. h. eines untergeordneten Beamten in der Kanzlei eines Quästors oder Finanzdirektors; er wollte nicht zu den Glücksrittern, Abenteurern, Schmarotzern zählen, von denen er uns so ergötzliche und komische Bilder malt, er wollte einen ordentlichen Stand und Beruf haben. Die Mußestunden, welche ihm dieser übrig ließ, füllte er dann mit Dichten aus. Seine frühesten Dichtungen stehen in der Sammlung der Satiren und Epoden. Bald fanden seine Verse Beachtung, man lobte die Gewandheit, womit Sprache und Metrum behandelt war, man ergötzte sich an dem heiteren Ton und den derben Späßen, man staunte über die Kühnheit seines Auftretens und über die Feinheit seiner Beobachtung, man war ergriffen von dem patriotischen Ernst seiner Gesinnung. Die gleichen Bestrebungen führten ihn bald mit anderen Dichtern, Virgil und Varius zusammen, welchen beiden er in wenigen, aber von der echtesten Freundschaft diktirten Versen ein Denkmal gesetzt hat:

— — zwei Seelen, wie redlicher solche
Niemals die Erde trug, und mir wie keinem verbunden.[4])

Diese aber, dem litterarisch-ästhetischen Kreis, welcher sich um den römischen Ritter Mäcenas, einen vertrauten Rathgeber des Augustus, sammelte, angehörig, empfahlen ihn diesem sprichwörtlich gewordenen Gönner aller schöngeistigen Bestrebungen, dem anerkannten Meister der feinen Bildung und Gesellschaft.

Ja, kein Zufall — sagt er[5]) — hat dich mir geschenkt, der edle Virgilius
Hatte und Varius dir, was an mir sie fanden, berichtet.
Als ich vor dir erschien, da stammelt' ich wenige Worte,
Denn die verlegene Scheu verbot mir Mehres zu sagen.
Nicht mit erlauchtem Geschlecht versucht' ich zu prahlen, und daß ich
Auf andalusischem Roß weitreichende Güter umreite,
Sondern ich sprach wie es war. Du erwiderst nach deiner Gewohnheit
Wenig. Ich geh'. Neun Monate später läßt du mich rufen,
Nimmst in der Deinigen Kreise mich auf. Das ist mir ein Großes,
Dir zu gefallen, der streng das Niedrige scheidet vom Edlen,
Nicht durch hohe Geburt, durch Reinheit des Lebens und Herzens.

Hiermit war nun allerdings, wie wir sagen, sein Glück gemacht, er hatte einen Kreis von hochgebildeten Männern der feinen Gesellschaft, gleichstrebende Genossen gefunden, welche die neue hellenische Bildung hoch hielten und deren Einbürgerung und Ausbreitung auf römischem Boden zu ihrer Aufgabe machten. Denn nur von dorther, das war dem Horaz Axiom, hatte Rom seine höhere Bildung zu empfangen, wie er in den bekannten Versen sagt:[6])

Hellas hat, das besiegte, den Sieger erobert, dem rohen
Latium Künste gebracht und Geschmack.

Die Gunst seines hohen Freundes erlaubte ihm bald seinen amtlichen Sorgen auf die leichte Achsel zu nehmen und sich der vollen Muße zu freuen, wie er das so köstlich in der 6. Satire des 1. Buches schildert:

— — — Wohin mir beliebet,
Schlendr' ich einsam herum, erfrage was Korn und Gemüse
Kosten, durchschweife des Abends den Markt und wag' in des Circus
Mich, des verrufenen, Hallen, betrachte die Gaukler und kehre
Heim zu der Schüssel voll Erbsen und Lauch und gebackenen Kuchen.
Bloß drei Bursche bedienen den Tisch, die steinerne Platte
Trägt zwei Becher mit Schöpfer, daneben steht ein gemeiner
Mischkrug, Opfergeräthe von Thon, kampanische Waare.

Und dann leg' ich mich nieder, beruhigt, daß ich am Morgen
Frühe heraus nicht muß, zum Markt und zur Börse zu laufen,
Liege herum bis zehn, spaziere dann oder ich lese,
Schreibe auch wohl, was mir Spaß macht, salbe mit Oel mich und turne.
Bin ich ermüdet und treibt die stechende Sonne, die Bäder
Aufzusuchen, verlaß' ich das Spiel auf dem staubigen Marsfeld.
Drauf ein mäßiger Imbiß, nur soviel daß nicht der Magen
Knurrend verwünsche den Tag, dann pfleg' ich der häuslichen Ruhe.
Dieses nenn' ich ein Leben befreit vom lästigen Ehrgeiz.

Vollends aber ist das Maß seiner Wünsche erfüllt, sein Herz freudigen Dankes voll, als etwa 5 bis 6 Jahre nach seiner Aufnahme in die Tafelrunde des Mäcenas der hohe Gönner ihm ein eigen Gütchen, das vielgefeierte Sabinum, schenkte. Dieses — ruft er aus[7]) — war einst mein sehnlichster Wunsch, ein bescheidenes Stückchen Acker, ein Garten dabei und beim Haus ein lebendiger Brunnquell, Drüber hinaus noch ein weniges Wald. Nun haben's die Götter Reicher und besser gefügt. Wohl mir! So fleh' ich denn eins nur, Daß du, Mercurius, mir das Beschiedene gnädig erhaltest.

An einer andern Stelle[8]) nennt er sich „reich an Schätzen ein armer Mann":

Mein klar strömender Bach, wenige Morgen Wald
Und mein immer getreu lohnendes Saatgefild'
Sind ein seliger Los als es der Reiche kennt,
Der mit Afrika's Fluren prahlt.

und:

— — — Weiter will
Ich nichts vom Himmel, reichre Gabe fordre
Ich vom hohen Freunde nicht,
Durch mein Sabiner Gütchen überglücklich.[9])

Von nun an brachte der Dichter seine Zeit in angenehmer Abwechslung bald in Rom im Verkehr mit Mäcenas und seinen Vertrauten, bald auf dem gepriesenen Landgut zu, ohne

sich in irgend eine dauernde Lebensstellung binden zu lassen. Durch Mäcenas wurde er auch dem Augustus bekannt, welcher ihn an seinen Hof ziehen und an seine Person fesseln wollte, er bot ihm die Stelle eines Geheimschreibers an. Aber der Dichter wagte es auch gegen solche hohe Gunst seine Unabhängigkeit zu behaupten und lehnte dankend ab. Es gereicht beiden gleich sehr zum Ruhme, daß dadurch doch keine gereizte Stimmung, keine Spannung nnd Entfremdung entstand, sie blieben in persönlichem und schriftlichem Verkehr, und insbesondere für Horaz ist es um so unverfänglicher und vorwurfsfreier, wenn er in seinen Oden auf Augustus den Regenten, nicht den persönlichen Gönner preist. Mit Mäcenas blieb er beinahe im buchstäblichen Sinne bis zum Tode vereint, er überlebte denselben nur ganz kurze Zeit, sodaß erfüllt wurde, was er dem Freunde gegenüber gelobt:

Du Hälfte meines Ich, wenn ein früheres
Geschick dich riefe, könnt' ich, die andere,
Noch säumen, halb an Werth, ein halbes
Leben noch tragen? Er trifft uns beide,
Der eine Tag. Ich lüge dir nicht, es ist
Mein Fahnenschwur: im nämlichen Schritt und Tritt
Folg' ich dem Vormann und wir wandeln,
Treue Genossen, die letzte Reise.[10])

Es bleibt noch nachzutragen, daß Horaz nie verheirathet war, ob es besondere traurige Erfahrungen waren, welche ihn davon abhielten, oder die allgemeinen Zustände der Frauenwelt, oder seine mehr zur Freundschaft und zur Geselligkeit als zum Familienleben geneigte Natur, erfahren wir nicht.

Was das Aeußere unseres Dichters betrifft, so wissen wir, daß er von kleinem Wuchse war und in späteren Jahren wohlbeleibt, er hatte schwarze Gluthaugen und schwarzes Haar, welches in früheren Jahren in dichten Locken die Stirn um-

rahmte, aber früh ergraute. Seine Gesundheit war keine feste, Nervenleiden und Gichtschmerzen haben ihn öfter heimgesucht und vielfach geplagt. Dem Temperament nach war er sanguinisch, rasch und feurig, bewegt und reizbar, ja zornmüthig, aber auch leicht wieder versöhnt. Seine Begabung war eine vielseitige: mit offenem hellem Auge schaute er in die Welt um ihn her, ein scharfer Verstand ließ ihn frühzeitig die Zeichen der Zeit, die Zustände der Gesellschaft, das Treiben der Menschen durchschauen. Mit derselben Klarheit erkannte er sein dichterisches Vermögen und die Grenzen desselben: weniger eine überquellende Phantasie ist es und erhabener Schwung der Gedanken, was ihm die Muse verliehen, als ein freundliches Gemüth voll edler Empfindungen, ein liebenswürdiger Humor, neben tiefem sittlichem Ernst ein heiterer Sinn, offen für die Freuden des Lebens und für das Spiel des Scherzes, ein feiner Geist voll Geschmack für das Angemessene und Schickliche im Leben wie für die Formen der Kunst und den Wohllaut der Dichtung. Nicht dem stolzen Fluge des Schwans vergleicht er sich, sondern „dem Bienlein ähnlich geartet", sagt er:[11])

Das um Tiburs schattigen Hain am feuchten
Ufer schwebt und duftigen Thymian sammelt,
Form' ich mühsam nur und bescheidenen Fluges
Kleine Gesänge.

Ehe wir nun des Dichters Schaffen und Schöpfungen des näheren betrachten, wollen wir einen Blick werfen auf das damalige Rom.[12]) Wie die Stadt selbst zur Weltstadt geworden war, einer Stadt der Herrschaft und Triumphe, der Denkmäler, Tempel und Paläste, so war auch das Leben in derselben das Treiben einer Weltstadt, ein Lärmen und Wogen, ein Rennen und Jagen, das wiederholt dem Dichter Seufzen und Klagen auspreßt, wenn er z. B. ausruft:

O mein Land! wann werd' ich dich ſchauen? Wann wird mir vergönnt ſein,
Nun aus Schriften der Alten und nun aus Träumen der Muße
Süßes Vergeſſen der Welt und ihrer Beſchwerden zu ſaugen?[13])

Und ein anderesmal:

Willſt du, daß ich in dem Lärm, der bei Nacht wie bei Tage ſich austobt,
Dichte und folge dem ſchmalen Pfade der Sänger? Ich ſollte
Mitten im Stürmen und Drängen der Hauptſtadt finden die Stimmung,
Worte zu fügen zum Lied, das die Klänge der Leier begleiten?
Dem ſoll ich Bürge ſein, den leſen hören und alles
Liegen laſſen und ſtehn, der liegt erkrankt am Quirinus,
Jener am Aventin, ſie beide wollen beſucht ſein.
Nicht wahr, recht anſtänd'ge Entfernungen? Aber vielleicht ſind
Offen die Gaſſen und leer, daß dem Sinnenden nichts in den Weg kommt?
Ja, wo Eſel und Karren zur Eile treibet der Bauherr,
Bald einen rieſigen Balken, bald mächtge Quader der Krahnen
Hebt; bald ringt ſich ein Leichenconduкt durch maſſiges Fuhrwerk;
Hier raſt wüthend ein Hund, dort ſtürzt ein kotiges Schwein her!
Da geh' einer nun hin und erſinne wohlklingende Verſe![14])

Wie die Schätze der Welt, ſo ſtrömten auch die Bewohner der ſämmtlichen Provinzen, der unterthänigen und verbündeten Länder in die Stadt zuſammen. Hierher kamen nicht bloß Gefangene und Sklaven aus allen Himmelsgegenden, hierher wendeten ſich aus Italien und aus den Provinzen aufſtrebende Geiſter, Anerkennung und Lohn ſuchende Talente, nicht minder aber auch abenteuerndes Volk, das irgendwie Unterhalt und Glück hier zu finden hoffte. Wie aber verhielt es ſich mit der einheimiſchen Bevölkerung und beſonders mit den höheren Klaſſen, den höchſten Ständen? Wir ſtehen in der Zeit, da die ſchon länger vorbereitete Monarchie zur Thatſache geworden war, die Macht, die einſt beim Senatus Populusque Romanus geweſen, lag jetzt faktiſch in der Hand des Cäſar, er war der Vertreter des ſouveränen Volks und als ſolcher eine geheiligte Perſon, er war Inhaber der bewaffneten Macht,

welche in den Unterthanenländern die Herrschaft aufrecht hielt, er der Vorsitzende und Leiter des Senats. Die republikanischen Formen dauerten fort, aber sie waren zur bloßen Form geworden, ihres Inhalts entleert. Der Kaiser war es, von dessen Gunst oder Abgunst Werth- oder Geringschätzung, Nutzen oder Nachtheil, die Erlangung oder der Verlust von Macht und Ehren abhing. Trotzdem, und vielleicht eben darum, war das Standesbewußtsein, der Hochmuth und Stolz auf den Besitz alter Ueberlieferungen von Rang und Würde größer als je. Wenn schon der Vollbürger von Rom, das eigentliche römische Stadtkind mit Geringschätzung herabsah auf die Fremden, zumal die Ausländer, trotzdem daß das römische Blut allmählich durch die vielen Freigelassenen und unzählige Zugewanderte stark entfärbt war, so ragte der Stand der Senatoren wie Grafen und Fürsten über die Menge, und Augustus war klug genug, diesen Standesgeist durch vielfache Rücksichten und Ehrenerweisungen zu schonen und zu hegen. Immer noch war das Consulat mit seinen Abzeichen, der Purpurtoga, den zwölf Amtsboten mit den Stäbebündeln, das ersehnte Ziel des Ehrgeizes, die Ahnenbilder, welche die Empfangssäle der Großen schmückten, das unvergleichliche Prä eines vornehmen Hauses. Aber nicht bloß diese idealen Vorzüge waren es, welche den Senatorenstand auszeichneten, es gehörte auch ein großartiges Vermögen dazu, um denselben würdig zu repräsentiren; wer nicht weiter als eine Million nach unserem Geld zu verzehren hatte, galt für einen mäßig Begüterten. Als Männer des Geldes standen neben den Senatoren die Ritter, längst schon nur noch traditionelle Inhaber dieses Namens: nur wenige hielten noch an dem Brauch, jährlich einmal zur Musterung vor dem Imperator in vollem Ritterschmuck auf's Kapitol zu reiten. Während aber die Senatoren eigentlich nur von ihren

„Hat er gesprochen bereits?" Kein Wort. „Was also beklatscht man?" Ach! den prächtigen Stoff, die veilchenfarbige Wolle!

Der gesellige Verkehr war ein außerordentlich belebter, man traf sich im Theater und im Circus, auf den öffentlichen Plätzen und in den Hallen, auf dem Marsfeld und ganz besonders in den Bädern, welche in den Nachmittagsstunden vor der Hauptmahlzeit der allgemeine Sammelplatz der Männerwelt waren. Aber den Mittelpunkt der Geselligkeit bildeten die Gastmähler. Die Hauptmahlzeit, etwa um drei Uhr Nachmittags beginnend, wenn die Geschäfte des früh begonnenen Tages beendigt waren, vereinigte nicht bloß die Angehörigen des Hauses, sondern auch Freunde und Bekannte, eingeladene und stehende Gäste zu behaglicher Unterhaltung. Das Gespräch drehte sich hauptsächlich um die Neuigkeiten des Tages: Ereignisse der Stadt, Nachrichten, die aus dem weiten römischen Reich einliefen, wurde mitgetheilt, pikante Geschichten von bekannten Persönlichkeiten der Gesellschaft erzählt, die Aufführungen im Theater und in den Spielen und die Helden und Sieger in denselben wurden besprochen und kritisirt. Aber auch geistige Anregung und Genüsse wurden geboten, Vorträge von Gelehrten und Dichtern, musikalische und theatralische Aufführungen. Denn auch die idealeren Bestrebungen fanden eifrige Pflege. Die Litteratur, insbesondere die Poesie, wurde Mode, einer der höchstgestellten Männer seiner Zeit, Asinius Pollio, war selbst vielseitiger Dichter, um den Minister Messalla sammelte sich ein Kreis von Schöngeistern und Poeten, darunter Tibull, ein anderer um Mäcenas, in welchem außer Horaz der Lyriker Properz, der Epiker Virgil, der Tragiker Varius hervorragten. Augustus selbst war ein eifriger Verehrer der Dichtkunst, namentlich des Dramas. Kein Wunder, daß durch solche Gunst und Theilnahme auch die Zahl der Dichter jeglicher Art ungemein zunahm. So sagt Horaz:[16])

Wie hat das Volk sich verändert, wie glühen alle von einem
Eifer Verse zu machen! So Knaben wie würdige Väter
Siehst du bekränzt um die Wette bei Tisch Gedichte verlesen.
Alle zumal, so Laien wie Kenner, machen in Versen.

Wie leicht sichs freilich manche Dichterlinge machten, zeigt ein Beispiel aus den Satiren. Da kommt einer her:

— — — Es gilt eine Wette!
Nimm du ein Blatt Papier, ich auch eins, laß uns bestimmen
Ort und Stunde, sowie Preisrichter: wir wollen doch sehen,
Welcher von beiden versteht mehr hinzuschreiben in kurzem![17])

Bald hallten die Säle der Bibliotheken, die Hallen des Marktes wie die Bäder wieder von Vorlesungen in allen Tonarten.

Dieses Treiben der Hauptstadt hatte Horaz mit seinem feinen und scharfen Auge schon früher mit angesehen, zurückgekehrt aber aus seinem Feldzug und um viele Erfahrungen reicher fand er bald durch seinen Verkehr in den höheren Kreisen noch mehr Gelegenheit zu vielseitigen Studien. Und dieses bunte Bilderspiel spiegelt sich nun hauptsächlich in seinen Satiren, welche neben den Epoden seine frühesten Gedichte enthalten. Mit dem Wort „Satire" dürfen wir nämlich nicht bloß die gewöhnliche Bedeutung „Spottgedicht" verbinden. Das ist eben nur ein Theil, wenn auch der überwiegende, der horazischen Satire. Es sind eher, was wir Bilder und Skizzen nennen würden aus dem Leben der Gegenwart, den sittlichen, gesellschaftlichen und litterarischen Zuständen der Zeit, wobei der Blick des Dichters gern auf einzelne Vorgänge, Beispiele hingerichtet ist, um durch Lachen zugleich zu ergötzen und zu belehren. Denn, sagt er,[18]) so hat mich mein Vater gewöhnt,
Daß ich die Laster, mir Beispiele merkend, vermeide.
Wenn er die Mahnung mir gab, sparsam und mäßig zu leben,
Gern mich begnügend mit dem, was er mir sorglich erworben,

Hieß es: „Siehest du nicht, was Barrus doch für ein elend
Leben führt, der verarmte? Das lehrt dich das Erbe des Vaters
Nicht zu vergeuden.“ Bezweckt' er mich von schimpflicher Liebschaft
Abzuschrecken, so warnte er: „Gleiche doch nicht dem Scetanus!“
Früh schon gab er mir goldene Regeln fürs Leben, und hieß er
Dieses mich thun — „da hast du ein Beispiel, also zu handeln“,
Sprach er und nannt' aus der Zahl der erlesenen Richter mir einen,
Oder verbot er etwas — „wie kannst du zweifeln, ob solches
Unehr' bringe und Schaden? Du siehst wie garstige Nachred'
Den und jenen verfolgt.“

So giebt uns Horaz in den Satiren bald einen launigen Bericht von einer Reise, die er in Gesellschaft des Mäcenas und seiner Freunde machte; bald schildert er seufzend die Leiden und Plagen des hauptstädtischen Lebens mit all den Fesseln, welche Höflichkeit und Sitte anlegt; bald preist er im Tone der aufrichtigsten Freude und Sehnsucht die Beschäftigungen und Unterhaltungen, den stillen Frieden des Landlebens; bald fertigt er im stolzen Bewußtsein der eigenen Würdigkeit seine litterarischen und persönlichen Gegner ab, welche ihm, dem Emporkömmling, die Freundschaft des Mäcenas und seine raschen Erfolge nicht gönnen; bald erzählt er gemüthlich, wie sein Vater um die Erziehung des Sohnes sich bemüht und einen braven Menschen aus ihm gemacht habe. Bald geißelt er den eitlen Wahn seiner Zeitgenossen, welche niemals Ruhe finden mit ihren Begierden und Wünschen, oder eifert mit beißendem Spott gegen die Thorheiten der Lebemänner, zumal gegen den unsinnigen Tafelluxus, schalkhaft dabei verrathend, wie bis ins kleine Detail er mit diesen Herrlichkeiten vertraut war, aber eben ferne davon, aufzugehen in solchen niederen Genüssen; bald erzählt er spaßige Fabeln von der Haselmaus und dem Wiesel, von dem Hirsch und dem Pferd, von der Stadtmaus und der Landmaus; bald stellt er stadtbekannte Typen von absonderlichen Leuten auf, bärbeißige

Juriſten, herumgehend, welchen ſie verſchlingen, liederliche junge Herren, die zum Spott der Leute geworden ſind, zerlumpte Philoſophen, die den Sittenprediger machen; bald beſchwört er gar die Schatten der Unterwelt, um durch ihren Mund kund zu thun die geheimen Schliche und Schlechtigkeiten, wie man zu Vermögen und Reichthümern gelange durch glückliche Erbſchaften.

In dieſelbe Gattung beſchreibender und lehrhafter Gedichte wie die Satiren gehören die Epiſteln, welche aber aus der ſpäteren Zeit des Dichters ſtammen und vor jenen die gefeiltere Form und einen gedankenvolleren Inhalt voraus haben. Es ſind theils wirkliche Briefe in gebundener Form, eigentliche Gelegenheitsgedichte, mitunter ausgezeichnet durch den feinen Takt, womit ſchwierige perſönliche und geſellſchaftliche Fragen behandelt ſind; aber meiſt ſind es nur an beſtimmte Perſonen adreſſirte allgemeine Betrachtungen namentlich moraliſchen Inhalts. Mit unermüdlichem Eifer weiſt der Verfaſſer von immer neuen Geſichtspunkten hin auf das eine, was noth thut, eine Gemüthsverfaſſung, welche in ſich ſelbſt, im inneren Werth des Menſchen, in edler Geiſtesbildung und Streben nach perſönlicher Leidenſchaftloſigkeit den Frieden und das Glück der Seele findet. Aber es iſt nie der trockene Predigerton, in welchem das vorgetragen wird, ſtets beleben ſolche Betrachtungen und ernſte Anweiſungen zur Lebensführung wirkſame Beiſpiele, ſchelmiſche Bemerkungen, wobei er mit liebenswürdigem Humor auch ſich ſelber nicht ſchont, geiſtvolle Bilder, feine Winke, epigrammatiſch zugeſpitzte Schlüſſe, ſodaß man immer den Dichter ſieht, der durch das Spiel der Phantaſie auch trockenen Materien Reiz und Anmuth zu verleihen weiß. Die zweite Hälfte dieſer Epiſteln beſchäftigt ſich ausſchließlich mit litterariſchen Dingen und enthält Betrachtungen und Urtheile über die Entwickelung der griechiſchen und römiſchen Poeſie und

die Unterschiede beider, durchweg mit Wärme den Grundsatz vertretend und durchführend, daß die römische Litteratur auf die echten Muster der klassischen Griechenzeit zurückgehen und von ihnen namentlich die Vollendung der feinen Form zu lernen hat. Der letzte Brief ist geradezu bekannt unter dem Titel „über die Dichtkunst".

Ein Beispiel von dem feinen Takt im Verkehr mit Hochgestellten giebt der Brief (I, 9) an den Prinzen Tiberius Nero, den späteren Kaiser:

Wirklich, Septimius einzig allein muß wissen, wie hoch Du,
Claudius, denkest von mir. Denn da er mit Bitten mir anliegt,
Daß ich ihn Dir soll loben und Dir empfehlen als würdig
Neros, dessen Geschmack, was edel ist, um sich versammelt,
Weil er vermeint, ich zähle bei Dir als näherer Hausfreund,
Weiß er mehr als ich selber von mir und meinem Vermögen.
Mancherlei wendet' ich vor, mich loszumachen mit Anstand,
Aber ich scheute den Schein mich ärmer zu stellen als wahr sei,
Heuchlerisch meinen Besitz zu verleugnen aus selbstischer Rücksicht.
Also aus Furcht vor der größeren Schuld und dem schlimmeren Vorwurf,
Werb' ich nun mit um den Preis der keckesten Stirne. Doch lobst Du's,
Daß ich dem Wunsche des Freundes willfahrend die Scheu über Bord warf,
Schreibe den Deinen ihn zu und eracht' ihn tüchtig und bieder.

Die heitere Laune spricht sich in den Worten an den Rechtsgelehrten Torquatus aus (I, 5):

Fort mit dem Hoffen und Streben, dem eitlen, nach Schätzen der Erde,
Fort mit des Moschus Prozeß! Vergönnt doch Kaisers Geburtstag
Morgen uns auszuschlafen, so dürfen wir ohne Gefährdung
Traulich plaudernd die Nacht, die sommerlich lange, genießen.

Der Witz, mit welchem er die Schulphilosophie verspottet, in I, 1 a. E.:

Kurz, der Weise folgt gleich nach Juppiter, er ist der Reiche,
Er ist Freiherr, geehrt und schön, der Könige König,
Auch vollständig gesund, wenn er nicht vom Schnupfen geplagt ist.

Mit welch gemüthvoller Wärme iſt nicht das Landleben geprieſen in den Verſen:

— — — Ich lob' mir die Fluren,
Lob' mir den Bach und den Hain und die moosüberwachſenen Felſen.
Kennſt du wohl einen Ort, da ſich beſſer und glücklicher lebte?
Wo iſt lauer der Winter, wo labet und ſchützet die Luft mehr
Gegen den Hundstagshitze, die Pfeile der ſengenden Sonne?
Wo iſt der Schlummer ſo ungeſtört von der neidiſchen Sorge?
Duftet und glänzet der Raſen nicht feiner als bunte Moſaik?
Strömt durch bleierne Röhren der Stadt ein reineres Waſſer
Als in dem Bach ſanft murmelnd mit zitternden Wellen dahinfließt? [19])

Ihrem Charakter als lehrhafte Dichtungen entſprechend ſind dieſe Epiſteln eine wahre Fundgrube von Sentenzen, von denen nur einige der bekannteſten erwähnt ſeien:

— — — Es wechſelt
Wohl das Klima, doch nicht das Gemüth, wer über das Meer fährt.
Treibet nur aus die Natur, doch wißt, daß ſie immer zurückkehrt.
Was die Fürſten verſchulden, das müſſen die Völker entgelten.
Drinnen ſowohl in der Stadt wie draußen wird vieles geſündigt.
Wir ſind Nullen, zu nichts als Brod zu verzehren geſchaffen.
Friſch ans Werk, iſt halb ſchon gethan, drum raſch Dich entſchloſſen!
Iſt das Gefäß nicht rein, wird zu Eſſig, was man hineingießt.
Fliehe die Luſt! Mit Schmerzen erkauft kann nimmer ſie nützen.
Meiſtre des Herzens Gelüſt': wenn dir's nicht dienet, ſo herrſcht es.
Lange bewahrt das Gefäß den Geruch, der das neue erfüllt hat.

Doch aus dieſen Dichtungen, Satiren und Epiſteln, welche er ſelbſt als der Proſa näherſtehende Sermonen, d. h. Plaudereien bezeichnet, lernen wir nicht den ganzen Horaz kennen. Diejenige Gattung, welche ihm hauptſächlich ſeine Stellung in der römiſchen Litteratur anweiſt, ſind ſeine lyriſchen Gedichte, gewöhnlich Oden genannt. [20]) Dieſes Wort iſt aber hier nicht in dem engeren Sinne, wie es jetzt gewöhnlich gebraucht wird, zu verſtehen, nämlich ſolche Gedichte, welche eine ungewöhnliche

Begeiſterung athmen, die Seele zu etwas Hohem, Weihevollem emporheben, alſo dem Hymnus und Dithyrambus naheſtehend. In dieſem Sinne ſind die wenigſten Gedichte von Horaz eigentliche Oden, denn, wie bereits bemerkt, bezeichnet er ſich ſelbſt als einen Dichter von kleinem Flug, ſein eigentliches Gebiet iſt das kleine Lied des feinen Gedankens. Auf dieſe Schöpfungen gründet er auch ſelbſt vorzugsweiſe ſein Verdienſt und die Hoffnung ſeiner Unſterblichkeit in der berühmten Ode:[21])

Länger dauernd als Erz ſchuf ich ein Denkmal mir,
Majeſtätiſcher als der Pyramiden Bau,
Das kein Regen zernagt, nahender Stürme Wuth
Nicht zu ſtürzen vermag, noch der Jahrhunderte
Unabſehbare Reih' oder der Zeiten Flucht.
Nicht ganz werd' ich vergehn, über das Grab hinaus
Dauert Manches von mir, ſpät in der Enkel Mund
Wächſt mein Name, dieweil mit der veſtaliſchen
Jungfrau zum Kapitol wandelt der Pontifex.
Wo der Aufidus braust und in Apuliens
Quellenarmem Gebiet Daunus geherrſcht, von dort —
Wird man ſingen dereinſt — ſtieg er empor im Flug,
Der Roms Laute zuerſt zu des äoliſchen
Verſes Maßen gefügt. Nimm in Empfang den Preis,
Den mein Streben verdient, winde den delphiſchen
Lorber mir um das Haupt, Göttin Melpomene!

Aeoliſch nennt er ſeine Lieder, weil er, wie vor ihm ſchon zum Theil Catull, im Gegenſatz zu der Mode gewordenen Richtung der alexandriniſchen Poeſie, dieſer Nachblüte der klaſſiſchen Griechenkunſt, auf die echten klaſſiſchen Muſter, die griechiſchen Lyriker des 7. Jahrhunderts v. Chr., welche in der äoliſchen Landſchaft Kleinaſiens blühten, hauptſächlich Alkäos und Sappho zurückgeht und von ihnen die Kunſtform der Verſe entlehnt. Es ſind alſo frei gewählte, nachgeahmte, nicht naturgegebene Formen der eigenen Sprache, in denen Horaz dichtet, und ein

ng wesentliches Stück seiner Kunst ist eben das Formen und
ilen am sprachlichen Stoff. Schon in dieser Hinsicht werden
r Horaz, wie es sich bei den lehrhaften Gattungen der Satire
d Epistel von selbst versteht, auch als Lyriker nicht unter die
iven Dichter zu rechnen haben, um diesen von Schiller auf-
stellten Gegensatz zu gebrauchen, sondern unter die sentimen-
len, sentimental nicht in dem gewöhnlichen Sinne, daß er
Dichter der Gefühlsseligkeit, Gefühlsschwärmerei ist, vielmehr
solcher, der nicht in der unmittelbaren Hingebung an seine
offe dichtet, sondern so, „daß die Stimmung, in welche er
st versetzt ist und uns versetzt, durch die Reflexion auf die
drücke, welche er erfährt, hindurchgegangen ist." Und dasselbe
den wir auch bei eingehenderer Betrachtung seiner Poesien
ätigt finden in der Art, wie er seine Stoffe behandelt.

Fragen wir nun: welchen Kreis von Stoffen hat Horaz in
en lyrischen Gedichten umspannt? so können wir an das
and'sche anknüpfen „Sie singen von Lenz und Liebe, von
ger goldener Zeit, von Freiheit, Männerwürde, von Treu'
Heiligkeit," und unterscheiden Naturlieder, Lieder der Liebe,
undschaft und Geselligkeit, Lieder, welche das Menschenleben
rhaupt, seine Bedingungen und Gestaltungen, und endlich
he, welche göttliche Dinge betreffen.

Was erstens die Naturlieder betrifft, so finden wir, wie
eits wiederholt erwähnt, zahlreiche Stellen und ganze Ge-
te, in denen Horaz den Hain und den Bach besingt, wo er
dem Staub und Lärm und Rauch der Stadt sich hinaus-
t in die freie Flur, in den Lenz und sein Grün, in die
lle und Einsamkeit des Landlebens. Er beschreibt das
mmen des Frühlings, das Singen der Vögel, das Rauschen
Windes, er besingt Quellen und Bäume. Es fehlen auch
ht großartige Naturbilder: der von Schnee glänzende Berg

Sorakte, die winterliche Landschaft im thrakischen Bergland mit den schnee- und eisbedeckten Gipfeln und Hängen, mit den erstarrten Wassern. Kurz, der Dichter hat ein Auge für die Schönheit der Natur, aber er hat kein eigentliches Herz für sie. Was ihn wohlthuend anmuthet, das sind wohl angebaute fruchtbare Gefilde mit angenehmer Abwechslung des landschaftlichen Bildes, es ist das Behagen an dem stillen friedlichen Leben, an den einfachen gesunden Verhältnissen der in Arbeit und Genuß in näherem Verkehr mit der Natur stehenden Menschen, kurz, es ist mehr das Idyllische als das Romantische und im gewöhnlichen Sinn Sentimentale, was den Charakter seiner Naturdichtung ausmacht. Der moderne Dichter leiht der Natur eine Seele, so daß sie mit ihm empfindet, seufzt, klagt oder jubelt, es ist ein sentimentales sich Zusammenfühlen mit dem Leben in der Natur oder ein Untertauchen der einzelnen Seele in den allumfassenden Schoß derselben. Der antike Mensch schaut die Natur plastisch an, und was er von Leben in ihr ahnt, das wird mythologisch gestaltet, es sind Geister und Götter, Gestalten wie Nymphen, Faunen, Satyrn, die Repräsentanten der belebten Natur.

Eines der bekanntesten und bezeichnendsten solcher Lieder von Horaz ist die Ode an die Quelle Bandusia, welche er auf seinem Gut hatte:[22])

O bandusischer Quell, glänzender als Krystall,
Du süßzabenden Weins, blumiger Opfer werth!
Dir fällt morgen ein Böcklein,
Dem auf schwellender Stirn des Horns
Erstlingssprossen auf Kampf deuten und Liebeswerk.
Doch umsonst — mit des Bluts purpurner Welle färbt
Dein eiskaltes Gewässer
Bald der munteren Herde Sproß.
Dich mag nimmer des Glut sprühenden Sirius

Zornblick treffen, bei dir findet erquickende
Raſt die weidende Herde
Und vom Pfluge gelöst der Stier.
Dich auch preiſet die Welt unter den Quellen einſt,
Weil ich ſinge, wie hochragend die Eiche ſteht
Ob zerklüfteter Felswand,
Welcher geſchwätzig dein Naß entquillt.

Anderer Art ſind die Frühlingslieder:

Eiſiger Winter, du weichſt, hold wehen des Lenzes laue Lüfte u. ſ. w.[23])

und:

Weg iſt der Schnee, ſchon kehret das Gras auf den Wieſen, den Bäumen
Wieder das grünende Laub u. ſ. w.[24])

In beiden ſpringt der Dichter von der Freude der Gegenwart ab zu dem Gedanken an die Kürze des Lebens, der dunkle Schatten des Todes drängt ſich unheimlich hinein in die Farbenpracht des hellen Tages. Dies iſt der elegiſche Ton, der ſo vielfach bei unſerem Dichter durch all die Luſt des Lebens durchklingt, der ernſte Hintergrund, welcher niemals im Genuſſe des Augenblicks verſinken läßt. Daneben finden wir aber auch ein neckiſches Element, wie es zu dieſen Spukgeſtalten von Nymphen, Faunen u. ſ. w. ſtimmt, wenn er der leichtſchwebenden Göttin des Liebreizes und ihren anmuthvollen Geſpielinnen gegenüberſtellt den plumpen Vulkan, wie er die Eſſe der Cyklopen ſchürt im Schweiße ſeines glühenden Angeſichts. Mehr ſatiriſch wird die Ironie, wenn er einer köſtlichen Idylle, welche bis ins einzelſte die Freuden des Landmanns ausmalt, die eigentliche Spitze abbricht durch den Heine'ſchen Schluß:

So ſprach der Wuchrer Alfius
Und zog ſein Geld in Monats Mitte ein,
Um es am erſten wieder auszuleihn.[25])

Zu den Naturliedern können auch die Wanderlieder geſtellt werden. Deren finden ſich eigentlich bei Horaz keine, das

Wandern ist so recht eigentlich ein germanischer Zug, den der Südländer nicht kennt. Doch ein Lied läßt sich hierher ziehen,[23]) welches auf den ersten Anblick himmelweit von solchem Zusammenhang ab zu liegen scheint, das bekannte Integer vitae, welches, im Anfang dieses Jahrhunderts mit einer ernsten choralartigen Melodie versehen, seinem ursprünglich heitern, scherzenden Tone ganz entfremdet worden ist. Der Dichter, so mögen wir das Lied ausdeuten, im Begriff eine Reise nach Apulien zu machen, giebt auf eine launige Warnung des Aristius, welcher ihm Angst macht vor den rauhen Gegenden, wo räuberisches Soldatenvolk und wilde Thiere hausen, eine ebenso launige Erwiderung: Ich fürchte mich vor keinem Räuber, keinem wilden Thier, wer wird einem harmlosen Dichter, der in seines Herzens Einfalt und Unschuld sein Liebchen besingt, etwas anhaben? Streif' ich ja auch hier in meinem Sabinerwald, von keinem Unthier angefochten, sicher in Liebesgedanken, sie begleiten mich hin ans Ende der Welt, treue Lieb' im Herzen.

Dieses Gedicht hat uns bereits hinübergeführt in das Kapitel der Liebeslieder. Deren hat Horaz eine reiche Auswahl von mannigfaltiger Art, und wir können denen nicht ganz Unrecht geben, welche unsern Dichter eine verliebte Natur genannt haben. Klagt er doch selbst, daß er, bereits den Fünfzigern nahe, noch immer nicht aus dem Bereich der Pfeile des geflügelten Knaben entrückt sei. Um jedoch eine etwas deutlichere Vorstellung von dieser Seite seines Wesens zu bekommen, müssen wir eine kleine Abschweifung in das Gebiet der Sittenschilderung machen und einen Blick auf das Frauenleben seiner Zeit werfen, womit wir das oben über die allgemeinen Zeitverhältnisse Gesagte ergänzen.

Die damalige Welt kannte, wie noch jetzt großentheils die romanischen Völker, das nicht, was die deutsche Jungfrau ist

in den gebildeten Ständen. Das Mädchen hat nicht Raum und Gelegenheit, in freiem geſelligen Verkehr mit dem männlichen Geſchlecht ſich zu bewegen. In früher Jugend, ſchon zwiſchen 12 und 15 Jahren, durch Verabredung zwiſchen den Eltern verheirathet, wird das Mädchen ohne Zwiſchenſtufe und Uebergangszeit, — auch die Seligkeit des Brautſtandes giebt es nicht — plötzlich zur gebietenden Frau, das weibliche Herz mit ſeiner reichen und warmen Gefühlswelt erwacht eigentlich erſt in der Ehe, und nur zu oft geräth es, da es bei Schließung derſelben gar nicht in Frage kam, auf Irrwege. Es war eine Klage der Zeit, die vielen unglücklichen, die vielen aufgelöſten, geſchiedenen Ehen, und gar zu viele ſchmerzliche Erfahrungen mit dem weiblichen Geſchlecht hatten den Erfolg, daß die Luſt, ſich zu verheirathen, bei den Männern der höheren Stände bedenklich abnahm, ſo daß Auguſtus mit Geſetzen und Prämien gegen die überhandnehmende Eheloſigkeit einſchreiten mußte. So ſehr es uns nun befremden mag, daß Horaz, der mit großem Eifer und ſittlichem Ernſt die ſittenverbeſſernden Anordnungen und Abſichten des Kaiſers empfahl und anpries, nicht ſelbſt auch in die Ehe getreten iſt, ſo können wir es doch leicht begreifen. Aus den vornehmen Kreiſen, in denen er verkehrte, konnte er, der Sohn aus dem Volke, nicht wohl eine Gattin wählen, eine gewöhnliche bürgerliche Ehe aber mit einer Tochter der mittleren Stände war für einen Mann von ſeiner geſellſchaftlichen Stellung und ſeinen Lebensgewohnheiten nicht wohl zu denken. Kehren wir von dieſer gelegentlichen Bemerkung zur Sache zurück, ſo konnte es, in Ermangelung des freieren Verkehrs zwiſchen jungen Männern und Jungfrauen der höheren Stände, zu einer Zeit, wo die einfache alte Sitte gelockert war und die häusliche Zucht gegenüber den Verführungen der Geſellſchaft und den Genüſſen der Hauptſtadt

nicht mehr ausreichte, ohne von tieferen sittlichen Grundsätzen und ernster religiöser Gesinnung getragen zu sein, nicht anders sein, als daß die junge Männerwelt das Bedürfniß des Herzens auf andere Weise zu befriedigen strebte und in anderen Kreisen Ersatz suchte. Dies waren die sogenannten Libertinen, den griechischen Hetären entsprechend, was wir emanzipirte Damen der Halbwelt nennen würden, meist Töchter aus dem Stand der Freigelassenen, lebenslustige Mädchen, durch Schönheit und Geschmack ausgezeichnet, anmuthiger Rede, geselliger Künste, besonders der Musik kundig, welche, nicht von den Gesetzen der strengen Sitte eingeschränkt, einen Kreis von Verehrern und Liebhabern um sich sammelten, denen sie, wenn es gut ging, aus wirklicher Herzensneigung, vielfach aber, worüber die Dichter sich genug beklagen, gegen materielle Gegenleistungen ihre Gunst schenkten. Zu dauernden Verbindungen, welche einer wirklichen Ehe glichen, mag es mit solchen Persönlichkeiten selten gekommen sein. In diesen Reihen nun haben wir auch die Mädchennamen zu suchen, welche uns in den horazischen Gedichten begegnen. Wenn aber deren Zahl fast erschreckend groß erscheint, ein ganzes Dutzend, so müssen wir schon den Dichter dagegen in Schutz nehmen, daß er eine Art Don Juan gewesen sei. Erstens nämlich sind diese Namen keine Eigennamen, sondern meist was wir Kosenamen oder Cerevisnamen nennen würden, z. B. die Süße, die Junge, die Blonde, die Grüne, das Sternchen, das Plappermäulchen, oder auch das Wölflein, und da mögen mehrere, je nach der Situation und der Stimmung des Dichters derselben Person zukommen. Und zweitens wissen wir nicht, wieviele dieser Gedichte nicht in der Nachahmung der griechischen Vorbilder soweit gehen, daß die ganze Situation sowohl als die Person rein fingirt ist.

Uebrigens lassen sich zweierlei Arten von Liebesgedichten

bei Horaz ohne Zwang unterſcheiden. In den einen ſpricht ſich eine heiße, wilde Leidenſchaft aus, welche ihn durchſchüttert, ihn verzehrt, elend macht, von Sinnen bringt: deren ſind wenige, wohl aus ſeiner früheſten Zeit. Die meiſten ſind bloße Tändeleien, man merkt es dem leichten ſcherzenden Ton wohl an, daß der Dichter ſein Herz nicht ganz gefangen gab, er iſt vollkommen Herr ſeiner Gefühle, er beherrſcht den Stoff, ohne von demſelben beherrſcht zu ſein. Eines dieſer reizenden ſpielenden Liedchen iſt folgendes:[27])

Warum fliehſt du mich, Kind, ſcheu wie das junge Reh?
Das im wilden Gebirg nach der geängſteten
Mutter ſucht und erſchrickt, wenn
Nur ein Lüftchen im Wald' ſich regt;
Gehn durchs zitternde Laub nur des erwachenden
Frühlings Schauer dahin, raſchelt im Brombeerſtrauch
Nur die grüne Lazerte,
Gleich erbeben ihm Herz und Knie.
Glaub', ich folge dir ja nicht wie ein Tiger nach
Oder ein grimmiger Leu, der dich zerreißen will!
Lauf doch, reif für des Mannes
Kuß, nicht ewig der Mutter nach!

Eine tiefere und dauerndere Neigung iſt es, welche der Wechſelgeſang zwiſchen dem Dichter und der Geliebten andeutet, der zu den vollendetſten Gedichten gehört, welche wir aus dem Alterthum haben.

Er:

Als ich dir noch im Herzen lag
Und kein trauterer Freund zärtlich die Arme dir
Um den blendenden Nacken ſchlang,
Lebt' ich ſeliger als Perſiens Könige.

Sie:

Als ich dir noch allein gefiel
Und vor Chloe noch nicht Lydias Reiz erblich,

Ging mein Name von Mund zu Mund,
Tauſcht' ich mit Ilia ſelbſt, Latiums Ahnfrau, nicht.

Er:

Jetzt beherrſcht mich die Thrakerin
Chloe, lieblicher ſingt keine zum Saitenſpiel.
Freudig will ich den Tod beſtehn,
Wenn der Süßen ein Gott längeres Leben ſchenkt.

Sie:

Mich hat Calais, Thuriums
Sohn, entzündet und giebt Liebe um Liebe mir.
Zweimal duld' ich des Todes Pein,
Wenn dem Knaben ein Gott längeres Leben ſchenkt.

Er:

Wie? wenn wieder die alte Lieb'
Kehrt und wieder ins Joch zwingt die Geſchiedenen?
Wenn ſtatt Chloe, der blonden Maid,
Lydia wieder ins Pförtchen ſchlüpft?

Sie:

Schön iſt jener wie Phöbus zwar,
Du noch leichter als Kork, jäher in Zorn geſtürmt
Als der Hadria wilde Glut:
Doch im Leben und Tod will ich die Deine ſein.[23])

Von derjenigen Gattung von Liebesliedern aber, welche gerade in unſerer Poeſie am zahlreichſten vertreten iſt und ihre ſchönſte Blüthe, die eigentlich ſentimentalen Lieder, in denen die zarte Neigung des Herzens, die innige und keuſche Verehrung des weiblichen Ideals ſich ausſpricht, davon finden wir bei Horaz, wie überhaupt bei den Alten, nichts.

War es aber, wie wir geſehen haben, Horaz verſagt, ein dauerndes Band der Liebe zu knüpfen, ſo iſt er um ſo glücklicher durch die Freundſchaft, von welcher uns tiefe innige Kundgebungen in ſeinen Gedichten entgegentreten. Vor allem

ſeinen Mäcenas beſingt er in allen Tonarten. Ihm iſt die erſte Ode gewidmet:

Du, uralten Geſchlechts fürſtlicher Ahnen Sproß,
O Mäcenas, mein Hort, du meine ſüße Zier!
— — — — — — — — —
Reiheſt du mich in den Chor lyriſcher Sänger ein,
O dann heb' ich das Haupt hoch zu den Sternen auf.

Und ebenſo die Briefe beginnt er mit der Anrede:

Du, den mein erſtes Lied beſang
Und dem mein letztes gelten ſoll!

Ohne ihn iſt ihm das Leben verhaßt, mit ihm will er „der Schwächliche in alle Fährlichkeit des Krieges ſich wagen"; ihm will er „kühnen Muthes folgen zum letzten Erdenwinkel, dem die Sonne ſcheint;" von ihm will er auch bei der letzten Reiſe ins unbekannte Reich des Todes ſich nicht trennen.

Ebenſo innig und herzlich iſt er mit Virgil und Varius, dieſen lauteren Seelen, verbunden. Wie ergreifend iſt der Schluß der Ode an Septimius[29]) mit dem allbekannten ille terrarum angulus („freundlich lacht mir vor allen jenes Fleckchen Erde"):

Dorthin, ach, zu jenen beglückten Höhen
Ruft es dich mir nach, mit der Freundſchaft Zähre
Wirſt du dort einſt deines geliebten Sängers
Aſche benetzen.

Mit welcher aufrichtigen Freude begrüßt er in der Ode an Pompejus[30]) den Freund ſeiner Jugend, den Waffengefährten ſeiner republikaniſchen Kriegszüge! wie großherzig und wie freimüthig klingt nach befeſtigter Alleinherrſchaft des damals bekriegten Gegners ein ſolches Bekenntniß herzlichen Zuſammenfühlens mit dem einſtigen Parteigenoſſen, wie harmlos gemüthlich der Scherz, wenn der Dichter dem Freunde unter ſeinem Lorber, den er im friedlichen Muſendienſt gewonnen, Ruhe

und Behagen [illegible] und die für ihn aufgehobenen Kränze ihm [illegible]

Lieder der Liebe und Freundschaft sind stets in naher Berührung mit Trink- und Weinliedern. Auch Horaz ist ein Dichter des Weins. Bachus ist der Gott, den er wiederholt besingt; in seinem Dienste steht der Dichter: die Erwärmung und Anregung, welche die Geister des Weins den Gefühlen und Gedanken zubringen, ist ja eine verwandte Stimmung mit der Erhebung und Begeisterung, der Entzückung, in welcher der Dichter seine Werke schafft. Und wenn schon Horaz kein solcher naiver Dichter der unmittelbaren Eingebung ist, wenn er sorgsam seine Lieder formt, wie er selber sagt, so will er es doch nicht Wort haben, daß er nicht auch in der Begeisterung singe: das wollen eben die vielen mythologischen Beziehungen besagen, in welche er sich mit Apollo und Merkur, Bachus, Musen und Grazien bringt.

Ein prächtiges Weinlied ist die Ode an den Weinkrug:[31])

Du trauter Weinkrug, welcher dem gleichen Jahr
Mit mir entstammt, da Manlius Consul war —
Ob Scherz, ob Zank, ob Liebeswahnsinn
Oder gefälligen Schlaf du bergest:
Wes Geistes Kind dein köstlicher Inhalt sei,
Des Anbruchs würdig bist du am guten Tag:
Heb' dich herab, Corvin gebeut uns
Heute den milden hervorzuholen.
Trieft auch sein Mund von Sprüchen des Sokrates,
Nicht wird er drum dich allzugestreng verschmähn;
Ward doch auch manchmal warm beim Becher,
Sagt man, des alten Cato Tugend.
Du giebst durch sanften Zwang dem erlahmten Geist
Die Schwingen wieder, öffnest, wenn Bacchus scherzt
Und schwärmet, weiser Männer Herzen,
Führest ans Licht verborgne Pläne.

Mit Hoffnung ſtärkſt du wieder das bange Herz
Und leiheſt Kraft und Stärke dem ſchwachen Mann,
Froh deiner ſcheut er nicht gekrönter
Könige Zorn noch das Schwert des Kriegers.
Dich laſſe Bacchus, Venus, der holde Gaſt
Mit ſammt der Grazien reizendem Schweſterbund
Beim hellen Kerzenſcheine fließen,
Bis die Geſtirne verſcheucht das Frühroth!

Freilich, wüſtes Gelage, lärmendes Toben beim Wein, Händel und Streit, Ausbrüche roher Sinnlichkeit flieht und beſchwört der Dichter; aber am Freudentage jubelnd den Becher zu heben, wenn es gilt, das Siegesfeſt zu feiern, oder dem Freund die ſorgenvolle Stirn zu glätten, wenn herbes Geſchick, Liebeskummer, ſtrenge Pflicht und harte Mühe ihm den Sinn umdüſtern, das heißt er gut und preiſt es an, die Wiederkehr eines bedeutſamen Tages im Freundeskreiſe, Geburtstag, Wiedergeneſung, Errettung aus Todesgefahr, auch einen herrlichen Sommertag im Freien feiert er beim vollen Becher.

Wenden wir uns von dieſem beſchränkteren Kreis der individuellen Empfindungen und ihrem Ausdruck im Liede zu dem reiferen der allgemein menſchlichen Beziehungen, ſo finden wir eine Menge Oden, welche, ähnlich den Epiſteln, das menſchliche Geſchick, Menſchenglück und Menſchenleid behandeln, in denen der Dichter ſeine Welt- und Lebens-Anſchauung ausſpricht. Worin liegt für den Menſchen das Glück? Das iſt die Frage, welche er immer wieder ſich vorlegt und anderen zuruft. Nichts anzuſtaunen, von nichts ſich ganz hinreißen und ſo einnehmen zu laſſen, daß die Freiheit des Gemüts verloren geht, das iſt die wahre Weisheit. „Bedenke die Kürze des Lebens und ſuch' es auszukaufen, wappne dich gegen die Wechſelfälle des Geſchicks, das unberechenbar und unentrinnbar iſt, mit Gleichmuth in allen Lebenslagen; ſtrebe nicht nach hohen Dingen, halte

Maß und lerne dich bescheiden.“ Es ist wahr, es ist das eine ziemlich flache Philosophie, mag sie bald mehr stoisch, bald mehr epikureisch gefärbt und begründet sein, und wir vermissen eins hauptsächlich, die Begeisterung für männliche That. Aber das ist eben der Fluch der Zeit und das Verhängniß, welches der Dichter selbst in seinem Lebensgang erfahren hatte, und eben dieser elegische Ton der Resignation giebt seinen moralischen Betrachtungen und seiner Spruchweisheit etwas Gemüthvolles und Ergreifendes; zugleich aber kommt eben solchen Gedichten abstrakteren Inhalts, welche leicht des poetischen Dufts entbehren, die kunstvolle Form der Verse und Strophen besonders zu statten, welche auch weniger schwungvolle Ergüsse in eine weihevollere Atmosphäre erhebt. Hören wir einige der schönsten und bezeichnendsten Strophen:

Umsonst dem Kriegsspiel bleibst du, dem blut'gen, fern,
Umsonst des Meeres rasendem Wogenschwall,
Umsonst entfliehest du des Südwinds
Giftigem Hauche zur Zeit des Herbstes:
Fort mußt du, fort von Welt und Haus und Weib!
(II, 14, 13—16. 21.)

Und:

Wohlweislich hüllt der kommenden Zeiten Lauf
In undurchdringlich Dunkel der Gott uns ein
Und lacht, wenn mehr als recht die Menschen-
Kinder sich ängsten. (III, 29, 29—32.)

Darum:

Freu' dich Herz! das Heute genießend laß das
Morgen sein und mildere, ruhig lächelnd,
Was dich kränkt: vollkommen Beglückte giebts ja
Nirgend auf Erden. (II, 16, 25—28.)

Oder:

Was morgen sein wird, forsche du nicht! Gewinn
Sei jeder Tag dir, welchen das Glück beschert!

Verschmähe nicht der süßen Liebe
Spiel, o Knab', und die Reigentänze!
(I, 9, 13—16.)

Aber auch:

Ein Herz voll Gleichmuth mitten im Mißgeschick,
In guter Zeit gleich ferne vom Uebermaß
Unbändig toller Lust, mein Lieber,
Suche zu wahren: du mußt ja sterben!
(II, 3, 1—4.)

Oder:

Wer die goldne Mitte erwählte, der bleibt
Sicher wie dem Schmutze der dumpfen Hütte
Ferne, so des Hofes beneidetem Prunk, zu-
friedenen Sinnes. (II, 10, 5—8.)

Und:

Glücklich lebt mit Wenigem, wem auf schlichtem
Tische blinkt des Hauses ererbtes Salzfaß,
Wem den sanften Schlummer nicht Angst verscheucht noch
Schmutzige Habgier. (II, 16, 13—16.)

Indessen hat doch diese Lebensklugheit, welche eingedenk des Wandels der menschlichen Dinge das Morgen Morgen sein läßt, und sich „in ihren eigenen Werth einhüllt", den Dichter nicht blind gemacht gegen die hohen Aufgaben der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung. Mit klarem Geiste hat er nach seiner jugendlichen Freiheitschwärmerei erkannt, was die Zeichen der Zeit sind, erkannt, daß die alte Zeit der Republik zur Rüste gegangen ist, daß das aufgewühlte Meer der Leidenschaften, die Hab- und Herrschgier der Großen, die Genußsucht und der Egoismus der Gesellschaft, die entfesselte Wuth der Parteien, das verwilderte Geschlecht der Bürgerkriege nicht mehr im Stande sind, das Schiff des Staates sicher zu lenken. Friede! Friede! ist sein Losungswort, und diesen Frieden kann nur der eine, dem die Vorsehung die Herrschaft und die Obmacht über alle

Feinde gegeben hat, gewährleisten. Von diesem Gesichtspunkt aus sind die politischen Gedichte, welche namentlich vom 3. Buch der Oden einen großen Teil füllen, zu verstehen, in denen der Dichter seinem Geschlecht den Spiegel der eigenen Entartung und die Vorbilder aus der Väter Zeit vorhält, die Tugenden der Genügsamkeit und Besonnenheit, der Redlichkeit und Treue, der Mannhaftigkeit und Festigkeit, das edle Maß und die Wertschätzung der höheren Güter predigt und anpreist, in denen er schließlich die Person des Kaisers besingt, welcher der Welt den Frieden wieder gegeben, welcher die mit Abscheu von der verruchten blutgetränkten Erde abgewendeten Götter wieder versöhnt durch seine Sorge für die Herstellung der alten Kulte und Kultusstätten, seine Bemühungen um Erneuerung der strengen Zucht, um Heilighaltung und Hebung des Familienlebens, welcher den römischen Waffen wieder würdige Ziele gegeben und durch kräftiges Einschreiten in Ost und West, gegen orientalische Sultane und barbarische Bergvölker den Römernamen auf dem weiten orbis Romanus wieder zu Ehren gebracht hat.

So, indem er den Augustus als den Nationalhelden feiert, dem die Welt Frieden und Wohlfahrt verdankt, ist der Dichter gesichert gegen den Verdacht der Fürstenschmeichelei, es ist seine aufrichtige Ueberzeugung, welche er in reicher, ernster Erfahrung gewonnen, und welche auszusprechen er um so weniger sich scheuen darf, als er, wie schon oben bemerkt, persönlich sich von kaiserlicher Gunst und Gnade ferne gehalten hat. Wenn uns die Form, in welcher diese Kaiseroden auftreten, anstößig ist, die göttlichen Attribute, welche dem Cäsar beigelegt, die mythologischen Beziehungen, in welche er gebracht wird, so dürfen wir das nicht mit unserem modernen christlichen Maßstab messen. Wir müssen erstens dem rhetorischen Charakter des

römischen Naturells und der römischen Poesie so manches, was uns Uebertreibung scheint, zu gute halten, zweitens uns erinnern, daß eben das mythologische Element eigentlich zum poetischen Apparat der Alten gehört und so unwillkürlich auch in der Auffassung einer hervorragenden geschichtlichen Persönlichkeit die Vorstellung von Heroen oder Halbgöttern, Göttern selbst hereingreift. Endlich war der Kaiser bereits durch Sitte und Gesetz eine geheiligte Person und wurde mit göttlichen Ehren, Gebeten, Opfern und Tempeln gefeiert.

Die schönste von den Kaiseroden ist folgende:

Sproß aus himmlischem Stamm, du des Quirittenvolks
Hort, o Guter! Zu lang weilest du fern von uns:
Bald verspracheſt dem Rath würdiger Väter du
Wiederzukehren, o komm zurück!
Nun, o trefflicher Fürst, leuchte dem Vaterland!
Denn wenn hell wie der Lenz über dem Volke dein
Antlitz strahlet, so geht schöner der Tag dahin,
Glänzt uns heller der Sonne Licht.
Siehe: wie für den Sohn, welchen des neidischen
Südwinds stürmischer Hauch länger schon als ein Jahr
Im unwirthlichen Meer weit in der Fern' gebannt,
Von der Heimat, der lieben, trennt,
Stets die Mutter in Angst fleht und Gelübde thut
Und vom buchtigen Strand nimmer das Auge läßt —
So von Sorgen und aufrichtigem Schmerz erfüllt
Fragt nach Cäsar das Vaterland.
Denn nun wandelt der Stier sicher das Feld entlang,
Ceres nähret die Flur segnend mit voller Hand,
Durch das friedliche Meer fliegen die Schiffe hin,
Und die Treue erschrickt vor Schuld.
Kein unreines Gelüst' schändet das keusche Haus,
Recht und Sitte bezwang sündigen Frevels Muth,
In dem Bilde des Kinds ehrt man das treue Weib,
Rasch folgt Strafe der Sünde Spur.

Wer, da Cäſar uns lebt, fürchtet den Parther noch,
Wer die Scythen des Nords oder die grauſame Brut,
Die Germania zeugt? welchen bekümmert jetzt
Noch des wilden Hiberiens Krieg?
Nun beſchließet den Tag jeder auf eignem Gut,
An dem einſamen Baum zieht er der Rebe Schoß
Rankend auf, und vergnügt kehrt er zum Wein und ruft
Dich als Gott zu der Götter Tiſch,
Schickt Gebete zu dir, ſpendet den Weiheguß
Dir vom köſtlichen Wein, weihet dein heilig Bild
Zu den Laren und denkt deiner, wie Griechenland
Seines Kaſtor und Herkules[32]).

Freilich unſrem religiöſen Gefühl kann ſolche Poeſie und ſolche Religioſität nicht zuſagen. Aber von wahrhaft religiöſer Geſinung war eben in dieſen Zeiten überhaupt nichts vorhanden. Der alte Götterglaube war in den Herzen der Gebildeten dahin, aber die Wärme des Gemüths und die Kraft des Willens hatte die an die Stelle deſſelben getretene Philoſophie nicht zu erneuern vermocht. Man bewegte ſich zwiſchen den Extremen: auf der einen Seite eine aufgeklärte Theorie ohne Gemüth und Wärme, auf der andern phantaſievolle Götter-Geſtalten und Geſchichten, aber ohne ſittlichen Gehalt. Beides miteinander in eine lebendige Wechſelwirkung zu bringen haben wenige verſucht. Unter den wenigen iſt Horaz: er fühlt es und verlangt es als eine Art Bürgerpflicht, den heimiſchen, in den Schutz und die Pflege des Staates geſtellten Gottheiten nach herkömmlicher Weiſe Ehrfurcht zu bezeugen, die heiligen Stätten und Bilder derſelben aufzuſuchen, zu ſchmücken und zu verehren, ihre Namen und ihre Thaten zu preiſen, die vergängliche Welt und ihr Leben mit dem himmliſchen Widerſchein der Idealgeſtalten eines naiven, von Schönheit und Harmonie erfüllten Zeitalters zu umgeben und zu erleuchten. Ebenſo aber mahnt er auch an

die Reinheit des Herzens, die Tugenden der Seele, welche allein dem Dienſt der Götter den rechten Werth verleihen, ohne welche kann Niemand Gott gefallen. Horaz hat verſchiedene eigentlich religiöſe Oden, an einzelne Götter gerichtet, welche zum Theil für die Zwecke des Kultus beſtimmt waren, wie das Jubelgedicht bei der Säcularfeier Roms im J. 17. Unter dieſen Gottheiten ſind es vornehmlich Apollo, Merkur und Diana, welche mit wirklich religiöſer Ehrfurcht behandelt ſind. Am perſönlichſten erſcheint die Frömmigkeit des Dichters in einer Ode an Apollo, wo er den Gott bittet, daß er ihm nicht Reichtum und Schätze verleihen, ſondern die Gnade gewähren möge, das beſcheidene Theil, das ihm geworden, in gutem Frieden zu genießen, ein reines Herz, den guten Ruf und den Troſt der Dichtung ſich zu erhalten.[33])

Eine Art von religiöſer Stimmung iſt es auch, in welcher der Dichter mit den Muſen, den Göttinnen der Dichtkunſt verkehrt. Meiſt iſt es wohl nur bildlich geſprochen, wenn er ſie anredet, bald alle zuſammen, bald die eine oder andere mit ihrem beſonderen Namen, es ſind ihm Fiktionen für die dichteriſche Stimmung, die ihn ergreift. Aber doch iſt es auch wieder mehr als bloße Redefigur, es verleiht dem Lied wirklich eine höhere Weihe, wenn es in den Dienſt himmliſcher Mächte geſtellt wird, und wer möchte es leugnen, daß eine Art frommer Geſinnung durchklingt, wenn Horaz in der Ode an Melpomene[34]) im Gefühl ſeiner erhabenen Miſſion in der Geſchichte des römiſchen Geiſtes, ebenſo dankbar als ſelbſtbewußt ſeine Gaben und Künſte wie ſeine Erfolge der Göttin zu Füßen legt, welcher er alles verdankt?

Wem dein Auge, Melpomene,
Einmal bei der Geburt freundlich gelächelt hat,
Dem wird nimmer der eitle Ruhm

Als Fauſtkämpfer zu Theil, noch wird ein feuriges
Roß ihn auf der olympiſchen
Rennbahn tragen zum Sieg, nicht in des Lorbers Schmuck
Wird er zum Kapitol als Kriegs-
Held aufziehn im Triumph, weil er vermeſſener
Könige Trotz in den Staub gelegt.
Rein, der murmelnde Bach, welcher durchs Blachfeld rinnt,
Und der ſchattigen Haine Grün
Wird zum Meiſter des Lieds ihn, des äoliſchen, weihn.
Ha! mich würdigt die Jugend Roms,
Roms, der Fürſtin der Welt, in der geprieſenen
Sänger Chöre mich einzureihn,
Und ſchon naget der Neid ſtumpferen Zahns an mir.
O pieriſche Göttin, die
Süße Töne hervorlockt aus der Saiten Gold,
Die des Meeres Bewohnern ſelbſt
Kann, den ſtummen, des Schwans rührenden Sang verleihn,
Dein, dein Gnadengeſchenk nur iſts,
Daß mit Fingern auf mich, wer da vorübergeht,
Als Roms lyriſchen Sänger weiſt.
All mein Lied und mein Ruhm, werd' ich gerühmt, iſt dein.

Anmerkungen.

1) Sat. I, 6, 71—84. 2) Od. II, 7, 9—12. 3) Epiſt. II, 2, 41—52. 4) Sat. I, 5, 41 f. 5) Sat. I, 6, 54—64. 6) Epiſt. II, 1, 56 f. 7) Sat. II, 6, 1 ff. 8) Od. III, 16, 28—32. 9) Od. II, 18, 11—14. 10) Od. II, 17, 5—12. 11) Od. IV, 2, 27—32. 12) In dieſem Abſchnitt iſt die Schrift benützt: Detto, Horaz und ſeine Zeit. 13) Sat. II, 6, 60 ff. 14) Epiſt. II, 2, 79 f.; 85 f.; 67—76. 15) Epiſt. II, 1, 189—205. 16) Epiſt. II, 1, 108 ff. 17) Sat. I, 4, 14—16. 18) Sat. I, 4, 105—112, 121 bis 26. 19) Epiſt. I, 10, 6 f.; 14—21. 20) In dieſem Abſchnitt iſt benutzt: E. Roſenberg, Die Lyrik des Horaz. 21) Od. III, 30. 22) Od. III, 13. 23) Od. I, 4. 24) Od. IV, 7. 25) Epod. 2. 26) Od. I, 22. Vgl. Roſenberg, Lyrik des Horaz. 27) Od. I, 23. 28) Od. III, 9. 29) Od. II, 6. 30) Od. II, 7. 31) Od. III, 21. 32) Od. IV, 5. 33) Od. I, 31, 17—20. 34) Od. IV, 3.

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerſtr. 17 a.

Der Einfluß der Natur

auf die

Altersentwicklung der Menschen.

Vortrag, gehalten am 20. Januar 1879

von

Dr. **F. Hoffmann,**
Oberlehrer in Gera.

33848

Berlin SW., 1885.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Der Inhalt dieſes Vortrags[1]) ſteht im engſten Zuſammenhange und dient gewiſſermaßen zur Ergänzung des Vortrages, welchen ich vor zwei Jahren an dieſer Stelle zu halten die Ehre hatte (abgedruckt in der XV. Serie, Heft 348 dieſer Sammlung unter dem Titel: „Aus der Kulturgeſchichte Europa's; Pflanzen und Hausthiere"). An der Geſchichte der Einführung der wichtigſten Kulturpflanzen und Hausthiere nach Europa wurde nämlich damals gezeigt, welchen bedeutenden und nachhaltigen Einfluß der Menſch auf die Geſtalt und den Charakter nicht nur dieſes Erdtheils, ſondern überhaupt aller Länder bisher ausgeübt hat und noch heute ausübt. Wir ſahen, wie unter der Hand des Menſchen das Ausſehen mancher Länder ſich gänzlich änderte, ſo daß z. B. Italien gegenwärtig ein Land mit immergrünen Pflanzen und Bäumen iſt, während dies früher nicht der Fall war; wir ſahen, wie an anderen Stellen der Erde aus grauenvoller Wildniß blühende Gärten entſtanden und wie ſelbſt die undurchdringlichſten Wälder unter den Streichen der Axt fallen mußten, um Platz zu machen für die nützlichen Körner, den edlen Obſtbaum, die herrliche Rebe und die lieblichen Blumen. Schädliche Thiere andererſeits wurden entweder völlig ausgerottet oder in unbewohnte und unwirthliche Gegenden verdrängt, wie z. B. der Löwe in Griechenland, das Elenthier und der Auerochs in Europa, das Flußpferd und Krokodil in Aegypten. Wo ſind in Deutſchland jetzt noch Wölfe und Bären? Und doch waren ſie im 17. Jahrhundert hier ſo zahlreich, daß Kur-

fürst Johann Georg I. von Sachsen in den Wäldern seines Landes nicht weniger als 20 Bären und 3500 Wölfe erlegte! — Dafür wurden aber die nützlichen Hausthiere, vor allen Roß und Rind, überall eingeführt und wurden ganz besonders Träger der Kultur, indem sie dem Menschen die Bebauung und Urbarmachung des Bodens erleichterten. So konnte der Mensch traurige Wüsteneien in blühende Fruchtgefilde umwandeln und selbst den kargsten Boden zu Schöpfungen zwingen, die ohne seine Thätigkeit unmöglich waren.

Und weiter! Ströme und Bäche kämpfen vergebens gegen das wohlverwahrte Ufer, und die schäumende Meereswelle hindern feste Dämme, fruchtbares Land wegzuführen. Allenthalben, wo der Mensch sich angesiedelt hat, wandelt der Fuß auf gebahnten Wegen: über gähnende Tiefen führen feste Brücken, breite Heerstraßen über steile Gebirge und durch drohende Felsmassen, meilenlange Tunnel mitten durch den Leib der Berge; Kanäle verbinden Flüsse oder umgehen sicher gefährliche Untiefen, Stromschnellen, Wirbel und Wasserfälle; selbst durch das wilde Meer bahnt sich der Mensch seinen Weg.

Ferner dürfen wir den Einfluß nicht unerwähnt lassen, welchen der Mensch selbst auf das Klima ausgeübt hat. Unser Deutschland z. B. ist in klimatischer Beziehung ganz verschieden von dem, welches Tacitus seiner Zeit vorfand, und in Aegypten regnet es mehr, seitdem Mehemed Ali Bäume in großer Anzahl hat anpflanzen lassen.

Wir können alle diese Einflüsse nicht besser zusammenfassen als mit den Worten Schillers, welche er in seinem Tell[2]) den edlen Stauffacher sagen läßt:

— „Wir haben diesen Boden uns erschaffen;
„Durch unsrer Hände Fleiß den alten Wald,
„Der sonst der Bären wilde Wohnung war,

„Zu einem Sitz für Menſchen umgewandelt;
„Die Brut des Drachen haben wir getötet,
„Der aus den Sümpfen giftgeſchwollen ſtieg;
„Die Nebeldecke haben wir zerriſſen,
„Die ewig grau in dieſe Wildniß hing,
„Den harten Fels geſprengt, über den Abgrund
„Dem Wanderer den ſichern Steg geleitet;
„Unſer iſt durch tauſendjährigen Beſitz
„Der Boden."

Aber ſo ſehr wir auch ein Recht haben, auf Grund aller jener Einflüſſe in das ſtolze Wort des Sophokles einzuſtimmen: „Vieles Gewaltige lebt, doch nichts iſt gewaltiger als der Menſch!" ſo dürfen wir doch auch nicht vergeſſen, was wir der „Mutter" Natur zu danken ſchuldig ſind; denn wir ſind ebenſo gut ihre Kinder wie die Blumen des Feldes und die Bäume des Waldes: von der Erde rührt unſer Leib her, von ihr ſtammen unſere Nahrungsmittel, von ihr ſchöpfen unſere Lungen die Luft, kurz, ſie iſt die Quelle unſeres Lebens und unſerer Kraft. Es wäre daher im höchſten Grade wunderbar, wenn ſie durch ihre Erzeugniſſe und Formen, durch Klima und Atmoſphäre nicht auch auf den Menſchen einen nachhaltigen und beſtimmenden Einfluß ausgeübt hätte und noch übte, und wenn ſich dieſer Einfluß nicht in den Erſcheinungen, Formen und Charakteren des Lebens wiederſpiegelte.

Und in der That läßt ſich dieſer Einfluß nach verſchiedenen Seiten hin deutlich nachweiſen. Es wird dies freilich hier nur im Allgemeinen möglich ſein, zumal da die Bedingungen, welche als wirkſam angeſehen werden müſſen, äußerſt zahlreich ſind und ſich in allen Ländern der Welt mit der größten Verſchiedenheit miſchen und durchdringen; aber auch ſo gewinnen wir einen weiten Ueberblick und einen tiefen Einblick in die Geſchichte der Entwicklung der Menſchheit und ihrer Kultur.

I. Klima.

Wenn irgendwo, so gilt besonders in klimatischer Beziehung der Satz, daß Uebermaß und Einförmigkeit schädlich sind, daß dagegen eine nach bestimmten Regeln erfolgende Abwechslung das Wünschenswerthe ist. Wir werden das im Einzelnen bestätigt finden.

a) Tropenklima.

Während also die Phantasie des Bewohners gemäßigter Zonen das Paradies gewöhnlich in die Tropenzone verlegt und meint, hier müßte sich die Kultur der Menschen am frühsten und leichtesten und mithin auch am höchsten entwickelt haben, so stimmt die Wirklichkeit keineswegs mit diesen Vermuthungen überein, denn nirgends hat sich hier die Gesittung der Menschen über eine gewisse niedrige Stufe erhoben. Wir haben dieses Mißverhältniß unzweifelhaft zunächst der übermäßigen Hitze zuzuschreiben, dann aber vor allem dem Umstande, daß eine wesentliche Eigenschaft des Tropenklimas seine verhältnißmäßige Einförmigkeit ist, da ja hier der Jahreszeitenunterschied fast ganz abgeht. Diese Eigenschaft trägt aber sicherlich nicht am wenigsten bei zu jener hochgradigen Erschlaffung, welche den Einfluß des Tropenklimas charakterisirt und welcher sich auch der Europäer auf die Dauer nicht erwehren kann.

Ist aber der Bewohner der Tropen von Natur schon schlaff und träge, so wird er in seiner Trägheit noch bestärkt durch die Wohlfeilheit der Nahrungsmittel, welche die Natur ja hier in überschwenglicher Fülle dem Menschen bietet. So läßt sich z. B. der Schaft der Sagopalme [3]) fast vollständig in Nahrung verwandeln und gewährt leicht bis zu 900 Pfund Sago. Wird dieser Sago als Mehl verbacken, so giebt er 1800 kleine Kuchen, von welchen 5 Stück täglich für einen Mann ausreichen; dem-

nach gewährt eine Sagopalme 360 Tagesrationen, zu deren Gewinnung zwei Männer nicht länger als je 5 Tage brauchten und bei deren Zubereitung zwei Frauen ebenfalls etwa 5 Tage zu schaffen haben würden. Mithin genügt die Arbeit *eines* Tages, um für 18 Tage ausreichend Nahrung zu schaffen. Und was ist die Folge davon? Die Sagoesser sind die ärmsten Menschen, gerade bei ihnen findet man die denkbar schlechteste Art von Obdach und die dürftigste Bekleidung und sie stehen auf der tiefsten Stufe der Gesittung.

Und wie der Werth der Dinge hier ein geringer ist, so auch der Werth der Menschen. Was schadet es, daß plötzliche Epidemien mit furchtbarer Gewalt über die Bewohner hereinbrechen und entsetzlich unter ihnen aufräumen, was schadet es, daß selbst der Hunger grausam unter ihnen wüthet, weil sie es nicht für der Mühe werth halten, sich in guten Zeiten Hilfsmittel für böse Zeitläufte zu sammeln: der Mensch stirbt hier ohne Bedauern, und neue Geschlechter — aufsprießend wie das Gras der Wiese, über welche soeben die Sense hinging — ersetzen schnell die Dahingerafften.

Wie also der Mensch hier durch den Einfluß des Klimas *körperlich* verkommt, weil es ihn durch Einförmigkeit, allzureichliche Fruchtbarkeit, Ueberwuchern des Lebens und Schnelligkeit des Todes in seiner natürlichen Sorglosigkeit und Trägheit bestärkt, so kann er sich auch *geistig* nicht emporschwingen; denn dazu fehlen ihm alle Triebfedern. Und als *religiöses* Wesen kann er sich nur stillschweigend vor der übermächtigen Natur beugen und sich ihren gewaltigen Zornesausbrüchen, ihrem ungestümen Lebensdrange, ihrer unwandelbaren Regelmäßigkeit gegenüber nur als Sklave betrachten; er muß sie in *allen* ihren Erscheinungen verehren, sei es in den mächtigen Sonnenstrahlen, die ihm den Tod bringen können, sei es in den Wolken, deren

furchtbarer Blitz und schreckliche Donnerstimme ihn erschreckt, sei es im dunklen Walde, wo die gefürchteten Raubthiere und Schlangen hausen, ja sei es in diesen Ungeheuern selbst; denn alles, was ihn umgiebt, dringt mit furchtbarer, unwiderstehlicher Gewalt über ihn herein, alles droht ihm den Untergang. Daher erklärt sich von selbst die reißend schnelle Annahme des Buddhismus von Seiten der Inder; denn was kann es für den geplagten, unter dem Drucke des Daseins schmachtenden Tropenbewohner Wünschenswertheres geben als die Nirwana, die völlige Auflösung des Menschen nach dem Tode als Lohn für die höchste Ueberwältigung der Sinnlichkeit!

Am ähnlichsten den Tropen durch Abwechslungslosigkeit und Einförmigkeit und daher auch durch die Wirkungen derselben sind die winterlosen Seeklimate z. B. in Süd-Afrika und Australien, die wir denn auch hier mitbehandeln wollen. In jenen Ländern mit versiegenden Flüssen und glühend heißen Winden, voll Steppen und Wüsten ohne Fruchtbarkeit, wo der Mensch keine Veränderung erwarten darf, wo kein Winter seine Nerven erfrischt und kein Frühling kommt, um ihm neue Hoffnung zu bringen, da konnte er sich auch nicht zu höherer Gesittung aufschwingen. Fast nackt, höchstens mit einem Schurz bekleidet, ziehen die Australier einzeln oder in kleinen Abtheilungen, jagend und fischend, Wurzeln, eßbare Würmer und Muscheln sammelnd, ruhelos wie der Emu, durch die schattenlosen Wälder und Steppen, zum Theil noch Menschenfresser, ohne Heimath, ohne staatliche Ordnung, ja selbst ohne jede Art von Wohnungen, befangen in einem dumpfen Dämonen- und Gespensterglauben, und alle Versuche, sie aus diesem Zustande äußerster Roheit zu einem seßhaften Leben und zum Christenthum zu bekehren, sind gescheitert. Wohl aber hat sie der Verkehr mit zuchtlosen Deportirten an Laster gewöhnt, welche sie vorher nicht gekannt hatten. In Folge dessen hat zwischen ihnen

und den Fremden ſich ein ſo unverſöhnlicher gegenſeitiger Haß gebildet, daß auch in Zukunft alle menſchenfreundlichen Beſtrebungen einzelner beſſer geſinnter Europäer vergeblich ſein werden. So iſt es begreiflich, daß ihre Zahl dort, wo ſie in nähere Berührung mit den Weißen kommen, fortwährend abnimmt, und es iſt ſchwerlich die Zeit noch fern, wo ſie einem gänzlichen Erlöſchen verfallen[4]).

b) Polarklima.

Den geraden Gegenſatz, was die Ueberfülle der Erſcheinungen und des Lebens betrifft, in Bezug auf die Einförmigkeit aber das Seitenbild zu den Tropen bildet die Polarzone. Wenn auch wirklich nach dem heutigen Stande der Wiſſenſchaft tiefgehende Wirkungen der ſtrengen Kälte der Polarzone auf das Innerſte des menſchlichen Organismus geleugnet werden müſſen und die früher angenommene beeinträchtigende Wirkung auf die Körpergröße nicht mehr behauptet werden kann[5]), ſo bleiben doch noch Faktoren genug übrig, welche einer höheren Kultur hindernd in den Weg zu treten im Stande ſind. Zunächſt hindert das rauhe Klima eine reichere Entfaltung des Pflanzenwuchſes und vermindert daher die Zahl der von Pflanzen ſich nährenden Thiere: beides ſchränkt natürlich die Exiſtenzmöglichkeit des Menſchen bedeutend ein, ſo daß z. B. von den 10 000 Bewohnern Grönlands ohne die Thierwelt des Meeres kaum 1000 würden in dieſem Lande auszudauern vermögen, während das Land bei der Ausdehnung ſeines Areals eine weit größere Bewohnerzahl müßte ernähren können.

Außer dem Mangel an Vegetation machen beſonders hohe Eisberge ein tieferes Eindringen in das Innere der Continente und Inſeln zur Unmöglichkeit, und ſo drängen ſich die Einwohner mit ihren Hütten aus Holz, wenn nicht gar aus Eis, am Geſtade des Meeres zuſammen; denn hier erreicht ſie wenig-

stens im Sommer noch einige warme Luft, und die Meeresströmungen führen Wasser aus den Tropen heran, so daß hier die Strenge des Klimas einigermaßen gemildert ist. Trotzdem bleibt der Kampf mit den rauhen Naturgewalten noch furchtbar hart, man kann sagen, die Nordländer müssen dem rauhen Klima jeden Tag ihres Lebens abringen. Der 25. Theil der Bevölkerung Islands erfriert, kommt in Schneestürmen um oder ertrinkt beim Fischen; eben so viele sterben an Atmungsbeschwerden, welche ebenfalls durch das Klima bedingt sind. Und wie oft wüthen hier verheerende Hungersnöthe, zumal während des langen, finsteren Winters, wo die Sonne auf Wochen und Monate ihre belebenden Strahlen gänzlich verbirgt und nur zeitweise das Polarlicht als dürftigen Ersatz sendet. Wie hätte der Geist der Grönländer, Eskimos und Kamtschadalen nicht unter dem Einflusse eines so trostlosen Klimas leiden sollen? Der Kampf ums Dasein nimmt sie ganz in Anspruch und erstickt jedes höhere Streben, die Gefahren, welche sie von allen Seiten umringen, sind zu zahlreich und zu mannigfaltig, als daß sie ihrer könnten Herr werden, so wurden sie gegen alles Höhere abgestumpft. Ist die Ausbeute an Fischen und Seehunden einmal reichlich ausgefallen, so zieht sich die Familie zurück in das finstere Loch, welches ihr zur Wohnung dient, und verbringt hier in dumpfem Genuß die lange, bange Winternacht.

c) Die gemäßigten Zonen.

Wenn also weder die Völker der Tropen noch der Polarzone, und zwar infolge der Einförmigkeit des Klimas, sich zu höherer Kultur haben entwickeln können, so kommen wir zu dem berechtigten Schlusse, daß im Allgemeinen die beiden gemäßigten Zonen vorwiegend die kulturelle Entwicklung der Menschheit begünstigt haben. Wie günstig gestalten sich hier

aber auch die klimatiſchen Verhältniſſe! Hier herrſcht ein regelmäßiger Wechſel von Kälte und Wärme, die Gegenſätze ſind möglichſt verwiſcht oder durch Uebergangsperioden vermittelt. Während eines Jahres wandert der Menſch gleichſam durch verſchiedene Klimate: im Sommer, wo die Erde ſich reich und herrlich mit Blumen ſchmückt und durch ihren Duft die Atmoſphäre mit Wohlgerüchen erfüllt, kann er die Natur der Tropen bewundern; im Winter aber, wo das Grün erſtorben, der Boden mit Schnee bedeckt iſt, hat er das Klima der Polarzone vor Augen; doch keins von beiden wird ihm läſtig. Er erfreut ſich an ihrer Schönheit, ohne daß ihm die Natur den ſchrecklichen und niederdrückenden Anblick gewährt, den ſie in den entſetzlichen Wirbelſtürmen der Tropen oder den Schneeorkanen der Polarzone ſo oft annimmt. Weit entfernt alſo, ihn in ſeiner Entwicklung zu hemmen, wirkt der Wechſel der Jahreszeiten und Klimate auf Körper und Geiſt erfriſchend und anregend, wie eine Reiſe.

Das Wichtigſte aber iſt, daß der Menſch in den gemäßigten Zonen unaufhörlich zur Arbeit angetrieben wird. Wohl iſt die Natur auch hier freigebig, aber nur mit Maß, nur für gewiſſe Gegenleiſtungen, nur bei richtiger und einſichtsvoller Benutzung ihrer Erſcheinungen. Da aber dieſer beſtändige Kampf die menſchlichen Kräfte nicht überſteigt, ſondern in den meiſten Fällen zum glücklichen Siege führt, ſo gewinnt hier der Menſch an Einſicht und Weisheit, an Frohſinn und Lebensluſt. So haben ſich denn infolge der günſtigen Verhältniſſe an den verſchiedenſten Punkten der gemäßigten Zone zahlreiche frohe und glückliche Völker angehäuft trotz aller Kriege und Metzeleien, welche ſo oft ihre Zahl dezimirt haben, und benutzen mit ameiſenartiger Betriebſamkeit alles, was Land und Fluß und Meer nur immer Brauchbares hervorbringen. Ja, die Völker

der gemäßigten Zone ſind die Hauptträger und Stützen der Kulturentwickelung der ganzen Menſchheit!

II. Oberflächenformen.

Obwohl ſich uns im Vorhergehenden das Verhältniß zwiſchen Urſache und Wirkung ganz klar und natürlich darzuſtellen ſchien, ſo ſind doch die Regeln keineswegs ſo feſt, daß ſie nicht in mancher Hinſicht durchbrochen oder gar aufgehoben würden. Beſonders ſind es die Ungleichheiten der Erdoberfläche, welche innerhalb der einzelnen Zonen die klimatiſchen Verhältniſſe mannigfach verändern und damit natürlich auch die Kulturbedingungen derſelben modifiziren.

a) Hochebenen.

So heben zuerſt die Hochebenen das oben im Allgemeinen Geſagte theilweiſe wieder auf; denn ſie erheben ſich meiſt als ſelbſtändige Bergſyſteme thurmartig aus ihrer Umgebung und beſitzen in Folge deſſen auch ein Klima, welches ſtets kälter und gewöhnlich trockener iſt, als dasjenige der umliegenden Gegenden.

So ſind die Hochebenen innerhalb der gemäßigten Zonen im Allgemeinen der Kulturentwickelung nicht günſtig; denn erſtens bieten ſie dem Verkehr ſchwer zu überwindende Hinderniſſe dar, und ferner erlauben ſie wegen der Unfruchtbarkeit des Bodens, der Heftigkeit des über dieſelben hinfegenden Windes und der Schneeanhäufungen entweder nur eine ſchwache oder gar keine Bevölkerung.

So ſtehen die Thäler des rheiniſchen Schiefergebirges in einem merkwürdigen Gegenſatze zu der Hochebene. In dieſen Thälern drängt ſich meiſt aller Verkehr zuſammen, beſonders aber im Rhein-Thale, welches von den älteſten Zeiten die

besuchteste Verkehrsstraße zwischen dem Süden und Norden Deutschlands gewesen ist. Hier liegen zahlreiche kleinere und größere Ortschaften nahe bei einander; auf hohen Felswänden und auf Inseln im Strome zeigen sich die Ueberreste zahlreicher Burgen; Gärten und Weinberge steigen von den am Ufer des Flusses lang dahingestreckten Ortschaften bis an den Rand der Hochebene; die Bevölkerung, im Verkehr mit den Reisenden aller Nationen Europas gebildet, ist aufgeweckt, munter, leichtlebig, den Stimmungen des Augenblicks folgend. Verlassen wir aber das Thal und steigen zur Hochebene selbst hinan, so empfängt uns eine andere Welt. Den schärfsten Gegensatz bilden Westerwald und Eifel. Rauhes Klima und unfruchtbarer Boden lassen nur knappe Ernten gewinnen, so daß die Kartoffel die Hauptfrucht der Felder ist, die zwischen weiten Wäldern eingestreut liegen. Die spärliche Bevölkerung, welche außer vom Ackerbau noch vom Waldertrag und hier und da von etwas Bergbau lebt, wohnt in kleinen Dörfern, die, obwohl oft nur wenige Meilen von dem brausenden Treiben der Rheinstraße entfernt, dennoch wie weltabgeschieden erscheinen; erst in der Gegenwart erschließen Schienenstränge auch diese einsamen Gebiete und begaben sie mit mannigfachen Industrien.

Aehnlich ist es in den Ardennen. Diese wären, entsprechend der Gleichartigkeit der das Gebirge aufbauenden Schiefermassen, eine Hochebene von höchster Einförmigkeit, wenn nicht die Flüsse durch Eingrabung von Thälern manchen Wechsel hervorgerufen hätten. Sind jedoch schon diese Thäler meistens eng und felsig und ohne rechten Raum für Ansiedelungen, so schreckt das eigentliche Plateau geradezu ab durch weite Wälder, ärmlichen Boden und rauhes Klima. Daher ist die Bevölkerung hier, wie in der benachbarten Eifel, sehr dünn und beginnt erst jetzt durch Eisenbahnen an den Segnungen des großen Verkehrs theilzu-

nehmen. (Vergleiche Guthe, Lehrbuch der Geographie, II^5, S. 577 und 580).

In der Tropenzone dagegen stellt sich das Verhältniß wesentlich anders, und zwar für die Kulturentwickelung günstig. Denn da hier durch die Höhe der Plateaux das Klima derselben bedeutend gemildert ist und in Folge dessen demjenigen der gemäßigten Zone gleich kommt, so sind hier auch die Hindernisse, welche der Kultur in den Tropen sonst entgegenstehen, beseitigt.

So entsprechen in Abessinien die Landschaften zwischen 1800 und 2400 m, welche mit dem Namen Woina-Degas bezeichnet werden, mit einer mittlern Temperatur von 14—15° Celsius der tierra templada Mexikos. Hier gedeiht neben immergrünen Wäldern Wein, und die Dattel steigt bis 2400 m hinauf. Weiter nach oben, in den eigentlichen Degas, finden wir unsere europäischen Kulturpflanzen: Gerste, Hafer, Klee, und ihre Bewohner zeichnen sich durch Intelligenz, Tapferkeit, Kenntnisse und Gesittung vor allen übrigen Afrikanern aus.

Aehnlich war es in Mittel-Amerika, wo sich unter dem Einfluß des gemäßigten Hochebenenklimas der Anden, von Mexiko bis zum Titicacasee, zur Zeit der Entdeckung durch die Europäer eine reiche Kultur entwickelt hatte. Zuerst entwickelte sich auf der Hochebene von Anahuac bis zum Nicaraguasee eine höhere Kultur bei den Mayavölkern. Gewaltige Bauwerke, namentlich große Pyramidentempel und großartige Städteruinen (Palenque, nicht fern von der Grenze Mexikos gegen Guatemala; Uxmal, südlich von Mérida auf Yukatán) zeugen von ihrer hohen Kunstfertigkeit.

Dann wanderten von Norden her die Tolteken ein und bildeten die Kultur der Mayavölker in hohem Grade weiter, bis sie ums Jahr 1000 durch Dürre und Pest beinahe gänzlich

aufgerieben wurde. Nun wanderten die Azteken ein und erbauten im Jahre 1325 die Stadt Tenochtitlan, später Mexiko genannt, und gründeten hier ein Reich, welches in Anbetracht der Größe und Macht vollständig den Despotien des Morgenlandes vergleichbar ist. Die sehr zahlreiche Bevölkerung des Landes war im Besitz einer Hieroglyphenschrift und zeigte viel Geschick für Bildhauerei, Malerei und mechanische Künste. Besonders eifrig wurden Acker- und Gartenbau betrieben, wie wir denn hier die ersten botanischen Gärten antreffen. Vielleicht würde die Kultur dieses Volkes noch einen höheren Grad der Ausbildung haben erlangen können, als ihn die Spanier antrafen, wenn nicht die gänzliche Unbekanntschaft mit dem Eisen hinderlich gewesen wäre. Aber auch so schon waren sie erstaunlich weit vorgeschritten, und die Spanier wußten nicht Wunder genug von der Pracht und Herrlichkeit zu erzählen, welche sie dort antrafen.

Ein Gradmesser ihrer Kultur ist besonders das genau geordnete Staatswesen der Azteken, wie es einzig in der Geschichte dasteht. Alles Land war im Besitze des Staates und zerfiel der Nutznießung nach in drei große Theile: Sonnenland, von dessen Ertrage die Tempel erbaut wurden und die Priester ihren Unterhalt zogen; Incaland für Hofstaat und Regierung; der dritte Theil war dem Volke zur Benutzung gegeben und in so viele Ackerloose getheilt, als Familien da waren. So war kein geborner Armer im Lande und Müssiggang wurde schwer bestraft! Die Bergleute, Metallschmelzer, Handwerker arbeiteten nur für den Staat, waren also gewissermaßen Beamte; der gemeine Mann sorgte für seine Bedürfnisse rücksichtlich der Wohnung, Kleidung u. s. w. selbst. Die Gemeinsamkeit alles Eigenthums machte es aber leicht, z. B. ausgedehnte Bewässerungsanlagen im regenlosen Küstenlande oder große Heerstraßen anzulegen.

So hatte sich also hier in Folge des günstigen Hochlandsklimas ein Staat von geradezu bewundernswerther Entwicklung gebildet und erregt noch heute unser Erstaunen. Die Eroberung durch ein so einseitiges und fanatisches Volk wie die Spanier hat freilich jener eigenthümlich amerikanischen Kultur rasch den Tod gebracht; aber wenn sich auch in den genannten Gebieten die alte Kultur nicht erhalten hat und die einheimischen Sprachen der spanischen vielfach weichen mußten, so haben sich doch die Völker selbst noch erhalten und bilden in Mexiko, Central-Amerika, in Peru und Bolivia den besten Theil der Bevölkerung [6]).

b) Berge [7]).

Wie die Hochebenen, so durchbrechen natürlich auch die Berge und Gebirge jene über das Klima im Allgemeinen aufgestellten Regeln. Anders wirkt zunächst die Süd- oder Sonnenseite, anders die Winter- oder Nordseite auf die Bewohnbarkeit derselben und damit selbstverständlich auf die Kultur. So steigen auf der von Licht und Wärme gleichsam überschwemmten Südseite der Alpen die Höfe und Aecker in der Regel beträchtlich höher hinauf und liegen viel dichter als im verhältnißmäßig schattigeren und darum kälteren Norden. Wein- und Obstbau suchen mit Vorliebe jene Lage, und dementsprechend ist auch der Südabhang der Alpen dichter bevölkert als der Nordabhang. Weit ungünstiger als selbst auf der Nordseite der Alpen gestalten sich diese Verhältnisse in der Dauphiné. In ihren finsteren und traurigen Thälern sieht der Bergbewohner nichts als eingestürzte Felsmassen und unfruchtbare Abhänge, und der Boden liefert nur mit Widerstreben magere Ernten von Gerste und Kartoffeln. Und nun erst der Winter! Von der Sonne, die ihren Lauf hinter den im Süden aufgethürmten hohen Bergen vollendet, sehen die Bewohner meist nur einen

bleichen Widerſchein auf den entfernten Gipfeln: und dieſer traurige Zuſtand dauert z. B. in dem Dorfe Andieux über drei Monate! Macht ſchon dies die geringe Dichtigkeit der Bevölkerung in ſolchen Gegenden und ihre jetzige niedrige Kulturſtufe erklärlich, ſo geſchieht dies noch mehr durch andere ungünſtige Umſtände. Dem Mangel an Licht ſcheint man es hauptſächlich zuſchreiben zu müſſen, daß in der Dauphiné, wie in allen gleich ungünſtig gelegenen Hochthälern der Schweiz, der Pyrenäen, Neu-Granadas u. a. ein bedeutender Prozentſatz der Bewohner blödſinnig oder mit einem Kropf behaftet iſt.

Hemmend wirkt ferner auf die Entwicklung der Gebirgsbewohner die Armuth an Hilfsquellen. Mit der Höhe nimmt natürlich auch die Wärme und damit wiederum die Menge des nutzbaren Landes ab, ein Umſtand, der ſelbſtverſtändlich eine Erſchwerung des Verkehrs und Austauſches bewirkt. Abgeſehen davon, daß dies nun auf die Dichtigkeit der Bevölkerung ungünſtig einwirken muß, erklärt es auch die Beobachtung, daß ſich bei den Gebirgsvölkern ein gewiſſer Wandertrieb geltend macht und bei einigen ſogar eine ungewöhnliche Bedeutung für das ganze Leben des Volkes erlangt hat. Während nämlich einerſeits die Armuth und Einſeitigkeit der Hilfsmittel trotz aller Schwierigkeiten ein Bedürfniß nach Austauſch mit anderen Landſchaften hervorruft, kann das Gebirge andererſeits doch nur eine beſchränkte Anzahl von Menſchen ernähren; mithin müſſen die übrigen hinaus in die Fremde, um entweder ſich als ländliche Arbeiter zu verdingen oder irgend ein Handwerk, und ſei es ſelbſt das des Krieges, zu treiben, oder die ſeltenen Pflanzen ihrer Thäler, merkwürdige Mineralien, ſelbſtgefertigte Schnitzereien und dergleichen zu verkaufen. Hierbei kommt ihnen die harte Erziehung des Gebirges oft zu ſtatten und verleiht ihnen ein Uebergewicht über ihre flachländiſchen

Nebenbuhler. Sehr oft ist dieses Auswandern auch nur ein zeitweiliges. Die meisten übernehmen die oft beschwerlichen Arbeiten der Fremde nur aus Liebe zur Heimath, nur in der bestimmten Voraussicht, mit dem sauer Erworbenen möglichst bald wieder zu den Ihrigen zurückkehren zu können, ja sie kehren alljährlich beim Anbruch des Winters in das alte Nest zurück. Wir brauchen wohl nur die Schweizer, Tyroler, Graubündner, Harzer, Savoyarden und Slovaken zu nennen, um unsere Behauptungen hinlänglich zu stützen [8]).

Doch nicht lauter ungünstige Einflüsse übt das Gebirge auf seine Bewohner aus, sondern auch günstige, besonders kräftigende Wirkungen haben wir zu verzeichnen. Das Gebirge muthet seinem Bewohner bedeutende Anstrengungen zu: er kann keinen Schritt thun, ohne aufwärts oder abwärts zu steigen, und so wird sein Körper gestählt, ohne daß er es will und weiß, und andrerseits werden auch seinem Geiste beständig schwierige Aufgaben gestellt. Der Hirt, Jäger und Holzfäller hat täglich und stündlich Gelegenheit zur Bethätigung seines Muthes und seiner Ausdauer, in nicht geringerem Maße der Ackerbauer. Ist doch an vielen Stellen der Boden so steil, daß er nur mit der Hand urbar gemacht werden kann; und wie oft trägt ein einziger Regenguß die fruchtbare Erde wieder in die Tiefe, so daß der Bauer gezwungen ist, dieselbe auf den Schultern wieder hinaufzuschaffen. Da aber trotzdem die erhöhte Arbeit die Armuth des Bodens und die Ungunst des Klimas kaum auszugleichen vermag, so haben sich besonders in Gebirgsländern überall Hausindustrien eingebürgert und sind oft zu hoher Blüthe gelangt: Uhrmacherei im Schwarzwald und Jura, Spitzenklöppelei im Erzgebirge, Abrichten von Singvögeln und Schnitzerei im Harz und Thüringer Wald, Metallarbeiten bei den Kaukasus- und Schanvölkern, eberei bei den Kaschmiris. So sehr dies aber auch von dem

praktiſchen Sinn und der Tüchtigkeit der Bergbewohner zeugt, ſo liegt doch darin gerade ein Moment, welches der Kulturentwicklung nicht günſtig iſt. Denn während die Beſchränkung auf das Leben im Innern des Hauſes, wie ſie der harte Winter zur Folge hat, den ſinnig-poetiſchen Zug der Gebirgsvölker weckt und nährt, führt ſie zugleich zu einem einſeitigen Streben nach Bewahrung alter Sitte und zu jener faſt krankhaften Heimathsliebe, welche eine charakteriſtiſche Eigenſchaft aller Gebirgsbewohner bildet.

Wie plötzlich und unwiderſtehlich den Bergbewohner dieſer Trieb zum Vaterlande ergreift, das zeigt uns am beſten die erſte Strophe des bekannten Volksliedes:

„Zu Straßburg auf der Schanz',
„Da ging mein Trauern an,
„Das Alphorn hört' ich drüben wohl anſtimmen,
„Ins Vaterland mußt' ich hinüberſchwimmen:
„Das ging nicht an!

In den flachen Ländern erinnert er ſich mit Rührung an die hohen Gipfel ſeines Geburtslandes in ihrer großartigen Schönheit, wo die Bruſt viel reinere Luft athmet, erinnert er ſich an die ſchmalen, lieblichen Wieſen am Rande der Abgründe, an die ſchäumenden Seen, die grauen, bemooſten Klippen, an die weißen Schneefelder und die himmelhohen Felſenſpitzen, die ſo wunderbar im Abendroth oder im erſten Morgenſonnenſtrahl leuchten und glänzen, und mit unbeſiegbarer Gewalt treibt es ihn zurück in ſein beſchränktes Thal.

Rechnen wir nun zu dem allen noch die trennende und ſcheidende Wirkung, welche das Gebirge auf die Völker in ſeinem Innern ausübt — man braucht nur an die Zerſplitterung der Staatenbildung in Griechenland, der Schweiz, im Himalaja-Gebiet, in Afghaniſtan zu denken, um dieſe Wirkung zu erkennen; ja ſelbſt Deutſchland, obwohl nur von Mittelgebirgen durchzogen,

mußte einſt in dieſer Reihe genannt werden, bis die hohe Entwicklung der Verkehrsmittel viel von dieſen Unterſchieden beſeitigt hat — ſo begreift man leicht, warum die Bewohner z. B. des Kaukaſus, der Pyrenäen und vor allem der Alpen, die doch ſo kräftig, ausdauernd und muthig ſind und ſo viel Tapferkeit entwickelten, wenn es galt, ihr Vaterland zu vertheidigen, niemals dauernde Eroberungen in den benachbarten Gegenden gemacht haben: nach jedem Siege kehrten ſie in ihre beſchränkte Heimath zurück und zerſtreuten ſich in ihre einſamen Thäler, um in Ruhe und Frieden ihr durch Gewohnheit lieb gewordenes Leben fortzuſetzen.

Wenn alſo dem Gebirge auch manche günſtige Einflüſſe zugeſtanden werden müſſen, ſo können wir doch zuſammenfaſſend mit vollem Rechte ſagen, daß auch dieſes im Allgemeinen die Kulturentwicklung ſeiner Bewohner nicht ſonderlich befördert, weil es einerſeits den Verkehr hindert und andrerſeits der Zerſplitterung der Bewohner Vorſchub leiſtet; günſtige Folgen des Gebirgslebens für ein Volk erwachſen nur da, wo Ackerbau und Hirtenleben nahe beiſammen liegen oder doch innig verbunden ſind, wie in den meiſten Gebirgen Europas.

c) Ebenen.

Daß auch die Ebenen, d. h. jene ausgedehnten, viele Tauſende von Quadratmeilen bedeckenden Flächen, welche wir unter dem Namen von Steppen und Wüſten in allen Erdtheilen finden, der Kulturentwicklung ihrer Bewohner ſo wenig entgegenkommen, liegt hauptſächlich an der Armuth ihrer Hilfsquellen, welche vorwiegend auf ihrer Trockenheit beruht, und ferner an der Einförmigkeit und Unbegrenztheit ihrer Räume. „Die Armuth der Hilfsquellen," ſagt Ratzel,[9]) „läßt jenes den [illegible]enden im barbariſchen Sinne, d. h. den kriege-

riſchen, ſchädliche Uebermaß der Kultur nicht aufkommen, ſondern erſchwert vielmehr die Befeſtigung des Eigenthumsbegriffs und verewigt die Zwiſtigkeiten der Stämme. Die Räubernatur iſt den Steppenvölkern, man möchte faſt ſagen, angeboren und tritt im Kleinen und Großen hervor; ja auch ſelbſt in ihren größten geſchichtlichen Aktionen verleugnet ſie ſich nicht. Vom Islam in der Entſtehung ſagt Kremer: Es war ein Geſchäft zum Betrieb des Raubes und der Plünderung en gros wider alle Andersgläubigen gegen Vertheilung des Arbeitsgewinnes, und Sprenger: die einzige Erwerbsquelle, welche allen Muslimen offenſtand, war Raub. Sie wählten ſie, und der Islam wurde zur Religion der Aggreſſion."

„Die Schwierigkeit des Anbaus," ſagt Ratzel weiter, „liegt in dieſen Gegenden hauptſächlich in der Waſſerarmuth, welche einmal ſchwer und immer nur in beſchränktem Maße durch Kanalanlagen zu beheben iſt und niemals ganz abhängig gemacht werden kann von der unberechenbaren Ungleichmäßigkeit der Niederſchläge, während auf der andern Seite auch die ſorgfältigſte Kultur auf dieſer ſchmalen, von Natur beſtändigem Schwanken ausgeſetzten Baſis immer unſicher bleibt." Durch dieſe Unſicherheit des Ackerbaues iſt auch der Vermehrung der Bevölkerung eine beſtimmte Grenze geſetzt, und die Mühſeligkeit deſſelben verſchärfte unzweifelhaft den Gegenſatz zwiſchen Ackerbauern und Nomaden; denn während jene durch die harte Arbeit unternehmungslos wurden und ſich leicht unterdrücken ließen, erzeugte das Nomadenleben das Gefühl der Unabhängigkeit, Selbſtvertrauen, Kühnheit und in Verbindung damit zugleich die Nothwendigkeit des Zuſammenhaltes und einer feſten Organiſation. Dieſer Gegenſatz mußte naturgemäß jene dauernden Reibungen und jenen beſtändigen Widerſtreit der unverſöhnlichen Gegenſätze herbeiführen, welche der Kultur ſo hinderlich ſind.

Drückte so die Trockenheit und der auf ihr beruhende bald haiden-, bald wiesenartige, stets aber niedrige Pflanzenwuchs, welcher den Wald und in weiten Erstreckungen sogar jeden Baumwuchs ausschließt, der Steppe und Wüste den Charakter höchster Einförmigkeit auf, so wird dieser noch verschärft durch die Gleich- und Einförmigkeit der Bodengestalt, welche einerseits Verdumpfung und Erschlaffung erzeugten, andrerseits aber in Verbindung mit der Unbegrenztheit der Räume Ruhelosigkeit und Unstätigkeit hervorbrachten, denn dadurch wurden die Steppen zum Tummelplatz rast- und heimathloser Völker und in ihnen die Völkerwanderung in Permanenz erklärt. „Um nicht weiter zu gehen, als an die Pforten unsers Erdtheils, erinnern wir an die Flachländer Südosteuropas an der untern Donau und an den Nordzuflüssen des Schwarzen Meeres. In diesen Flachländern drängte, soweit die Geschichte geht, beständig ein Volk das andere, und alle drängten west- und südwärts. So dürfen wir wohl zuerst annehmen, daß die Scythen die Kimmerier vor sich her schoben, so kamen dann die Sarmaten nach den Scythen, die Avaren nach den Sarmaten, die Hunnen nach den Avaren, die Tataren nach den Hunnen, die Türken nach den Tataren." — Noch heutzutage spielt sich der steppenhafte Zug im Leben der Völker, welche jene Gegenden bewohnen, fort, und der Staat, der daselbst erwachsen ist, Rußland, verleugnet nicht ganz jenen nichteuropäischen Charakter. Alle Steppenvölker konnten wohl erobernd die Welt durchziehen, aber zu einer höheren Kultur hat es keins von ihnen gebracht, denn niemand wird behaupten wollen, daß Rußland an der Spitze der Civilisation marschirt.

Bei den Wüsten kommt als ungünstiges Moment zu den erwähnten noch hinzu ihre Unwegsamkeit, wodurch sie für Naturvölker ohne ausgebildete Beförderungsmittel unüberschreitbare

Grenzen bilden. So trennt die Sahara die zwei Raſſen Afrikas noch immer, und ſüdlich von der Kalahari-Wüſte finden wir andere Völkerſtämme als nördlich von ihr.

Wenn alſo die Steppen und Wüſten lediglich den Eroberungstrieb bei ihren Bewohnern erwecken und unterſtützen, ja wenn ſie ſogar hindernd und trennend für den Verkehr wirken, ſo können auch ſie natürlich nicht als Stätten höherer kultureller Entwicklung betrachtet werden.

d) Das Waſſer.

Wenn ſchon der feſte und ſtarre Theil der Erdoberfläche ſo tiefgehende Wirkungen auf die Menſchen ausübt, wie viel mehr muß dies bei dem flüſſigen und veränderlichen Elemente der Fall ſein!

Der Blick auf das immer bewegte, ſtets veränderliche und doch immer ſo ſchöne Meer regt zunächſt Sinn und Einbildungskraft nach den verſchiedenſten Richtungen an. Faſt für alle Menſchen hat daher die Bewegung der Meereswogen eine eigenthümliche Anziehungskraft, und beſonders wilde Völker, die ja Natureindrücken ſo leicht zugänglich ſind, unterliegen dieſer Bezauberung überall und unbedingt. Darum iſt auf den Südſee-Inſeln, die noch von ſolchen rohen Naturvölkern bewohnt werden, nur der Strand bevölkert. Die kleinen Antillen und die zerſtreuten Inſeln im Atlantiſchen Ozean, ſowie die Inſeln Mauritius und Réunion im indiſchen Meer ſind faſt ſämmtlich nur an ihren Küſten bewohnt, das Innere dagegen blieb lange Zeit faſt unbekannt, obwohl die Koloniſten, welche meiſtens aus kälteren Gegenden gekommen waren, doch vielleicht ein Intereſſe hätten haben ſollen, in den hohen Thälern und auf den Abhängen der Berge ein Klima zu ſuchen, welches dem ihrer Heimath ſehr ähnlich war. Von dem Gefallen an dem flüſſigen Elemente zum Benutzen oder vielmehr Betreten deſſelben iſt aber nur ein

Schritt, den freilich manche Völker auffallend spät oder überhaupt nicht gewagt haben, wie z. B. alle Südafrikaner, sei es aus angeborner Trägheit und geistiger Beschränktheit, sei es, weil ein reiches Hinterland sie reichliche Früchte, wenn auch mühevoll, so doch sicher gefahrloser ernten ließ, sei es endlich, daß die Küsten der Häfen entbehrten oder mit Klippen und Sandbänken umsäumt und darum der ganzen Wuth der Wogen und Stürme ausgesetzt waren und daß in Folge dessen den Anwohnern die Lust verging, sich den Gefahren und Mühsalen auszusetzen.

Wo dagegen die Küsten von verhältnißmäßig ruhigem Wasser bespült und mit zahlreichen Einschnitten versehen waren, so daß die Schiffe überall leicht und schnell vor den Stürmen Zuflucht und Schutz fanden, und wo ferner zu diesen günstigen Verhältnissen noch die Nachbarschaft einer oder vieler Inseln sich gesellte, die mit ihren verschwimmenden Umrissen die Neugier reizten und dadurch eine fast magische Anziehungskraft auf den Beschauer ausübten: da haben sich die Bewohner bald dem inneren Triebe überlassen, welcher sie auf die Woge hinauslockte, da hat sich fast in demselben Maße, wie bei den Bewohnern der Ebenen, die Liebe zum Raum und damit zum Reisen entwickelt und ist damit jenen Völkern eine der glücklichsten Bedingungen für die Kulturentwickelung erwachsen. So war die Insel Cypern den Phöniciern gleichsam die Brücke zum Meere, die Inseln des ägäischen Meeres lockten Griechen und Kleinasiaten auf die See hinaus, die Insel Elba bildete einen Ruhepunkt auf dem Wege von Italien nach Korsika und Spanien, Großbritannien war das nächste Ziel der gegenüberwohnenden Völker. So bot die Seefahrt den Völkern überall unbeschränkte Möglichkeit der Ausbreitung, und gerade von Natur kleine Gebiete erlangten dadurch Wirkungskreise, welche in keinem annähernden Verhältnisse zu ihrer eigenen Ausdehnung stan-

den. An ſich unbedeutende Völker und Länder haben ſich durch die Seefahrt ſogar den Weg zur Weltherrſchaft geöffnet,[10]) man denke nur an die Phönicier, Karthager, Venezianer, Genueſen, Portugieſen, Niederländer und Engländer; das britiſche Weltreich enthält ſiebzigmal ſo viel Quadratmeilen und ſiebenmal ſo viel Einwohner als das Mutterland. Und wenn auch ſolche Herrſchaft über fremde und beſonders entferntere Geſtade meiſt nicht von allzulanger Dauer war, ſo bietet dagegen der ausgedehnte Handel, der mit der Seeherrſchaft unzertrennbar verbunden iſt, Reichthümer, welche nicht ebenſo leicht vergehen, ſondern für die Entwicklung der materiellen, wie beſonders der geiſtigen Kultur des Volkes von um ſo längerer Wirkung ſein können.

Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß auch die Seen an dieſer die Kultur befördernden Wirkung theilnehmen, ja es kommt bei ihnen noch als beſonders günſtig der Umſtand hinzu, daß ſie auch eine vereinigende und zuſammenfaſſende Wirkung auf die Anwohner ausüben. Die Seen „halten die Einzelbilder zuſammen, aus welchen eine Landſchaftsbild ſich zuſammenſetzt, indem ihr ruhiger Spiegel einen ruhigen und beruhigenden Mittelpunkt demſelben verleiht". So konnte Johannes v. Müller mit Recht behaupten, daß ohne den Vierwaldſtätterſee die Eidgenoſſenſchaft nicht entſtanden wäre.

Die Flüſſe endlich bilden eine nothwendige Ergänzung der Meere und Seen, indem ſie einerſeits die Bewohner leicht ins Meer hinaus und andrerſeits die Seevölker wieder ins Innere der Länder führen. Die Bedeutung eines reichen und mit dem Meere in offener Verbindung ſtehenden Flußnetzes für den inneren und äußeren Handelsverkehr hat man auch überall erkannt, und Völker, welche wie Holland und England zu den erſten Handels- und Verkehrsmächten gehören, verdanken dieſen

ihren Vorrang mit in erster Linie der günstigen Ausstattung ihrer Länder mit schiffbaren Flüssen und der klugen Ausnutzung dieses Schatzes.

Außerdem tritt bei den Flüssen die völkerverbindende Wirkung nicht minder scharf hervor, besonders wo sie und ihre Thäler als Verkehrsstraßen größere Bedeutung haben. So sind in Europa die Ufer fast jedes größeren Flusses fast ununterbrochen von Häusern, Gärten und Ackerfeldern begrenzt, und am Zusammenfluß des Hauptstromes mit den Nebenflüssen sind Städte und Dörfer erbaut. Seine und Loire, Themse, Rhein, Elbe, Oder, Donau sind im Grunde nur lange fortlaufende Straßen einer unermeßlichen Stadt, welche sich von der Quelle bis zur Mündung erstreckt. Leicht werden daher in der Phantasie der Völker die Ströme und Flüsse zu ehrwürdigen, sagenumwobenen Besitzthümern, ja selbst Heiligthümern, wie z. B. der Rhein.

„Wie das historische Leben, sagt Ratzel, von den Quellen zur Mündung des Stromes wächst, in dem Maße, wie seine Nebenflüsse ihm immer neue Wassermassen zuführen und seine Bahnen erweitern, das hat der größte Dichter der Natur in Mahomets Gesang mit einem so hinreißenden dithyrambischen Accent der Welt- und Naturfreude verkündet, daß jedes neue Wort vergebens wäre:

Bäche schmiegen
Sich gesellig an. Nun tritt er
In die Ebne silberprangend
Und die Ebne prangt mit ihm.
Und die Flüsse von der Ebne
Und die Bäche von den Bergen
Jauchzen ihm und rufen: Bruder! —
Nimm die Brüder von der Ebne,
Nimm die Brüder von den Bergen

Mit, zu deinem Vater mit! —
Und nun ſchwillt er
Herrlicher; ein ganz Geſchlechte
Trägt den Fürſten hoch empor,
Und im rollenden Triumphe
Giebt er Ländern Namen, Städte
Werden unter ſeinem Fuß.
— — — Sauſend
Wehen über ſeinem Haupte
Tauſend Flaggen durch die Lüfte,
Zeugen ſeiner Herrlichkeit.
Und ſo trägt er ſeine Brüder,
Seine Schätze, ſeine Kinder,
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrauſend an das Herz.

So dürfen Meere und Flüſſe zuſammen einem Herzen verglichen werden, das mit ſeinem flüſſigen Leben die Starrheit der Erde lebenſpendend durchtränkt."

Trotz alle dem wäre es ein Irrthum zu glauben, daß das Leben auf und am Waſſer unbedingt der Kulturentwickelung günſtiger ſei als das Landleben; denn auch ein reines Seeleben macht einſeitig. Seefahrer ſind trotzig und unerſchrocken; denn ſie begegnen dem Tode unter tauſend Geſtalten, und die Kämpfe mit den Stürmen ſind zu ſchrecklich, als daß ſie vor Menſchen zittern ſollten; Seefahrer beſitzen ferner Beharrlichkeit und Kaltblütigkeit, weil die Gefahren in jedem Augenblicke drohen können und man zum Siege über die Natur nicht den Muth der Begeiſterung, ſondern Ueberlegung und Ausdauer nöthig hat. Darum ſind aber auch ihre Ideen einförmig und nüchtern; ſie beſitzen wohl Kraft und Zähigkeit, aber ſelten Anmuth und Milde; endlich tritt als der Kultur feindlich bei allen eine gewiſſe Beweglichkeit und Unſtätigkeit hervor, welche ſie als Söhne des Ozeans gleichſam als einen Reflex der ewig beweglichen

Woge zu bewahren pflegen. Nur wo sich diese Eigenschaften durch Berührung mit anderen, nicht-seefahrenden Bevölkerungen abschleifen und mildern, nur da kann für die Kultur Ersprießliches sich gestalten.

Zusammenfassung. Wie also klimatisch die gemäßigten Zonen für die Kulturentwickelung der Menschen am günstigsten waren, so sind es in Bezug auf die Oberflächenformen der Erde offenbar die Länder, in welchen wohl bewässerte Thäler mit Bergen oder Hügeln abwechseln, wo also die Landschaft zwar schön ist, aber einerseits der Einförmigkeit der Tiefebenen, andrerseits aber auch der wilden Pracht und Einsamkeit jener Hochgebirgsthäler entbehrt; es sind die Länder, welche von Strömen und Flüssen, den Lebensadern der Kultur, durchflossen und so dem Verkehr geöffnet sind, Länder endlich mit vielgestalteten Küstenumrissen, welche hinausschauen auf das Meer, auf benachbarte Inseln und Inselreiche. Denn nur in solchen kann sich einerseits der Ackerbau erfreulich entwickeln, während andrerseits sich gegen die benachbarten Häfen der Handel richtet, um die Erzeugnisse des Inlandes mit fremden Produkten zu vertauschen; nur hier bleiben die Bewohner vor den Einseitigkeiten nur einer Lebensweise, des Land- oder Seelebens, bewahrt; denn hier treten fortwährend die seßhaften, ruhigen und so regelmäßig lebenden Ackerbauer mit den beweglichen, abenteuerliebenden Anwohnern des Meeres zusammen, hier schleifen sich die Gegensätze ab, beständig mischen und durchdringen sich Ideen mit Ideen, kurz, hier vereinigen sich die großen Interessen der Menschheit und zeitigen als herrliche Früchte Kultur und Civilisation.

III. Die Metall- und Mineralschätze der Erde.

Eine wichtige Rolle in der Kulturgeschichte der Menschheit spielte ferner das Vorkommen der Metalle, besonders von Gold, Silber, Erz, Kupfer und Eisen, sowie die im Innern der Erde aufgespeicherten Vorräthe von Edelsteinen, Marmor, Gips, Salz, Steinkohlen u. a. Es würde den Rahmen dieses Vortrages weit überschreiten, wenn wir näher auf die kulturgeschichtliche Bedeutung der Edelmetalle, des menschlichen Schmuckes, der werthvollen Mineralien, namentlich der Steinkohlen und des Salzes, vor Allem aber des Eisens, eingehen wollten. Nur wenige Bemerkungen wollen wir hier uns gestatten.

Kalifornien war vor vierzig Jahren noch so gut wie unbekannt; die Stadt San Franzisko zählte im Jahre 1845 etwa 30 weiße Bewohner, im Jahre 1850 aber schon 15 000, im Jahre 1860 sechs und sechzig Tausend, im Jahre 1880 aber zweihundert und fünfzig Tausend Einwohner, sie ist also durch ihre reichen Goldlager einer der großen Mittelpunkte menschlicher Arbeit geworden; denn nach dem Abnehmen der Minenerträge haben sich viele Goldgräber zu dem sicherer lohnenden Ackerbau gewandt und aus der ehemaligen Einöde blühende Fruchtgefilde geschaffen.

Wem verdankt England seine Herrschaft auf dem Weltmarkte anders, als seinen ungeheuren Schätzen an Steinkohlen? Und welch reiche Blüthe des Handels und der Industrie hat in Deutschland die Kohle hervorgerufen! Durch das rheinisch-westfälische Kohlenbecken ist Rheinland-Westfalen die industriell am mächtigsten entwickelte Provinz des deutschen Reiches geworden, Namen wie Essen, Dortmund, Bochum, Oberhausen, Hamm u. a. strahlen in hellem Lichte; im Aachener Kohlenrevier sehen

wir eine hochentwickelte Industrie in Eisen, Blei, Zink, in Webwaaren aller Art, Papier, Glas u. s. w. erblühen, wie sich auch die Saargegend durch Eisen- und Glashütten, Thonwaaren, chemische Produkte und dergleichen eine angesehene Stellung erworben hat. Endlich erinnern wir noch an Oberschlesien, Sachsen u. a., deren Bedeutung ebenfalls lediglich auf der Kohle beruht. Wenn irgend ein Land, so ist Deutschland durch seine Kohlenschätze befähigt und bestimmt, der englischen Weltmacht erfolgreiche Konkurrenz zu machen.

Was soll ich nun über das Eisen sagen? Es ist das nützlichste und ohne Frage unentbehrlichste aller Metalle, seine kulturgeschichtliche Bedeutung reicht daher in die ältesten Zeiten hinauf und steigert sich noch heute von Tag zu Tage; denn täglich dehnt sich das weltumfassende Eisenbahnnetz, dessen Länge schon jetzt etwa 45 000 Meilen oder 334 000 Kilometer, d. h. mehr beträgt, als der achtfache Umfang der Erde, weiter aus und verbreitet überallhin Kultur und Civilisation.

Genug, wo die Mineral- und besonders die Metallschätze nicht zu Mißbrauch und Ausschweifung geführt haben, da haben sie überall höchst segenbringend gewirkt, ja, wir können im Allgemeinen sagen, daß sich ohne sie die Kultur der Menschen schwerlich zu ihrer heutigen Höhe entwickelt haben dürfte.

IV. Die Thier- und Pflanzenwelt.

Auch über die kulturhistorische Bedeutung der Thier- und Pflanzenwelt[11]) können wir nur wenige zerstreute Bemerkungen anfügen.

Ohne Rind und Roß war eine intensivere, den gesteigerten Anforderungen genügende Bebauung des Ackers unmöglich. Infolge des Mangels an solchen nutzbaren Thieren fehlte in Amerika

bei den Ureinwohnern die Möglichkeit der Entwicklung von Hirten- und Ackerbauvölkern; nur wenige ackerbautreibende Nationen und daneben Jäger fanden sich daher bei der Entdeckung vor. Durch die Einführung unserer Herdenthiere hat sich aber das Aussehen des Landes vollständig geändert, es ist durch diese in Wahrheit der Kultur gewonnen worden. — Das Renthier allein macht die Polarzonen bewohnbar, indem es dem Menschen alle Bedürfnisse befriedigt; in Nordamerika hat man es zu zähmen nicht verstanden, und daraus erklärt sich der Gegensatz der Armuth, Noth und Wildheit der Eskimos und nördlichen Indianerstämme gegenüber dem behaglicheren und friedlicheren Dasein der Polarvölker der alten Welt. — Was wäre der Sohn der weiten pfadlosen Sandwüsten und öden Steppen, der Araber, ohne sein Kamel! Und seitdem es durch den Einbruch der Araber über ganz Nordafrika bis südlich zum Niger verbreitet worden ist, hat eine neue Periode in der Geschichte auch dieses Erdtheils begonnen. — Aehnliche Bedeutung hat der Elephant für den Indier, das Lama für den Südamerikaner. — Im Norden als Zugthier bei Winterschlittenreisen geradezu unentbehrlich, ist der Hund überhaupt in allen Zonen dem Menschen ein freundlicher Begleiter, ein nützlicher Gehilfe bei Jagdzügen und ein treuer Wächter des Hauses. — Selbst manche wilde Thiere sind für Völkerverkehr, geographische Entdeckungen und geschichtliche Verhältnisse von hoher Bedeutung geworden, wir nennen nur die Pelzthiere und den Elephanten; nicht minder verdient endlich der ozeanische Fischfang erwähnt zu werden.

Ebenso wie durch Vorkommen oder Fehlen der Thierwelt ist die menschliche Gesellschaft auch durch die verschiedene, bald reichere, bald ärmere Entwicklung der Pflanzenwelt an den verschiedensten Stellen der Erde aufs mannigfachste gefördert

oder gehemmt worden. Das reiche Vorkommen und üppige Wachsthum unſerer Getreidearten rief die alten Kulturſtaaten in Meſopotamien hervor; der Anbau des Reis hat das chineſiſche Volk von den Bergen in die weiten Ebenen des chineſiſchen Tieflandes geführt und dort eine ungeheure Bevölkerung ſich anſammeln laſſen. Der gänzliche Mangel an nutzbaren Gewächſen hielt die Rothhäute Nordamerikas ſowie die Urbevölkerung Auſtraliens auf der Stufe des Jagd- und Sammellebens zurück, und den thatkräftigen Einwohnern Neuſeelands mußte es wie eine Erlöſung erſcheinen, als ihnen durch die Einführung europäiſcher Kulturpflanzen die Möglichkeit zu höherer Entwicklung gegeben wurde. — Wer möchte ferner nicht die faſt geometriſch regelmäßigen Formen der Cypreſſe, Pinie und Palme in der klaſſiſchen Formenſtrenge der antiken Poeſie oder die überwältigende Fülle und den ungeheuren Formenreichthum des indiſchen Waldes in der Maßloſigkeit der religiöſen Vorſtellungen der Indier wiedererkennen! Und die gothiſche Baukunſt hat ihre Formen im Einzelnen ſicher dem hochſtämmigen deutſchen Laubwalde entlehnt. — Wie hätte ſich in ſolchen Ländern, wie die Sahara oder Centralaſien, welche, durch Bodenbildung und klimatiſche Verhältniſſe gezwungen, ſich ſpröde der Einführung neuer Formen widerſetzten und daher auf ihre einförmige und ärmliche Vegetation beſchränkt bleiben mußten, die Kultur höher entwickeln können; wie viel reicher konnte ſich dagegen das induſtrielle, commerzielle und geiſtige Leben in einem Lande, wie z. B. Europa, entfalten, welches im Stande war, neben ſeiner eigenthümlichen Pflanzenwelt auch die Gaben der Fremde aufzunehmen! Denn wie die Kulturpflanzen von Oſten nach Weſten, von Süden nach Norden gewandert ſind, ſo die Kultur in jeder Geſtalt. Aus Aſien ſtammen unſere Obſtfrüchte, eben daher auch unſere Märchen und

Sagen, unsere religiösen Systeme, alle grundlegenden Erfindungen und Anfänge technischer Künste. Griechenland und Italien aber, welche uns diese Errungenschaften übermachten, fügten noch hinzu edlere Sitte, tieferes Denken, ideale Kunst, humane Zwecke und die höheren Formen politischer und socialer Gemeinschaft.

Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß in Betreff der Thier- und Pflanzenwelt, abweichend von den übrigen Punkten, das kulturfördernde Moment in dem Reichthum an Gaben liegt, — denn sonst müßte ja die Tropenzone bei ihrem unendlichen Ueberfluß die Entwicklung des Menschen am besten unterstützen, während in Wirklichkeit das Gegentheil der Fall ist, — sondern das ist die günstigste Erdstelle, wo der Mensch unter Zusammenwirkung der anderen günstigen Bedingungen, wie Klima, Bodenbeschaffenheit und Bewässerung, durch eine gewisse Mannigfaltigkeit der Thier- und Pflanzenformen in den Stand gesetzt ist, sich vermittelst seiner Arbeit in Ackerbau und Viehzucht aus seiner örtlichen Beschränktheit herauszureißen und sich eine Unabhängigkeit von den Zufällen der Natur zu verschaffen.

Trotz der Richtigkeit und Unanfechtbarkeit des gefundenen Resultats, daß nämlich alles, was den Menschen mit den Menschen in innige Berührung setzte, fördernd auf seine Kulturentwicklung wirkte, dagegen alles, was ihn einseitig machte und absonderte, seine Entwicklung erschwerte, wäre es doch ein großer Irrthum, zu glauben, daß unsere heutige Kultur lediglich ein Produkt der äußeren Bedingungen sei. Im Gegentheil! Es kam überall auch darauf an, daß das rechte Volk an die rechte Stelle gelangte: nur wo sich zum begünstigten Lande der begabte Menschenschlag fand, nur da wurde die Kultur wirklich gefördert. So haben vor den

Griechen zahlreiche Barbarenstämme lange Zeit die Balkanhalbinsel und die Küste von Kleinasien bewohnt, ohne eine nennenswerthe Kultur hervorzubringen, und an dem stumpfen Geiste der Türken gehen alle Einwirkungen der einst und noch immer so reichen Natur der Mittelmeerländer spurlos vorüber. Die äußeren Bedingungen konnten wohl den Fortschritt erleichtern, aber die Benutzung der Vortheile und Erleichterungen war die eigenste That der Menschen!

Allerdings haben die Naturverhältnisse lange Zeit fast wie ein Verhängniß auf dem Entwicklungsgange der menschlichen Gesittung gelastet, die Kulturgeschichte darf daher den Wohnort der einzelnen Völker und die natürliche Ausstattung desselben keineswegs unbeachtet lassen: aber jene Herrschaft wurde mit jedem Fortschritt der Kultur lockerer, insofern es dem Menschen gelang, sich mehr und mehr dem Einfluß zu entziehen, die Naturgewalten sich zu unterwerfen und den Wohnort schließlich in ein Produkt seiner Thätigkeit und Kunst zu verwandeln. Durch den stets sich steigernden Verkehr und Austausch der Ideen kamen die Fortschritte des einzelnen Volkes der ganzen Menschheit zu gute, und seitdem die Erde, welche man bis dahin ohne Grenzen glaubte, Dank den Entdeckungen eines Kopernikus und Kepler sich in einen kleinen Planeten verwandelt hat, sind die Bewohner desselben einerseits zum Bewußtsein ihrer Kraft gelangt und haben sich die Herrschaft über den Erdball immer mehr angeeignet, andererseits aber ist auch das Bewußsein der Einheit des Menschengeschlechts erwacht und läßt die Menschheit mehr und mehr als eine große Familie sich fühlen. Nicht am wenigsten hat hierzu die Benutzung zweier Kräfte beigetragen, welche die moderne Zeit so eifrig pflegt: des Dampfes und der Elektrizität. Denn obwohl kaum ein halbes Jahrhundert vergangen ist, seitdem im März des

Jahres 1829 der erſte Schienenweg zwiſchen Liverpool und Mancheſter mit Dampfkraft befahren wurde, giebt es vermöge der ungeahnten Ausdehnung des Eiſenbahnnetzes heute keine Entfernung mehr, und gleichzeitig verkündigt das Wort des Menſchen, von den Flügeln der Elektrizität mit einer Schnelligkeit, welche ſelbſt die des Sonnenlichtes übertrifft, von Ort zu Ort getragen, die Wahrheit deſſen, was Columbus an die Königin Iſabella ſchrieb:

„Die Erde iſt nicht gar groß, viel kleiner, als das Volk es wähnt!“

Anmerkungen.

1) Die Herausgabe dieſes Vortrags, der ſchon im Jahre 1879 gehalten worden war, iſt veranlaßt durch das Erſcheinen des Werkes von Ratzel, Anthropo-Geographie oder Grundzüge der Anwendung der Erdkunde auf die Geſchichte. Stuttgart 1882. Die einzelnen Abſchnitte ſind mit Ratzel verglichen und theilweiſe in Einklang gebracht worden.

2) II, 2.

3) Nach Peſchel, Probleme zur Länder- und Völkerkunde.

4) Vergl. Guthe-Wagner, Lehrbuch der Geographie. 5. Aufl. I, S. 185, § 50.

5) Vergl. Ratzel, a. a. O. S. 309 f.

6) Guthe-Wagner, a. a. O. S. 282/3.

7) Dieſes Kapitel iſt bei Ratzel, S. 181—209, ſo vortrefflich behandelt, daß ich mich mehrfach auch im Wortlaut ſeinen Auseinanderſetzungen habe anſchließen zu müſſen geglaubt.

8) Weitere Bemerkungen und Beiſpiele bei Ratzel, S. 201.

9) A. a. O. S. 219 ff.

10) Vergl. Ratzel, a. a. O. S. 229—295.

11) Vergl. Guthe-Wagner, a. a. O. S. 109—128.

(288)

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerſtr. 17a

Ein Bild aus der Zeit

der

nreformation in Siebenbürgen.

Vortrag,

ılten am 24. November 1883 in Hermannſtadt

von

Friedrich Czekelius.

33 8H3

Berlin SW., **1885.**

Verlag von Carl Habel.

(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)

33. Wilhelm-Straße 33.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Die jüngst verrauschten Festtage haben uns Allen neben dem Bilde Luthers, dem die Feier galt, auch die Größe und Bedeutung seines Reformationswerkes für Kirche und Schule für das religiöse Bewußtsein und die Fortentwickelung der Wissenschaft, für das deutsche Volk und seine Sprache vor die Augen geführt und unsere Herzen geschwellt in dem Gedanken, daß auch wir Theil haben an dem Segen, der von jenem Manne, der aus jenem Werke hervorging.

Und zwar hat sein Werk hier in der Mitte unserer Vorfahren nicht nur einen wohlbereiteten Boden und empfängliche Herzen gefunden, sondern der Zeiten und Verhältnisse Gunst haben es hier gehütet und geschützt, wie nirgend sonst, daß es in beinahe unangefochtener Weise sich entwickeln konnte, während sonst in Europa, in Spanien, in den Niederlanden, in Deutschland Ströme Blutes seiner Bekenner flossen, bis es sich — und da nicht allerorten, — sichern Bestand erkämpfte. Und während nach blutigem Kriege in Deutschland im Augsburger Religionsfrieden die Religionsfreiheit auf die unmittelbaren Reichsstände beschränkt und bezüglich der Unterthanen der Grundsatz ausgesprochen wurde, „dessen das Reich, dessen Religion," während in diesem Frieden durch den sogenannten geistlichen Vorbehalt die Keime zu den spätern furchtbaren Religionskriegen gelegt wurden, sprach der Mediascher Landtag des Jahres 1554 den schönen Grundsatz aus: „daß der christliche Glaube einer sei und die Söhne des Landes nur in Beziehung auf Ceremonien und die Verwaltung der Sacramente von einander abwichen;" der Tordaer Landtag des Jahres 1568, der Vásárhelyer des

Jahres 1571 sprachen volle Gedanken- und Religionsfreiheit aus, „denn der Glaube sei Gottes Geschenk" und „darum soll Gottes Wort überall frei können verkündigt werden und wegen seines Bekenntnisses soll Niemand verfolgt werden, weder Prediger noch Hörer." Und am Ausgange des Jahrhunderts 1595 hat der Landtag noch einmal die Rechtsgleichheit und Freiheit der vier recipirten Religionen, der calvinischen, der evangelischen A.-B., der römisch-katholischen und arianischen Lehre ausgesprochen. So war Siebenbürgen der Hort religiöser Freiheit geworden und im Schutze von Staatsverträgen und Friedensschlüssen wuchs und gedieh im deutschen Volke der Siebenbürger Sachsen Luthers Werk in Freud und Leid, in der Noth der Türkeneinfälle und des Bürgerkrieges. Auch das 17. Jahrhundert sichert bei allen bedeutendern und gewichtigern Veranlassungen dem protestantischen Bekenntniß seinen Bestand. Im westphälischen Frieden 1648 wird derselbe gewährleistet und in die Regelung der Verhältnisse der europäischen Staaten aufgenommen und, als Siebenbürgen dauernd unter die Fittige des Hauses Habsburg kommt, sichert Kaiser Leopold I. im Leopoldinischem Diplom 1691 die kirchliche Autonomie der evangelischen Kirche in Siebenbürgen in feierlicher Form.

Aber schon in den 70er Jahren des 16. Jahrhunderts, noch unter der Regierung einheimischer Fürsten, sind Versuche jener Reaktion bemerklich, die in Oesterreich, und Frankreich besonders, so erfolgreich und so grausam die Fahne des Katholicismus schwingt, deren Ziel Wiedergewinnung der Protestanten und Unterwerfung derselben unter das römische Joch, die abermalige Knechtung der Geister und Eroberung der Weltherrschaft, deren hauptsächlichste Bannertrager die Jesuiten sind. Von Stephan Bathori in das Land gerufen, gründen sie Schulen und Academien zu Klausenburg, werden die Vormünder des jungen Fürsten Sigismund und zeigen alsbald durch ihr agressives

Vorgehen den protestantischen Landständen, welche Gefahr von ihnen der Sache der protestantischen Freiheit droht. Schon 1588 werden sie aber vom Landtag geächtet und da sie durch Alphons Carillo, des jungen Fürsten Beichtvater, ihre Thätigkeit wieder beginnen, wird 1603 von der aufgeregten Bevölkerung Klausenburgs ihr Collegium von Grund aus zerstört.

Nach Hermannstadt waren sie zuerst mit den Truppen des kaiserlichen Generals Basta 1602 gekommen, und so gewaltsam war die Herrschaft der durch den Krieg verwilderten Soldaten, daß der Jesuit Phiarietti wagen konnte, auf dem großen Ringe vor den Augen der erschreckten Bürgerschaft öffentlich protestantische Schriften zu verbrennen. 1607 werden sie zum zweiten und 1610 zum dritten Male verbannt, aber noch bevor das Jahrhundert zu Ende geht, kommen sie 1688 abermals unter dem Schutze der kaiserlichen Fahnen und nun zu dauerndem Aufenthalte nach Siebenbürgen — auch nach Hermannstadt.

Dem 18. Jahrhundert gehört ihre Hauptthätigkeit an und die Erfolge und Errungenschaften, die der Katholicismus auf Sachsenboden erreicht, verdankt er hauptsächlich ihrer Thätigkeit im 18. Jahrhundert. Wenn es aber erhebend war das Entstehen des großen Reformationswerkes in unserer Erinnerung zu wecken, entbehrt es gewiß auch nicht fruchtbarer Anregung, den Kampf der Freiheit mit dem Gewissenszwang zu betrachten und uns des standhaften Ausharrens der Väter bei aller Anfechtung zu freuen.

So will ich denn auf Grund einer reichen und gerade in den letzteren Jahren in hervorragender Weise zu Tage getretenen Litteratur versuchen, ein Blatt aus dem kirchlichen Leben Siebenbürgens im 18. Jahrhundert und zwar „die Versuche, die sächsische Nation in den Schooß der katholischen Kirche zurückzuführen," aufzurollen.

Wohl sind unsere Väter nicht ohne Besorgniß gewesen

wegen der von ihnen so hochgehaltenen Religionsfreiheit, als mit dem Ende des 17. Jahrhunderts endlich dauerndere und größere Gewähr materieller und persönlicher Sicherheit bietende Verhältnisse dem schwergeprüften Vaterlande mit der Besitzergreifung desselben durch Leopold I. heranzudämmern schienen. War doch seit dem Beginn der Reformation gerade das habsburgische Herrscherhaus der Mittelpunkt des Wiederstandes, den die alte Kirche der neuen leistete, die außerordentlich thätige, vor keinem Mittel zurückschreckende Stütze derer, die das römische Joch den befreiten Völkern aufs Neue auf den Nacken legen wollten. Deshalb begann auch die katholische Minderheit im Lande schon mit dem Einmarsch des Generals Caraffa ihr Haupt zu erheben. Dem Heere folgte und an seine Fersen heftete sich die katholische Propaganda; die Klausenburger und Weißenburger Reformirten mußten Kirchen abtreten, und „konnten auch", wie G. Hermann [1]) schreibt, „die katholischen Geistlichen ihren Wunsch, die Unkatholischen völlig zu verdrängen und ihre Religion zur Herrschaft zu erheben, noch nicht realisiren, so setzten sie doch alle Spannfedern in Bewegung, um die bei der Reformation eingegangenen und jetzt in weltlichen Händen befindlichen bischöflichen und Kirchengüter wieder an sich zu reißen, die Protestanten aus ihren Aemtern zu verdrängen und wo immer eine Stelle offen wurde, Katholiken unterzubringen."

Deshalb waren die zwei ersten Artikel des Leopoldinischen Diplomes, nach deren erstem „die vier recipirten Religionen in Kraft verbleiben und keine Neuerungen eingeführt werden sollten," nach deren zweitem „in den bisherigen Schenkungen, Privilegien, Gütern, jeder Stand und Person ohne Unterschied ungekränkt erhalten werden sollte," für die Protestanten und die Sachsen insbesondere von der höchsten Wichtigkeit.

Andrerseits befreite aber die kaiserliche Herrschaft die Sachsen von den Bedrückungen des Adels, dem auch der Fürst angehört

hatte, sie schien ihnen in der Rechtscontinuität der Krone begründet, sie war allein im Stande, das Ansehn und den Frieden des Landes gegen die Türken zu schützen und sie gab den Sachsen den stamm- und sprachverwandten Herrscher. Deshalb stellten sie sich von allem Anfang, trotz der Gefahren, die für sie daraus erwuchsen und für ihre Kirche noch erwachsen konnten, auf die Seite des Kaisers und harren aus in dieser Stellung trotz der Drangsale, die ihren Städten und Dörfern ebenso von Seite der kaiserlichen, als von Seite der aufständischen Truppen zu Theil werden, trotz des schmachvollen Todes ihres Vorkämpfers Sachs v. Hartenek[2]) und trotz der rauhen, gesetzesverachtenden Willkürherrschaft der kaiserlichen Generale und Commandirenden.

In den wirrvollen Zeiten der Tökölyischen und Rakotzyischen Unruhen, wo die Kriegsfurie Jahre lang durch das Land tobte und die Generale Leopolds und Josefs I. besonders in den sächsischen Städten ihre Hauptquartiere aufschlugen und ihre Stützpunkte fanden, begann die katholische Propaganda nur leise und gleichsam versuchsweise ihr Haupt zu erheben. Der Gedanke aber, das ganze Land der römischen Kirche wieder zu gewinnen, war von allem Anfang in Wien vorhanden. Schon 1686 waren mit dem General Caraffa die Jesuiten nach Hermannstadt gekommen und hatten auf des Generals Befehl „die Schneiderlaube" als Garnisonskirche erhalten — die erste katholische Kirche in Hermannstadt nach der Reformation. Als sie 10 Jahre später auf des Kaisers Befehl feierlich zur Gründung eines Collegiums in Hermannstadt eingeführt werden, schreibt P. Schreyer: „Wir sind in dieser hinlänglich hübschen Stadt von den lutherischen Sachsen mit überaus großer Freundlichkeit aufgenommen worden, wissen aber nicht, ob diese Zuvorkommenheit mehr dem kaiserlichen Befehl, oder ihrer Neigung gegen uns zuzuschreiben. Wir wollen uns übrigens Mühe geben, diese Sachsen, die dem Kaiser so ergeben scheinen, für

uns zu gewinnen und hoffen auf eine reichliche Ernte im Weinberge des Herrn."

Allein noch war Siebenbürgen ein viel zu umstrittenes Besitzthum, als daß man es hätte wagen können, ihrem Bekehrungseifer freie Hand zu lassen. Wenige Jahre vorher hatte Caraffa dem Jesuiten P. Kollonich, der mit der Schneiderlaube nicht zufrieden, eine „der vielen Kirchen" Hermannstadts verlangte, geschrieben: „Wenn es dem P. Kollonich und den übrigen Ordensgenossen in der Hermannstädter Kapelle zu enge ist, so möge er mit ihnen nach Rom in den Lateran, Vatican oder zu St. Peter ziehen." Er kannte eben die Wichtigkeit und die Empfindlichkeit und den Argwohn der Sachsen in Bezug auf ihre Religionsfreiheit, den die eben stattgefundenen Verfolgungen in Ungarn rechtfertigten. In einem Memorandum an Kaiser Leopold aus dem Jahre 1690 schreibt er: „Die evangelische Religion der Sachsen in Siebenbürgen ist auf keine Weise zu berühren, ja sogar auch der geringste Schein zu vermeiden, weniger, daß man dieselbe anfechten, oder darin etwas mutiren wolle, zu argwöhnen Anlaß und Ursache geben könnte. Denn in diesem Stück ist das Volk, besonders die Sachsen, in welchen Robur Transilvaniä ganz allein besteht, so eifrig, daß sie, um ihre Religion zu vindiciren, Alles auf die Spitze setzen; anbei auch so argwöhnisch — —, daß sie keiner Verführung, die man auch mit 1000 Eiden bekräftigt, glauben, sondern jeden Schritt, den sie vermuthen, daß er dem Religionswesen zu nahe treten möchte, vor verdächtig halten und sich darüber allarmiren thun. Gleichwie nun ein so beständiges Mißtrauen die Liebe, die ein Unterthan gegen seinem Herren tragen soll, keine Wurzel fassen läßt: also ist solchem Diffidenz durch ein Verhalten, welches die Siebenbürger überhaupt, daß sie in der Religion keine Gewalt und im Gewissen keinen Zwang zu befürchten haben, zu tilgen." Erst mit dem Regierungsantritt Karls VI.,

als nach dem Szathmarer und Utrechter Frieden auch für diese Lande ruhigere und friedlichere Zeiten eingetreten waren, beginnt unter dem Druck der kaiserlichen Commandirenden auch im Sachsenlande eine Gegenreformation, die, wenn sie auch nicht, wie gleichzeitig in Ungarn, „die Studenten aus den reformirten Collegien verjagt und den Protestanten nicht einmal Privatandachten auf dem freien Felde erlaubet, vielmehr das gemeine Volk mit Gewalt zur katholischen Religion zwingt," dennoch bald allenthalben in den sächsischen Städten fremde Elemente ansammelt, katholische Kirchen und Schulen entstehen, Mönchs- und Nonnenklöster aufbauen läßt, die alle Künste der Verführung, alle Lockungen der Staatsbegünstigung und Beförderung spielen läßt um Proselyten zu machen, die Convertirte und Fremde in alle öffentlichen Aemter und Angelegenheiten der Sachsen hineindrängt, und bei allen Entscheidungen nicht das Recht und die Sache, sondern die Confession das erste Wort führen läßt und die bis zum Ende des Jahrhunderts ihren demoralisirenden Einfluß übt und viel, wenn nicht alles, dazu beigetragen hat, daß bis heute Protestanten und Katholiken in sächsischen Städten, selbst wenn sie demselben Volke angehören, sich fremd gegenüberstehen. Im Sachsenvolk selbst haben, Gott sei Dank, diese Versuche das Gegentheil von dem erlangt, was sie erstrebt. Der Kampf selbst entbehrt des heldenhaften, romantischen Gepräges, es ist ein Kampf, in dem die Angegriffenen die Faust im Sacke machen müssen —, aber sie führen ihn mit dankenswerther, zäher Ausdauer, dem Feinde kaum Schritt für Schritt Raum gebend — und wenn auch kein glorreicher Sieg ihre Ausdauer krönt, sondern eine geänderte Weltanschauung und der am Ende des Jahrhunderts mit brennender Fackel einherschreitende Zeitgeist den Angriffen ein Ziel setzt, so ist das Volk doch als einig und ungetheilt beisammen geblieben und hat sich in dem alten Glauben der Väter die alte Freiheit, die deutsche

Sprache und Nationalität und seine heiligsten Güter in das neue Jahrhundert und bis auf unsre Tage gerettet. —

Nachdem im März 1714 der Rastätter Frieden geschlossen war, wurde am 14. Februar 1716 in Georgius Martonsi Baron v. Karozfalva der erste katholische Bischof von Siebenbürgen feierlich installirt und ihm mit einer flagranten Rechtsverletzung an den Reformirten, denen man unter Assistenz des Generals Steinville die von ihnen seit 120 Jahren besessene Kathedralkirche fortnahm, Kärlsburg zur Residenz angewiesen. Bald bedurfte man allenthalben in protestantischen Orten, zuerst für die Garnisonen, dann für die Mönche und Nonnen, dann für die katholischen Einwohner Kirchen, Klöster, Schulen, Buchdruckereien u. s. w. und wo die Magistrate dem Verlangen nicht, oder nicht in der gewünschten Bereitwilligkeit und Oppulenz nachkamen, folgte dem motivirten Ansuchen der militärische Befehl, Drohungen und Gewalt.

Zuerst trat die Frage der Abtretung von Kirchen für den katholischen Gottesdienst in den sächsischen Städten noch unter dem Commando des Generals Steinville 1616 an Hermannstadt und Kronstadt heran. Es ist bezeichnend, daß diese Abtretungen nicht an die Jesuiten, sondern an die Franciskaner erfolgen. Man hütete sich Mißtrauen zu säen — aber Jesuiten nahmen die Consecrationen vor, waren die Festredner und behielten die ihnen schon früher zum gottesdienstlichen Gebrauch angewiesenen Baulichkeiten. Je mehr und je freiwilliger übrigens hier wie dort gegeben wird, desto begehrlicher werden die Empfangenden, und die Magistrate beeilen sich ebenso durch freiwillige Geschenke an die Commandirenden, wie durch die größte Zuvorkommenheit und Bereitwilligkeit sich Gunst und Wohlwollen der Hochmögenden und durch sie vielleicht der Krone zu erwerben. In Hermannstadt wird die verlangte Abtretung der Kirche und des Klosters für die Franciskaner, an welchem bis dahin zwei evan-

gelische Prediger dienten, wenigstens damit zu motiviren gesucht, daß für höher gestellte Personen katholischer Religion, insbesondere des Militärs keine geeignete Begräbnißstelle vorhanden sei. Die Kirche und das daran stoßende Haus wurde am 16. Februar 1716 den Franciskanern unter der ausdrücklichen Bedingung übergeben, deutsche Ordensglieder in das Kloster einzuführen. — Wenigstens nach einer Richtung eine Deckung; — doch sie blieb auf dem Papier.

In Kronstadt bat Steinville am 1. December 1716 um die Johanneskirche und erklärte, die Bereitwilligkeit des Magistrates als ein besonders Merkmal des seiner Person wiederfahrenen Wohlwollens anerkennen zu wollen. Aber der mit diesem Auftrag betraute Commandant von Kronstadt, Tige, drohte die Kirche mit gewaffneter Hand einzunehmen, falls sie ihm nicht sogleich aufgemacht würde. Vor die ohne Weigerung übergebene Kirche wurde eine Militärwache gestellt. Als aber der überrumpelte Magistrat statt der Johanneskirche die Klosterkirche anbot, wurde auch diese angenommen und den Franciscanern übergeben. Die Pestzeit der Jahre 1718—1720 unterbrach die Fortführung dieser Angelegenheit. Um so nachdrücklicher führte sie vom Jahre 1721 an Steinvilles frommer Nachfolger Damian Graf von Virmont. An alle sächsischen Städte, in denen die Katholiken noch keine Kirchen hatten, nach Bistritz, Mediasch, Schäßburg wurde die Aufforderung geschickt, dafür zu sorgen, daß diesem Mangel abgeholfen, oder von den über Bedürfniß vorhandenen evangelischen Kirchen eine abgetreten werde. Die Durchführung und Berichterstattung in diesen Angelegenheiten wird häufig untergeordneten Militärpersonen aufgetragen und den an ihre Autonomie und Selbstständigkeit gewohnten Magistraten in einer Weise begegnet, wie man dessen höchstens nach dem Einmarsche der Feinde in der Fürstenzeit sich versah.

Am 12. October 1721 hatte der Commandirende dem zum

Conflux in Hermannstadt anwesenden Mediascher Bürgermeister Andr. Hann aufgetragen, weil doch mehr Kirchen in Mediasch wären, als die Einwohner von Nöthen hätten, eine „für die Religion des Landesfürsten" einzuräumen. Noch vor dem Ablauf des Monats bringt er den Antrag der Mediascher, die Nikolauskirche auf dem Zekisch abtreten zu wollen, aber Virmont, von dem den Sachsen übelgesinnten Gubernator Kornis, dem Haupt der katholischen Partei, falsch berichtet, fährt die Deputation mit diesen Worten an: „Er könne nicht glauben, daß ein Medwischer Magistrat und Communität so dumm sein sollten und Ihr k. k. Majestät mit einem solchen Capellerle abzustecken gedächten." Sie sollten in drei Tagen sich bedenken und das Kloster cediren. Am 1. November cediren sie Kloster und daranstoßendes Predigerhaus — wie sie schreiben „auf Ihro Excellenz vorbeschehene freundlichste Ansuchung und väterliches Einrathen."

Das Geschenk bestand aus der Spitalskirche, zwei Kapellen, dem stockhohen Kloster mit 24 Zimmern außer dem großen Refektorium, Kellern, Scheunen und Stallungen, der Predigerwohnung, einem großen Garten und einem Stadtthurme und wurde den Franciskanern am 16. November 1721 übergeben. Die Schäßburger wurden erst zwei Jahre später vom Grafen Königsegg freundlich aufgefordert, desgleichen zu thun. Sie offeriren „die Nonnenkirch und ein daneben liegendes, von ihnen zu kaufendes Privathaus. Wenige Wochen später theilt ihnen General Langlet zu ihrem Entsetzen mit, sie hätten 3 Kirchen zur Auswahl angeboten und als sie wagen, diesen Irrthum zu corrigiren, wird ihnen unter Drohungen gesagt, die Nonnenkirche sei kein Bethaus, sondern ein Mehl-Magazin; man wolle nicht so unchristlich sein, ihnen ihre Hauptkirche auf der Burg zu nehmen, aber die Spitalskirche in der Stadt sei gerade gut gelegen. Diese Kirche war die einzige in der untern Stadt außerhalb der Burg! Die Schäßburger remonstriren. Sie bieten

später ein Haus in der Stadt, Langlet verlangt deren drei. Er bittet, er droht, er giebt harte Worte, da aber die Schäßburger fest bleiben und die Sache sich sehr in die Länge gezogen, wird endlich ihr Offert mit einigen Erweiterungen angenommen, Königsegg war ein Freund der Sachsen. In einem Projekt „die siebenbürgisch sächsische Nation vor dem vor Augen habenden Untergang zu retten und zu redintegriren," spricht er den Gedanken aus, man solle diese Nation, deren Gebiet manches deutsche Herzogthum überrage, von den übrigen Nationen des Landes gänzlich separiren, selbstständig stellen und durch deutsche Einwanderung stärken.

In Hermannstadt standen damals zwischen dem großen und dem kleinen Ring eine Anzahl Häuser mit Zunftlauben und andern Verkaufshallen — unter andern da, wo jetzt der Thurm der katholischen Kirche steht, die Stadtapotheke — daneben war eine freie Gasse zur Verbindung der beiden Plätze. Diese Lauben und Hallen trugen den Zünften und der Stadt ein nicht undedeutendes Einkommen. Auch das städtische Waghaus und die den Jesuiten eingeräumte Schneiderlaube war dort. Da nun Hermannstadt schon früher den Franciskanern unentgeltlich Gotteshaus und Kloster abgetreten hatte, konnte man ihnen nicht wohl noch eine Kirche abverlangen. Aber unter dem „frommen" Virmont wehte in Siebenbürgen eine zu günstige Luft, als daß die Jesuiten nicht hätten versuchen sollen, jetzt ihre alten von Caraffa so energisch zurückgewiesenen Plänen wieder aufzunehmen. Sie schritten deshalb beim Magistrat um Zuweisung des Platzes von der Stadtapotheke bis zu ihrem Wohnhaus — dem jetzigen katholischen Stadtpfarrhof — zum Aufbau einer Kirche ein. Der Platz enthielt auch ihr bisheriges Oratorium. Am 20. August 1721 erschien Virmont selbst zur Unterstützung des Gesuches in der Communität, das denn auch bewilligt wurde. Bis zum Ausbau der Kirche im Jahre 1732 gab es jedoch noch eine

Menge Nörgeleien und Versuche, mehr zu erlangen als gegeben war, obgleich schon das Uebergebene das städtische Einkommen bedeutend schmälerte. Die Jesuiten sollten dafür ihre Schullocalität über der Stadtapotheke abtreten. Sie gaben dieselbe jedoch 1726 nur unter der Bedingung heraus, daß ihnen die Stadt dafür das Schullerische Haus zu Schulzwecken überließ. Und kaum hatten sie sich damit von der Nachgiebigkeit der Commune überzeugt, verlangten und erhielten sie ihr neues Schulhaus zusammt der Stadtapotheke zum Thurmbau. Bis zum Ausbau ihrer Kirche verlangten sie interimistisch die Einräumung der an die große evangelische Kirche angebauten „Neuen Kirche" und waren kaum mit der interimistischen Einrichtung der Goldschmiedlaube zufrieden zu stellen. In dem neugebauten Hause richteten sie einen convictus nobilium und ein Knabenseminar — die Anfänge des jetzigen Staatsgymnasiums — ein. Unter ihrer Führung kamen 1733 die Ursulinerinnen nach Hermannstadt. Ihr jetziges Kloster und ihre Kirche hatten seit der Reformation theils städtischen, theils confessionellen Zwecken gedient und war trotz der Gegenbemühungen der Communität und des Magistrates, die sich gegen die Hereinberufung der Nonnen sträubten, „auf höhern Befehl" schon 1728 den Jesuiten übergeben worden.

Virmont konnte übrigens seine Schöpfungen nicht genießen. Er war schon 1722 gestorben. Schon 11 Jahre nach seinem Tode — die Jesuitenkirche steht eben im Schmucke ihrer Neuheit da, krönt der Commandirende Graf Wallis diese äußerlich sichtbare Katholisirung unserer Stadt, indem er 1733 auf eigene Kosten auf den Hauptplatz der alten evangelischen Sachsenstadt das große Sandsteinbild des böhmischen Heiligen Johann Nepomuk stellt! Desselben Nepomuk, der auf Betreiben der Jesuiten am 19. März 1729 heilig gesprochen worden und der in Böhmen das Symbol des Unterganges der politischen und religiösen

Freiheit des Landes ist. Auch hier war er wohl ein äußeres Zeichen für die siegreichen Bestrebungen der Feinde der Reformation und für die Ketten, mit denen die alte Freiheit gebunden wurde. Oder sollte er eine Sühne sein für das Blut, das 30 Jahre früher an derselben Stelle für das Sachsenrecht geflossen — das Blut Sachs v. Hartenecks!

Ein anderer Angriff erfolgte auf die Zehnten der evangelischen Geistlichen, einen mächtigen Factor deutsch-evangelischer Cultur in Siebenbürgen, den in andere Hände zu bringen sich die Mißgunst der andersprachigen Compatrioten mit den Interessen der fürstlichen Kammer und der katholischen Propaganda verbanden.

Von jeher war dieser Zehnten als eine Grundlast, die auf dem den Sachsen als freies Eigenthum zugewiesenen Boden ruhte, von der Gemeinde nur ihrem Pfarrer und zwar Anfangs überall im vollen Betrage geleistet worden. Er war auch stets ein Angriffsobject für den Bischof und als mit Statilius 1542 und Paul Bornemissa 1556 das katholische Bisthum in Siebenbürgen erlosch, Güter und Einkünfte derselben säcularisirt wurden und der sächsische Zehnten nur dadurch der Säculariſation entging, daß er eben niemals zu den Einkünften des Bischofs gehörte, für die fürstliche Kammer der Nationalfürsten und den Adel der Comitate. Die Gewohnheit, einzelne Theile des Zehntens im Comitate an den Adel, auf Sachsenboden an mächtige Persönlichkeiten und politische Körperschaften zu verpachten, besonders als nach der Säculariſation Verpachtungen früher bischöflicher Einkünfte von Seiten der Kammer als Anerkennung für politische Verdienste galten, führte unter der Regierung der von Jesuiten geleiteten Bathoris zunächst zur zwangsweisen Verpachtung je einer Quarte des vollen Zehntens und unter Gabriel Bathori 1612 zur unentgeldlichen Ueberlassung dieser Quarte an die fürstliche Kammer — den Fiscus. Man mußte froh

sein, der Bedrängniß des Fürsten noch 3 Quarten zu verdanken, denn er hatte ein Jahr früher den Pfarrern nur 1 Quarte gelassen mit den Worten: „Wenn bisher der Fürst mit 1 Quarte ausgekommen, kann der Pfarrer noch eher damit auskommen.“ —

Dieser rechtliche Stand der Angelegenheit kam denn auch in das Gesetz der Aprobaten, blieb die Norm in der Fürstenzeit und wurde durch das Leopoldinische Diplom 1691 und 1693 von Leopold I. übernommen und feierlichst sanctionirt. Die Zehntberechtigung der sächsischen Pfarrer steht demnach beim Uebergang des Landes an das Haus Habsburg so, daß der Zehnt selbst als eine Grundlast erscheint, die nicht an der Person des Zehntgebers haftet, weßhalb denn auch die später eingewanderten und Grund und Eigenthum erwerbenden, der griechischen Kirche angehörenden Romänen und Katholiken den sächsischen evangelischen Geistlichen den Zehnten leisten; daß der Verzehntung mit Ausnahme der Haus- und Baumgärten alles unterliegt, was angebaut wird, dazu Lämmer und Bienen; daß im Hermannstädter, Leschkircher, Schenker, Kosder, Kaisder, Mediascher und Bistritzer Capitel eine Quarte dem Fiscus und drei den Pfarrern, im Brooser und Burzenländer Capitel der ganze Zehnten den Pfarrern, auf Comitatsboden dagegen nur eine Quarte dem Pfarrer, die drei säcularisirten Quarten dagegen dem Fiscus und durch Pachtung dem Adel zukomme. Ebenso steht es mit zwei Quarten des Kleinschelker Capitels und noch einiger Gemeinden. Diese feierlich gewährleistete Rechtslage, die unter so schweren, fortwährend sich erneuernden Kämpfen erstritten worden war und geradezu den Fortbestand der deutschen Cultur und der evangelisch-sächsischen Kirche im Lande bedingte, sollte nun, da man des Kampfes müde, unter gesichertere Verhältnisse zu kommen hoffte, noch viel gefährlichere Angriffe zu bestehen haben als bisher. Denn nun vereinigte sich, wie oben

das Interesse der katholischen Propaganda mit dem der

Landesfinanzen und mit jenem feindlichen Geiſt im Lande, dem der trotz aller Stürme, die über daſſelbe hingefahren, immer noch verhältnißmäßig blühende Zuſtand des freien deutſchen Gemeinweſens ein Dorn im Auge war. Ein Geiſt, der nicht weniger von alten Zeiten her die indigenen nicht deutſchſprachigen Landeskinder, als die eingewanderten katholiſchen Sendlinge der neuen Herrſchermacht beſeelte. Schon am 5. September 1699 verordnet ein königliches Reſcript, die ſogenannten fünf Punkte, daß Katholiken, nicht akatholiſchen Predigern, ſondern katholiſchen Geiſtlichen ihre Zehntquarte zu geben hätten. Dieſe Verordnung konnte ſich nur auf Gebiete außerhalb des Sachſenlandes beziehen, da Andersgläubige, ſeien es nun Romäner oder Katholiken, hier nur von evangeliſchen Sachſen Grund und Boden erworben haben konnten und die darauf haftenden Laſten und Servitute natürlich miterwarben. Es erſchien das auch allen um ſo natürlicher, als ja auch die politiſche Gewalt, die Kammer mit ihrer Quarte, durch eine Aenderung dieſes Verhältniſſes gelitten hätte und von keiner Seite kommen deshalb Klagen, bis durch dieſe Verordnung Hoffnungen und Ausſichten geweckt werden und die nun zahlreich einlaufenden Klagen Gelegenheit zu einem bedeutendern Angriff geben. Kaiſer Leopold giebt zwar 1703 die Beruhigung, daß dieſes Reſcript ſich auf die ſächſiſchen Zehnten nicht beziehe, aber ſchon am 12. October 1731 erhielt der Superintendent L. Graffius in Folge häufigen Streites über die Zehntleiſtung von Katholiſchen an Nichtkatholiſche, den Auftrag, alle Zehntprivilegien vor dem forum productionale vorzulegen. — Das forum productionale war ein Gerichtshof zur Wahrung der Anſprüche, Güter, Regalien und Einkünfte der Krone, deren Eigenthum zwar dem Lande zuſteht, deren Ertrag aber in die fürſtliche Kammer fließt und der Verwendung des Fürſten überlaſſen iſt. Dieſe Fiscalgüter waren in der wirrvollen Fürſtenzeit vielfach verſchleudert worden und ſollten da-

durch wieder hereingebracht werden, daß der vom Fiscal-Director angefochtene Besitz durch Vorweisung (Production) der Besitzurkunde vor dem forum productionale erhärtet werde. Mitglieder dieses Gerichtshofes waren die fürstlichen Räthe, Oberbeamten der Comitate der Seckler und Sachsen und die Gerichtstafelbeisitzer. Im Verlaufe der Zehntprocesse wurden die sächsischen Beisitzer entfernt. Als Epochaljahr, von dem an jeder Citirte seinen Besitz durch Production der Besitzurkunde beweisen mußte, galt das Jahr 1657. Das Unrecht, wornach dem Beklagten der Beweis zugeschoben wurde, wurde dadurch gemildert, daß ein verhältnißmäßig spätes Epochaljahr angenommen wurde und daß der Fiscal-Director nur von erwiesenem Fiscalgut die Production fordern durfte.

Da nun der sächsische Zehnten niemals Fiscalgut gewesen, da die Berechtigung zum Zehntbezug aus dem Andreanum dem Aprobatal- und Compilatargesetz und zahlreichen andern Urkunden leicht zu erweisen war und weit über das Jahr 1657 hinausging, ließ man zwar auf die Remonstration des Superintendenten, daß eine solche Production unvereinbar sei mit dem Leopoldinischen Diplom, die Sache auf sich beruhen, aber es erfolgte gleichzeitig ein um so gefährlicherer, wenn auch gleich unberechtigter Angriff auf den Burzenländer Zehnten, den dieses Capitel, da er im Jahre 1612 intact geblieben war, auch ganz behalten hatte. 1737, dann 1747 vor das Productionalforum gefordert, ergreift das Capitel eine große Angst, denn „die meisten Mitglieder seien dort katholisch" und der natürliche Beschützer der Nation — jetzt der katholische Comes Waldhütter, wollte ihnen nicht einmal zu ihrer Vertheidigung den Andreanischen Freibrief herausgeben. Allerdings hätten sie dessen auch nicht bedurft. Sie deckten ängstlich jene Stellen der Urkunde, welche in die Grenzen des Sachsenlandes das Burzenland nicht einbeziehen, weil es damals noch ein desertum war, mit weißem

Papier zu, statt zu zeigen, wann und wo dasselbe in allen Rechten und Freiheiten mit dem Sachsenland vereinigt worden. Sie suchten aus der Urkunde zu beweisen, was nicht darin stand und stehen konnte, daß die terra Sebus der Urkunde auf das Burzenland hinweise und schädigten und verwirrten dadurch in ihrer Angst und Unkenntniß ihre gerechte Sache. Sie führten „nicht ohne Ungeschick", von allen Rathgebern verlassen, dieselbe so, daß am 26. September 1752 der Protonotar das Urtheil verkünden konnte, daß hinfort „im Burzenländer Capitel der Fiscus drei Quarten, das Capitel nur eine zu beziehen habe." Der von beiden Parteien an den Hof ergriffene Recurs hatte durch die Thätigkeit des um sein Volk so hoch verdienten Sam. v. Bruckenthal den Erfolg, daß Maria Theresia zwar eine neue Untersuchung durch das Gubernium anordnete, als aber hier im Verlauf der nächsten 8 Jahre die Wahrheit sich allmählich Bahn brach, wußte der Fiscus, durch alle Mittel, die ihm die damalige Proceßordnung in die Hand gab und durch solche, deren Andenken nirgend aufbewahrt wurde, es dahin zu bringen, daß das Urtheil im Jahre 1770 bestätigt wurde. Trotz der „ununterbrochnen Kette vergeblicher Versuche der Sachfälligen, zu ihrem Recht zu gelangen, ist es so geblieben bis zur Ablösung der Zehnten und diese selbst erfolgte auf diese ungerechte Basis. Bezeichnend ist aber unter der Fülle falscher Gründe in der Motivirung des Urtheils jener, der da sagt, der Zehnten sei Katholiken, nicht Evangelischen gegeben, „die Pfarrer seien von der katholischen Kirche abgefallen und hätten dadurch auch den Zehnten verloren"! — Die ganze rechtliche Entwicklung der Reformation wurde rund weg geläugnet. Es ist eine Motivirung, wie sie einst Leopold in Ungarn angewendet, in Siebenbürgen nie gewagt und wie sie bei dem Gerechtigkeitssinne der großen Kaiserin nur durch Unkenntniß derselben zu erklären ist.

Vom Jahre 1699 an war der sächsische Fiscalzehnten an

die sächsische Nation verpachtet und zwar betrug der jährliche Pacht von 111 Gemeinden im Jahre 1742 5000 fl. baar und 3000 Kübel Getreide. Vom Jahre 1769 an wurde der Pacht nicht mehr erneuert und die neuen Fiscaldecimatoren suchten sofort den Zehnten auf Gegenstände auszudehnen, die bis dahin der Verzehntung nicht unterworfen gewesen. Schafe, Ziegen, Schweine, Bienen und Gartenfrüchte und der sogenannte „kleine Zehnten" wurden angesprochen, ein Anspruch der, im Interesse des Fiscus erhoben, viel böses Blut machte und endlich zum Processe führte. Das geschah in demselben Jahre 1770, in welchem der Spruch gegen das Burzenland in Rechtskraft gesetzt und den dortigen Pfarrern für immer drei Viertel ihres bisherigen Einkommens entzogen worden.

In demselben Jahre lud der Fiscus, wohl kühn gemacht durch diesen Erfolg, „den gesammten evangelischen Klerus des Sachsenlandes" vor, er möge sich über das Recht zum Bezuge von drei Zehntquarten ausweisen, „da den Pfarrern nach ungrischem Reichsgesetz (Decret. III. Vladisl. II. art. 50) nur eine Quarte gebühre." Ein Gesetz für Ungarn vor der Reformation angewendet auf den evangelisch-sächsischen Klerus Siebenbürgens! Die producirten Urkunden, die historische Entwicklung der Frage, die Allen bekannte Sachlage, das klarste Recht wurde nicht erkannt, das Unrecht hinter den Satz versteckt, der sächsische Klerus habe von dem Bathorischen Vergleich vom Jahre 1612 an manchen Orten keinen oder einen gegentheiligen Gebrauch gemacht und 1774 das Urtheil gesprochen der Fiscus habe fortan von „allen sächsischen Orten auf dem Königsboden" drei Quarten zu beziehen. Ein Urtheil, dessen Vollzug geradezu einem Todesurtheil der Cultur und Bildung des sächsischen Volkes gleich zu stellen gewesen wäre. — An der Spitze des Klerus steht aber Gottlob jetzt in dem Superintendenten G. J. Haner ein Mann, der nicht ermüdet sich dem Unheil entgegenzustemmen.

So geht denn der Proceß mit vielen Kosten und vieler Aufregung weiter bis zum Jahre 1789, beinahe zwei Jahrzehnte, wo die Entscheidung aus Josefs II. Kanzlei herabgelangt, „daß der sächsische Klerus in dem vorgehabten Genusse der in Frage stehenden Zehnten bloß aus Gnade belassen werde." Wie lange mitunter diese Processe dauerten, zeigt der Brooser Proceß, der 1772 in suspenso blieb und endlich, 1827, günstig entschieden wurde.

Auch das Recht auf den Bezug von Zehnten von katholischen Grundbesitzern wird unter Maria Theresia mit Erfolg bestritten und Pater Pettauer erwirkt eine Verordnung, daß vom Besitz von Eheleuten verschiedner Confession der Zehnten zwischen den Pfarrern beider Confessionen getheilt werde. Pater Adrian Simon in Mühlbach ißt freilich damit nicht zufrieden und läßt solchen Zehnten geradezu ganz in seine Scheune führen. Der Gewinn aus den Fiscalquarten des Zehnten der evangelisch-sächsischen Pfarrer wird nur zum Theil zu Staatszwecken verwendet. Schon seit Leopold dient ein großer Theil desselben zur Förderung und zum Glanze der wiedererstehenden Kirche! Die Stolzenburger, Bekoktner, Birthelmer, Lechnitzer Quarte bezieht das katholische Seminar und der von Jesuiten geleitete convictus nobilium in Klausenburg, auch das Karlsburger Seminar, das Theresianische Waisenhaus in Hermannstadt, einzelne katholische Pfarreien sind im Besitz sächsischer Zehntquarten, während die evangelisch-sächsische Kirche keinerlei Staatssubvention bezieht und während zur selben Zeit die evangelischen Gymnasien fast gar keine Dotation besaßen; die Lehrer erhielten zum Theil Gehalte von 4 oder 6 ungrischen Gulden jährlich, oder — gar nichts. —

An der Spitze der Nation, im Rathe der Städte saßen zum Theil Männer, die dem Glaubenswechsel, der socialen Stellung ihrer Gefreundeten, bei eigner Unkenntniß und Ge-

sinnungslosigkeit Amt und Würde verdankten. In diesen Kreisen herrschte oft eine Aengstlichkeit und Widerstandslosigkeit, die die Erhaltung von Volksthum, Sprache und Glauben uns nur dem zähen Volkscharakter zuschreiben läßt.

Wenn aber die Behörden, die Magistrate und Communitäten um ihre Loyalität und Anhänglichkeit an das erlauchte Kaiserhaus zu beweisen bis an die Grenze des im Gewissen zu verantwortenden sich willfährig zeigten, wenn sie der brutalen Ausführung eines in der Zeit und an dem Hof nicht unnatürlichen Wunsches, nichts anderes entgegenzusetzen wußten als reiche, aber vergebliche Geschenke an Generale und Adjutanten, oder andere Dränger, Bitten, Repräsentationen und Deputationen, die selten mehr als eine Verschleppung der Angelegenheiten erzielten, so wuchs einerseits dadurch der Muth der katholischen Partei, ihr Auftreten wurde immer agressiver, andererseits brach sich der Unmuth der Bevölkerung über die ungewohnten Erscheinungen, Anforderungen und Angriffe auf Markt und Straßen Bahn, Pasquille und Störungen der öffentlichen Processionen sind die Antwort, wenn der P. Landschuster von einer auf dem kleinen Ring über Mannesgröße erhobenen Kanzel sich erlaubt, mit unfläthigen Reden gegen die Protestanten, ihre Kirchen und Prädikanten loszuziehn, oder wenn die Patres zur Rettung der Seelen und Leiber zu verschiedenen Malen das Asylrecht der Kirchen und Klöster für zum Tode verurtheilte Verbrecher in Ausübung bringen.

Häufiger Streit ergiebt sich aus der Nichtbeachtung der ungewohnten katholischen Feiertage von Seiten der Protestanten, besonders wenn diese Feiertage durch Processionen und öffentliche Aufzüge auf den Straßen ihren Pomp entfalten und mit Markttagen oder Jahrmärkten collidiren. Die Marktbesucher und die sich ihrer annehmenden Magistrate müssen gewöhnlich der militairischen Macht weichen. Gesetzlich wird aber erst 1751 „Allen,

auch denen, die nicht zur katholischen Kirche gehörten, verboten an katholischen Feiertagen zu arbeiten." —

Alle diese glänzenden Aufzüge, diese Entfaltung, die Augen und die Sinne reizenden Pompes, diese anspruchsvolle Sicherheit des Auftretens sollte auf die Gemüther der Menge wirken, sollte der urtheilslosen Masse den Reichthum, die Macht und das Glück der herrschenden Staatskirche in lockendem Lichte zeigen, — doch sie verfehlte bei dem nüchternen, von protestantischer Schlichtheit und Einfachheit durchdrungnen Sinn unseres Volkes ihren Zweck und erregte nur Spott und Grimm. Man mußte, um etwas zu erreichen, sich an die Führer, an die Intelligenz des Volkes halten, die zogen dann in Stadt und Land den gemeinen Mann wohl nach sich. Was gleichzeitig bei den Romänen so leicht gelungen war, daß durch den Uebertritt des Bischofs Athanasius ein großer Theil des Volkes dem Katholicismus gewonnen wurde, das erstrebte man auch hier. Aber wenn schon dort, wo die griechisch-orientalische Kirche, nicht zu den recipirten Religionen gehörend, nur in geduldeter und besonders von den Reformirten oft angegriffener Stellung, sich an die mächtigste, die meisten Vortheile versprechende, anerkannte Kirche anschloß, wenn schon dort eine beinahe heldenhafte Ausdauer den größern Theil des weniger gebildeten Volkes in der Treue an den alten, von den Vätern ererbten Glauben erhält, mußten den Sachsen gegenüber viel gewundenere Wege betreten, der Bekehrungseifer mit viel größerer Vorsicht angewendet und aus der Rückkehr in den Schoß der katholischen Kirche viel größere Vortheile versprochen und in Aussicht gestellt werden.

Wenn die Landesverfassung im Gubernium und bei den Landesstellen die Parität der recipirten Bekenntnisse forderte, beruhigte man sich damit, daß bisnoch das Bekenntniß bei den Sachsen fast immer mit der Nationalität zusammenfiel und daß ja doch die interne Verwaltung der einzelnen Landestheile in

den städtischen Magistraten und Communitäten in den Händen derer blieb, von denen die Kirche nichts zu befürchten hatte, da sie ihre Söhne waren. Im Jahre 1713 forderte der Comes bei der Wahl des Bürgermeisters Hoßmann und des Stuhlrichters Schmiedt die Hermannstädter Communität auf, daß sie „vornehmlich auf solche Personen ihre reflectiones richten möge, welche Gott von Herzen fürchten, es mit der erkannt — und bekannten evangelischen Religion aufrichtig meinen und zulängliche Capacität, wie auch beharrlich gute Intentiones haben mögen." Zwanzig Jahre später finden wir aber schon die Convertiten Abrahami v. Ehrenburg, Stefan Waldhütter von Adlershausen, Vest, den Katholiken Ahlfeld u. a. m. im Magistrat und theilweise in den höchsten Stellen. Schon 1727 wird die energische Vornahme der Aemterparität in den sächsischen Städten befohlen und 1734 verlangt Pater Gallop „mit Vorbewußt seiner Excellenz des Herrn Commandirenden Wallis bei der vorzunehmenden Election unter andern nun zu creirenden Hundertmännern auch katholische Bürger einzunehmen." Während sich dieses Eindrängen fremder Elemente in die städtischen Verwaltungen in Hermannstadt in stillerer Weise vollzog, waren in Kronstadt dieselben Erscheinungen von heftigen Kämpfen begleitet und konnten nicht ohne Anwendung brutaler Gewalt in Scene gesetzt werden. Als fremde Elemente mußten aber im Sachsenlande die Katholiken erscheinen in einer Zeit, wo, wie Georg Hermann schreibt, „die katholische Gemeinde nur aus dem Kriegsvolk und aus abgedankten Soldaten, die hier sitzen blieben, bestand, Landeskinder aber nur noch selten empfänglich waren für die Blendwerke, die der Prunk in ihrem Gottesdienste mit sich führte." In Hermannstadt wurden, wie Pater Delpini schreibt, „in den Jahren 1712—1760 — also in beinahe 50 Jahren — zwar 4500 Kinder katholisch getauft, aber in der Bürgerschaft [illegible]hr als zwei gezählt, die von katholischen Eltern gebürtig

wären, indem die übrigen katholischen Bürger, freilich auch nur 47 lauter Ausländer sind, die das Bürgerrecht erkauft haben." Als man sich in Kronstadt — nicht nur weil er ein Convertit war — sondern weil seine Persönlichkeit und bisherige Lebensführung aller Vertrauenswürdigkeit entbehrte, sträubte, Johann Drauth zum Stadthannen zu wählen, wurde dem Gewählten Valentin Tartler vom General Tige eine Wache vor das Haus gestellt und „den Senatoren Unterofficiers", jedem Mitglied der wählenden Communität aber 2—4 Mann Gemeine als Execution so lange ins Quartier gelegt, bis man sich entschloß, „den Johann Drauth zum Stadthannen anzunehmen." Erst seine Einsetzung und Tartlers Verzichtleistung befreite diesen vom Hausarrest, jene von der Einquartierung.

Die Einsetzung des Drauth war aber nur der Anfang einer Menge von Schwierigkeiten, die von unruhigen Strebern, abgedankten Subalternoffizieren, unbefähigten Gastwirthen, Postmeistern und andern, die kein anderes Verdienst hatten, als daß sie entweder katholisch geworden, oder von Geburt gewesen, dem Magistrate gemacht wurden. Bald wurde versucht, sie durch ihre Gönner in erledigte Amtsstellen einzudrängen, bald versuchte man sie durch Privilegien, Schankgerechtigkeiten u. dgl. von ihren Wünschen abzubringen. Die leitenden Gewalten täuschten sich keineswegs über die Werthlosigkeit und Unfähigkeit dieser Persönlichkeiten, — aber man rechnete auf das Beispiel, das die durch den Religionswechsel erlangten Vortheile geben möchte und auf die Nachkommen der Gewonnenen. Den sächsischen Patriciern gab man den Adel und suchte ihnen außer andern Ehrenbezeugungen die ersten Stellen in der Nation zu verschaffen. So wurde Stefan Waldhüter von Adlershausen, nachdem er 1739 übergetreten, im folgenden Jahr kaiserlicher Rath und „auf hohe Recommandation" Bürgermeister von Hermannstadt, schon 1745 Comes der Nation. Die Erlangung

[illegible] gewonnenen Provinz nicht [illegible] Religionsänderung ver[illegible] auf die [illegible] Ausgenommenen an das Kaiserhaus.

[illegible] war in der erwähn[illegible] der [illegible] der Schrift des [illegible] waren. Daß [illegible] vorhergegangenen [illegible] des [illegible] und die nun unter [illegible] Armee einzig[illegible] führen können [illegible] Einmüthigkeit, beson-ders geistige Capacität und moralische Stärke auch nicht allent-halben zu finden war.

Die Kaiserin Maria Theresia hatte in ihrem großen Herzen und bei ihrem vielumfassenden männlichen Geist die besondere Schwäche einer blinden Ergebenheit gegen ihre Kirche und deren Diener die Jesuiten. Es war natürlich, daß unter ihrem Schutz „im Weinberge des Herrn" noch eifriger gearbeitet wurde als bisher. Und wenn es in Siebenbürgen nicht mit derselben Rücksichtslosigkeit, ja Grausamkeit geschah, wie anderwärts in Ungarn und in Oesterreich, so lag das in der glücklichen Religionsverfassung des Landes und deren Zusammenhang mit den politischen Verhältnissen desselben und darin, daß die Kaiserin innerhalb der Nation ihr Vertrauen dem Manne schenkte, dessen Wahlspruch war fidem genusque servabo — Samuel von Brukenthal.

Schon als 1730 Comes Teutsch gestorben war, hatte man versucht, in diese Stellung einen Katholiken zu bringen, um so

einerseits eine katholische Gubernialrathsstelle zu gewinnen, andererseits an die Spitze der Nation ein Haupt zu stellen, durch dessen Fügsamkeit die Interessen der Kathol. Kirche innerhalb der Nation sollten gewahrt werden. Gegen den gewählten Simon von Baußnern wurde vom Hof unter andern nichtigen Einwänden ausdrücklich der erhoben, „daß man zu dieser Stelle einen Katholiken erhoben wissen möchte;" wogegen die Universität remonstrirte, daß kaum der tausendste Theil der Nation diesem Bekenntniß angehöre und das Kathol. Bekenntniß des Comes dem leopoldinischen Diplom zuwiderlaufe. Nur die großen Verdienste Bausnern's während der Rákotzischen Unruhen und wohl mehr noch der Mangel einer geeigneten Persönlichkeit bewirkten seine Bestätigung — nach dreijähriger Unterhandlung. Als nach einem Jahrzehnt Bausznern starb und M. von Rosenfeld von der Communität an erster Stelle zum Comes gewählt worden war, wurde dieser zurückgewiesen und Stefan von Adlershausen, dem man es wohl nahe gelegt hatte, was man von ihm wünschte, denn er war 3 Jahre früher katholisch geworden, am 25. Februar 1745 zum Comes ernannt. Von der Person Herbertsheims — auch eines Convertiten und katholisch-sächsischen Gubernialrathes — war man abgegangen, weil wie G. Hermann schreibt: „die Jesuiten sich von Adlershausen mehr versprachen," dessen biegsamer, bisweilen an Furchtsamkeit grenzender Charakter sie vermuthen ließ, daß er sich eher ihren Grund sätzen und Zumuthungen anzuschmiegen wissen werde.

Als Adlershausen nach vielen Schenkungen an katholische Stiftungen im Jahre 1861 an der „Schlafsucht" gestorben und in der neuen katholischen Kirche Hermannstadts feierlich beigesetzt worden, wurde sogar die Candidation zweier Evangelischen und zweier Katholischen mit einem von convertirtem Hofkanzler Graf Betlen inspirirten höchst leidenschaftlichen Reskript zurückgewiesen — ja als man sich fügte und drei evangelische und drei katho-

lische Candidaten einsandte, blieb die Stelle doch sieben Jahre unbesetzt, bis man sich für den evangelischen Sam. von Bauszнern entschloß, einen kranken Mann, an dessen vergeblich angehoffter Convertirung der Jesuit Pettauer arbeitete. Bischof Bajitai schreibt über diese Angelegenheit der Kaiserin: „Ich werde zwar gern und mit allem Fleiße trachten den Samuel von Baußnern der Wahrheit des katholischen Glaubens zu überführen, indem sein Beispiel zu dessen allseitiger Annahme nicht wenig helfen würde. Allein wie fest und unbeweglich er in seinem Vorhaben sei, bezeuget die gefaßte und nichts weniger als zweideutige Art, in welcher er sich darüber dem P. Pettauer gegenüber geäußert hat." Nach sechsjähriger Amtsthätigkeit quiescirt, wurde die Stelle doch erst nach seinem, im Jahre 1780 erfolgten Tode, unter dem Einfluß der ultramontanen Partei mit dem Convertiten Cloos von Kronenthal — gegen Mich. Brukenthal besetzt, — der weder im Vorschlag der Communität noch im Gubernium, aber eben ein Neubekehrter war, und der seine Stelle behielt, bis er mit seinem Bruder Michael, wegen Gelderpressung in Untersuchung kam und suspendirt wurde. Die Geschichte dieses Bruderpaars ist typisch für die Art und Weise, wie Proselyten gemacht und die Proselitenmacherei gefördert wurde. Joh. Cloos, der Sohn eines evangelischen Predigers in Kronstadt wird, aus Deutschland heimgekehrt an der Schule angestellt. Durch seine Ehe kommt er in die Familie der Convertiten Engetter und Schobel und nachdem er in einer durch seine Schuld und Rohheit höchst unglücklichen Ehe das Erbtheil seiner Gattin vergeudet, sie in ein frühes Grab und sich um seine Stellung gebracht, sucht er in Wien beim Militair unterzukommen. Er wird Leutnant, sein Bruder Michael Fähnrich und nachdem beide die Religion gewechselt, wird der Stadt Kronstadt befohlen, sie im Magistrate [illegible]llen, wo Johan immer „auf Recommandation und Befehl

des Hofes" oder des Guberniums, von Stufe zu Stufe steigt, den Adel und endlich die erste Stelle in der Nation erhält. Cloos war wenigstens nicht ohne Talente, — es erscheint aber beinahe unglaublich, wenn man hört, welche Leute sonst noch für ihren Religionswechsel mit öffentlichen Aemtern belohnt, oder, wie Hermann schreibt, welche intellektuelle und moralische Gebrechen „mit Weihwasser abgewischt wurden." Da ist ein des Diebstahls überwiesener, unfähiger Dorfprediger, Joh. Tartler, da ein verdorbener Goldschmied M. Engetter, da ein Landsknecht, der sich nach einem an Abenteuern und Schwindeleien reichen Leben in kaiserlich und preußischen Kriegsdiensten in den Schoß der katholischen Kirche rettet, Bartholomäus Groß, da ein bankrotirter Communitäts-Vormund, der nicht Rechnung legen kann, da sind es die Senatoren A. Tartler und Seewald, die wegen bedeutender Abgänge in den Contributionsgeldern, die sie für sich verwendet, zur Verantwortung gezogen, zu deren Erstattung verpflichtet werden, und ihre weitere Anstellung und Beförderung im Religionswechsel finden. Da sind noch eine Menge ähnlicher problematischer Existenzen, wie in den Magistraten, so in allen Aemtern, wie in Kronstadt, so in Hermannstadt und den übrigen Sachsenstädten, die auf diesem Wege Auskommen und Ansehn suchen und finden. „Je stumpfsinniger, je besser, war die Losung der Jesuiten„ schreibt G. Hermann. „Der war ihr Mann, der sich in der Verzweiflung, sein Glück in ordentlichen Wegen zu finden, ihnen in die Arme warf, Denkungsart und Handlungsweise mit der ihrigen verkettete und Muth und Selbstsucht genug besaß, die Augen vor ihrer Gehaltlosigkeit zu verschließen." —

Und dennoch blieb das, was man erreichte, wohl weit hinter dem, was man erstrebte, zurück. Von einen Uebertritt in Massen, oder Betheiligung der eigentlichen d. i. bäuerlichen oder zünftigen Bevölkerung des Sachsenlandes ist keine Rede. In

einer 50 jährigen Thätigkeit weist das Ordenshaus in Karlsburg im Kanzen 521 Bekehrungsfälle, davon 324 lutherische, wohl zumeist sächsische Seelen nach. —

Während aber so die katholische Kirche — denn auch die Bischöfe, besonders Klobusicky und Bajitai, betheiligten sich eifrig dabei — ungescheut mit aller Unterstützung des Staates Proselyten machte, während besonders in Ungarn „Katholisirungsvereine entstanden, die, mit reichlichen Geldmitteln ausgestattet, das Geschäft des Seelenschachers trieben" ergingen scharfe Befehle gegen die Rückkehr, ja auch nur gegen den einfachen Uebertritt in die evangelische Kirche. Apostaten nannte man Solche und behandelte sie als Verbrecher und zwar bezeichnete und bestrafte man das Verbrechen — da man keine andere gesetzliche Basis fand — als Bruch des Homagialeides, als Hochverrath. Güterentziehung, ehrlos Erklärung für Adlige, öffentliche Stockschläge für die Nicht-Adligen waren die Strafe für Apostasie. Schon unter Karl VI., 1725, war der Uebertritt in die evangelische Kirche verboten, aber man führte diese Verordnung in ziemlich milder Weise aus. Ein Rittmeister, der sein Kind in Schellenberg hatte evangelisch taufen lassen, wurde mit einer Strafe von 50 Dukaten blos geschreckt, er kam mit einem Dukaten davon. Aber hinfort durfte sich kein evangelischer Geistlicher beikommen lassen, irgend eine kirchliche Funktion an einer Militairperson vorzunehmen. Viel strenger wurde auf Grund neuer Verordnungen unter Maria Theresia diese Vorschriften gehandhabt. Außer den Gesetzen gegen Apostasie kam unter Maria Theresia eine Fluth von Befehlen, die alle „die Zurückdrängung der Akatholischen zum Zwecke hatten". So kam 1751 eine strenge Verordnung, nach welcher bei Verantwortung der Magistrate verboten wurde, katholische Kinder in evangelische Schulen gehen zu lassen. In den Städten hatten überall die

ten für katholische, deutsche Schulen höheren und niede

Grades geſorgt. In Hermannſtadt entſtand jetzt durch die Munifizenz der Kaiſerin „die Normalhauptſchule“ mit deutſcher Unterrichtsſprache und Germaniſirungs-Tendenzen.

Eine andere tiefgreifende Verordnung war das Verbot für alle Bewohner des Landes an katholiſchen Feiertagen zu arbeiten. Als 1764 in Hermannſtadt am „Allerheiligen“ Tage Gewaltsmaßregeln gegen die angewendet wurden, welche durch „Arbeitsruhe“ nicht mitfeiern wollten, blieben wiederholte Pasquille gegen Jeſuiten „und im Verdachte des Papismus ſtehende Senatoren und Bürger“ nicht aus. In Folge deſſen konnten ſich die Hermannſtädter noch einmal an einem Autodafé dieſer Schriften auf dem großen Ringe erfreuen. In Kronſtadt gingen am Joſefitage Patrouillen von Haus zu Haus, die Arbeit zu verhindern. Dawider handelnde Bürger wurden zur Hauptwache geführt. Der Stadtrichter Georg Rehter wollte am Georgi-Tage — der auch gefeiert werden mußte — ſeinen Namenstag unter den blühenden Bäumen ſeines Bienengartens feiern und ſchickte ſeinen „Kuchelwagen“ voraus. Der Pater Superior der Franziskaner findet aber darin eine Störung des Feiertages, läßt den Wagen in das Kloſter führen, und giebt ihn ſammt den Pferden erſt 8 Tage ſpäter auf Requiſition von Hermannſtadt heraus. Für die Kirchlichkeit und den Kirchenbeſuch katholiſcher Dienſtboten ſind die Herrſchaften verantwortlich und der controlirende Pater Henter, den der Volkswitz in Hengér verwandelt kühlt ſein Müthchen an Herren und Knechten, ſo daß bald dienende Perſonen katholiſcher Confeſſion ihre Noth haben Dienſte zu erhalten.

Die vexatoriſche Ausführung aller dieſer Maßregeln erregte natürlich in allen Kreiſen gerechten Widerwillen, aber darum kümmerte man ſich wenig.

Konnte man die Sachſen nicht gewinnen, ſollten ſie wenigſtens ihre Herren erkennen und ihre Macht fühlen lernen.

Es ist empörend zu lesen, in welch' hochfahrender und rücksichtsloser Weise das Militair mit Bürgern und Senatoren spricht und amtlich verkehrt, welche Unterthänigkeit Militärpersonen sich gegenüber verlangen, wie wegen Mangel an Willfährigkeit, wegen etwas zu leidenschaftlicher Vertheidigung des Hausrechtes Stadtpfarrer und Senatoren mit Hausarrest oder Arretirung und Haft auf dem Rathhause oder der Hauptwache bedroht und bestraft werden und in dem ohnehin zaghaften Gemüth des Unterthanen das Gefühl der eignen Würde und des persönlichen Rechtes unterdrückt wird. An solchen des selbstständigen Urtheils beraubten, muthlosen und verschüchterten Menschen machen dann die Jesuiten ihre Versuche und treten deßhalb unter dem Schutze der kaiserlichen Waffen mit ähnlicher Ueberhebung den Akatholiken gegenüber; wie ihre kriegerischen Schutzherren. In alle Verhältnisse drängen sie sich ein, alles wissen und alles benützen sie für ihre Zwecke, zugleich sind sie auch hier bei uns in der Wahl ihrer Mittel nichts weniger als wählerisch.

Ein großer Erfolg für die Ausbreitung des Katholicismus in Hermannstädt war auch die Gründung des theresianischen Waisenhauses durch den Pater Delpini. Dieser Delpini war ein Mann „der mit allen ihm zu Gebot stehenden geistigen und materiellen Kräften die Schädigung der Nichtkatholiken rastlos verfolgte." „Seine dem Hofe zugesendeten Promemoria und Aufzeichnungen für seine privaten Zwecke behandeln," so schreibt ein katholischer Gewährsmann W. Schmidt, „bald die Einziehung der Sieben-Richtergüter, bald die Bekehrung der Unitarier, bald inventirt er den Nachlaß Verstorbener, oder er beschäftigt sich mit den Legaten zu Gunsten des Hermannstädter evangelischen Gymnasiums und anderer frommer Stiftungen" oder mit Kronstädter Angelegenheiten — kurz, wo kein Gedanke seine Mitwirkung vermuthen würde," da finden wir ihn.

So war denn auch das auf städtischem Grunde vor dem

Bürgerthore für 42 Salzburger und Ober-Oestreichische evangelischen Emigranten aufgebaute Gebäude, da es sich für dieselben als Landbauern nicht praktisch erwies, der Stadt für 12 000 Gulden verkauft worden. Das Aerar hatte nämlich einen Theil der Baukosten getragen, während 23 000 fl. die Emigranten und 6000 fl. die Stadt an Spann- und Taglöhnerarbeit beigestellt hatten. Bis die Stadt jedoch mit dem Aerar unterhandelte, gab Delpini durch den Jesuiten und Waisenhausinspektor Parhammer in Wien ein Memorandam ein, in welchem er, auf ein von Adlershausen zu Waisenhauszwecken gestiftetes Capital von 6000 fl. hinweisend, um die Zuweisung der Gebäude zu diesem Zwecke bat, betonend „die Nützlichkeit dieses zur Beförderung der katholischen Kirche unter den Sachsen einzig nothwendigen Werkes." Die Kaiserin ging gern auf diesen ihrem religiösen Gefühl hochwillkommenen Gedanken ein und 1767, wenige Monate nach Abfassung des Memorandums, mußte das Transmigrantengebäude an Delpini übergeben werden. Um die Cassa dieses Waisenhauses zu stärken, wurden die für Ehedispense von Akatholischen zu zahlenden Taxen diesem Hause zugewendet, was nicht unbeutend war, da schon, bei Verwandschaft im vierten Grade, — auf Dörfern gewiß ein nicht seltner Fall, — Bauern und Tagelöhner 25 fl., Bürger 75, Edelleute und Wohlpossessionirte 150 fl., Magnaten 500 fl. zahlten. „Für den gemeinen Mann, der zur Erwirkung des Heirathspatentes eine eigne Reise zum Superintendenten und von da zum Gubernium machen mußte," schreibt Herman „waren diese Anstalten abgesehen von den Taxen, am drückendsten, um so mehr, da in kleinen Orten fast kein Paar gefunden wurde, das nicht wenigstens im vierten Grade verwandt gewesen und folglich diesen lästigen Taxen, die eine zweite Steuer ausmachten, unterlegen wäre." Bald gelang es der weitern, rücksichtslosen Thätigkeit Delpinis, in der er sich nicht entblödete, den Magistrat des Unterschleifs anzuklagen und sogar den Gubernialrath Samuel

v. Brukenthal verläumderisch anzugreifen wagte, nicht nur Grund und Boden der Anstalt in ganz ungerechter Weise auszudehnen und zu erweitern, sondern bis zum Jahre 1770 ein Patent zu erwirken, das dem Institute eine ganz unerhörte, privilegirte Stellung auf Sachsenboden gab. Die Waisenkinder sollten von sächsischen Meistern ohne Rücksicht auf Herkommen, Religion und Nation in die Lehre und Zunft aufgenommen werden, das Haus sollte der Jurisdiction der Stadt entzogen und mit allen seinen Handwerkern (d. i. den in den Häusern wohnenden) lediglich einer Gubernialcommission unterstehen. Damit war zugleich eine wesentliche Schädigung der Zünfte und eine Ausnahmsstellung in der Steuerleistung gewährt. Die vergebliche Vorstellung, die hiergegen an den Hof ging, haben Delpini und Bischof Bajitai in einer Weise glossirt, die die perfide Kampfesweise der Gegner der Nation kennzeichnet und zugleich die Hoffnungen Delpinis und seiner Partei offenbart. „Es ist wahr," schreibt Delpini „wenn dieses Weisenhaus nur 50 Jahr in seinen dermaligen Freiheiten Bestand haben wird, daß, menschlicherweis zu urtheilen, die sächsischen Städte, ihre Zünfte, die Hermannstadt selbst katholisch und mit guten Professionisten versehen, folglich das Lutherthum zu Boden geworfen werde," oder Bajitai „die Waisen, die aus diesem Hause austreten, werden größtentheils Sächsinnen heirathen und von 10 zu 20 Jahren wenigstens mit 100 Familien die sächsische Nation vernehmen." Zu gleicher Zeit werden ebenso viel, wenn nicht mehrere von den Ausgetretenen abstammen. Sodann wird das Beispiel von so viel katholischen Sachsen ungemein viel wirken und die katholische Religion wird in der ganzen sächsischen Nation ohne Zwang und Gewalt wiederhergestellt werden." An anerder Stelle hieß es: „Man bemühet sich von Seiten der Nation mit ungegründeten Klagen uud Beschwernissen, das Werk zu vereiteln. Es haben Eure Majestät allergnädigst bestimmt, alle erzogenen Kinder im Waisenhaus sollen fähig sein, des Bürgerrechts in allen siebenbürgischen Städten.

Die ungarischen Städte weigern sich nicht und nehmen an Kinder, die sowohl von deutschen als sächsischen Eltern abstammen, allein die sächsische Nation widersetzt sich und will sogar zur zunftmäßigen Erlernung der Profession kein Kinder des Waisenhauses zulassen, welche von ungarischen oder walachischen Eltern herstammen und schützet vor puritatem Nationis. Allergnädigste Frau! dieser ist der allgemeine Deckmantel, nicht die Nation, sondern die Sect aufrecht zu halten." Die Vorstellungen der Nationsuniversität, die Erklärungen Bruckenthals, der von Delpini der Kaiserin als Verläumder dargestellt wurde, nützten nichts, aber man tröstete sich wohl über die Sonderstellung des Waisenhauses mit dem Gedanken, daß die sanguinischen Hoffnungen auf den in wenigen Jahren zu gewärtigenden massenhaften Uebertritt der Sachsen zum Katholicismus und auf die beabsichtigte gleich rasche Entnationalisirung derselben durch die Verquickung mit andern Elementen, als eine arge Täuschung sich ergab. Keine Thatsache berechtigt zu der Vermuthung, als habe man einen stillen Groll im Verborgenen gegen das Waisenhaus genährt.

Endlich erfolgte in der berühmten päpstlichen Bulle Dominus ac redemptor noster die Aufhebung des Jesuitenordens und auch die Kaiserin konnte sie nun nicht mehr schützen. Im September 1773 erfolgte die Publication der Aufhebungsacte auch in Siebenbürgen. Ihre Bestrebungen waren allerdings damit nicht aus dem Lande verschwunden, sondern mit ihnen selbst in in veränderter Stellung geblieben — immerhin war aber auch diese Aufhebung einer jener gewaltigen Windstöße, die dem Sturm vorangehen, der hier das Erwachen einer neuen Zeit anzeigte.

Wie Nation und Confession auch außerhalb des Jesuitenordens der Gegner nicht ermangelte und, was dieselbe zu kräftigen schien, zu verhindern gesucht wurde, zeigt deutlich unter anderm auch das Vorgehen des Bischofs Bajtai gegen dieselbe. Im Jahre 1764 hatte Brukenthal mit mehreren hervorragenden

Männern der Nation den Plan gefaßt, inmitten der Nation, in Hermannstadt eine evangelische Universität zu gründen. Man gedachte die Kosten, die auf 1 Mill. fl. veranschlagt waren, hauptsächlich aus den drei an den Fiscus verlorenen Quarten des Burzenländer Zehntens zu decken. Die Beweggründe mögen wohl hauptsächlich darin zu suchen sein, daß ein solches hervorragendes wissenschaftliches Institut das geistige Leben der Nation bedeutend heben, das protestantische Bewußtsein stärken und die Verbindung mit dem protestantischen Ausland durch Hereinberufung und Heranziehung fremder Gelehrter noch fester knüpfen mußte, als es das Hinausziehn der sächsischen Jugend that. Zudem scheint man in jener Zeit mit den von deutschen Universitäten Heimgekehrten allerlei schlechte Erfahrungen gemacht zu haben. Ein Theil kam nach einem wüsten Leben unvorbereitet nach Hause und schädigte im Amt die Würde des Standes, andere hatten sich — es ist das eine Erfahrung aus Brukenthal's eigener Jugend, — dem dem Geist der Nation wiederstrebenden Pietismus in Halle hingegeben, noch andere waren in Wien in die Schlingen des Katholicismus gefallen. Alle diese Gefahren zu meiden, ließ man die Söhne besserer Häuser nicht gern auf Universitäten. Der junge Heidendorf erwirbt seine juristische Fachbildung durch theure Privatlehrer, während er in Hermannstadt prakticirt. Ebenso erwirbt sich einer der geistigsten Männer der Nation, G. M. Hermann seine Gelehrsamkeit zu Hause. Ein volkswirthschaftlicher Grundsatz jener Zeit, das viele Geld, welches mit sächsischen Studenten in das Ausland gehe, im Land und in der Nation zu erhalten, wird besonders der Kaiserin gegenüber geltend gemacht. Schon sind alle Vorbereitungen und Besprechungen im Hermannstädter Capitel berathen, schon hat ein gnädiges Hofrescript Erhebungen in dieser Sache angeordnet, als eine Gegenvorstellung Bajitais das ganze Unternehmen vereitelt.

Nach mancherlei Klagen über die geringe Förderung der

Sache des Katholicismus, in welchen er freimüthig gesteht, daß „unsere allergnädigste Monarchin und höchst dero allerdurchlauchtigste Vorfahren freilich zu solchem Ende, auch mit Hintansetzung der Gesetze sehr viel gethan habe," .... daß aber bei Durchführung ihrer Befehle für die Akatholischen kein Vorwand sei, den man unterlassen, oder nicht zu Nutzen machen würde, um die „heilsamen" Befehle schlecht oder gar nicht zu vollziehn; in welchen er allerlei Rechte und Schutzmaßregeln der Sachsen, so das Zehntrecht, als Grundrecht, so die Bürgerrechttaxen und anderes angreift, schreibt er über die Universität: „Was aber der wahren Religion den größten und vielleicht gefährlichsten Stoß versetzen wird, ist unwidersprechlich die vorgeschlagene Universität von Hermannstadt. Ich gestehe es, daß mich der Name allein entsetzet! Denn ich sehe voraus den unermeßlichen und verachtungsvollen Abgrund, in welchen die armen katholischen Schulen durch die herrlichsten Vortheile und den daraus entstehenden Hochmuth ihrer Vorsteher gestürzt, ja gänzlich versenkt werden. ... Ich sehe die äußerste Halsstarrigkeit, in welche die Akatholischen dadurch überhaupt verfallen werden und bin vollkommen der Meinung, daß hinfüro zur Aufnahme des wahren Glaubens alle menschliche Mühe fruchtlos angewendet wird. Wenn aber auch keine dieser Folgen zu befürchten wäre, so kann ich keineswegs begreifen, wie man einer Monarchin, die vermöge ihrer Gottseligkeit und großen Religionseifers die Bewunderung der ganzen katholischen Welt erworben hat, ohne diese und zugleich ihr zartes Gewissen verletzen zu wollen, rathen könne, eine falsche und von der katholischen Kirche hochverdammte Lehre nicht allein mit so vielem Glanze aufgehen zu lassen, sondern derselben alle Hülfe zu leisten und alle Vorzüge zu ertheilen? Es wäre ohnmaßgeblich rathsamer, eine katholische Universität auf die vorgeschlagene Art zu stiften und daran für gewisse Wissenschaften auch fremden Lehrern Platz zu geben, so daß auch die sächsischen Jünglinge diese katholische

Universität besuchen könnten, da derlei Wissenschaft mit der Religionslehre nichts gemein haben und auch Katholiken die Universitäten zu Halle, Jena, Leiden zu besuchen kein Bedenken tragen." — Seine Vorstellungen haben den Erfolg, daß der Gedanke, — wir können jetzt sagen — zum Segen der Nation fallen gelassen wurde.

Als die Kaiserin nach einer langen in vielen anderen Beziehungen auch für die Sachsen segensreichen Regierung 1780 starb, trat mit Josef II. der Sohn einer neuen Zeit, deren veränderte Anschauungen seinen gewaltigen Geist nur allzustürmisch in Besitz genommen, an ihre Stelle. Schon seit Aufhebung des Jesuitenordens hatte die Strenge in der Durchführung der dießbezüglichen Vorschriften nachgelassen; die Gesetze über die Zensur, die Büchereinfuhr, den Aufbau evangelischer Kirchen wurden in für die Evangelischen günstigerer Weise gehandhabt.

Was speciell in diesem Jahrhundert die sächsischen Pfarrer gelitten, welche Anforderungen an ihre Leistungsfähigkeit in Zufuhren und Abgaben und Steuern gestellt wurden; — wie andererseits ihre Führung und Haltung in dieser Zeit der Bedrängniß durchaus nicht jeden Tadels entbehrt, sondern Zwietracht und Hoffahrt den Stand oft verunehrt und Synoden und Superindenten von Scharfius bis Haner mit wachem Auge diese wilden Schößlinge beschneiden müssen, — das ist ein anderes Blatt aus der Geschichte unseres Innerlebens in dieser Zeit.

Das aber trotz alledem das Volk als solches treu blieb — das ist ein ehrendes Zeichen für die eigentlichen Führer desselben, für das Volk selbst und seine gute deutsche Art und für die Wahrheit der Sache, der das Volk die Treue hielt und die nicht zu Schanden wurde.

Unter Josef II., dem Autor des Toleranzpatentes, fehlte Bestrebungen, die auf kirchliche Bedrückung abzielten, der Boden.

Wie aber ein eingepflanztes Reis, wenn es einmal gut Wurzel gefaßt hat, wächst und im Wachsthum das Bestreben zeigt sich nach allen Seiten auszudehnen, so ist auch die katholische Kirche in unserer Mitte ungefährdet größer geworden, und es hat bis auf den heutigen Tag der Expansionstrieb dieser Kirche seine Versuche nicht eingestellt, doch sind Gewinn und Verlust auf beiden Seiten vereinzelte Erscheinungen. Ein friedliches Nebeneinander, im Sinne Luthers, der keine streitende Kirche schuf, ist eingetreten und die sächsische Nation als solche ist eine geblieben in Sprache und Denken, in Glauben und Wissen.

Andere Fragen und andere Kämpfe bewegen die Geister unserer Zeit. Uns hier aber ist aus dem so oft bedrohten, so vielfach bestürmten Reformationswerk, ein festes Bollwerk auch in andern Kämpfen und Nöthen geworden. Wie es die deutsche Sprache und die deutsche Wissenschaft im großen Deutschland begründete, erhält es jetzt hier noch deutsche Sprache, deutsche Wissenschaft. Was wollen wir fürchten in dieser „festen Burg," die, Jahrhunderte lang berannt, noch keine Bresche zeigt, die auch wohl für eine Belagerung ausgerüstet, in der Treue und Zähigkeit ihrer Besatzung die Fahne hoch hält:

„fidem genusque servabo!"

Nachwort.

Auf Anregung von hochachtbarer Seite versuche ich diesen Vortrag einem größeren Leserkreise zuzuführen, als einen Gruß aus dem fernen Karpathenlande, dessen deutsche Söhne damals wie heute die freundliche Theilnahme ihrer Sprach- und Glaubensgenossen kräftigt und ehrt.

Der Vortrag selbst wurde in einem Cyklus von „Luthervorträgen," als ein Theil unserer „Lutherfeier" gehalten und behandelt die Versuche, die Sachsen in den Schoß der katholischen Kirche zurückzuführen.

Aus der reichen Literatur, die demselben zu Grunde liegt, führe ich, um Citate im Text zu vermeiden, hier das Wichtigste an: 1. Das alte und das neue Kronstadt von G. v. Hermann, bearbeitet von Oskar v. Meltzl; 2. Die politische Reformbewegung in Siebenbürgen zur Zeit Josef II.

und Leopold II. von Dr. F. v. Zieglauer; 3. Dr. G. D. Teutsch: das Zehntrecht der evangelischen Landeskirche; 4. Ungarn unter Maria Theresia und Joseph II. von Dr. Franz Krones; 5. Die Stiftung des katholischen Theresianischen Waisenhauses von W. Schmidt; 6. Zur Geschichte der Jesuiten in Hermannstadt von demselben Archiv d. Vereins f. Siebenb. Landeskunde n. F. VI. 2; 7. Jesuiten in Karlsburg von demselben A. d. V. f. S. L. n. F. VII. 2; 8. Beiträge zur Kirchengesch. Siebenb. unter Karl VI. v. K. Fabritius Archiv ꝛc. n. F. I. 2; 9. Bilder aus der innern Gesch. Hermannstadts im XVIII. Jahrhundert von K. Fabritius A. n. F. VI. 1; 10. Der innere und äußere Rath Hermannstadts im XVIII. Jahrhundert von Heinrich Herbert A. n. F. XVIII. 3; 11. Aktenmäßige Beiträge zur Gesch. Siebenb. im XVIII. Jahrh. von G. D. Teutsch A. n. F. XI. 3; 12. Aktenmäßige Beiträge ꝛc. von G. Seiverth A. n. F. XIII. 2; 13. Heidendorf: Selbstbiographie von Dr. R. Theil, besonders A. n. F. XVIII. 1. u. a. m.

Anmerkungen.

1) Georg Michael Gottlieb von Hermann, geboren am 29. September 1737 in Kronstadt, entstammte einer dortigen Patricierfamilie. Nach einem kampfreichen, im städtischen Dienste hingebrachten, oft gerade durch die Repräsentanten der Gegenreformation verbitterten Leben, starb der hochbegabte, tiefgebildete Mann am 31. Juli 1807. Er hinterließ ein in den Jahren 1801—1802 geschriebenes äußerst werthvolles, lange unveröffentlich gebliebenes Werk „das alte und neue Kronstadt" dessen 1. Band die Geschichte Siebenbürgens „von dem Uebergang Siebenbürgens unter das Haus Habsburg bis zum Tode der Kaiserin Königin Maria Theresia (1688—1780)" enthält.

Die Herausgabe des Werkes hat nun in sorgfältigster Weise begonnen Dr. Oskar v. Melzel und der erste Band erschien 1883. Hermannstadt bei Franz Michaelis.

2) Der Sachsengraf Zabanius Sachs v. Hartenek wurde 1703 auf Befehl des Comandirenden Rabutin auf dem großen Ring zu Hermannstadt öffentlich enthauptet. — F. v. Zieglauer, Sachs v. Hartenek Graf der sächsischen Nation und die Parteikämpfe seiner Zeit 1691 bis 1703.

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerstr. 17a.

Schlaf und Traum.

Vortrag, gehalten im April 1883

von

Dr. **Kreusberg,**
Direktor der Irrenanstalt bei Saargemünd.

33850

Berlin SW., 1885.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Wie kann nur ein solch alltäglicher Gegenstand, wie Schlaf und Traum, auf unser Interesse rechnen?

Statt der Antwort verallgemeinere ich die Frage: Worin liegt wohl das allgemeine Interesse für populäre Kunde von der Natur begründet?

Damit habe ich zugleich schon ausgesprochen, daß ich mein Thema als ein naturwissenschaftliches behandeln und es auf das physische Gebiet beschränken will, das der gesicherten beobachtenden Forschung zugänglich ist, die Nichts voraussetzt, was außer ihrem Bereiche liegt, und Nichts schließt, was nicht aus ihr selbst verstanden werden kann.

Nicht aber wird die Rede hier sein von psychologischen Theorien über das Bewußtsein der Seele im Schlaf und Traum, nicht vom Problem des Unbewußten, nicht von all den Vorstellungen einer Loslösung der Seele von den Fesseln des Körpers, die von spekulirenden Philosophen mit dem Schlaf, noch von den Vorstellungen eines Hineinragens der Geisterwelt und mystischer Kräfte, die vom naiven Volksglauben mit dem Traum verbunden werden.[1])

Die Erforschung des Seelenlebens ist Gegenstand naturwissenschaftlicher Forschung, insofern es sich um Beobachtung natürlicher Erscheinungen, ihres Zusammenhanges und ihrer Gesetze vermittelst der sicheren Erfahrung, methodischen Prüfung und des Experiments handelt, das als Frage an die Natur gerichtet wird.[2])

Bis zu diesen Grenzen kann zwischen naturwissenschaftlicher und philosophischer ernster Kenntniß des Seelenlebens füglich ein Unterschied und Widerstreit nicht sein. Wahrheiten, positive

Resultate, mögen, wenn auf getrennten Wegen erforscht, wohl einen verschiedenen Ausdruck finden, können sich aber nie in sich widersprechen. — Erst an der Grenze des den Sinnen und objektiv Wahrnehmbaren und Darstellbaren trennen sich die Gebiete der Naturwissenschaft und Philosophie. Zu einem vollen Erfassen des Seelenlebens, zu einem ganzen Verständniß des letzten Grundes der seelischen Erscheinungen gelangt die Naturwissenschaft, ihrer Begrenzung gemäß, nicht; nie läßt sich mechanisch begreifen, was das Bewußtsein ist.[3])

Die echte Naturwissenschaft kennt ihre Grenzen und bescheidet sich in ihrem Gebiet, wenn auch nicht jeder Jünger der Naturforschung der Versuchung widersteht, die Grenzen philosophirend zu überschreiten und sich mit Philosophen um die Wette fruchtlos müht, die Welträthsel zu lösen, die jenseits der Erfaßbarkeit durch unsern an das materielle Gehirn gebundenen Geist liegen.

Doch wir wollen diese klippenreichen Grenzen meiden, bis an die hinan uns freilich die Besprechung der Bewußtseinszustände des Schlafes und Traumes führt.

Worin, frug ich, liegt das Interesse, liegt die Anziehungskraft der Naturerscheinungen? Man kann sichs leicht machen und sagen, die Natur ist uns das Nächstliegende. Genau genommen wird aber die Nähe, die Häufigkeit, die Geläufigkeit einer Erscheinung nur erleichtern, nie aber erzeugen die interessevolle Naturbeobachtung; nur Kräfte und Eigenschaften wirken in der Natur und für den Geist gilt dasselbe.

So wenig in der Physik die Körper durch ihre zufällige Nähe als solche sich beeinflussen, sondern vielmehr durch ihre Kräfte, so wenig begründet die Sinnfälligkeit eines Gegenstandes und seine Wahrnehmung allein die Aufmerksamkeit des Geistes. Wie viele Dinge sehen wir und beachten sie nicht! Es muß noch etwas Besonderes hinzukommen: die Erregung unseres Gefühls durch das Schöne und Großartige in der

Natur, die Erregung der Einbildungskraft durch das Ueberraſchende, Ungekannte, geheimnißvoll Erſcheinende, das ſind die Reize für die Erweckung der Aufmerkſamkeit, für das Intereſſe. Und nicht minder iſts die gelungene Auffindung des inneren Zuſammenhangs der Dinge, die Klarlegung deſſen, was geheimnißvoll erſchien, die gewonnene Beherrſchung des Verſtändniſſes. Der Menſchengeiſt iſt eben ſo gerichtet, daß dem Gefühl die Reflexion über die Urſachen ſich ſtets beigeſellt und die Reflexion in ſich das Gefühl der Befriedigung — gleich dem Genuß der gethanen Arbeit — trägt. In dieſen zwei Richtungen, die untrennbar ſich ergänzen, liegt das Intereſſante der Naturbetrachtung: nämlich darin, daß eine Erſcheinung unſerm Fühlen Eindruck macht, Bewunderung weckt — und darin, daß der prüfende Verſtand die Naturerſcheinung erklärt und beherrſcht.

Die Empfänglichkeit für den Reiz der Natur iſt ja individuell verſchieden; ſie iſt der Verfeinerung fähig durch die intime Beſchäftigung mit der Natur, durch die Kunde von ihr und ihren Geſetzen; ſie iſt aber von Haus aus dem Menſchengeiſt eingepflanzt. Wie wäre der Menſch ohne die fundamentale Empfänglichkeit für die Erſcheinungen und das geſetzmäßige Walten in der Natur zum Herrn der Schöpfung geworden und hätte von der erſten einfachſten Exiſtenz emporklimmen können zu der ſeit Jahrtauſenden erreichten Stufe der Kultur, von der aus er ſich faſt in Gegenſatz zu der Natur ſtellt, deren begnadeter Sproſſe er iſt. Das höchſt entwickelte Thier weiß Nichts von einer Natur; es kennt nur durch Inſtinkt und Erinnerung, was ihm Nahrung, was ihm angenehm, was ihm ſchädlich; das Thier hat kein Auge für die Wunder der Schöpfung, inmitten deren es lebt. Wie früh dagegen knüpft ſich ſchon für das Kind, noch bevor es ſich ausdrücken kann, freudiges Staunen an jede neue Wahrnehmung, mit dem Trieb, Jegliches zu faſſen und mit Hand und Lippen zu taſten: als erſte Ein-

übungen des Vorstellungsvermögens. Größer geworden belebt das Kind mit blühender Phantasie die Natur, schreibt Thier und Blume menschliches Fühlen zu — und fragt daneben in kindlicher Verstandsübung im Tage hundertmal: Warum? Gerade so der Mensch in frühen Kulturperioden: er bevölkert den Sternenhimmel mit Bildern, Baum und Bach mit Lebewesen, personifizirt die Naturkräfte als Gottheiten; zugleich spürt er nicht minder früh der Gesetzmäßigkeit in der Natur, im Sternenlauf, im Thierleben nach. Es giebt kaum etwas Interessanteres, als der Naturkunde der ältesten Kulturperioden nachzugehen und zu verfolgen, wie sie sich in der Wort- und Schriftsprache, in Sagen und Gebräuchen ausgeprägt und erhalten hat. — Wenn sodann mehr und mehr das geschulte Geistesleben sich ausbildet in der fortschreitenden Kultur der Völker, wie in der Entwickelung des einzelnen Menschen, wenn Verständniß und Reflexion in allen Lebensbeziehungen überwiegt und die Phantasie nur in der Poesie noch ihre Stätte findet, auch dann bleibt ein gesundes Gemüth treu und warm empfänglich für die ewigen Reize der Mutter Natur. Wahrer Bildung entspringt die edle reine Freude am Großartig-Erhabenen in der Natur, in der, verbunden mit der Befriedigung des Erkennens, der Reiz der Naturforschung liegt.

Dadurch ist auch die Aufgabe der populären Naturdarstellung bestimmt. Herz und Geist muß sie Nahrung geben, muß bewundernd verstehen lernen. Vom Uebel ist sie — ihrer Aufgabe untreu —, wenn sie dem Affen des Gemüths, der Neugier und Unterhaltungssucht dienend, durch Oberflächlichkeit Wissensdünkel großzieht, reiner bewundernder Naturfreude weder entstammend, noch ihr Freunde erwerbend.

Doch es ist Zeit, daß wir uns unserem Thema zuwenden und dessen Interesse in den beiden bezeichneten Richtungen nachgehen.

Der Schlaf.

Wenn man nach des Tages Arbeit sich zur Ruhe legt, ist uns das ganz selbstverständlich, und Niemand denkt daran, Bedeutungsvolles darin zu sehen. Wie wäre auch das Leben eine Mühsal, des unbefangenen Genusses baar, wenn man sich jeden Augenblickes Bedeutung stets gegenwärtig halten sollte. Das macht den Schlaf ja gerade willkommen, daß in seinen Armen uns Erholung erwartet von dem Kampf und den Mühen des Tages, sobald er an uns herangetreten.

Treten wir aber einmal wachen Auges und prüfend dem Schlafe näher, so lohnt er unsere Aufmerksamkeit und enthüllt sich als nicht wenig interessant. Der Schlaf ist eine Unterbrechung unseres bewußten Seins. Ohne Bewußtsein ist kein volles Menschsein; nur im Wachen wirkt der Mensch und bethätigt seine geistige Kraft. Ein Drittel bis ein Viertel seiner Lebenszeit — der Eine mehr, der Andere weniger — ist der Geist, auch des Gewaltigsten, in den Banden des Schlafes brach gelegt. Und ob der Eine sich nach dem Schlafe sehnt, der ihm den Schmerz der Seele und des Leibes abbürden soll, — ob der Andere in nimmermüdem Schlafensdrang sich gegen den Schlaf wehrt und mit Willensstärke die müden Augen offen und die Kräfte in Spannung erhält — umsonst! Der Willkür entrückt ist die von des Leibes Natur geforderte Bewußtseinspause. Wenn freilich durch körperliche Reizmittel und durch Aufregung und durch stählernen Willen der Schlaf in seinem Eintritt verzögert, in seiner Dauer abgekürzt werden kann, so ist das doch auch wieder eine Bestätigung der Rechte der Natur; nicht ungestraft, vielmehr aufreibend für die Kräfte des Körpers und des Geistes, rächt sich die Enthaltung von Schlaf. In Schlaf findet der himmelstürmende Geist seinen Meister, der ihn also hinweist darauf, daß des Geistes Kraft im Leiblichen wurzelt.

Und endlich ist diese unwillkürliche Unterbrechung des bewußten Lebens eine regelmäßige, periodische.

Die Periodizität ist ein wunderbares, allbeherrschendes Prinzip in der Natur. Müßig wäre es uns auszumalen, wie ein ewiger Tag und ewiger Frühling uns leuchten könnte in immergrünen Gefilden. Die sichtbare Natur ist einfach nicht denkbar als bleibender Zustand; sie ist ihrem Wesen nach eine fortlaufende Kette periodischer Entwickelungen und Veränderungen, von Kommen und Gehen, von Thätigkeit und Ruhe, von Keimen und Reifen. In immer gleichem Kreise und gleicher Spur wiederholt sich alles Geschehen in der Natur. Auf den Sommer folgt der erstarrende Winter, auf den Tag die dunkle Nacht, wie der Schlaf dem Wachen. Genau folgt ihrem Kreislauf die Pflanzenwelt. Von des Sommers Fruchtbarkeit ermüdet und welk schläft sie im Winter neuem Auferstehen entgegen. Und ist dann auch die sonnige Zeit wiedergekehrt, da neuer Saft in den alten Bäumen steigt und alle Keime erwachen und sprießen, und solang dann die Sommerzeit hindurch die unermeßliche Arbeit von der Vegetation geleistet wird, aus den vier Elementen lebende Pflanzensubstanz zu bilden — auch dann legt dem stürmischen Wachsthumsdrang die Nacht Zügel an. Denn nur unter dem Einfluß von Licht und Wärme bildet aus den in Wasser, Luft und Erde ausgesuchten Bestandtheilen die Pflanze wachsend Pflanzensubstanz. Vorzeitig verdorrt und versengt die ungemäßigte Sonnenglut das Grün. Das Dunkel der Nacht und kühlender Thau sind daher, dem Schlafe gleich, die nothwendige Labung der Pflanze. Und als wenn es wahr wäre, was sinnige Poesiie in Flora's Kinder an menschlichem Sinn hineingelegt, senkt gleich müden Gliedern so manche Pflanze Abends die der Sonne zustrebenden Blätter, schließt so manche Blume wie zum Schlaf ihren Kelch, um wieder als strahlendes Auge dem Morgen entgegenzuleuchten. — Und ist mit wendender Sonne das Jahresleben der Pflanze

erfüllt, so schlummert im Samenkorn die wunderbare Gestaltungskraft, bis des Frühlings Morgenruf erschallt.

Wir kennen zum guten Theil die wesentlichen inneren Vorgänge des Pflanzenwachsthums, können sie aus Eigenthümlichkeiten des anatomischen Baues, aus physikalischen Eigenschaften und chemischen Kräften der Pflanzensubstanz den Grundzügen nach verstehen. Wir sehen aber zugleich, wie überall die treibende Kraft der Sonnenstrahlen es ist, die das Spiel der Lebenskräfte der Pflanze auslöst, wie umgekehrt das Fehlen der Sonne die Pflanzenwelt ruhen und gleichsam schlafen macht.[4])

Auch in die Thierwelt greift die Periodizität der Sonnenkraft unmittelbar herrschend ein. Durch den wärmenden Sonnenstrahl dem Ei entlockt, führt die Raupe ihr unersättlich-pflanzenvertilgendes Leben, bis die bestimmte Zeit gekommen, da sie sich einpuppt; aus starrem Schlaf entfliegt nach gemessener Zeit der häßlichen Puppe der farbenprächtige Schmetterling. Schlangen und Amphibien verkriechen sich in Erdhöhlen zu langem Schlaf, bei uns vor Nahen der Winterkälte, unter dem Aequator vor der Zeit der Sonnengluth. Sie verschlafen die Zeit, in der sie nicht Nahrung finden; diese merkwürdige Zweckmäßigkeit deckt sich mit der Eigenschaft ihrer Constitution, daß ihre Bluttemperatur abhängig ist von der umgebenden Temperatur, also von den Jahreszeiten, und ihr waches Leben nur in der Mitte zwischen Hitze und Kälte des Blutes blüht. Dafür ist für sie auch, so lange ihre wache Zeit währt, Tag und Nacht fast gleichgültig. Auch Thiere höherer Ordnung, Hamster, Maulthiere, fallen in Winterschlaf, indem die Bluttemperatur und alle Lebensvorgänge auf das geringste Maaß fallen, in der Zeit gerade, da sie keine Nahrung finden würden.

Nicht minder steht die heißblütige, bewegliche Vogelwelt unter dem Zwang des Schlafes zu gleichem Maaß, als Licht und Nahrung vertheilt ist in der Natur, in der sie leben; in

kurzen dämmernden Sommernächten unterbrechen sie nur kurze Zeit ihr lustig reges und lautes Treiben, im Winter entspricht der längeren Nacht der längere Schlaf zu ihrem Wohl, denn die Ruhe des Schlafes setzt den Stoffwechsel, das Nahrungsbedürfniß herab in der kargen Winterzeit. Nicht anders ists für die ganze Thierwelt, die sinkende und aufgehende Sonne giebt das Zeichen zum Schlaf und Wachen; und auch für den Menschen, der sich überall von der direkten Herrschaft der Naturgewalt zu emanzipiren strebt, bleibt doch die Nacht die Zeit des Schlafes. Eine gemeinsame Ursache, das periodische Fernbleiben des leuchtenden und belebenden Sonnenlichtes, regelt also die Periodizität der Thätigkeit und Ruhe, des Schlafens und Wachens in der Natur.

Diese Gemeinsamkeit und Gleichzeitigkeit in der Thier- und Pflanzenwelt erzeugt die wunderbare Harmonie, in der ein so zauberischer Reiz der Natur liegt. Wen ergriffe es nicht, wenn er in ruhigem Sternenlicht und in nächtlicher Waldesstille den Schlaf der Natur belauscht, wenn nur das Säuseln des Windes in den Blättern, dem Athem des Schlafenden gleich, Leben verräth: obs den Einen mit Angst und Grauen, den Anderen mit ahnungsvollem Sehnen nach einer Welt des ewigen Friedens packt, das ist im Grunde die gleiche Ueberwältigung durch das Großartige des Eindrucks. Wenn man im Licht und Getriebe des wachenden Tages der Natur nachgeht, nimmt bald dieses, bald jenes Schöne, nehmen die Einzelheiten, die uns aufstoßen, das Interesse in Anspruch. Das großartig Harmonische der Natur tritt mächtiger und stimmungsvoller an unser Gemüth heran gerade in ihrem Schlaf, wenn Ruhe und Schatten über der geheimnißvollen Werkstatt lagert.

Durch diese Harmonie ist der Schlaf auch bildsam zum Objekt künstlerischer Darstellung. An sich wäre die Darstellung des Schlafes und des Schlafenden ja inhaltleer und ausdruckslos, es sei denn, daß ein Traum den [illegible] vegte, des

Schlafenden Züge verklärte. Der Dichter, der Maler, wenn er den regungslosen Schlaf zum Vorwurf hat, gestaltet aus harmonischen Zügen ein Stimmungsbild, schildernd die Harmonie in der Ruhe der leblosen und belebten Natur und der Menschenwelt.

Der Schlaf ist die gesetzmäßige periodische Unterbrechung des Bewußtseins. So charakterisirt man ihn gewöhnlich bloß im Hinblick auf den Menschen. Aber auch das Thier sahen wir schlafen, auch das Thier niedriger Ordnung. Also müssen wir naturwissenschaftlich richtiger sagen: der Schlaf ist eine Unterbrechung der wachen Gehirnthätigkeit, eine Pause in der kontinuirlichen thätigen Verbindung des lebenden Wesens mit der Außenwelt. Aber wir beobachten ferner, daß im Schlaf nicht nur das Gehirn ruht, sondern alle Lebensvorgänge sind im Schlaf herabgesetzt, Puls und Athmung zeigen das durch ihre Verlangsamung.[5]) Es sind gewisse Theile des Nervensystems (gelegen im verlängerten Mark), die diesen Funktionen vorstehen. Also auch diese Nervencentren sind mit dem Gehirn zusammen im Schlafzustand. Reflexbewegungen nennen wir gewisse, ohne Zuthun des Bewußtseins auf äußere Reize hin eintretende Bewegungen. Wenn sich die Augen schließen durch blendendes Licht oder bei Einfliegen eines Sandkorns, wenn wir bei stechenden Dünsten nießen, bei unerwarteter Berührung zusammenfahren und unwillkürlich ausweichende Bewegungen machen, so sind das Reflexe. Das Vermögen solchergestalt auf Eindrücke der Empfindungs- und Sinnesnerven zu reagiren, kommt dem gesammten centralen Nervensystem, d. h. außer dem Gehirn auch dem Rückenmark, zu. Nun sehen wir, wenn auch beim Einschlafen die Reflexe noch vorhanden sind und selbst gesteigert sein können, daß in tiefem Schlaf das Reflexvermögen sehr herabgesetzt ist. Im künstlichen Schlaf durch Chloroform, Lustgas u. s. w. sind sie ganz aufgehoben, und nicht bloß in der Aufhebung der Schmerzempfindung, sondern auch wesent-

lich in der Ausschließung störender unwillkürlicher Reflexbewegungen liegt der große Segen und die Unentbehrlichkeit der künstlichen Betäubungs- und Schlafmittel bei chirurgischen Operationen. — Also nicht bloß das Gehirn, sondern die gesammten nervösen Apparate erfahren im Schlaf eine Zustandsveränderung. Und da alle Körpervorgänge in letzter Instanz vom Nervensystem abhängen und regulirt werden, kann man, was auch die Stoffwechseluntersuchungen[5]) lehren, noch weitergehen und sagen: der ganze Körper ist am Schlafzustand betheiligt. Und ist es auch Jedermann aus Erfahrung bekannt, daß nach angestrengten Fußtouren die müden Glieder sich in der Ruhe des Wachens nie so erholen und kräftigen als in selbst kurzem Schlaf, der „die Glieder löst."

Gleichwohl hat es seine Begründung, wenn man unter Schlaf gemeinhin nur die Unterbrechung der Geistesthätigkeit, der wachen Gehirnthätigkeit versteht. Ist doch die Gehirnthätigkeit gleichsam die Blüthe unseres Lebensprozesses, die Gebieterin, zu deren Dienst die gesammte wunderbare Maschinerie des Körpers ja fast nur da zu sein scheint. Wie das Gehirn der feinste und komplizirteste Theil des Nervensystems, so ist das periodische Ausruhen, die Zustandsänderung, die wir Schlaf nennen in der Gehirnthätigkeit am meisten ausgeprägt und dem Gehirn vor allen Organen wohl auch am meisten Bedürfniß.

Worin besteht nun die Zustandsänderung des Gehirns und Nervensystems, die wir als Schlaf kennen? Der Schlaf ist das Produkt dreier Faktoren; nennen wir sie kurz: der Ruhe, der Ermüdung und der Gewöhnung. — Vor einigen Jahren bildete ein junger Mensch Gegenstand eingehender Beobachtungen,[6]) der taub und blind war und nur dazu durch Krankheit des Gefühlssinns beraubt wurde. Um diesen war Ruhe, für ihn existirte all das nicht, was uns wach hält, nicht Aug und Ohr, nicht die tastende Hand, nicht das

gesprochene Wort. Er war in fast beständigem Halbschlaf. Also das Fernbleiben der Eindrücke der Außenwelt und das Fernbleiben all der inneren Erregungen, Gedanken und Empfindungen, die durch die Pforten des Geistes, durch Aug und Ohr und alle Sinne in uns eintreten, das ist zu verstehen unter der Ruhe als Vorbedingung des Schlafes. Die Thätigkeit des Gehirns und Nervensystems besteht in gewissen unsichtbar feinen Zustandsveränderungen, grob vergleichbar mit dem, was am Muskelfleisch der Glieder sichtbar ist, das hart sich zusammenzieht bei jeder Bewegung und wieder weich wird. Wie die Erregung der zu den Muskeln gehenden Nerven diese in den Zustand der Zusammenziehung versetzt, so erhält die Erregung der Nerven des Auges, des Ohres, des Hautgefühles u. s. w. im Gehirn den Zustand der Spannung und Anregung, in dem eben das Wachsein besteht, und umgekehrt in voller Ruhe der Umgebung löst sich der Zustand der Spannung, in der das Gehirn Tags über durch alles das, was an körperlichen und geistigen Eindrücken an uns herantritt, gehalten wurde. Mit der Thätigkeit des Gehirns, worunter also nicht bloß geistige Anstrengung, sondern überhaupt der Zustand des Wachens verstanden ist, ist verbunden ein stärkerer Blutandrang. Durch zu starke geistige Anstrengung kann bekanntlich dieser Blutandrang zum Gehirn sich krankhaft festsetzen. Er gilt als Ursache von Schlaflosigkeit, denn im gesunden Schlaf, in der Ruhe des Gehirns strömt dem Gehirn weniger Blut zu, als im Wachen. Nebenbei bemerkt, ergiebt sich daraus, daß das Schlafen nach dem Essen naturwidrig ist, da nach dem Essen das Blut zum Kopfe drängt.

Wenn nur die Abhaltung äußerer Eindrücke den Schlafzustand des Gehirns herbeiführte, so wäre es — menschenunwürdig zwar — trägen Geistern ja sehr leicht gemacht, sich in ihr stilles Kämmerlein zurückziehend, des Tages Mühe zu verschlafen. Aber das Gehirn ist keine Maschine, die still steht,

wenn kein Dampf sie treibt. Es gehört vielmehr zum Schlaf zweitens die Ermüdung des Gehirns. Die Ermüdung ist Verbrauch der vorhandenen Kraft, die in der lebenden Substanz der Organe ihre Quelle hat. So ist es beim Muskel, so beim Gehirn und Nervensystem; sie alle sind in steter Erneuerung ihrer Substanz, die in der Thätigkeit abgenützt wird und aus dem Blut stets neue Nahrung aufnimmt und sich regenerirt. Mit der Anstrengung wächst daher der Verbrauch der Organe und geistige Anstrengung macht Hunger gleich der körperlichen. Nach musikalischem Genuß z. B. regt sich bekanntlich auch der Magen. So läuft die Ermüdung des Gehirns und die Bedeutung des Schlafes hinaus auf die Frage des Stoffwechsels des Gehirns. Das Gehirn- und Nervensystem und der ganze Organismus verbraucht in der Spannung und Thätigkeit des Tages mehr Kraft und Stoff, als in der gleichen Zeit sich neu anbildet, im Schlaf erholen und ergänzen sich die rastenden Organe aus dem Nahrungsstrom des Blutes.[7]) Darauf kann ich nicht näher eingehen. Doch folgende Frage scheint mir interessant. Wäre es nicht denkbar, daß, da doch das Blut die Organe beständig ernährt, die Herstellung der auf die Thätigkeit verbrauchten Kraft mit dem Verbrauch selbst gleichen Schritt hielte? daß also bei geeigneter Ernährung der Organismus die Erholungspausen des Schlafes nicht nöthig hätte? und wie eine Maschine Tag und Nacht wach und thätig sein könnte? Darauf ist zu sagen, daß die Natur viel weiser die Organismen ausstattet, als der Mensch die kunstreichsten Maschinen einrichtet, die nur gerade so viel leisten, als die treibende Kraft jeden Augenblick vermag. Die Natur verleiht eben ihren Kindern das Vermögen, einen Vorrath an Kraft in der Ruhe aufzuspeichern. Alle Körperorgane funktioniren im Allgemeinen mit einem Ueberschuß von Spannkraft über das zur momentanen und alltäglichen Leistung nöthige Kraftmaaß. Die Inanspruchnahme

dieſer Reſerve an Kraft heißt Anſtrengung, ihr Verbrauch Ueberanſtrengung. Wie der Körper ein Maaß von Kraft beſitzt, das ihn Hunger und Anſtrengung und Krankheit eine geraume Zeit ohne entſprechende Ernährung widerſtehen läßt, ſo beſitzt das Gehirn eine Summe Spannkraft, die ſeine Thätigkeit bis zu einem gewiſſen Grade unabhängig macht von den Feſſeln und augenblicklichen Bedürfniſſen des Körpers und ihn in den Stand ſetzt, ſich mit gleicher Friſche anzupaſſen, wie verſchiedenes der Tag von uns verlangen mag. Dies iſt die Bedeutung des Schlafes, daß dieſer Vorrath von Spannkraft des Körpers und Geiſtes ſtets neu geſammelt wird, ohne die der Wille ohnmächtig und der Geiſt Sklave des Augenblicks und der Nahrung wäre.[8])

In unſichtbar und unwägbar feinen Veränderungen der Subſtanz der Organe und zumal des Gehirns alſo beſteht die Ermüdung, beſteht das Schlafbedürfniß, der natürliche Schlaf.

Auf gleich feinen und unerforſchbaren chemiſchen Veränderungen beruht die ſchlafmachende Wirkung gewiſſer Arzneimittel, durch die gleichſam das flammende Lebensfeuer gedämpft wird, zu ſtill unter der Aſche glimmender Gluth.

Unendlich ſegensvoll ſind dieſe künſtlichen Schlafmittel für den Leidenden, dem Schmerz den Schlaf ſcheucht; aber ein Doppelgeſicht hat dies verführeriſche Geſchenk der Natur, verhängnißvoll iſt ſein Mißbrauch. Tödtlich iſt das Uebermaaß der Beruhigungsmittel, ihr gewohnheitsmäßiger Gebrauch ſtumpft ihre Wirkung ab und verkehrt ſie ins Gegentheil, ſo daß das an ſie gewöhnte Nervenſyſtem ihrer als Reizmittel zur Belebung bedarf und ſie nicht mehr entbehren kann. Hart iſt die Entwöhnung, qualvoll das Siechthum, entſetzlich die geiſtige Verheerung beim gewohnheitsmäßigen Gebrauch von Morphium, von Haſchiſch, von Alkohol u. ſ. w.

Es iſt daraus klar, daß der künſtliche Schlaf nie ganz daſſelbe und nie gleich kräftigend ſein kann, als der natürliche

Schlaf, der der natürlichen Ermüdung folgt und diese seine eigene Ursache aufhebt und in Erquickung umkehrt.

Interessant ist, wie auch durch absichtliche Ermüdung einzelner Sinne Schlaf erzeugt werden kann. Nur der Wechsel der Wahrnehmungen regt uns an, Einförmigkeit einer Sinneserregung ist ermüdend, langweilig, einschläfernd. Unwillkürlich gähnt Mancher beim langen Ansehen eines Pendels, eines Mühlrades oder ähnlichen gleichmäßigen Bewegung. Ein altes Schlafmittel ist, auf ein tönendes Blechgefäß Wasser anhaltend und gleichmäßig tröpfeln zu lassen. Fernes Wasserrauschen ladet angenehm zum Schlaf ein, und monotones Sprechen macht schläfrig. Nicht minder ist einschläfernd, wenn vor dem geistigen Auge der gleiche inhaltlose Gedanke immerfort und langweilig vorbeizieht und das Zählen von 1 bis 100 und immer wieder von 1 bis 100 ist manchmal ein ganz gutes Schlafmittelchen.

Hier überall ist es eine einseitige Ermüdung, die künstlich bewirkt wird und den Schlaf bringt. Es gehört dahin auch in gewisser Beziehung der magnetische Schlaf.[9]) Durch immer wiederholtes Herumfahren und Streichen vor dem Gesicht und längs der Glieder, durch Vorhalten eines glänzenden Knopfes zum starren Anschauung — Disponirte können mit Erfolg auch die eigene Nasenspitze zum Gegenstand dieser innigen Besichtigung wählen — versenken die Magnetiseure disponirte Menschen in diesen wunderlichen Schlafzustand, der ans Krankhafte streift.

Es handelt sich hier um Einschläferung durch partielle Ermüdung, doch komplizirt durch die nervöse Disposition der Betreffenden und oft durch die Gefangennahme der Einbildungskraft und Aufmerksamkeit der an besondere geheimnißvolle Kräfte Glaubenden.

Bei solchen Magnetisirten, anscheinend tief- und bewußtlos doch mit offenen Augen Schlafenden, bleiben nämlich die Sinne (zwar nur in nebelhafter Weise) und die Fähigkeit zu komplizir-

ten Bewegungen erhalten und verbinden sich mit einem automatischen Nachahmungszwang, der im Grunde eins ist mit dem schon erwähnten Reflexvermögen. Bekannt ist ja, wie z. B. der Anblick eines Gähnenden reflektorisch unwiderstehlich gähnen machen kann. Es treiben herumziehende Magnetiseure mit dem magnetischen Schlaf in theaterhaften Produktionen schmählichen Humbug und wecken den Glauben, daß die Magnetisirten hellsehend und den Fesseln der Naturgesetze entrückt seien, unter ihrem geheimnißvollen Bann stehen. Das ist nichts als ein auf Täuschung berechnetes geschicktes Spiel. Wenn z. B. Magnetisirte anscheinend dem Kommandowort des Magnetiseurs gehorchen, so sind es in Wirklichkeit dessen eigene Bewegungen, die sie nachahmen. Zugleich ist der magnetische Schlaf oder Hypnose von allerlei nervösen Zuständen, Muskelstarre, Sinnestäuschungen begleitet, die das Magnetisiren zu einer für nervöse Personen sehr bedenklichen Prozedur machen.

Nach dem Fernbleiben der äußeren Anregungen und nach der Ermüdung kommt beim Schlaf noch ein dritter Faktor in Betracht, die Gewöhnung.

Daß der Eine lange in den Tag hineinschläft, der andere nach kurzem Schlaf zu neuer Thätigkeit gestärkt ist, ist größtentheils Gewohnheitssache, wenngleich allerdings nicht jede Konstitution mit den bekannten 7 Stunden Schlaf als Regel genug hat. Im Allgemeinen bedarf der körperlich Arbeitende vielleicht weniger Schlaf als der geistig Angestrengte. Daß der Mensch sich gewöhnen kann, die Nacht zum Tag zu machen, daß er auch durch Gewohnheit sich zum Sklaven des Mittagsschlafes macht, ist so häufig, wie daß er sich an Störungen gewöhnt, die ihn eigentlich wach halten sollten; den Müller stört das Klappern der Mühle nicht, und wer viel reist, schläft in der Eisenbahn vortrefflich. Das Aufhören solcher gewohnten Geräusche und Erschütterungen vermag sogar aus leichtem Schlaf zu wecken. Das kennt man am besten in den Kinderstuben, in denen man

dem jungen Erdenbürger die erste schlechte Gewohnheit, die an Schlummerlied und Wiegengang anquält; wehe, wenn man einmal zu früh damit aufhört und durch das Aufhören des monotonen Einlullens das einschlafende Kind weckt zu unausbleiblichem Schreien.

Es ist jedoch in einem noch anderen Sinn, daß ich die Gewöhnung als einen wichtigen Faktor beim Schlaf anspreche. Nämlich, wenn der Schlaf der Ermüdung allein entstammte, so müßte er mit zunehmender Ermüdung allmälig eintreten. Aber thatsächlich tritt er beim Gesunden sehr rasch nach vollem Wachen ein, selbst wenn man sich gar nicht besonders ermüdet hat.

Es ist die Uebung, die Gewöhnung eine fundamentale Eigenschaft des Nervensystems. Sie ist das mechanische Vorbild dessen, was in der Sphäre des Geistes das Erinnerungsvermögen. Was sind all die feinen Bewegungen, die schließlich wie von selbst geschehen, wie Schreiben, Stricken, Klavierspielen, was sind sie anders als Uebung, gleichsam Gedächtniß der Finger? Auf was beruht das Gleichmaaß des militärischen Schrittes, des Tanzes, des Taktes in der Musik, als auf dem von Haus aus dem Nervensystem innewohnenden und sich unwillkürlich bethätigenden Zeitgedächtniß und Gewöhnung? In jeder Richtung ist das Nervensystem der Gewöhnung und Uebung fähig; der Nichtgewöhnung geradezu unfähig akkommodirt es sich selbst an naturwidrige Dinge. So ist es dem Raucher gar nicht einerlei, wann er raucht; nur in der angewöhnten Stunde ist sein Nervensystem in der richtigen Verfassung, den Genuß zu würdigen.

In dieser nur angedeuteten Richtung liegt die Erklärung für die Fähigkeit ohne Ermüdung zu schlafen, die Unabhängigkeit des Schlafes vom Maaß der Ermüdung. Der Schlaf ist Bethätigung der Eigenschaft des Nervensystems, die je nachdem, Gewöhnung, Uebung, Takt, Gedächtniß heißt. Der Schlaf ist der Taktschlag für das Getriebe

der Menſchen, und indem unter gleichem mächtigen Taktſchlag gleichzeitig Menſch und Thierwelt und unbelebte Natur ſteht und ſchläft, werden wir wiederum zurückgeführt auf die Harmonie der Welt und Weſen in ihrem Schlaf und Wachen.

Der Traum.

Die harmoniſche Ruhe, in die die Natur in nächtlichem Schlafe ſinkt, iſt nicht abſolut, ſie iſt gerade der Tummelplatz gewiſſer Kräfte und Weſen unheimlicher Art. Regellos tanzen als Irrlichter die brennbaren Gasblaſen des Sumpfbodens, Giftpilze ſchießen über Nacht auf, geheimnißvoll funkeln Leuchtkäfer und phosphoreſcirt das Meer von kleinen Leuchtthieren, lautlos huſcht die Eule und flattert in abenteuerlichem Zickzack die Fledermaus. Unheimlich, überraſchend, contraſtirend mit der friedlichen Ruhe der Natur ſind ſie in Verbindung mit der Unzuverläſſigkeit des Auges im Dämmerlicht, die Quelle der Spuk- und Geſpenſterfurcht.

Sie ſind das Vorbild des Traumes; in ihrer Abſonderlichkeit und Scheu des Tageslichts, in ihrer ſcheinbaren Entrückung aus der Naturordnung, ähneln ſie den Traumgebilden des ſchlafenden Gehirns. Und wie ſie, und mehr noch, reizt der Traum die wache Phantaſie. Aus einer höheren Welt ſcheinen den berückten Sinnen die Träume zu kommen, und unermeßlicher Aberglaube baut ſich aus ihnen auf. Eine traurige Geſchichte der Menſchheit wäre es, die uns aufzeichnete, wie religiöſe Schwärmer, tyranniſche Volksführer, wahnſinnige Verbrecher unter dem Einfluß des Traumglaubens und Traum-Aberglaubens aller Vernunft entgegen fanatiſch die Ordnung der Geſellſchaft durchbrachen. Noch nicht gelungen iſt es der aufgeklärten Bildung unſerer Zeit, den Glauben an Traumwahrſagungen zu vertilgen. Und wenn die Dichtung aller Zeiten den Traum als ein Eingreifen einer höheren Schickſalsmacht in das Menſchenleben und als einen beſtimmenden Faktor für ihrer Helden Geſchicke ver-

werthet, so ist das im Grunde die gleiche Verklärung des Traumglaubens, eine Verklärung auch in dem Sinne, als so klare Träume, wie die Dichtung sie fingirt, in der Wahrheit nicht leicht vorkommen.

Näher als an dieses culturgeschichtliche Interesse des Traumes anzuknüpfen läge mir den Leser einzuführen in jene abenteuerlichen Gebiete gigantischer Traumphantasie, vor dem uns fast der Verstand still steht, das Interesse aber mit der Kenntniß wächst.

Ich habe dabei im Auge die wunderbare Ueberreizung der Phantasie, in die die Orientalen sich durch den Genuß des türkischen Hanf versetzen; schlaftrunken schwelgen sie in einem Meer glückseligen Schauens[10]). Ich könnte viel wunderbare Geschichten erzählen von Nachtwandeln und Hellsehen. Ich müßte dabei aber auch bemerken, daß, je wundersamer solche Geschichten klingen, sie um so unglaubhafter und übertriebener sind, wenn freilich gar wunderlicher Dinge ein krankes Nervensystem fähig ist; und krankhaft sind ja jene überreizten visionären Zustände. Eben darum gehe ich nicht auf sie ein und noch weniger auf eine Parallele zwischen Traum und Wahnsinn. Ich denke, nicht blos jene krankhaften Verwandten des Traumes, sondern schon unser natürlicher gewöhnlicher Traum ist uns nicht wenig interessant durch seine wunderbaren Vorspiegelungen, durch seine neckische Vermengung von Wahrheit und Wünschen, von Ernst und Gaukelspiel.

Beispiele finden sich in der eigenen Erinnerung.

Und nicht minder ist interessant sein Ursprung und Entstehen. Der Traum ist ausschließlich eine Thätigkeit des Gehirns; Nichts enthält der Traum, was nicht natürlich sich verstehen ließe, keine andere Kräfte schalten im Traum, als wachenden Gehirn.

Keine Vorstellung ist im Geiste enthalten, die nicht irgend

einmal durch die Pforten des Geiſtes, vor allem Aug und Ohr, eingetreten wäre. Abſtrakte, überſinnliche Vorſtellungen ſind dem Unerfahrenen verſtändlich und mittheilbar zu machen nur durch Bilder und Vergleiche aus der körperlichen Welt der Sinne. Auf dieſe Elemente geht auch der Traum zurück, ſeine Vorſtellungen tragen das unmittelbare plaſtiſche Gepräge der Sinneswahrnehmung.

Alles Wahrgenommene läßt eben im Gehirn ſeine Spur als Erinnerung zurück, die zu irgend einer Zeit einmal wieder vor dem Bewußtſein auftaucht oder geweckt werden kann.

Faſt unentwirrbar fein iſt das Faſernetz und der anatomiſche Aufbau des Gehirns, ein Bild davon, wie ſich im Geiſt die Fäden der Erinnerung verſchlingen und verbinden zu einem Labyrinth, das im Einzelnen zwar unaufklärlich unſerm beſchränktem Verſtändniß iſt, aber der beſtimmten Ordnung und Fügung nicht entbehrt. Nicht einmal wenn ein Gedanke blitzartig uns erleuchtet, uns ſelbſt überraſchend, noch auch wenn läſtigen Mosquitos gleich ſtörende Gedanken bei der Arbeit uns verfolgen und wir ſie nicht los werden können, nicht einmal ſolche anſcheinend aus der Tiefe des Unbewußten unvermittelt aufſteigende Geiſtesblaſen bilden und erheben ſich anders aus ihrer Brutſtätte im Gehirn, als wenn irgendwie, unbeachtet, und oft unauffindbar, eine natürliche Urſache ſie erweckt oder ihre Bahn geglättet hat. Nach beſtimmten natürlichen Geſetzen, z. B. nach den Beziehungen der Aehnlichkeit, Gleichzeitigkeit, des Gegenſatzes, der Cauſalität u. ſ. w. erwecken ſich gegenſeitig die ſchlummernden Erinnerungen und Vorſtellungen wie im bewußten Wachen und Nachdenken, ſo auch im Traum.

Nur ſcheinbar iſt die Emancipation des Traumes von den Geſetzen des Geiſtes. Man meint wohl Dinge im Traum erlebt zu haben, von denen man keine Ahnung hatte, fremdartig und ungeſehen. Aber plaudert nicht auch ein Kind Dinge und ganze Geſchichten, daß man ſtaunt und fragt: wie kommt das Kind

dazu! Was es Niemand gelehrt, hat es irgend einmal unbeachtet und zufällig aufgeschnappt und hat es unverstanden behalten und mit seiner Phantasie verändert. —

Es fällt uns die lockere Fügung, die ungereimte Verbindung der Traumvorstellungen auf. Als ob man im Wachen immer so verständig wäre, als man sein möchte und zu sein vermeint! Fahren uns nicht auch in voller Nüchternheit und Klarheit, selbst beim ernsthaften Nachdenken, zuweilen absurde, anscheinend unvermittelte Einfälle durch den Kopf? Ist nicht überhaupt das aufmerksame Nachdenken eine eingeübte Kunst, ein Triumph der Geistesbildung über die natürliche Zerstreutheit, über die Inanspruchnahme des Gehirns durch jeden nächsten besten Eindruck!

Anderseits giebt es ganz verständige Träume. Wem ist es noch nicht passirt, daß sich die Ereignisse des Tages im Traum so fortspannen, wie sie sich wirklich nachher entwickelten oder entwickeln konnten, oder daß man glaubt etwas gesagt, gethan zu haben, und hat es nur geträumt![11])

Der Traum des Gereiften ist inhaltlich im Allgemeinen ein anderer, mehr reflectirender, als der mehr plastische und phantasiebeflügelte Traum der Jugend; auch so spiegelt sich also im Traum die Denkweise des Wachenden.

Die sinnliche Unmittelbarkeit und Körperlichkeit der Traumvorstellungen aber hat ihre Analogie im Geistesleben phantasievoller Dichternaturen.

Wir sehen also, daß der Traum mit denselben Elementen und mit denselben Kräften, mit Vorstellungen und deren natürlicher gesetzmäßiger Reproduction arbeitet, die auch im Wachen thätig sind.

Aber das Bewußtsein des Traumes ist ein anderes als das des Wachens, und hierin liegt das Besondere des Traumes und der Weg zu seiner Erklärung.

Das Traumbewußtsein acceptirt kritiklos einen inne-

ren Zusammenhang seiner gleichzeitigen Vorstellungen; ihm fehlt der einheitliche Mittelpunkt und das verbindende und sichtende Interesse. Eine ursächliche oder zeitliche Folge und Beziehung scheint dem Träumenden da vorhanden zu sein, wo keine ist. Der Wachende verscheucht die ihm unwillkürlich kommenden Einfälle, die seinen bewußten Gedankengang kreuzen, der Träumende verwebt die Fäden sich kreuzender, sich fremder Vorstellungsreihen planlos zum buntgemusterten geschmacklosen Teppich. Alles Maaß der Größe und der Zeit ist dem Träumenden entrückt. Er kennt nie Wahrscheinlichkeit, sondern nur unmittelbare Gewißheit des augenblicklichen Traumbildes.

Im Traumbewußtsein bleiben ferner die Träume nicht haften. Das Wirkliche wird aus dem Wachen in den Traum, nicht aber ebenso deutlich das Geträumte aus dem Traum in das wache Bewußtsein hinübergenommen. Ein Traum, den man sich nicht gleich nach dem Erwachen aus seinen Umrissen wieder zusammenkonstruirt, ist für die spätere Erinnerung verloren und was im Traum uns fesselte, ängstigte, entzückte, ist nach dem Erwachen alsbald uns fremd, unverständlich und gleichgiltig. Die Träume des ersten und natürlich tiefsten Schlafes werden fast immer vergessen, falls man nicht erweckt wird, so lang sie noch im Gehirn nachklingen. Was wir Morgens noch wissen, sind die Träume des dem Erwachen allmählig entgegengehenden Morgenschlafes, der begreiflicherweise die bevorzugte Zeit des Traumlebens, dieses Mittelgliedes zwischen Schlaf und Wachen ist. Die fehlende Erinnerung des Traumes ist so anerkannt, daß man streiten konnte, ob es überhaupt einen traumlosen Schlaf giebt, der mir sicher, aber selten scheint.[12])

Es fehlt uns auch für diese Schwächen des Traumbewußtseins, für das Fehlen der Kritik und der Erinnerung nicht an Analogien im Wachen.

Der kindliche Geist entbehrt gerade so der Kritik, stößt sich

nicht an den Unmöglichkeiten der Märchen, an den Uebertreibungen des Struwelpeter, fabulirt im Kolossalen — ähnlich wie der Träumende. Auch der Erwachsene läßt sich noch in einer leichtgläubigen Stunde in den April schicken und was ist die Fastnacht als ein Fest des grotesken Unsinns, bestenfalls durch Witz und Eleganz verbrämt. — Anderseits sehen wir, daß, was nicht mit Aufmerksamkeit erfaßt ist, nicht im bewußten Gedächtniß haftet — und gerade die bewußte Aufmerksamkeit fehlt ja dem Traum.

Durch diese Vorbilder im Wachen weist sich das Traumbewußtsein aus lediglich als eine geringerwerthige Geistesthätigkeit, der es an Ordnung und verstandesmäßiger Prüfung gebricht.

Im Traum ist also nicht etwas Neues vorhanden, was im Wachen nicht existirt, sondern es fehlt nur die Vervollkommnung, die die wache, vernünftige Geistesthätigkeit besitzt, sie beherrscht und zügelt.

Im Wachen können wir die Gedanken auf Bestimmtes richten, im Traum tummeln sich die Vorstellungen ungebunden. Das wache Denken bewegt sich in Begriffen und Erfahrung, im Traum werden lebendig deren Wurzeln und Glieder, innere Sinneserregungen, die nur in die Außenwelt projicirt werden.

Das wache Bewußtsein hat zur Verfügung seines Denkens den ganzen Schatz gesammelter Vorstellungen Erfahrungen und Erinnerungen und darauf beruhend das Vermögen der gegenseitigen Berichtigung und verstandesmäßigen Verbindung der Vorstellungen. Im Traum aber schießen einzelne Vorstellungen auf, fügen sich Ketten von Vorstellungen zusammen und gruppiren sich, ohne durch den Gesammtgeistesinhalt der vorhandenen Bildungsstufe regulirt und corrigirt zu werden.

Im Traum erklingen nur einzelne Tasten und Accorde und Takte aus dem Instrument, dem das wache Bewußtsein Melodie und Harmonie entlockt.

Drei Ursachen sind es, die die Saiten des schlafenden Gehirns ertönen lassen, Träume erzeugend. Träume entstehen

1. nach dem Gesetz der Nachbilder,
2. durch Nervenreize, die vom eigenen Körper ausgehen,
3. durch Erregungen von Sinnesnerven.

Erstens nach dem Gesetz der Nachbilder. Man kennt die Erscheinung, daß das von der Sonne geblendete Auge beim Abwenden und Schließen einen schwarzen Fleck sieht und daß, wenn man bei Betrachtung greller Gegenstände die Augen schließt, die Umrisse des gesehenen Gegenstandes vor den Augen in abwechselnd gleicher und contrastirender Färbung erscheinen. So hat das Auge nach Ermüdung durch sattes Roth beim Augenschluß einen grünen Schein, dem Roth folgt. Das sind die Nachbilder, beruhend auf dem Nachklingen einer starken Reizung in der nervösen Substanz.

Wir kennen ferner das Nachklingen von Tönen und Melodien nach ermüdendem Anhören von Musik.

So klingen auch im Traum Bilder und Vorstellungen, die am Tag uns lebhaft beschäftigten, nach. Vergleichbar jenen Leuchtfarben, Substanzen, die Tags über dem Licht ausgesetzt, Nachts Licht ausstrahlen, versinken die stark erregten Gehirntheile nicht unmittelbar in Ruhe, sondern bleiben einzeln in Erregung, wenn Schlaf das Gehirn umfangen soll. Aber nicht bloß die gleiche Vorstellung, sondern wie die complementäre Farbe im Auge, erheben sich im Schlaf auch Bilder und Träume, die durch die entgegengesetzte Stimmung gefärbt sind. Der Bekümmerte träumt so oft tröstliche freudige Träume, und der Glückliche ist nicht vor bangen Träumen sicher.

Zweitens verursachen Zustände des Körpers Traumzustände. Wie im Wachen das Befinden des Körpers freudige oder gedrückte Stimmung erzeugt, so färben sie auch den Traum rosig oder schwarz. Man sagt, daß der Traum des Fliegens

entstehe durch besonders leichte Athmung. Sicher ist, daß erschwerte Athmung bange Träume von Hindernissen und von athemlosen Fliehen vor Gefahr und Feinden, daß eine schwere Abendmahlzeit Angstträume mit Alpdrücken und Furcht erzeugen. Häufig sind schwere Träume unter den Vorboten von Krankheiten. — Ebenso wirken vom Blut aus traumerregend alle Nervengifte und geistigen Getränke, deren Natur auch den Charakter der Träume bestimmt. Es sind anscheinend besonders die von Körperzuständen aus erweckten Träume, die das Sprechen im Traum oder andere Bewegungen, z. B. Aufstehen, mit sich bringen, ohne daß darum der Traum bezw. Schlaf besonders tief zu sein braucht. — Auch die Träume der Hausthiere gehören wohl wesentlich dahin.

Drittens erwecken die im Schlaf einwirkenden Nervenerregungen und Empfindungen, die nicht stark genug sind, uns zu wecken, Vorstellungen im Traum, die mit der Empfindung eine Beziehung haben. Ein kalter Luftzug, der die Glieder trifft, erweckt die Traumvorstellung, daß man in kaltes Wasser gefallen, unbequeme Lage macht uns träumen von Fallen aus der Höhe, das Geräusch der Uhr wird im Träumen zur Musik, Anreden des Träumenden wird für diesen zu einem Dialog, Berührung zu einem Streit u. s. w.

Auf diesen 3 Wegen findet die Erregung des Gehirns, oder vielmehr einzelner Plätze und Inseln des schlafenden Gehirns[13]) statt, in der der Traum besteht. Die so entstandenen Traumvorstellnngen haben zunächst noch eine Beziehung zu dem Ausgangspunkt, je nachdem Ohr oder Gefühl erregt waren. Aber an das, was man im Traum zuerst sieht oder hört oder fühlt, schließt sich eine ganze Geschichte; der Schmerz einer Wunde wird im Traum zum Biß eines Thieres, eines Hundes, daraus werden viele Hunde, Löwen, Ungethüme, eine Jagdgeschichte mit Jagdgesellschaft, Schießen, Donner, Krieg und Brand. Die

Weitläufigkeit und das Gewirr der Traumbilder erklärt sich um so eher, als gleichzeitig jene drei Faktoren, Körperzustände und Nervenerregungen und Ermüdung des Gehirns, je für sich Träume produciren können, die sich verschmelzen.

Durch die Entstehung aus körperlichen Empfindungen, die dem wachen Bewußtsein als Unbehagen, als Berührung des eigenen Körpers erscheinen würde, erklärt sich, das die Träume immer subjectiv sind. Die eigene Person ist immer im Traum im Vordergrund, genießend, leidend, handelnd; um die eigene Person dreht sich Alles im Traum, unbetheiligter Zuschauer ist man wohl niemals.

Wenn man mitten aus dem Traum erwacht, was wohl immer in Affekt, meist in Angst und Noth, eintritt, so ist es nicht der Inhalt des Traumes, der uns weckt, sondern wir erwachen, weil der körperliche Reiz, der den Schlaf erzeugt, so stark wurde, daß er den Schlaf unterbricht. Aus der körperlichen fortbestehenden Ursache des Träumens erklärt sich ferner, daß ähnliche Träume sich wiederholen, und daß ein durch Erwachen abgebrochener Traum nach dem Wiedereinschlafen fortgesponnen werden kann.

Ungeordnet sind die Vorstellungen des Traumes, sich zu Bildern gruppirend ohne höhere leitende Idee und zusammenwirkende Gemeinsamkeit. Man hat die eigenthümliche Beobachtung gemacht, daß die Augen im Schlaf ihr Zusammengehen verloren haben.[14]) Oft bewegen sich im Schlaf die Augen, das eine nach rechts, das andere nach oben, nach links und unten, die Augen, die doch im Wachen stets gemeinsam sich auf dasselbe Ziel des Blickes richten, die im Wachen gar nicht anders können.

Der Schlaf löst das Zusammenwirken dieser Zwillingsorgane zur gemeinsamen Thätigkeit — so löst er das Vermögen des Gehirns zu sinnvoller Zusammenfassung seiner Fähigkeiten, die einzeln erhalten und im Traume thätig sind.

Nur in dieſer zuſammenfaſſenden, beherrſchenden Fähigkeit des Gehirns iſt das Bewußtſein möglich; was aber das Bewußtſein iſt, wiſſen wir darum noch nicht und müſſen uns beſcheiden.

Nur ſeinen Geſetzen im Wachen und Traum können wir nachgehen, ſein Weſen bleibt uns ewig verhüllt.

Anmerkungen.

1) Interessante und reichhaltige Mittheilungen über philosophische Spekulationen hinsichtlich des Seelenlebens im Schlaf und Traum, sowie über allerlei Volksglauben enthält: Radestock, Schlaf und Traum, Leipzig 1879. — Vergl. auch Siebeck, Das Traumleben der Seele, diese Sammlung Heft 279, XII. Serie, 1877.

2) Für den diesen Fragen ferner stehenden Leser muß ich wohl etwas näher auf die Wege der naturwissenschaftlichen Beobachtung und Erforschung psychischer Vorgänge eingehen. Die Physiologie lehrt uns kennen die Vorgänge bei Erregung der Sinnesorgane und die Eigenschaften des Centralnervensystems, worunter von fundamentaler Wichtigkeit die ist, daß die Erregung von sensibeln und Sinnesnerven die Thätigkeit anderer nervöser Apparate in gesetzmäßiger Weise erregend oder hemmend beeinflußt; ferner die Bedingungen der Funktionsfähigkeit des Gehirns und Nervensystems. Die Psychophysik erforscht die Gesetze der elementaren psychischen Vorgänge mittelst Zeitmessung und Rechnung, die Abhängigkeit der psychischen Wahrnehmung und Combination von Zuständen des Gehirns (Ruhe, Ermüdung u. s. w.). Diese Wissenschaften bedürfen des Experimentes d. h. der künstlichen Herstellung einfacher Bedingungen zur Prüfung von Ursache und Wirkung. Ob bei seinen Untersuchungen der Physiologe zu Vivisektionen schreiten muß, ob in der Psychophysik den Bedingungen beispielsweise nachgeforscht wird, unter denen falsche Urtheile über Sinneseindrücke durch deren rasche Folge, Wechsel oder Combination entstehen, oder unter denen beim Schlafenden aus Sinneserregungen Traumvorstellungen erweckt werden —: ob ferner in der Pharmakologie die Wirkungsweise und die specifischen Eigenschaften eines narkotischen Mittels auf die Gehirnthätigkeit und das Nervensystem beim Menschen und Thiere studirt wird; — stets handelt es sich beim Experiment darum, bestimmte complicirte Erscheinungen, hier speciell in psychischem Gebiet, zu zergliedern, ihre Elemente rein und unabhängig von Nebeneinflüssen darzustellen. Andere Wege der naturwissenschaftlichen Erforschung des Seelenlebens bieten die geistige Entwicklung des Kindes, die Beobachtung der Geistesfähigkeiten der Thiere, die vergleichende Anthropologie, ferner die Pathologie des Gehirns und die Geistesstörungen, und schließlich eine kritisch geleuterte Selbstbeobachtung.

3) Die berühmte Rede du Bois-Reymond's (1872) „Ueber die Grenzen des Naturerkennens", (und die spätere: Die sieben Welträthsel) präcisirte zuerst scharf dieses Verhältniß. Vergl. auch Samt: Die naturwissenschaftliche Methode in der Psychiatrie, Berlin 1874.

4) Daß auch Nachts gewisse Stoffwechselvorgänge (mit Ausnahme der an das Chlorophyll gebundenen) in der lebenden Pflanze vor sich gehen, darauf kommt es hier so wenig an wie darauf, daß unter künstlichen Bedingungen, im Treibhaus und im elektrischen Licht, die Pflanze auch außerhalb der natürlichen Wachsthumszeit gedeiht; denn es handelt sich hier nur um das Princip der Periodicität in allgemeinen Zügen.

5) Die Athmungsfrequenz sinkt im Schlaf von 20 auf 15 in der Minute, die Pulsfrequenz von 70 auf 60 (Martin). Die Athemzüge werden im Schlaf tiefer; im Schlaf wird mehr Kohlensäure abgegeben und mehr Sauerstoff aufgenommen als im Wachen. Von der in 24 Stunden ausgeathmeten Kohlensäuremenge kommen nach Pettenkofer und Voit 58% auf die 12 Tages- und 42% auf die 10 Nachtstunden, während von dem aufgenommenen Sauerstoff 33% auf den Tag, 67% auf die Nacht fallen. Die Wärmeerzeugung ist vermindert, die Eigenwärme in der zweiten Hälfte der Nacht am niedrigsten innerhalb 24 Stunden; auch die Fähigkeit die Eigenwärme zu behaupten scheint Nachts herabgesetzt und daher eine gesteigerte Disposition zu Erkältungen vorhanden zu sein.

6) Strümpell, Archiv für die ges. Physiologie XV. und Wiener Med. Ztg. 1877. Dem Unglücklichen mangelten alle Sinnes- und Muskelempfindungen, und nur durch das rechte Auge und linke Ohr stand er noch mit der Außenwelt in Verbindung. Verschloß man diese Organe, so schlief er ein. —

Ueberhaupt schlafen geistig unthätige Menschen bei äußerer Ruhe zuweilen ein. Henkel bewies dasselbe bei Fröschen und Vögeln (Archiv für die ges. Physiol. XIV.).

7) Vergl. Anm. 5. Betreffs des näheren Geschehens entwickelte Preyer (Ueber die Ursachen des Schlafes. Stuttgart 1877) die Theorie, daß im wachen und thätigen Zustande der Organe leicht oxydable „Ermüdungsstoffe" sich bilden; indem diese den Sauerstoff an sich reißen, entbehren ihn die Gewebe, speciell das Gehirn, und so trete Schlaf ein, während dessen diese Stoffe oxydirt und entfernt werden. Unter diese Ermüdungsstoffe rechnet er besonders Milchsäure; darauf beruht die nicht bewährte Empfehlung dieser als Schlafmittel. — Tief durchdacht und geistreich ist die Theorie Pflügers über das Leben und den Schlaf. (Ueber die physiol. Verbrennung in den lebenden Organismen. Arch. f. die ges. Physiol. X. 1875.) Die Leistungen der Organe werden durch die Dissociation der lebendigen Materie, durch den Uebergang potentieller Energie in intramolekuläre Wärme der neugebildeten Kohlensäuremoleküle bedingt, die durch ihre „Explosionen" fortwährend neuen Anstoß zu [illegible]rationen und Veränderungen der Atome geben. Das reichliche Vorsein intramolekularen disponibeln Sauerstoffs ist daher die Grund-

bedingung für die Organthätigkeit, beim Gehirn für das Wachen. Im Wachen und Thätigkeit sinkt durch Mehrverbrauch die Sauerstoffspannung unter ein zur Aktivität nöthiges mittleres Maaß (Ermüdung, ein Maaß, das bei genügendem Reiz zur Thätigkeit immerhin noch ausreicht), im Schlaf ersetzen die lebendigen Moleküle ihren Verlust an Sauerstoff wie an oxydirbarer Substanz.

8) Diese Frage bespricht auch u. A. Lotze: Medizinische Psychologie S. 467, und Wundt, Physiol. Psychol. II. 460. Die von mir gegebene Antwort ist meines Wissens neu; sie steht in bester Uebereinstimmung mit der Pflüger'schen Theorie, ist indeß bevor mir diese bekannt war, gegeben. Es stimmt mit andern Thatsachen der Physiologie und mit der Erfahrung überein, daß Ermüdung der Organe und Schlaf nicht der Ausdruck ist für den Verbrauch der vorher vorhandenen Kraft, sondern für das Herabgehen auf ein gewisses mittleres Maaß. Dieses Maaß ist offenbar für das Gehirn und Nervensystem nicht ein konstantes, sondern von äußern Reizen und von Gewöhnung und individuellen Verschiedenheiten abhängiges.

9) Erscheinungen und Deutung dessen was Mesmer (1775) als thierischen Magnetismus ausgab und was neuerdings Hypnotismus gewöhnlich genannt wird, sind seit allen Zeiten Gegenstand des Volksaberglaubens an geheimnißvolle Kräfte einzelner Personen gewesen. Seit unter der geschickten Mache Mesmer's (Mesmerismus) die Sache in der Medicin und im Publicum weitgehende Wellen schlug, wußten periodisch und mit immer neuen Arrangements verschiedene geschickte Magnetiseure die Aufmerksamkeit auf sich und die Sache zu lenken, (Gscheidlen, die Erscheinungen des sogenannten thierischen Magnetismus, Augsb. Allg. Ztg. 1880, 94 ff.), zuletzt 1880 Hansen; dessen bekannte Produktionen gaben den Anstoß zu exakt wissenschaftlicher Prüfung der Erscheinungen und ihrer Entstehung durch Heidenhain (der thierische Magnetismus 1880), Weinhold (Hypnotische Versuche 1880), Rieger (Der Hypnotismus 1884), Tamburini (Hypnotismus 1885) u. A., nachdem Preyer 1878 (Die Kataplexie und der thierische Hypnotismus) die analogen Erscheinungen bei Thieren untersucht. Das Hypnotisiren ist keine specifische Fähigkeit und Kraft, nur das Geschick dazu ist individuell verschieden, wie auch die Empfänglichkeit der zu Hypnotisirenden. Bei der Complicirtheit der in Betracht kommenden Verhältnisse ist unser Wissen über diese Erscheinungen immerhin ein lückenhaftes, aber die Grundzüge der Erklärung stehen fest, und alle mystischen Deutungen, an denen es auch nicht gefehlt, sind gegenstandslos.

10) Freusberg: Die Sinnestäuschungen im Hanfrausch. Ztschr. f. Psychiatrie, 34. Bd.

11) Dies ist auch ein Erklärungsgrund für prophetische Träume. Es werden überraschende Uebereinstimmung von Träumen mit der sich erst gleichzeitig oder später entwickelnden Wirklichkeit z. B. Todes- und Unglücksfällen glaubwürdig erzählt. — Eindrücke, Nachrichten, auch Befürchtungen, denen man vielleicht in der Stimmung und der Thätigkeit des Tages kein Gewicht beilegte, werden da im Traum reproducirt und plastisch ausgeschmückt und weitergebildet. Geschieht diese Weiterbildung in einer Weise, die mit wirklichem Geschehen Berührungspunkte und Aehnlichkeit hat, so wird der Traum leichter behalten und wird dann, was nur ein überraschender Zufall ist, für eine Prophezeihung genommen. Wie viel häufiger sind daneben barocke und deshalb nicht in der Erinnerung haftende Zukunftsträume. — Ueber prophetische Träume s. Siebeck, Das Traumleben der Seele, diese Sammlung Heft 279.

12) Strümpell: Die Natur und Entstehung der Träume, Leipzig 1874. — Beim Culturmenschen werden selten die Bedingungen vollständig fehlen, die wir als traumerzeugende kennen lernen werden.

13) Binz: Ueber den Traum, Bonn 1878, betont die inselweise Erregung des Gehirns im Traum.

Mehr über die Entstehung der Träume, mit Literaturangabe, s. bei Radestock's und Strümpell's citirten Schriften und Wundt, physiologische Psychologie.

14) Witkowsky und Rählmann: Arch. f. Psychiatrie XI. Neuerdings hat auch Witkowsky die Bewegungserscheinungen an den Augen und Pupillen in nähere Beziehung zum Träumen gebracht (Neurol. Ctrbl. 1884, S. 512.) in gleicher Weise, wie es in diesem im April 1883 gehaltenen Vortrag geschieht. —

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerstr. 17a.

Giacomo Leopardi.

Vortrag,

gehalten am 3. Mai 1884 im Verein der Lehrer an den höheren Staatsſchulen in Hamburg

von

Dr. F. Aſchech,
Profeſſor am Realgymnaſium des Johanneums in Hamburg.

33851

Berlin SW., 1885.
Verlag von Carl Habel.
(C. S. Lüderitz'ſche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Zweien ausgezeichneten Gelehrten Deutschlands hat es Giacomo Leopardi zu verdanken, daß sein Name im Norden der Alpen oft und viel genannt worden ist: Niebuhr und Bunsen, ihm persönlich befreundet, haben auf die ungewöhnliche Begabung, die sie in den philologischen Studien seiner Jugendzeit erkannten, in Briefen und Werken mehrfach hingewiesen, und von beiden ist bekannt, daß sie bemüht gewesen sind, ihm nicht bloß in Italien, sondern sogar in ihrem Vaterlande eine Anstellung zu verschaffen, damit er für seine Gelehrsamkeit das geeignete Feld zu geregelter Wirksamkeit fände.

Mehr noch haben seine Dichtungen wegen ihres ernsten Inhalts, ihrer mustergiltigen Form und des hohen Schwunges der Sprache bei uns Anklang gefunden, und wieder ist es das Verdienst zweier ausgezeichneten Literaten, daß dieser Antheil ein bleibender in Deutschland sein wird. Beide, Gustav Brandes und Paul Heyse haben durch treffliche Uebertragungen Leopardi's Poesieen bei uns eingebürgert, und namentlich der letztere ist mit gewohnter Meisterschaft dem Originale gerecht geworden.

Die schwermüthige Stimmung aber, welche dem jungen, frühverstorbenen Dichter die wehmuthvollen Klagen über die Leiden und die Zielloſigkeit des irdischen Daseins eingab, mußte diejenigen besonders anziehen, die selbst, auf dem Grunde pessimistischer Weltanschauung stehend, in dem Wesen der Dinge t die Täuschung und das Uebel erkennen. Sie haben Leo-

pardi zu dem Ihrigen gemacht und sich seines Beispiels bedient, weil ihm das, was ihnen als Denkern unumstößlich erscheint, in dichterischer Form und Sprache, so tief ergreifend zu äußern vergönnt war, und so ist Leopardi noch von einer dritten Seite her, durch Schopenhauer und von Hartmann, in Deutschland eingeführt worden.

Drei mächtige Antriebe also lagen vor, um deren willen Leopardi's literarische Erscheinung den Gebildeten der deutschen Nation anziehend geworden ist: sein Lebens- und Entwicklungsgang, insbesondere der Kreis und die Art seiner gelehrten Studien, ferner die herrliche Schönheit seiner Dichtungen, ausgeprägt in den bezaubernden Rhythmen der edlen und wohlklingenden Sprache seines Volkes, dazu der tiefe Weltschmerz, der in dem ersten seinen Ursprung hat und in den Liedern, wie in seinen Dialogen zu vollem Erguſſe gelangt.

Bei aller Bewunderung, welche ihm durch seine Landsleute gezollt wird, hat Leopardi dennoch gerade in Italien eine Beurtheilung erfahren, die man einem wahrhaft großen Manne niemals wünschen möchte.

Einmal tragen die meisten Veröffentlichungen über ihn zu sehr die Farbe der Parteistellung an der Stirne: haben ihn die Klerikalen überall verdächtigt, seine Aufrichtigkeit in Zweifel gezogen und namentlich das Verhältniß zu seiner Familie zum Gegenstand unliebsamer Erörterungen gemacht, so haben ihn die Anhänger einer freieren Richtung dagegen in den Himmel erhoben, manche Seiten an ihm bei weitem überschätzt, und bei dem trüben Schicksale des Dichters hat es nicht an bittern Vorwürfen gegen die gefehlt, welchen man die Hauptschuld dar an beimessen zu müssen glaubte. Weil man aber zur Begründung dieser Meinungen und Behauptungen nöthig fand, in das kleinste Detail hinabzusteigen, so erfolgte meistens eine Behandlungs-

weiſe, die durch Streit und Widerſtreit dem Kleinen und Einzelnen eine ihm nicht gebührende Wichtigkeit beilegt und den reinen Genuß, wie ihn die Darſtellung von dem Leben und der Wirkſamkeit eines bedeutenden Mannes gewähren kann und ſoll, beeinträchtigt. Wir Deutſche nehmen dem großen Dichter gegenüber eine günſtigere Stellung ein: denn uns erſcheinen jene Gegenſätze aus der Ferne mehr als Elemente ſeiner Umgebung, welche auf die Entwicklung ſeiner Perſönlichkeit beſtimmenden Einfluß gehabt haben und deren eigenartige Richtung erklärlich machen, und weil wir ſelbſt an den Parteimeinungen, welche heute ſtrenge verurtheilend über ihn zu Gericht ſitzen oder mit Bewunderung preiſend laut das Wort führen, nicht unmittelbaren Antheil zu nehmen brauchen, deshalb wird unſer Urtheil überall leidenſchaftsloſer ausfallen können, und der aus ſeinen Erlebniſſen, ſeinem Dichten und Denken gezogene geiſtige Gewinn wird uns durch keine außerhalb des Gegenſtandes liegenden Nebenrückſichten getrübt.

Leopardi's früheſte Kindheit gehört der Zeit napoleoniſcher Fremdherrſchaft in Italien an, während ſeine reifer werdende Jugend ihre Eindrücke in der darauf folgenden Periode der Reſtauration empfängt, und aus den Berichten über die letztere erfahren wir, welcher Zwieſpalt der Geſinnungen durch den raſchen Wechſel der politiſchen Ereigniſſe in das Innere der Familien ſelbſt eingeführt war. Zu Recanati in den päpſtlichen Marken — wo er am 29. Juni 1798 geboren war — hatte das gräfliche Geſchlecht, welchem der Dichter angehört, ſeinen altererbten Familienbeſitz; in den unruhigen Zeiten franzöſiſchen Uebergewichtes jedoch waren die Vermögensverhältniſſe in arge Zerrüttung gerathen, ſo daß Graf Monaldo, der Vater, ſein ganzes Leben hindurch von finanziellen Schwierigkeiten bedrängt, ſich manche Einſchränkungen auferlegen mußte. Dies hinderte

ihn jedoch nicht, seinen Kindern eine gelehrte, ihrem Stande angemessene Bildung zu Theil werden zu lassen. War er für diesen Zweck hauptsächlich auf die Mitwirkung der Geistlichkeit seines Ortes angewiesen, so erklärt es zugleich die Nähe von Loreto, daß die Richtung dabei eine im strengsten Sinne kirchliche war, wie denn überhaupt in diesen Gegenden die Jesuiten dafür sorgten, daß sich die Gemüther der Bevölkerung alsbald wieder dem Papste und der Kirche zuwandten. Aus den zwischen Giacomo, dem ältesten Sohne, und den Eltern und Geschwistern gewechselten Briefen gewinnen wir den klarsten Einblick in das Leben und den Verkehr im Hause. Von jeder Berührung mit der Außenwelt abgeschlossen, lebt die Familie still für sich, strenge Andachtsübungen und fromme Werke nehmen den Haupttheil der Tagesordnung ein, die Priester aus dem Orte und der Nachbarschaft bilden den einzigen Umgang. Die Mutter führt das Regiment. Von dem Wunsche geleitet, das Gut schuldenfrei zu machen, befolgt sie ein eisernes Sparsamkeitssystem, vor allem fühlt sie die Verpflichtung, die Kinder in fast klösterlicher Einsamkeit zu halten, weil sie damit jeder Gefahr für ihre Seelen, besonders dem schädlichen Zugange liberaler Ideen vorzubeugen meint. Diesem überwiegenden Einflusse seiner Gattin fügt sich auch Graf Monaldo. Allen umstürzenden Tendenzen abgeneigt, sucht er seine Kinder in der tiefsten Ergebenheit gegen die Kirche zu erziehen, und sein Lieblingswunsch ist der, den ältesten Sohn den geistlichen Stand wählen zu sehen. Dem entsprechend herrscht im Hause feierliche Andachtsstille, aber Niemand fühlt sich innerlich befriedigt. Die ödeste Langeweile erfaßt die Gemüther: wagen auch die Kinder nicht, sich offen gegen die mißtrauische Ueberwachung seitens der Mutter aufzulehnen, so empfinden sie doch die Härte derselben, und diese Empfindsamkeit wird der herrschende Zug

in den jüngeren Gliedern der Familie. Ohne Anregung von außen, ohne festes Lebensziel verläuft ihnen die Jugend, weil der adelstolze Vater es verschmäht, sie für eine bestimmte Laufbahn vorbereiten zu lassen, in der eintönigsten Weise. Alle werden von dem Gefühl tiefsten Unglücks gequält und wünschen in den Briefen den Tod als Erlösung herbei. Die anderen freilich ergeben sich späterhin in ihr Schicksal und verfallen der schlimmsten Bigotterie, — nicht unwahrscheinlich, daß bei diesem Ausgange das Beispiel des ältesten Bruders auf die jüngeren Geschwister den entscheidenden Rückschlag übte. Ihm allein gelingt es, aus dem ewigen Einerlei erzwungener Frömmigkeit sich loszumachen, allerdings giebt er dann mit strenger Consequenz jeden Zusammenhang mit der Kirche auf, verzichtet auf jeden Anhalt, den ihm ihre Lehren bieten könnten, und verliert sich in die Tiefen einer trost- und hoffnungslosen Weltanschauung. Mit dem Vater und den Geschwistern verbindet ihn die innigste Liebe, aber während ihn die letzteren unumwunden zum Vertrauten ihrer geheimsten Gedanken machen, fühlt er doch den Abstand seiner eigenen Ueberzeugungen von denen des Vaters allzusehr, und da er sich hierüber nicht zu äußern wagt, so bildet sich zwischen beiden jene innere Entfremdung, die zwar nicht zu offnem Bruche führt, die aber den Sohn verschlossen macht, den Vater dagegen bestimmt, seinem Wunsche, in die Welt zu treten, möglichst lange zu widerstreben. Dies die eigentliche Sachlage in dem Mißverhältnisse zwischen beiden.

So fällt dem geistigen Zwange, unter dem die Jugend Giacomo's verläuft, der nächste Antheil an der düsteren Richtung zu, die der Ideengang seiner Dichtung späterhin genommen hat. Dazu kam noch ein anderer nicht minder wichtiger Umstand. Hatte ihn die Natur mit allen Gaben des Geistes reichlich, ja glänzend ausgestattet, so hatte sie ihm stiefmütterlich

doch nur einen mißgeformten, schwächlichen und reizbaren Körper verliehen, und die angestrengten Studien seit den frühesten Kinderjahren mögen seine Entwicklung noch mehr beeinträchtigt haben, sodaß Leiden und Gebrechlichkeit ihm jede Lebensfreude raubten und ihn zuletzt zwangen, auch jede geistige Anspannung zu vermeiden.

Unter dem lastenden Drucke dieser äußeren Umstände blieb dem hochbegabten Dichter jene Harmonie versagt, nach der lebensfrohe Menschen im Besitze eines gesunden Körpers ringen, nur der Gedanke arbeitet einseitig in ihm, das Gefühl des Schmerzes beherrscht seine Seele. Wo Andere in Genuß und Verkehr sich die Kraft zu neuer Thätigkeit gewinnen, fühlt sich der Arme zurückgestoßen und vereinsamt, wo er selbst von heißer Liebesglut entbrannte, kam man ihm höchstens mit Bedauern und Mitleid entgegen: so gesellt sich zu den körperlichen Leiden die Bitterkeit des Gemüthes, und aus den natürlichen Bedingungen seiner Existenz entspringt der Weltschmerz, der eben deswegen bei ihm wahrer und ergreifender ist als bei den Romantikern.

Mit dem zwanzigsten Jahre erhielt er zum ersten Male die Erlaubniß, das väterliche Haus auf längere Stunden zu verlassen; es war damals, als er den Besuch Pietro Giordani's [1]) erwartete und empfing. Zum ersten Male konnte sich des Dichters Seele einem theilnehmenden Freunde öffnen. Von dieser Begegnung her datirt dann freilich die Partei der Frommen Leopardi's Abwendung von der Religion. Selbst der Vater hat nicht Anstand genommen, diesen Vorwurf öffentlich gegen Giordani auszusprechen; ohne jedes Bedenken wiederholt ihn neuerdings Alfred von Reumont in seinem Leben Gino Capponi's. Demgegenüber wird von Anderen (wie Montefredini) [2]) geltend gemacht, daß die Abneigung durch das, was er im Elternhause

täglich ſah, bereits in Leopardi vorhanden war, und wolle man auf eines Anderen Einfluß beſtimmter hinweiſen, ſo habe die Lektüre Alfieris ihn darin beſtärkt. Feſtſteht, daß der Jüngling das Jahr nach jenem Beſuche einen Plan entworfen, aus dem väterlichen Hauſe zu entfliehen, und daß er nur durch die Anhänglichkeit an die Seinen abgehalten wurde, den Beſchluß zur Ausführung zu bringen, und ebenſo feſt ſteht es, daß die fortgeſetzte Ueberwachung, ſowie alle Bemühungen, ihn zur ſtrengen Gläubigkeit zurückzurufen, völlig vergeblich blieben.

Endlich, im November 1822, ſenden ihn die Eltern zu dem mütterlichen Oheim, dem Marcheſe Carlo Antici, nach Rom. Aber dieſer erſte Verſuch, ihn in die große Welt einzuführen, mißlingt, weil das Leben in der päpſtlichen Hauptſtadt nur ſehr wenig Anziehendes für ihn bietet. In dem Hauſe des Onkels herrſchen dieſelben frommen Neigungen wie daheim in Recanati, und in den gelehrten Kreiſen beſchäftigt man ſich allein mit antiquariſchen Dingen. Nur die Liebenswürdigkeit der Deutſchen, mit denen er in Rom zuſammentrifft, gewinnt ſein Herz, beſonders Niebuhr begegnet ihm mit Freundlichkeit und empfiehlt ihn bei ſeinem Abſchiede an ſeinen Nachfolger Bunſen.

Nach fünfmonatlicher Abweſenheit kehrt Leopardi in die Heimath zurück, unbefriedigt von dem, was er geſehen und erlebt hat, aber auch das Vaterhaus iſt ihm verhaßt; ſelbſt ſein Briefwechſel unterliegt einer ſtrengen häuslichen Cenſur.

Lange jedoch vermag er dies unthätige Leben nicht zu ertragen, und ſo unterhandelt er, ohne Wiſſen ſeiner Eltern, mit dem Buchhändler Stella in Mailand, ſucht durch literariſche Leiſtungen eine unabhängige Stellung zu gewinnen. Mühſam gelingt ihm dies eine Zeit lang. Seine Kränklichkeit, vermehrt durch übermäßige Anſtrengungen, nöthigt ihn, den Aufenthalt mehrfach zu wechſeln, bald lebt er in Bologna, bald in Mailand und

bald wieder in Bologna, zeitweise kehrt er zu seinen Eltern zurück, um dann wieder durch das Gefühl der Langenweile fortgetrieben zu werden. Mit dem Frühjahr 1827 begiebt er sich nach Florenz, dem damaligen Mittelpunkte ernster wissenschaftlicher Studien und regen literarischen Schaffens, in dem Kreise von Gelehrten und Literaten, der sich um Vieusseux gebildet, findet er Zutritt und liefert Beiträge für das Organ desselben, die in jener Zeit berühmte italienische Anthologie. Die resignirte Stimmung, welche dort in Bezug auf die politischen Zustände herrscht, theilt sich auch ihm mit und nimmt bei ihm den schmerzlichen Grundton an, der einmal seine Seele erfüllte. Geschätzt und geachtet ward er von vielen, von wenigen Freunden geliebt und verehrt, aber auch an solchen fehlte es nicht, die, wie Tommaseo, sich in religiöser und politischer Hinsicht auf ganz anderem Boden fühlend, selbst vor der Oeffentlichkeit absprechend über ihn urtheilten. Nach einem erträglichen Winter, den er (1827 zu 1828) in dem milden Klima Pisas angenehm verlebte, begann eine neue Reihe körperlicher Leiden, nur selten unterbrochen; seine Freunde Colletta, Tommasini und vor allen Bunsen bemühten sich mit Eifer, ihm das Leben zu erleichtern. 1831 veranstaltet er eine neue Ausgabe seiner Gedichte, in dem Widmungsbriefe an seine Freunde nimmt er, von Todesahnungen erfüllt, mit ergreifenden Worten Abschied. In Rom erlangt er dann 1832 von seinem Vater ein bescheidenes Monatsgeld, das ihm, soviel jetzt durch Piergili's neueste Veröffentlichungen bekannt wird, bis zu seinem Ende regelmäßig gezahlt worden ist. 1833 entschließt er sich, dem Rathe seines Arztes folgend, Florenz mit Neapel zu vertauschen. Dorthin kommt er in Begleitung eines Mannes, dessen Name von da ab mit seinem Schicksale unzertrennlich verknüpft ist. In der That scheint es schwer begreiflich, wie es möglich war, daß Leopardi sich an einen

Mann von so mäßigen Fähigkeiten und so zweifelhaftem Charakter wie Ranieri anschließen konnte. Wenn auch nicht erwiesen ist, daß Ranieri unehrenhaft gegen ihn gehandelt, so hat er doch nicht unterlassen, die eigenen Gefälligkeiten gegen den todtkranken Dichter laut genug zu rühmen, und hat es verstanden, die Gebrechlichkeit seines Freundes dahin auszunutzen, daß er sich durch die Schilderung ihres beiderseitigen Verhältnisses in übelberufener Weise einen Namen machte durch sein Werk: sette anni di sodalizio. Außerdem hat er gerade nicht wenig dazu beigetragen, daß die Zänkereien über Leopardi's Aufrichtigkeit einen so kleinlichen Charakter annahmen. Ebenso ist die von Jesuitenvätern eifrigst vertheidigte Behauptung, Leopardi habe angesichts des Todes sich mit der Kirche ausgesöhnt (L. starb den 14. Juni 1837 zu Neapel), durch Ranieri's mehr als zweideutigen Bericht an Graf Monaldo angeregt worden, und erst als die Patres merkten, daß sie mit der frommen Fabel in der eigenen Familie des Verstorbenen, geschweige denn bei dem gelehrten Publikum, keinen Glauben fanden, haben sie dieselbe fallen lassen und den eigenen Irrthum mit Verwechselung zu entschuldigen versucht. Diejenigen aber, welche eines Mannes Werth nicht nach dem Maße streng dogmatischer Gläubigkeit abschätzen, ehren das Andenken des zu früh dahingeschiedenen Dichters und trauern um das herbe Mißgeschick, das ihm, dem hochbegabten, edel angelegten Menschen, solche Fülle der schwersten Leiden auferlegte, während sie ihm gern zugestehen, daß er zu dem Streben nach den höchsten Zielen wohl berechtigt war. Das schönste Denkmal ist ihm, unserem Ermessen nach, durch Bunsen gesetzt worden, der in seinem Werke „Gott in der Geschichte" über ihn sagt: „Friede sei Deinem Andenken, Du hoher Genius, der Du mit leidendem Körper und im tiefen Drucke des häuslichen und öffentlichen Unglücks über diese

dunkle Erde gezogen bist! Ewige Ehre Deinem Namen für die Ströme göttlicher Begeisterung und Liebe, welche Du bei diesem schweren Pilgerzuge in lieblichen Schwanentönen ausgegossen hast! ‚Deiner Gebieterin' getreu hast Du gelebt, und Deinem Genius getreu bist Du gestorben, unvergängliche Sehnsucht zurücklassend Deinen Freunden!"

Gewiß ist es von Wichtigkeit, auch des Dichters Studien- und Entwicklungsgang des Näheren zu betrachten, weil sich daraus entnehmen läßt, woran er seinen Geschmack gebildet und welchen Vorbildern er nachgestrebt hat; auf der andern Seite beantwortet sich dann die Frage um so leichter, wie es ihm allmählich gelungen ist, selbstständig seinen Weg zu nehmen. Geradezu erstaunlich ist es, welche Fülle der Gelehrsamkeit sich Leopardi schon in frühester Jugend angeeignet hat, und für sein Alter sind seine Leistungen ganz ungewöhnliche, aber zu einer eigentlichen Reife des Urtheils, zu klarer Herrschaft über seinen Gegenstand und zu planmäßiger Darstellung desselben ist er nirgends vorgedrungen. An seinen Uebersetzungen und Commentaren tritt uns mehr die Sprachkenntniß im Einzelnen, sein Sammelfleiß entgegen, und wenn ihn gerade deutsche Gelehrte deswegen schätzen, so ist er doch der bahnbrechenden deutschen Gelehrsamkeit, die im Anfange des Jahrhunderts der philologischen Wissenschaft neue Gebiete erschloß, völlig fremd geblieben.

Nicht leicht wird es gelingen, einen bestimmten Zusammenhang in seinen Studien nachzuweisen, dennoch bewegen sich diese im Allgemeinen auf vier verschiedenen Gebieten: der Einfluß seiner mönchischen Erziehung läßt sich in den Diskursen über Kirchenhistoriker und kirchliche Gegenstände wiedererkennen, selbst der Stil trägt die Spuren einer gewissen Breite an sich

und in den früheſten Arbeiten blicken oft noch ſtreng kirchliche Anſchauungen durch.

Die Schrift über die volksthümlichen Irrthümer der Alten (sopra gli errori popolari degli antichi), die er im Jahre 1815, alſo 17 Jahre alt, geſchrieben und die der Bonner Philologe Sinner (1834) als ein opus admirandae lectionis et eruditionis zu preiſen wußte, behandelt die irrigen Vorſtellungen der Alten in Bezug auf die Götter, die Orakel, die Zauberei, die Deutungen der Vorzeichen, der Träume und nächtlichen Erſcheinungen, ſie ſchließt mit einer hochtönenden Verherrlichung des katholiſchen Glaubens: „Liebenswertheſte aller Religionen! Wohl iſt es angenehm, mit Dir ſchließen zu können, um die zu erfreuen, denen Du jeden Tag Wohlthaten erzeigſt, angenehm iſt es, mit der feſten, zuverſichtlichen Ueberzeugung ſchließen zu können, daß der kein Philoſoph iſt, der Dir nicht folgt und Dich nicht achtet, und daß wer Dir folgt und Dich achtet ein Philoſoph ſein muß. Ich wage ſogar zu behaupten, daß der kein Herz hat, der die ſüßen Wallungen einer zärtlichen Liebe nicht empfindet, der das Entzücken nicht kennt, in das ihn die innig ergreifende Betrachtung verſenkt, der Dich nicht mit Leidenſchaft liebt, der ſich nicht zu dem unausſprechlichen Gegenſtande hingeriſſen fühlt, den Du uns lehreſt. Da Du erſchienſt in der Nacht der Unwiſſenheit, — denn das war das Zeitalter des Auguſtus — haſt Du den Irrthum mit Deinem Blitze getroffen, haſt der Vernunft und der Wahrheit einen Sitz errichtet, den ſie niemals verlieren werden. Du wirſt ewig leben, und der Irrthum niemals bei Dir beſtehen können. Wenn er über uns hereinbrechen wird, wenn er uns, die finſtere Hand über unſere Augen breitend, in die dunklen Abgründe, welche die Unwiſſenheit vor unſeren Füßen öffnet, hinabzuſtürzen droht,

dann werden wir uns zu Dir zurückwenden und werden die Wahrheit unter Deinem Mantel finden. Der Irrthum wird entweichen, wie der Gebirgswolf, verfolgt vom Hirten, und Deine Hand wird uns vor Unheil bewahren!"

Wer möchte in dem Verfasser dieser schwülstigen Zeilen den Dichter Leopardi vermuthen, den Abtrünnigen, Ungläubigen, den nicht die Gebete des zärtlichen Vaters, nicht die Verweisungen der strengen Mutter in den Schooß der Kirche zurückzuführen vermochten? Welche Wandlung muß in seinem Gemüthe vor sich gegangen sein, die den seines Glaubens so sicheren Jüngling zu trostloser Verzweiflung getrieben hat!

Eine zweite Reihe von gelehrten Arbeiten befaßt sich mit altgriechischen Dichtungen hauptsächlich mit solchen einer späteren Zeit, von deren poetischem Werthe Leopardi selbst einen etwas übertriebenen Begriff hatte. Seine Studien blieben hier überall an der grammatischen und rhetorischen Seite haften, unermüdlich vertiefte er sich in die Einzelheiten, commentirte und illustrirte mit einer Fülle von Namen und Daten, übersetzte mit unsäglichem Fleiße, ohne zu rechter Schätzung des Autors zu gelangen. So in seinem Diskurse über den Idyllendichter Moschus ergeht er sich in Bewunderung über die Feinheiten dieses Poeten und stellt ihn weit über seine Vorgänger Theokrit und Bion, als deren gekünstelten Nachahmer schärfere Kritiker ihn längst erkannt haben. In gleicher Weise beschäftigte er sich neben Horaz mit den Rhetorikern der römischen Kaiserzeit und handelte unter anderem über die von Angelo Mai aufgefundenen Bruchstücke des Fronto mit einer Bewunderung, die ihrer geringen Bedeutung nicht entsprechend ist.

Dem Urtheil, welches Montefredini in Uebereinstimmung mit anderen, auch mit deutschen Kritikern, in Bezug auf diese gelehrten Jugendarbeiten ausspricht, wird man unbedingt bei-

treten können: so staunenswerth auch seine Belesenheit und sein Sammeleifer ist, so sehr in einzelnen Bemerkungen sein Scharfsinn überrascht, so wenig verdienen wegen der in ihnen herrschenden unreifen Methode diese Leistungen die übermäßigen Lobsprüche, womit dieselben von den Herausgebern (Giordani, Cugnoni, Piergili) nach des Dichters Tode vor das Publikum gebracht worden sind, und es wäre weise gehandelt, wenn man endlich den von mehreren Seiten ausgesprochenen Rath beherzigen wollte, mit diesen Publikationen aufzuhören. Leopardi's Hauptbedeutung ist vielmehr allein auf dem Gebiete der Dichtkunst zu suchen.

Mit Recht darf man fragen, welches hier seine Vorbilder gewesen sind. Die Antwort bezeichnet zugleich den vierten noch übrigen Gegenstand seiner Lektüre und seiner Studien, denjenigen jedenfalls, dem er für die Ausbildung seines Geschmackes, für die Handhabung der Form und Sprache und die poetische Richtung am meisten verdankt, bis es ihm gelang, die tiefen Empfindungen seiner Seele auf die ihm eigene Weise zum Ausdrucke zu bringen.

Unter den italienischen Dichtern begeisterte er sich am meisten für Alfieri, später studirte er auf Giordani's Empfehlung die trecentisti, vor allen Dante und Petrarka. Alfieri's Ironie, mit der sich sein Tyrannenhaß, sein Freiheitsstolz und die Verachtung gegen die Mattherzigkeit seiner Landsleute ausspricht, ist gemildert auch auf ihn übergegangen, aber während bei jenem der Schmerz um sein Vaterland sich in beißender Satire Luft macht, nimmt er bei ihm den Ton verzweifelnder Resignation an. Der Name Dante's wird nie ohne das Gefühl höchster Ehrfurcht von Leopardi genannt: das herbe Unglück des Florentiners, sein sittlicher Zorn über die Gebrechen seiner Zeit er-

wecken verwandte Klänge der Trauer über das eigene Elend und die Nichtigkeit menschlichen Daseins in seiner Brust.

In Leopardi's frühesten dichterischen Produktionen, in seinem canto all' Italia, sul monumento di Dante, ad Angelo Mai, verräth sich durch das schwungvolle Pathos das Vorbild Petrarka's. Petrarka selbst mit seiner rhetorischen Schwärmerei für die altrömische Republik hat nichts Modernes an sich, bei ihm ist der Patriotismus bloße Fiktion und Phrase, nicht auf dem Boden der Gegenwart bewegt er sich, wie Dante, vielmehr haftet er mit einer Art Selbsttäuschung an der Vergangenheit, als wären diese Reminiscenzen aus dem klassischen Alterthume das Vermächtniß einer selbst durchlebten großen Zeit, und als hätte das italienische Volk daran einen größeren Anspruch als die übrigen gebildeten Nationen Europas. Gerade diese Art des Patriotismus, wie ihn Petrarka aufgebracht, seine Nachahmer fortgepflanzt und die nach Italien eingedrungene französische Revolution mit phrasenhaftem Pompe weiter entwickelt hat, lebt in der Mehrzahl der Italiener noch heute fort, und ebenso tönt auch in Leopardi's Gesängen die rhetorische Klage um die Vernichtung des alten Römerreiches lauter als der erweckende Aufruf zur Erhebung in der Gegenwart. Darum ist es wichtig, Leopardi in seinen frühesten Gesängen kennen zu lernen: die beiden Canzonen „An Italien" und „Ueber ein Dante-Monument" erschienen in Rom 1818 mit einer Widmung an Vincenzo Monti, den Dichter des Aristodemo und der Basvilliana. Das erstere der beiden Gedichte, lange Zeit das Entzücken der modernen Italiener, zerfällt seinem Gedankengange nach in zwei Theile: der Poet schaut Italien vor sich als ein entehrtes, dienendes Weib, all' der Ruhmeszeichen beraubt, mit denen sie einst als Beherrscherin der Welt geschmückt war. Die Söhne dieser königlichen Frau kämpfen, der großen Vergangenheit uneingedenk,

für die Sache fremder Völker. Das bringt dem Dichter die Erinnerung alter Zeiten zurück, und er verſetzt ſich in die Gegenwart der Perſerkriege: muthvoll haben die tapferen Schaaren der Hellenen das von den Barbaren drohende Sklavenjoch abgewehrt, laut ertönt in den Thermopylen der Schlachtenlärm, und in der Ferne verklingt der Hufſchlag der zum Hellespont entfliehenden Perſerroſſe. Der Sänger Simonides ſingt den gefallenen Helden, wie den überlebenden freien Bürgern Griechenlands den Siegeshymnus.

O patria mia, vedo le mura e gli archi
E le colonne e i simulacri e l'erme
Torri degli avi nostri,
Ma la gloria non vedo,
Non vedo il lauro e il ferro ond' eran carchi
I nostri padri antichi. Or fatta inerme,
Nuda la fronte e nudo il petto mostri.
Oimè quante ferite,
Che lividor, che sangue! oh qual ti veggio,
Formosissima donna! Io chiedo al cielo
E al mondo: dite, dite,
Chi la ridusse a tale? E questo è peggio,
Che di catene ha carche ambe le braccia;
Sì che sparte le chiome e senza velo
Siede in terra negletta e sconsolata,
Nascondendo la faccia
Tra le ginocchia, e piange.
Piangi, chè ben hai donde, Italia mia,
Le genti a vincer nata
E nella fausta sorte e nella ria.

Se fosser gli occhi tuoi due fonti vive,
Mai non potrebbe il pianto
Adeguarsi al tuo danno ed allo scorno;
Chè fosti donna, or sei povera ancella.
Chi di te parla o scrive,

Die Macht dir mehr und mehr, die wundersame,
Daß jeder Trost nun schwand in unserm Grame.

Die Schicksale der Dichter lehren uns nur, daß auch der Ruhm ein eitler Schatten ist, und wenn all das trübe Leid Tasso's an des Betrachters Seele vorüberzieht, so lautet das Resultat doch nur:

„Wer der Menschen Elend ganz
Begriff, ersehnt den Tod nur, keinen Kranz."

Wohl sprechen sie zu uns, die Zeugen vergangener Größe, laut und vernehmlich genug, und er, der zuerst es unternahm, sein Volk daran zu mahnen, Vittorio Alfieri, ungehört verklang sein Wort, und nicht vermochte er, die Trägen aus dem Schlafe aufzurufen:

„In knirschender Verachtung lebt er hin
Sein fleckenloses Leben,
Und Tod bewahrt ihn, Schlimm'res noch zu schauen.
Nein, mein Vittorio, günstig deinem Streben
War weder Zeit noch Ort. In diesen Gauen
Kann Hochsinn fürder nicht gedeihn. Im Hafen
Ruhn träge wir, ergeben
In Mittelmäßigkeit. Der Pöbel stieg
Empor, der Weise sank; Nichts wird bewundert,
Platt ward die Welt. — Da die Lebend'gen schlafen,
Erweck zu neuem Leben
Die Todten, hoher Forscher! Hilf zum Sieg
Den alten Helden, daß dies Kothjahrhundert
Empor sich raffe und Begeistrung trinke
Zu edler That, wo nicht, in Scham versinke!"

Mit einem Zweifel klingt das Gedicht aus, und nicht die Hoffnung ist es, die dem Sänger wächst, nur die Ueberzeugung, daß alles eitel, daß Leiden der Menschen letztes Theil ist, und er, der die Welt erschuf, hat sie nicht zur Lust geschaffen, sondern zu gegenseitiger Zerstörung gab er sie den Menschen

Von Neuem um. Krönt das Geſchick dein Wagen,
Du wackerer Italer? Wie oder wird
Ein Mannesmuth vom Schickſal nicht beirrt?

Die Bücher der Vorfahren kommen ans Tageslicht, Sage und Ueberlieferung erzählen noch von ihrer Tüchtigkeit, ihren Verdienſten um das Vaterland, die Namen der Dichter und ihre Lieder leben noch fort im Munde des Volkes, aber haben die Bücher der Alten, die Ruhmesthaten der Helden, die Lieder der Sänger Kraft genug, die Lebenden zu neuer Thatkraft zu erwecken? Alles regt in dem Dichter Zweifel an, daß dieſe Hoffnung ſich erfülle. Und lohnt es wirklich, das tief geſunkene Volk an den Glanz der Väter zu erinnern? Ach, ihre Verdienſte haben uns groß gemacht, aber indem ſie uns bereicherten, ſind wir nicht zugleich in Wahrheit ärmer geworden? Des Columbus Entdeckungsfahrten haben wohl die Kenntniß neuer Welttheile erſchloſſen, aber indem die Menſchen nun, über die wahre Geſtalt der Erde belehrt, das unbekannte Land auf der Karte mit Augen ſchauen, ſind ſie um ihren kindlichen Glauben gebracht worden, ſo viele ſchöne Bilder, die ſie mit kühner Erfindungsgabe ſich erdichtet, ſind ihrer Phantaſie durch die Aufklärung jetzt geraubt:

Wo ſind die holden Träume nun von jener
Geheimen Zufluchtsſtätte
Uns unbekannter Siedler, von dem Ort,
Wo über Tag die Sterne ruhn, dem Bette
Der jungen Eos und dem Ruheport,
Wo Nachts verborgen ſchläft das Weltgeſtirn?
Mit Eins ſind ſie geſchwunden;
Nun zeigt ein kleines Blatt das Bild der Welt.
Nun gleicht ſich Alles, und die Forſchung weitet
Das Nichts nur aus. Dich ſcheucht von unſrer Stirn
Die Wahrheit, kaum gefunden,
O holde Phantaſie! Das Denken hält
Sich fern von dir auf immer und beſtreitet

auf die feierliche Sonntagsstille in der Natur der vernichtende Sturm, auf die Freude des Festes die Ermattung und die Sorgen des Lebens, und für alle Qualen, welche Noth und Elend der Brust des armen Sterblichen bereiten, bleibt als einzige Erlösung der Tod.

Das ist das Ergebniß einer Jugend, die der Dichter mit schwachem, siechem Körper verlebt hat, und so spricht er es aus zu einer Zeit, wo ihm das nahe Ende seiner Tage schon nicht zweifelhaft war, in der Canzone le ricordanze („Jugenderinnerungen"); Paul Heyse hat sie in die rührende Novelle Nerina verflochten.

„O, all' ihr Hoffnungen, du holder Trug
Der Jugendtage! Immer kehrt die Seele
Zu euch zurück. Denn wie die Zeit auch eilt,
Wie sich Gedanken und Gefühle wandeln,
Niemals vergess' ich euch! Trugbilder, weiß ich
Sind Ruhm und Ehre; Glück und Wonne nur
Ein eitler Wunsch; das unfruchtbare Leben
Ein nutzlos Elend. Dennoch, ob auch leer
All' meine Jahre, dunkel und verödet
Mein sterblich Dasein, raubt das Glück — wohl seh' ich
Es ein — mir wenig nur. Doch ach, so oft ich
An euch, ihr Jugendhoffnungen, gedenke,
An das, was einst so hold mir vorgeschwebt,
Und dann mein jammervoll armselig Leben
Erwäg', und daß von so viel schöner Hoffnung
Der Tod allein mir heut' noch übrig bleibt:
Krampft sich mein Herz zusammen und mir ist,
Als gäb es keinen Trost für solch ein Schicksal.
Und wenn nun dieser oft ersehnte Tod
Mir nahe tritt und ich am letzten Ziel
All meines Unglücks stehe, wenn die Erde
Ein fremdes Thal mir wird und meinem Blick
Die Zukunft schwindet: euer dann gewiß

Werd' ich gedenken, euer Bild wird mich
Den letzten Seufzer koſten, bitter mahnend,
Daß ich umſonſt gelebt, und in die Süße
Des ſchickſalvollen Tags mir Wermuth träufeln.

O, ſchon im erſten ſtürmiſchen Jugenddrang
Der Freuden, Aengſten und Begierden rief ich
Den Tod ſo manches Mal und konnte lang'
Drauß' an der Quelle ſitzend drüber brüten,
Ob ich nicht beſſer thäte, Schmerz und Hoffnung
In ihrer Fluth zu ſtillen. Dann durch ſchleichend
Siechthum geriſſen an den Rand des Grabes,
Weint' ich um meine ſchöne Jugend, um
Der armen Tage Flor, der ſchon ſo früh
Hinwelkt, und manchen Abend, wenn ich traurig
Auf meinem Bette, dem vertrauten, ſaß
Und bei dem trüben Lämpchen dichtete,
Klagt' ich im Einklang mit der nächt'gen Stille
Um meinen flücht'gen Geiſt und ſang mir ſelbſt,
Als ſchwänd' ich ſcheidend hin, das Todtenlied!"

Hat in Leopardi anfangs noch das mitfühlende Herz mit dem denkenden Verſtande gerungen, zuletzt behält dieſer die Oberhand; der vorher nur momentane, vorübergehende Schmerz wird das dauernde, einzig bleibende Gefühl ſeiner Seele. Und hierin beruht der Unterſchied zwiſchen Heine und Leopardi. Heine malt die Schönheit, die Liebe, die Andacht, das Träumen, aber mit herber Satire und mit beißendem Spotte zerſtört er die entzückenden Bilder, die noch eben das Herz des Leſers und Hörers bezauberten, vernichtet oft nur durch einen geringen Beiſatz die ergreifendſten Situationen und läßt dem, den er noch eben beglückte, die ſchmerzlichſte Enttäuſchung zurück. Bei Leopardi dagegen bleibt der Leſer niemals im Unklaren über ſeine Auffaſſung des Lebens, darum erwecken ſeine Klagen das aufrichtigſte Mitgefühl. Heine hat den Peſſimismus erſt mit muth-

williger Satire ſcherzend in ſeine Dichtung hineingetragen, bis der furchtbare Ernſt ſeiner langen Leiden ihm die Herrſchaft in ſeinem Gemüthe und Denken verſchaffte. Leopardi's elegiſcher Peſſimismus liegt in der Anlage ſeines Gemüthes von vornherein vor, die traurige Oede ſeiner Umgebung, die Hoffnungsloſigkeit der politiſchen Zuſtände haben ihn auferzogen, und die unbefriedigte Sehnſucht, der Mangel einer wahren Gegenliebe hat ihn in ſeinem Herzen gereift und befeſtigt.

Dieſelbe Steigerung läßt ſich in der Liebe als Element der leopardiſchen Dichtung verfolgen. Welchen hohen Begriff er in früher Zeit von der Tugend und Schönheit des Weibes hat, ſpricht er in dem Hochzeitsgedicht für ſeine Schweſter Paolina (1824) aus:

„Ein Sporn zu edlen Thaten
Iſt Liebe, recht erkannt, und hohes Streben
Erweckt die Schönheit,"

und was er von den Frauen Italiens verlangt, ſagt er in demſelben Gedichte:

„Viel hofft von euch, ihr Frauen,
Das Vaterland; und nicht zu Schimpf und Schaden
Der Menſchenſöhne ward dem ſanften Strahl
Aus Euren Augen Macht, wohin ſie ſchauen,
Zu bänd'gen Feu'r und Schwert. Ihr lenkt zumal
Den Weiſen wie den Starken klug am Faden,
Und was die Sonn' umkreiſet, neigt ſich euch."

Zum Schluß greift er in das Alterthum zurück und hält der Schweſter die Gattinnen der Spartaner und die keuſche Virginia als Muſter vor. Auch hier alſo haben die klaſſiſchen Reminiscenzen ihren Antheil. Eine Reihe von Dichtungen aber, welche die eigene Liebe Leopardi eingegeben, gehört dem Jahre 1831 an: es ſind nicht Liebeslieder im gewöhnlichen Sinne, wie ſie die Minneſänger, die arkadiſchen Poeten oder

die modernen Dichter geſchaffen haben, nicht Ergüſſe von Liebesleid und -luſt, von Schwärmerei, von Sehnſucht und Entzücken, vielmehr Liebeselegieen: die einen voll Trauer um die verlorene Jugendliebe, die Erinnerung daran weckt mildernde Empfindungen, aber entſchwunden bleibt die Seligkeit; die andern ſingen von einem Wiedererwachen der Gefühle, dies ſind die einzigen, die das Leben noch ertragbar machen. Offenbar knüpft er hier an wirkliche Erlebniſſe an, ſo in dem Gedicht „Die erſte Liebe", ſo in dem anderen, welches die „Auferſtehung" betitelt iſt. Das erſtere bezieht ſich auf die Schwärmerei für ein junges Landmädchen ſeines Heimathsortes, das einem frühen Tod zum Opfer fiel, und ſteht mit der Liebesgeſchichte im Zuſammenhange, welche der erwähnten Novelle von Paul Heyſe, „Nerina", zu Grunde liegt:

„Noch hat ich Dich, o Liebe, nicht gekannt,
Und achtzehn Sommer lebt' ich bis zum Tage,
Wo ich mit Thränen Deine Macht empfand.

Entwerthet war mir wie mit einem Schlage
Jedwede Luſt, die heil'ge Morgenfrühe,
Der Sterne Glanz, des Frühlings Blüthenhage.
— — — — — — — —
Und noch wird dieſe Flamme fortgenährt,
Noch lebt das ſchöne Bild in meiner Seele,
Und ob ſie nur ein Traumglück mir gewährt —
Sie bleibt der Troſt, den ich allein erwähle!"

Das zweite Gedicht läßt den Gegenſtand kaum errathen, man vermuthet, daß Leopardi in Florenz für eine Dame in Liebe entbrannte, aber die Umſtände waren ſolche, daß der Dichter ſich, im Hinblick auf ſeinen ſiechen Körper, nicht zu erklären wagte:

„Und doch aufs Neu' ergeb' ich mich
Dem alten Trug mit Willen.

Es staunt das Herz im Stillen,
Wie laut es pocht in mir.

Dir, o mein Herz, verdank' ich ja
Dies letzte Lebensregen,
Der schönen Flamme Segen
Und jeden Trost nur dir."

Beide Male erscheint die Liebe als derjenige Trieb, dem er am meisten Gewalt über sein Herz zuschreibt, wie ein Stern in der Nacht des Leidens leuchtet sie ihm und erhält ihm den Muth, zu leben. Das Jahr vor seinem Tode ist die Elegie gedichtet: „Liebe und Tod".

„Als Zwillinge des Schicksals Schooß entsprossen,
Sind Lieb' und Tod Genossen.
Nichts Schön'res ward hienieden
Der Erde, nichts der Sternenwelt beschieden."

Im weiteren Gedankengange zeigt der Dichter, wie sich der Tod der Liebe zugesellen will:

„Je mehr voll Liebesgluth,
Je weiser ist ein Herz, je stolzer achtet's
Gering des Lebens Wehe.
Kein Machtgebot, o Liebe,
Befeuert so wie deins zu jedem Wagniß.
Entflammt ja deine Nähe
Ein jedes Herz mit Muth,
Belebt den sinkenden und pflegt zu Thaten,
Nicht nur zu müß'gem Brüten, wie sie pflegen,
Die Geister zu erregen."

Ja, die Todessehnsucht entsteht mit der Liebe im Herzen des Jünglings, denn wer wahrhaft liebt ist auch entschlossen, entweder den erwählten Gegenstand zu besitzen oder zu sterben. Und unglücklich Liebende wählen freiwillig den Tod als Erlöser von ihrer Pein. Als solchen ruft ihn dann der Dichter herbei, und wenn er komme, wolle er ihn aufrechten Hauptes erwarten.

Auch von der philoſophiſchen Seite hat Leopardi die Liebe zu erfaſſen geſucht in dem Gedichte „an die Geliebte“ („alla donna amata“), jedoch die Gedanken ſind unklar und ſchweifen in die Leere, es ſcheint faſt, als wenn die Idee der Liebe ihm als die einzig tröſtende, Halt gebende vorſchwebe und ihm die Zuverſicht des Lebens in einer zukünftigen, beſſeren Welt verbürge. Dies Eine ſei hier noch bemerkt, daß die Liebe in Leopardi's poetiſchem Peſſimismus doch nicht die niedere Stelle einnimmt, wie in dem Syſteme Schopenhauer's oder von Hartmann's, wo ſie nur als ein trügeriſcher Inſtinkt angeſehen wird, als Naturtrieb, dazu da, die Gattung fortzupflanzen, und dem, um nicht abgewieſen zu werden, der eitle Schein der Liebe aufgeprägt ſei.

Das Bild der Entwicklung in Leopardi's Dichtung iſt hiermit gegeben. Drei Gruppen ſeiner Poeſieen darf man unterſcheiden: in der erſten leben die Erinnerungen an das Alterthum fort, die zweite wird man als Uebergang zu einer eigenen Dichtungsweiſe bezeichnen können, der Inhalt ſeines eigenen Lebens wird der Gegenſtand, die Anhänglichkeit an eine ruhig verträumte Jugend, die Erkenntniß der Nichtigkeit des Daſeins, die Leere in der Gegenwart und Zukunft; und zuletzt erſcheint der pure Peſſimismus, die Freundſchaft, die Natur täuſchen nur noch auf Momente das Gemüth, die Liebe hält am längſten aus im Widerſtand, der Gedanke gewinnt die Herrſchaft und erſchaut nur noch die Werthloſigkeit auch dieſer Güter, und die Enttäuſchung führt zur Troſtloſigkeit und zur Todesſehnſucht. Mehr und mehr werden die Geſänge Selbſtbekenntniſſe, die der Tiefe ſeiner Bruſt entſtrömen, und je mehr ſie dies werden, deſto ergreifender wirken die Töne ſeiner Leier. An den Wundern der Natur in ihrer Erhabenheit und Lieblichkeit, an den wechſelnden Freuden des Lebens nach den Mühen und Sorgen,

an der Großartigkeit menschlichen Strebens und Schaffens hat sich auch sein Herz entzückt, ja oft erschließen Natur und Menschendasein seiner Betrachtungsweise ganz besondere Reize, aber immer wieder zeigt ihm die Umgebung nur die tiefsten Schatten; weil er im eigenen Busen nur Schmerz und Kummer trägt, so hat sich auch sein Blick gewöhnt, draußen nur das Elend zu schauen, sein Ohr, nur den Jammer zu vernehmen, und sein Mund, das allgemeine Leiden zu verkünden.

Erscheint in Leopardi's Poesieen noch der Kampf zwischen Empfindung und Reflexion des Dichters, so zeigen seine Dialogen die nackten Consequenzen seiner pessimistischen Betrachtungen, der Widerstand hört auf, der Gedanke triumphirt vollständig. Nur das Gefühl für Freundschaft und Mitleid mit Anderen verrathen noch bisweilen die Theilnahme seines Herzens. Auf den elegischen Dichter Leopardi folgt hier der unerbittliche Richter.

Das System des Pessimismus, wie er es in seinen Gesprächen und zwar in der edelsten, ruhigsten und klarsten Sprache der Prosa entwickelt hat, hier näher darzulegen, nachdem es in seiner Dichtung nachgewiesen ist, ist nicht meine Absicht. Diese Gespräche führen nur eben die trüben Gedanken, die auch in seinen Poesieen vorherrschen, auf ihre Gründe zurück. Nur auf zwei Punkte soll hier noch eingegangen werden: auf die von ihm selbst gegebene Ableitung seiner Weltanschauung und auf das Motiv, das ihn selbst von der Vollziehung der letzten Consequenz, von dem Selbstmorde, abgehalten haben soll. Leopardi selbst war bemüht, zu beweisen, daß nicht die körperlichen Gebrechen in seinem Geiste das Gefühl des Schmerzes zur Herrschaft gebracht hätten, daß vielmehr Alles, was er in der Natur, dem Leben der Menschen und in der Geschichte des Menschengeschlechts beobachtet, ihm die Erkenntniß von dem

allgemeinen Leiden bestätigt habe: den religiösen Vorstellungen der Völker, den Betrachtungen und Schlüssen der ernstesten Denker, den erhabensten Schöpfungen der Poesie liege dieselbe Idee zu Grunde, sie lasse sich wie der rothe Faden in allen verfolgen. Glücklich fühlte er sich in dem Gedanken, nicht ein besonderer Zielpunkt für das Unglück zu sein, vielmehr nur ein kleiner Theil des allgemeinen Wehes, dem Jeder so bald als möglich zu entrinnen suchen müsse, der zu diesem Bewußtsein gelangt sei. Die Glorifikation des Todes war für ihn die nothwendige Folge dieser Betrachtungsweise des Daseins. In dem Dialoge „Plotinus und Porphyrius" setzt er das Motiv auseinander, das ihn bestimmt habe, dies mühevolle Erdenleben so lange zu ertragen: nur die Rücksicht auf die Seinen sei es gewesen, die den Entschluß, freiwillig zu sterben, in ihm nicht habe zur Ausführung kommen lassen. Wer aber sich selbst tödtet, ohne an den Schmerz zu denken, den er den Angehörigen bereitet, der begehe einen Akt niedriger Selbstliebe, wodurch er sich entehre. Dies Raisonnement enthält aber doch nur einen Scheingrund, denn wenn die Anhänglichkeit an die Seinen nichts weiter sein kann als eine der vielen Täuschungen für den Menschen und der Tod wirklich das einzige Gut, so genügt jene Begründung doch nicht, um ihn abzuhalten, den an die Hand gegebenen Weg zu dem letzteren zu wählen. Daß sie auch für Leopardi nicht genügte, darf man nach seiner ganzen Denkweise annehmen. Ein unbezwinglicher natürlicher Widerwille gegen das Sterben lebte auch in seiner Brust, wie in der jedes Menschen, das hat er bewiesen zur Zeit, wo er mit todtkrankem Körper der ansteckenden Cholera zu entfliehen suchte, und sie eben war es, die ihn, wie vorher den ihm befreundeten Dichter Platen, aus Neapel hinaustrieb in die Umgebung der Stadt; und da er im Begriff war, von neuem zu flüchten, ereilte ihn

der unerbittliche Tod, für ihn in Wahrheit ein Erlöser von langen und furchtbaren Leiden.

Und jenes Andere, daß die Entwicklung der Menschheit eine Bestätigung liefern soll, daß Alles auf Täuschung beruht und der Pessimismus in den Religionen, den Sätzen der Philosophen und den Dichtungen den Grundgedanken bildet. Richtig ist es wohl, daß die Menschheit von jeher für das eigene Weh die lebhafteste Empfindung sich bewahrte, daß die Denker dem Räthsel des Lebens gegenüber mit ernster Resignation den Tod als Erlösung betrachteten, daß in den Liedern und den religiösen Anschauungen zu allen Zeiten die Klage über die Hinfälligkeit des Edlen und Schönen auf der Erde durchklingt; richtig ist es wohl, daß der Pessimismus der Epopoe und der Tragödie der Griechen zu Grunde liegt, daß Sokrates und Platon den Tod als Befreier preisen, und daß nicht blos die Lehre Buddha's, sondern auch das Evangelium des Neuen Testaments die Erde als ein Jammerthal ansieht, und darum ließe es sich theoretisch wohl begründen, daß Leopardi's Weltanschauung sich aus der allgemeinen Erkenntniß von der Nichtigkeit menschlichen Daseins, ohne Rücksicht auf die eigene Gebrechlichkeit, gebildet haben könne, praktisch aber liegt es uns doch näher, diese aus zwei Quellen seiner individuellen und menschlichen Natur abzuleiten, nämlich aus den furchtbaren, endlosen Leiden seines Körpers, die auch seine Seele beeinflussen, und aus der kläglichen Wirklichkeit, aus der keine neue große Hoffnung den Ausgang anzudeuten schien, und darum werden wir Deutsche uns in unserem Urtheile über Leopardi's Weltschmerz und seine Ursachen lieber der Auffassung von Gustav Brandes[4]) und Paul Heyse anschließen, wonach Anlage und Umgebung für seine trübsinnige Weltanschauung bestimmend gewesen sind. Daß es für die Menschheit doch auch edle Güter giebt, nach denen zu ringen ein edles Ziel ist, das hat auch er

empfunden, nur die Erreichung war ihm in ausſichtsloſe Ferne entrückt, und daher kam es, daß nur Töne der Klage ſeinem liederreichen Munde entſtrömten. Und ihm vor allen war ein höchſtes Gut verliehen, mit dem die Götter nur wenige Sterbliche begaben, ihm ſchenkte die Gottheit „Melodie und Rede, die tiefſte Fülle ſeiner Noth zu klagen"; er wie ſein unglücklicher Landsmann, der Sänger des befreiten Jeruſalem, haben die Menſchheit mit ihrem Geſange beglückt, und wenn dieſe auch nicht dem Gedankengange ihres kranken Herzens zu folgen geneigt iſt, ſo bleibt ihrem Namen und ihrem Andenken doch die Unſterblichkeit gewiß.

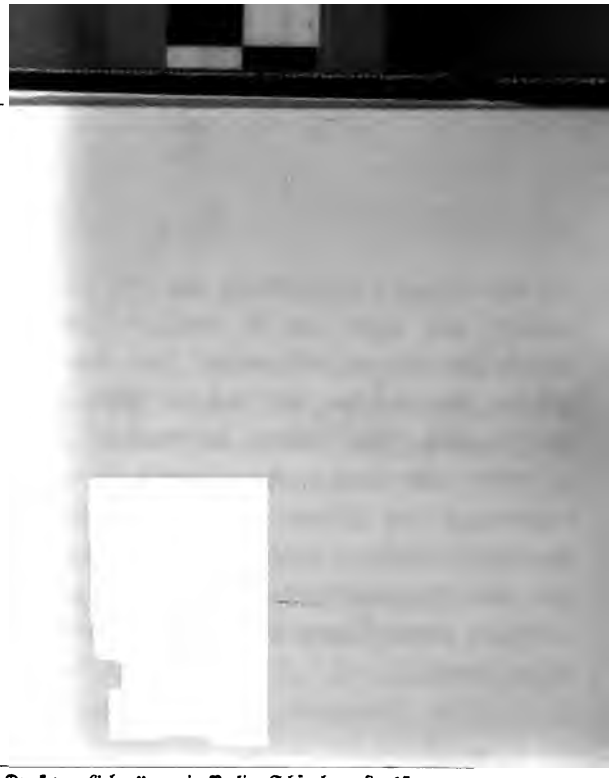
Anmerkungen.

1) Pietro Giordani, geb. 1774 zu Piacenza, trat auf kurze Zeit in den Benedictinerorden (1797—1800), Profeſſor an der Univerſität, dann Secretär an der Accademia di belle arti in Bologna, lebte ſpäter als Literat in Mailand, ſtarb 1848. Berühmt als Verf. von Grabinſchriften und Redner, Anhänger der klaſſiſchen Richtung, „tutti i suoi scritti sono dettati con attica purità di stile e venustà di lingua inarrivabile."

2) Fr. Montefredini, la vita e le opere di Giacomo Leopardi, Milano, Fratelli Dumolard, 1881.

3) Dieſe wie die folgenden poetiſchen Stücke ſind der Ueberſetzung von Paul Heyſe entlehnt. Giacomo Leopardi, deutſch von P. Heyſe. In zwei Theilen. Berlin, W. Hertz, 1878.

4) Giacomo Leopardi's Dichtungen, deutſch von Guſtav Brandes. Mit einer Einleitung über das Leben und Wirken des Dichters. Hannover, C. Rümpler, 1869.



Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerstr. 17a.

Das

Wunderland am Yellowstone.

Vortrag

von

K. A. von Zittel,
Professor in München.

33852

Berlin SW., 1885.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Im Gegensatz zu Europa, dem meist gegliederten und in seinem geologischen Aufbau mannichfaltigsten aller Continente, zeichnet sich Nord-Amerika durch eine Einfachheit aus, die sich zuweilen bis zur Einförmigkeit steigert. In der neuen Welt ist die Geschichte der Urzeit in grober Fractur, in Europa in zierlicher mit Schnörkeln und Arabesken überladener Miniaturschrift aufgezeichnet. Mit jener Einfachheit verbindet Amerika freilich nicht selten eine erhabene Großartigkeit des Naturcharakters. Wo haben wir z. B. in Europa einen Wasserfall, der dem Niagara gleich käme? Was bedeuten unsere Alpenseen gegenüber den Süßwassermeeren Nordamerikas? Wo finden wir in Europa eine Ebene, die sich mit den unermeßlichen Prärieen des amerikanischen Westens vergleichen ließe; wo einen Strom der an grandioser Schönheit den Columbiafluß überträfe? Auch den abenteuerlichen Landschaften in den Bad-lands von Montana und Wyoming, dem Götterhain von Colorado, den phantastisch gegliederten Terrassen der Felswüsten von Arizona und gar den in die Ebene eingeschnittenen Riesenschluchten des Gran Cañon in Colorado haben wir in Europa nichts Ebenbürtiges zur Seite zu stellen.

Unter den Naturwundern Nord-Amerika's nimmt der National-Park am Yellowstone die erste Stelle ein. Ihn meint man zunächst, wenn vom Wunderlande des Westens die Rede ist; auf ihn blickt jeder Bürger der vereinigten Staaten mit Stolz. Merkwürdigerweise ist derselbe erst seit 15 Jahren bekannt. Allerdings hatte schon im Beginn dieses Jahrhunderts ein Trapper Namens Colter, welcher zum Gefolge der denk-

würdigen Expedition Clarke's nach dem ſtillen Ocean gehörte märchenhafte Gerüchte über einen Landſtrich im Felſengebirge verbreitet, wo Seen voll brennenden Peches, heiße Quellen und aus dem Boden aufſpritzende Springbrunnen zu ſehen ſeien. Colter hatte ſich wahrſcheinlich im Jahre 1806 von Clarke getrennt, war auf dem Heimweg von Indianern ergriffen worden und endlich auf wunderbare Weiſe der Gefangenſchaft und dem Tode entronnen. 1810 lebte er in Miſſouri, wo er ſo unerhörte Dinge von dem Wunderland im Weſten erzählte, daß er mit dem Makel eines unverbeſſerlichen Lügners behaftet ſtarb.

Erſt nach einem halben Jahrhundert ſollte der Mann gerechtfertigt werden. Im Jahre 1860 hörte Oberſt Raynold's, welcher im Felſengebirge mit topographiſchen Aufnahmen beſchäftigt war, ſeltſame Gerüchte über das Quellgebiet des Yellowſtoneflusſes. Es gäbe dort neben heißen Quellen und dampfenden Seen ganze verſteinerte Wälder und, was noch wunderbarer ſei, die Büſche trügen Früchte aus nußgroßen Edelſteinen und ſogar Landthiere und Vögel fänden ſich dort in einer Weiſe verſteinert, als ob ſie lebendig ſeien. Raynold's ſchenkte dieſen Fabeln natürlich keinen Glauben; als jedoch im Jahre 1869 die Goldſucher Cook und Falſom den oberen Yellowſtone beſuchten und nach ihrer Rückkehr von herrlichen Waſſerfällen, von einem großen See, von heißen Quellen, von Schwefelablagerungen und von Geyſirn erzählten, wurde die öffentliche Aufmerkſamkeit ſo ſehr erregt, daß General Waſhburn eine Expedition dahin ausrüſtete. Was er dort ſah und fand, übertraf die weitgehendſten Erwartungen. Die Nachricht von dem neu entdeckten Wunderland durchflog die Union wie ein Lauffeuer, Jedermann wollte Genaueres darüber wiſſen und die öffentliche Meinung bezeichnete den damaligen Director der geologiſchen und geographiſchen Survey, Profeſſor Hayden, als den geeignetſten Mann zur Unterſuchung des merkwürdigen Ge-

bietes. Von der Bundesregierung mit einem Stabe junger Gelehrter dahin geschickt, sandte Hayden schon im Spätherbst 1871 ausführliche Berichte nach Washington die in allen Zeitungen wiederholt wurden. Auf Hayden's Anregung kam im Dezember 1871 ein Antrag im Hause der Repräsentanten zur Berathung, wonach das Quellgebiet des Yellowstoneflusses zum Staatseigenthum erklärt und gegen jede Ansiedelung geschützt werden solle. Der fragliche Landstrich hat einen Umfang von 3 575 englischen Quadratmeilen, entspricht somit in der Größe ziemlich genau dem Kreise Niederbayern. Da derselbe wegen seiner geringen Fruchtbarkeit, seiner gebirgigen Beschaffenheit, seines rauhen Klima's, seiner Armuth an nützlichen Mineralien nur geringen nationalökonomischen Werth besitzt, da sich darin erst wenige Squatters niedergelassen hatten und auch die einzigen Eigenthümer des Landes, die Indianer, keine Ansprüche erhoben, so erhielt der Antrag im März 1872 Gesetzeskraft. Das Wunderland am Yellowstone wurde für alle Zeiten zum Staatseigenthum erklärt und als Nationalpark dem Volke der Vereinigten Staaten zum Vergnügen und zur Erholung gewidmet.

Durch diesen Beschluß sind zunächst die ausgedehnten Wälder des Parkes vor Verwüstung durch Speculanten geschützt; aber auch der heilkräftigen Quellen sollte sich Niemand im egoistischem Interesse bemächtigen dürfen; keine gewinnsüchtige Gesellschaft sollte ihre Hand auf die Naturwunder legen, um sie zur Ausbeutung der Besucher des Parkes zu mißbrauchen; keinem Gastwirth, Jagd- oder Fischereipächter, Pferdeverleiher, Führer u. s. w. sollte es gestattet sein, irgend welche Erpressungen zu verüben. Im ursprünglichen Naturzustand sollte das Ganze der Nation erhalten bleiben, unbelästigt sollte sich der Reisende daran erfreuen; Arme und Reiche sollten gleichmäßig Erfrischung und Genesung in der köstlichen Luft und in den heilkräftigen

Thermen suchen dürfen. Der Regierung fiel die Obliegenheit zu, einen Superintendenten zu bestellen, welcher darüber zu wachen hat, daß der Nationalpark vor unbefugter Besitznahme geschützt bleibt, welcher für Herstellung von Wegen, Brücken und sonstigen Verbesserungen einen bestimmten Jahreszuschuß zu verwenden, die Erlaubniß zur Errichtung von Gasthäusern und Badeanstalten zu ertheilen und die Preise aller für den Fremdenverkehr bestimmter Einrichtungen zu beaufsichtigen hat.

Wenn das genannte Gesetz den Nationalpark in wirksamer Weise vor Privatspeculation schützte, so hatte es auf der andern Seite doch auch den Nachtheil, daß derselbe nur für jene Zahl Bevorzugter zugänglich blieb, welchen genügende Mittel, Kräfte und Zeit zur Verfügung standen, um die Beschwerden und Kosten einer solchen Reise auf sich zu nehmen; denn wenige fahrbare Straßen führten an seine Grenzen; im Innern selbst sind die von der Regierung angelegten Wege und Brücken spärlich und zum Theil in schlechtem Zustande. Jeder Reisende mußte sich bis in die neueste Zeit Wagen, Pferde, Zelt und Proviant selbst mitbringen; zur Benutzung der warmen Quellen gab es im ganzen Park nur zwei elende Bretterbuden. Erst im Sommer 1883 sind mancherlei Verbesserungen eingetreten. Die Northern-Pacific-Gesellschaft hat eine Zweigbahn bis an die Nordgrenze des Parkes erbaut und ein unternehmender Mann, Herr Rufus Hatch, hat die Erlaubniß zur Errichtung von 12 großen Hotels erhalten, wovon eines bei unserem Besuche vollendet und eröffnet war.

Der Yellowstone-Park nimmt das nordwestliche Eck von Wyoming ein. Er hat die Gestalt eines regelmäßigen Rechteckes, dessen Seiten 55 und 65 englische Meilen oder 88 zu 94 km lang sind. Im Süden und Westen greift er mit schmalen Streifen nach Montana und Idaho über. Er liegt so recht im Herzen der Rocky Mountains, durch seine südwest-

liche Ecke zieht die Hauptkette des Felsengebirges, an welcher sich die Wasseradern scheiden und theils dem pacifischen, theils dem atlantischen Ocean zueilen. Ein vorgeschobener Gebirgszug, die Yellowstonekette, bildet im Osten einen natürlichen Grenzwall gegen die trockene Hochebene von Wyoming, im Westen schließt die Galatinkette den Park gegen Idaho ab. Zwischen den beiden Hauptketten erheben sich selbstständige Berggruppen von nahezu gleicher Höhe. Obwohl alle Hauptgipfel im Yellowstone-Park 10—11 000 engl. Fuß erreichen und zum Theil mit ewigem Schnee bedeckt sind, so machen sie doch einen wenig imponirenden Eindruck, denn der Park selbst ist ein Hochplateau mit einer mittleren Elevation von nahezu 8000 Fuß, dessen niedrigster Punkt noch immer 5360 Fuß über dem Meeresspiegel liegt.

Man kann nicht behaupten, daß die Bezeichnung Park für dies urwüchsige, fast unbewohnte und zum größten Theil bewaldete Hochland sonderlich glücklich gewählt sei; doch zeichnet es sich vor anderen Theilen der meist sterilen und wasserarmen Rocky Mountains durch auffallenden Reichthum an Quellen, Flüssen und Seen aus und auch die Vegetation entfaltet eine für das Felsengebirge ungewöhnliche Ueppigkeit. Leider ist der Bestand der schönen Wälder trotz aller Gesetze schwer gefährdet, denn aus sträflicher Sorglosigkeit gehören Waldbrände auch hier, wie im ganzen Westen zu den alltäglichen Vorkommnissen.

Die landschaftlich schönsten Theile der östlichen Hälfte des Parkes habe ich leider nicht selbst gesehen, doch gewährt darüber ein von Professor Hayden veröffentlichtes Werk[1]) allen nur wünschenswerthen Aufschluß. Den Glanzpunkt bildet hier offenbar der Yellowstone-See und das Thal des gleichnamigen Flusses. Ersterer ist unter allen Hochgebirgsseen Nord-Amerikas der größte; er hat einen Umfang von 240 qkm. Seine Gestalt gleicht einer ausgebreiteten menschlichen Hand, deren Finger sich nach Süden ausstrecken. Obwohl in einer Höhe von 7780 Fuß

gelegen, sind seine Ufer doch dicht bewaldet. Sein klares Wasser enthält zahllose Forellen, die aber leider meist mit langen, im Fleische steckenden Eingeweidewürmern behaftet sind. Man bringt die Anwesenheit dieser Parasiten in Verbindung mit den heißen Quellen und will beobachtet haben, daß die Infection stets da auftritt, wo sich heißes Wasser mit den Flüssen oder Seen mischt. Am Yellowstonesee sprudeln einzelne Thermen so dicht am Ufer hervor, daß ein Angler, ohne sich von der Stelle zu bewegen, die Forelle herausziehen und sofort im heißen Wasser abkochen kann.

Im Osten treten wildzerrissene graue Felswände nahe an den See heran und spiegeln sich in der grünen Wasserfluth; im Süden, Norden und Westen sind die Ufer mehr abgeflacht, die seltsam geformten Buchten von dunklem Fichtenwald beschattet.

Drei andere kleine Seen liegen jenseits der continentalen Wasserscheide zwischen hohen Bergen versteckt und außerdem giebt es eine Anzahl meist in breiten Hochthälern gelegene Weiher, die sich häufig in Torfmooren verlieren. Unter den Wasseradern nimmt der Yellowstonefluß an Breite und Wasserreichthum die erste Stelle ein; außerdem wird der Park vom Gardiner- und Madisonfluß durchströmt, wovon der letztere die zwei Arme des Fireholeflusses und den Gibbon River aufnimmt. Im Süden führen der Levis Fork und der Snake River ihr Wasser dem stillen Ocean zu.

Der Große Cañon, d. h. die Strecke, wo der Yellowstonefluß das Washburne-Gebirge durchbricht, gehört zu den berühmtesten Landschaften Nord-Amerikas. Nachdem derselbe den großen See verlassen, eilt er durch einen hügeligen, mit Wiesen und Wald bedeckten Thalkessel, bis er an hohen, von beiden Seiten sich zusammen schließenden Felswänden Widerstand findet. Nun verengt sich sein Bett auf ein Viertel der ursprünglichen Breite

und in einer engen, felsigen Schlucht bahnt er sich seinen Weg durch das harte Gestein; es bilden sich Stromschnellen, und nachdem er zuvor einige Stufen überschritten, stürzt er mit donnerndem Brausen eine 112 Fuß hohe senkrechte Wand herab. Tief unten in der Schlucht sammelt sich das Wasser, rast etwa tausend Schritt weiter und gelangt nun an eine zweite 300 Fuß hohe Felswand. Hier scheint der Fluß einen Augenblick Halt zu machen, als ob er sich vor dem gewaltigen Sprunge scheute, dann aber stürmt er vorwärts und fällt als hellblinkender Silberstreifen herab in die graufige Tiefe, wo er zur weißen Dampfwolke zerstäubt. Mehr als 1800 Fuß hohe Wände begrenzen beiderseits die nach oben sich ausbreitende Schlucht. Sie bestehen aus vulkanischem Gestein (Trachyt, Rhyolith und Basalt), das, in verschiedenem Grade der Verwitterung anheim gefallen, die seltsamsten Formationen bildet.

Ihre Gipfel sind mit Fichten bewachsen, die steilen, zum Theil senkrechten Gehänge vegetationslos, und nur die Schutthalden an der Basis mit spärlichem Buschwerk bedeckt. In phantastischen Gestalten treten einzelne Glieder aus den tief zerrissenen Thalwänden hervor; man sieht Felsgebilde, welche Burgruinen, zerfallenen Festungen, gothischen Domen gleichen, oder auch als isolirte Thürme und Nadeln frei in die Lüfte ragen. Und all diese grotesken Bauwerke einer unbewußt schaffenden Naturkraft leuchten in solcher Farbenpracht, als ob, wie ein enthusiastischer Beobachter schreibt, ein Regenbogen vom Himmel gefallen wäre und seine Farben über die Felswände ergossen hätte. Schwefelgelb, Orange und Ziegelroth sind die herrschenden Töne, denen sich andere Farben in allen denkbaren Abstufungen beimischen.

Während das Hauptthal des Yellowstone vulkanische Gesteine durchbricht, ist der östliche Arm fast ganz in geschichtete Ablagerungen von jungtertiärem Alter eingeschnitten. Er fließt

durch ein freundliches Wiesenthal und zeigt nicht weit von der Einmündung in den Hauptarm auf der linken Seite ein geologisches Phänomen, das nicht wenig zu den fabelhaften Gerüchten über das Wunderland beigetragen hat. Hier sieht man nämlich die horizontalen Schichten an einem 2000 Fuß hohen Gehänge entblößt und die Oberfläche desselben übersäet von Trümmern verkieselten Holzes. Das würde dem Geologen an und für sich nicht besonders auffallen, denn versteinertes Holz gehört keineswegs zu den seltenen Vorkommnissen; verkieselte Baumstämme finden sich z. B. in großer Menge am Kyffhäuser, zu Adersbach in Mähren und an vielen anderen Orten. Ja, bei Cairo und in der libyschen Wüste bilden lose umherliegende Stämme und Trümmer förmliche versteinerte Wälder. Aber an keiner Stelle der alten Welt sieht man an einer Felswand in verschiedenem Niveau etwa 20 versteinerte Wälder übereinander und zwar die Baumstämme noch aufrecht mit ihren Wurzeln und Zweigen in den Felsen eingebettet. Die Holzstructur ist in der Regel wohl erhalten und nicht selten findet man im Inneren von hohlen Coniferen oder Laubholzstämmen prächtige Drusen von Amethyst oder buntfarbigem Quarz. Auch Kugeln und vielgestaltige Knollen von Achat und Opal liegen auf dem Boden umher und haben wahrscheinlich zu jenen Fabeln Veranlassung gegeben, von denen Oberst Raynolds im Jahre 1860 hörte. Blätter und Zweige von Linden, Eschen, Erlen, Lorbeer, Magnolien, Aralien und Nadelhölzern sind in Menge in den weicheren Schieferschichten, welche die Sandsteine und Conglomerate mit den versteinerten Wäldern trennen, gefunden worden.

Abgesehen von diesen Tertiärgebilden und von einem schmalen, aus Granit und älteren Sedimentärgesteinen zusammengesetzten Saum an der Nordgrenze des Parkes, ist der Boden allenthalben aus vulkanischem Material zusammengesetzt. Obwohl die Beschaffenheit der trachytischen und basaltischen Gebirgsarten

auf ein verhältnißmäßig junges Alter hinweiſt, ſo giebt es doch heutzutage im Yellowſtone-Park keinen einzigen thätigen Vulkan mehr, wohl aber ſtellen zahlloſe, über das ganze Gebiet zerſtreute heiße Quellen, Geyſir, Solfataren, Dampfausſtrömungen und Schlammvulkane gewiſſermaßen die letzten Zuckungen der im Erlöſchen begriffenen Feuerberge dar.

Die Beſichtigung der Geyſirregion im Yellowſtone-Park bildete einen der intereſſanteſten Punkte in dem reichen Programm, welches Herr Henry Villard, der Präſident der Northern Pacific-Bahn zur Eröffnungsfeier dieſer wichtigen Linie im Herbſt 1883 aufgeſtellt hatte. Am 21. September führte uns ein Extrazug von Livingſtone durch das Paradiesthal an den Fuß der Zinnoberberge. Wir brachten die Nacht in unſeren behaglichen Palaſtwagen im freien Felde zu. Am andern Morgen ſahen wir eine Anzahl Fuhrwerke, in Staubwolken gehüllt, von den benachbarten Höhen herabkommen. Bald hatte ſich die Geſellſchaft in verſchiedenen, zum Theil ziemlich primitiven Fahrzeugen vertheilt und nun ging es zuerſt an einer ſteinigen, mit Moränenſchutt bedeckten Halde vorüber nach Gardiner City, einem jener wenige Monate alten aus Blockhäuſern, Bretterhütten und Zelten beſtehenden Städtchen des fernen Weſtens, worin ſich die Cultur des Oſtens mit all ihren Auswüchſen und die urſprüngliche Roheit der Wildniß die Hand reichen. Unſere Kutſcher lenkten ihre vier bis ſechs Pferde mit bewunderungswürdiger Sicherheit, aber manchmal wurde uns doch angſt und bange, wenn wir im Galopp einen ſteilen Hügel herabſauſten oder wenn ſich an einer ſcharfen Curve der Wagen dermaßen auf die Seite neigte, daß ſämmtliche Inſaſſen ihr Körpergewicht nach der entgegengeſetzten Richtung verlegen mußten, um das Gefährt aufrecht zu erhalten. Daß dieſe Vorſichtsmaßregel übrigens nicht immer den erwünſchten Erfolg hat, zeigte uns ein zertrümmerter Omnibus neben der Straße, der einige Tage

vorher verunglückt war. Doch auch diese Fahrt ging vorüber. Die leichten Nebelwolken, welche am frühen Morgen den Himmel vorübergehend verschleiert hatten, verschwanden; die Sonne strahlte in vollem Glanze, als wir von der Höhe des letzten Hügels in den weiten Kessel von Mammuth hot springs herabschauten.

Links schlängelt sich etwa 1000 Fuß tiefer der Gardiner-Fluß an einer imposanten Gebirgswand hin. Zahllose Schluchten wahre Modelle zur Erläuterung der Vorgänge bei der Thalbildung, sind in das graue Gestein eingeschnitten, dessen gefaltete Schichten wie ein aufgeschlagenes Buch vor unsern Augen liegen. Rechts erheben sich bewaldete Gehänge und auch gegen Süden schließen gerundete Berge den Thalkessel ab. Auf eine Strecke von 6 km lehnen sich weithin sichtbar weiße Hügel an das bewaldete Gebirge an, haarscharf durch ihre grelle Farbe von dem dunkeln Hintergrund geschieden. Etwa 200 Schritt davon entfernt steht in der Thalsohle der einzige, bis jetzt vollendete Gasthof des Yellowstone-Parks, ein hübscher vierstöckiger Holzbau im Schweizer Verandastyl mit circa 300 Zimmern; selbstverständlich mit Telegraph, elektrischem Licht und allem in den besseren amerikanischen Hotels üblichen Luxus ausgestattet. Ganz nahe beim Gasthaus nimmt der Boden durch fein zerriebenen Kalkstaub eine schneeweiße Färbung an, dann folgt eine ziemlich ausgedehnte Terrasse, zu welcher man über etwa sechs bis acht niedrige Stufen gelangt. Hier ist das Gestein etwas fester, bald aus dünnen parallelen Blättern, bald aus verticalen Röhren und Stäbchen zusammengesetzt, welche die Struktur von Holz täuschend nachahmen. Eine gewaltige, 47 Fuß hohe und an ihrer Basis 20 Fuß dicke, oben etwas verschmälerte stumpfconische Säule erhebt sich wie ein riesiger Zuckerhut inmitten des untersten Plateaus; ihr Aufbau aus überhängenden Schalen von festem Kalktuff zeigt, daß sie ihren Ursprung einer ehemaligen Quelle verdankt, welche neben ihrer Oeffnung reichlich Kalk absetzte und

sich nach und nach über ihre Umgebung erhob. Jetzt rieselt kein Wassertropfen mehr am Liberty Cap herab, und auch die unterste Terrasse enthält nur wenige Tümpel, worin sich das von den höher gelegenen Quellen herabfließende Wasser sammelt.

Als phantastischer Wunderbau steigt hinter der ersten Terrasse der eigentliche Quellhügel etwa 300—400 Fuß an der Berglehne empor. Wie von genialer Künstlerhand geformt, folgt hier Stufe auf Stufe übereinander, keine der anderen vollständig gleichend und doch alle von einem gewissen einheitlichen Gepräge. Jede Stufe besteht der Hauptsache nach aus zahlreichen aneinandergereihten seichten Wannen, deren Umfang durch den Abstand der nächsten dahinter aufsteigenden Staffel bedingt wird. Indem diese Becken bald halbkreisförmig vorspringen, bald zurückweichen, bald sich berühren oder durch Einschnitte getrennt sind und indem sich ihre aus weißem Kalktuff von traubig schaliger, einem Zuckerguß nicht unähnlicher Struktur bestehenden Außenwände in der Mitte wölben und an ihrer Basis häufig durch einen Säulenwald von zierlichen Stalaktiten gestützt werden, erhält der ganze Aufbau eine bewunderungswürdige Mannichfaltigkeit. Vier Hauptterrassen, zu denen man über die soeben geschilderten Stufen emporklimmt, lassen sich schon von Weitem unterscheiden. Auf den ebenen Plateauflächen der beiden mittleren sprudeln vorzugsweise die heißen Quellen hervor. Spalten verbinden sie mit jenen unterirdischen Regionen, wo sie ihre hohe Temperatur erlangen und beim Aufsteigen durch kalkige Schichten beladen sie sich mit aufgelöstem kohlensauren Kalk. Wo eine Quelle an die Oberfläche tritt, befindet sich auf der weißen Tuffebene ein Becken von meist rundlicher oder ovaler Form, dessen Durchmesser zuweilen 30—40 Fuß beträgt. Zitternde, silberweiße Dampfwolken erheben sich aus der azurblauen oder lichtgrünen Krystallfluth, deren herrliche Färbung und Klarheit jeder Beschreibung spottet. Im Innern sind diese Becken mit den

reizendſten plaſtiſchen Gebilden ausgekleidet. Da giebt es keine einförmigen Flächen; Alles iſt wie auf einem unterſeeiſchen Korallenriff gerundet und verziert. Ueber moosförmigen Raſen erheben ſich Blumenkohl ähnliche Auswüchſe oder ſeltſame Bauwerke aus Stalaktiten. Ueber der Ausflußſpalte befindet ſich das Waſſer meiſt in wallender Bewegung; der Ueberfluß rinnt über den niedrigen Rand und füllt ſowohl eine Anzahl auf der Terraſſe befindlicher flacher Becken als auch jene halbkreisförmigen Wannen auf den Stufen des Außenrandes, die nicht durch eigene Quellen geſpeiſt werden. Während das heiße Waſſer, das mit einer Temperatur von 70—74° C. aus der Spalte hervorquillt, theils in Kaskaden, theils in ſchmalen Silberſtreifen von Stufe zu Stufe herabſinkt, ſchafft es dort natürliche Bäder von jeder beliebigen Temperatur und gelangt ſo abgekühlt am Fuß des Tuffberges an, daß man es dort ungeſcheut trinken kann. Gleichzeitig hinterläßt es bei der Verdunſtung nicht allein Niederſchläge von kohlenſaurem Kalk, welche den Wunderbau beſtändig vergrößern, ſondern auch geringe Mengen von andern metalliſchen Subſtanzen, namentlich Verbindungen von Eiſen, Magneſium, Natrium und Kieſelerde, die im Verein mit buntgefärbten Conferven intenſive ſchwefelgelbe, ſcharlachrothe und braunrothe Farbenmiſchungen hervorrufen. Ueber die heilkräftigen Wirkungen der Mammuth-Quellen liegen erſt wenige Erfahrungen vor. Sie enthalten in 1000 Gramm Flüßigkeit etwa 1 Gramm feſter Beſtandtheile und zwar hauptſächlich ſchwefelſaures Natron (35,5 pCt.), Kochſalz (13,4 pCt.), kohlenſauren Kalk (24,8 pCt.), ſchwefelſauren Kalk (13,5 pCt.) und kleine Mengen von Kieſelerde, Magneſia und anderen Subſtanzen. Der Gehalt an gelöſten Salzen iſt im Vergleich zu den meiſten Thermen Europas ein ungewöhnlich hoher. Da die heißen Quellen überdies in einer Höhe von 6300 Fuß über dem Meeresſpiegel zum Vorſchein kommen und zwar in einem waldigen Gebirgsland, das wegen

seiner nervenstärkenden Luft berühmt ist, so kann den Mammuth-hot-springs eine große Zukunft als Bade- und Kurort prophezeit werden.

Etwa die Hälfte unserer Reisegesellschaft (darunter Herr von Eisendecher, der damalige deutsche Gesandte in Washington, Carl Schurz, Professor Hoffmann und Georg von Bunsen aus Berlin, Professor Bryce aus Oxford, Oberst von Xylander aus München) traten nach kurzem Aufenthalt zu Pferde die Excursion ins Geysirgebiet an; die zweite Abtheilung folgte den andern Morgen zu Wagen. Auf unsern kleinen, aber ausdauernden Ponies ritten wir an den heißen Quellen vorüber, sahen das oberste Plateau des Tuffberges, eine mit leeren kraterartigen Vertiefungen und kegelförmigen Tuffhügeln ausgestattete Ebene, in welche von allen Seiten der Wald einzudringen versucht. Die Mehrzahl der Quellen ist hier längst versiegt, nur hin und wieder ist noch ein vereinsamter Weiher mit warmem Wasser gefüllt und dann meist umgeben von abgestorbenen, an ihrer Basis versteinerten Bäumen. Ein unsäglich steiler Weg windet sich an dem Berggehänge empor. Erst nach einer Stunde erreicht man das um 1000 Fuß höher gelegene Hochplateau des Yellowstone-Parkes nnd zwar zunächst ein breites flaches mit Gesteinsschutt bedecktes Gebirgsthal, in welchem der Gardiner-Fluß in mäandrischen Windungen träge dahinschleicht. Rechts bedeckt ein Birkenwald, der Ende September bereits sein goldiges Herbstgewand angelegt hatte, den Fuß der dunklen Bergkette, auf dem linken Thalgehänge stiegen schwarze Rauchwolken aus einem brennenden Tannenwald empor.

Etwa zwei Stunden reitet man durch eine wenig bemerkenswerthe Hügellandschaft; hat man jedoch am Ende einer Waldschlucht einen kleinen See erreicht, worin Bieber schnurgerade Dämme kunstreich angelegt haben, so sieht man links eine hohe Felswand an den See herantreten, die schon von Weitem im

Sonnenlicht glitzert. Die Straße ist mit schwarzem, glasartigem Gestein bedeckt und nähert man sich dem felsigen Vorsprung, so erkennt man, daß er aus mindestens 100 Fuß hohen, vertikalen Obsidiansäulen von ziemlich regelmäßig fünfseitiger Gestalt zusammengesetzt ist. Ueber den funkelnden Glassäulen ruht eine fast ebenso hohe, horizontal geschichtete Masse desselben Gesteins, das in braunrothen oder gelben Streifen eine Menge erbsen- bis nußgroßer, kugeliger Concretionen umschließt. Die Obsidiansäulen am Bibersee gehören zu den geologischen Wundern des Yellowstone-Parkes, denn dieses in vulkanischen Gegenden vielverbreitete Gestein zeigt äußerst selten prismatische Absonderung.

Während wir am See vorüber ritten, erhob sich ein Schwarm wilder Enten, über denen hoch in der Luft ein beutelustiger Adler kreiste. In den Wäldern huschten zierliche, der Länge nach gelbgestreifte Backhörnchen (Tamias) über umgestürzte Baumstämme; vom Wapitihirsch oder Elk, vom Büffel und Bergschaf sahen wir hin und wieder Geweihe oder Schädel am Boden liegen; von den scheuen Antilopen und dem Grizzlybär dagegen, welche sich jetzt nur noch in den entlegensten Bergschluchten aufhalten, erzählten uns unsere Führer mancherlei Jagdabenteuer; wir selbst hatten keine Gelegenheit, sie zu sehen. Die Sonne stand schon ziemlich tief, als wir mit Staub bedeckt den Gibbonfluß und einige an seinem Ufer aufgeschlagene Leinwandzelte, unser Nachtquartier, erreichten. Es war gerade noch Zeit genug zu einem Bad in dem klaren kalten Flußwasser. Bei einem Abendessen von zweifelhafter Güte ersetzte Thee die hier gänzlich verpönten geistigen Getränke; nach demselben gruppirten wir uns eine Weile um ein großes Feuer und suchten dann unsere Zelte auf, wo dünne, auf den Boden gebreitete Matratzen zum Nachtlager dienten. Am andern Morgen wurden wir durch empfindliche Kälte aufgeweckt, gegen die wir uns durch die mitgebrachten Wolldecken nur unvollkommen zu schützen vermochten. Die

Wiesen ringsum waren mit dickem Reif überzogen, die ruhigen Stellen des Flußes mit Eiskrusten bedeckt und unser Waschwasser festgefroren. Alles suchte die noch wenig wirksamen Sonnenstrahlen auf, um die erstarrten Glieder zu erwärmen, unsere armen Pferde zitterten vor Frost und ließen sich nur widerstrebend die Sättel auflegen. Die Temperaturdifferenz zwischen den heißen Mittagsstunden des vorigen Tages betrug mindestes 25° C. und dabei war die Luft von so außerordentlicher Trockenheit, daß den meisten von uns die Haut im Gesicht und an den Händen aufgesprungen war. Im Allgemeinen gilt übrigens das Klima des Yellowstone-Parkes für minder trocken als im übrigen Felsengebirg. Es regnet im Sommer ziemlich viel und im Winter sollen große Massen Schnee fallen. Gegen Ende August oder Mitte September beginnen die ersten Schneegestöber, denen freilich wieder Tage folgen, wo das Thermometer Nachmittags bis auf 23° C. steigt, um in der Nacht auf 5 oder 6° unter Null zu fallen. Wir waren in ungewöhnlichem Maaße vom Wetter begünstigt, denn in der Regel beginnt der Winter schon Mitte September und endet erst im Juni. Es ist ein Hochgebirgsklima, verschärft durch die continentale Lage.

Etwa 15 Minuten vom Zeltlager entfernt bildet das Norris Geysir-Becken eine rings von Wald umgebene unregelmäßig geformte Einsenkung, deren Böschungen und Sohle mit weißem Kieselsinter bedeckt sind. Wie aus hundert Essen steigen Dampfwolken allenthalben aus diesem gewaltigen Hexenkessel auf und auch die Abhänge sowie das angrenzende Plateau sind mit Dampfquellen und Geysirn besetzt. Dicht an der Straße entweicht aus einem Loch im steinigen Boden ein heißer Gasstrom mit zischendem Geräusch und spritzt von Zeit zu Zeit einen Strahl kochenden Wassers aus. Etwas weiter steigt eine mächtige weiße Dampfwolke mindestens 150 Fuß hoch in die Luft; sie kommt aus einer trichterförmigen Vertiefung mit einem so gewaltigen

Brausen, Stampfen und Brüllen hervor, als ob eine Dampfmaschine und ein Pochwerk in der Tiefe versteckt seien. Den Bäumen in der Umgebung sind die Wipfel versengt und das vulkanische Trachyt-Gestein, aus welchem die Dampfquellen hervorkommen, ist in Porzellanerde und Sand umgewandelt. Aus Klüften und Löchern des weißen Kieselsinters, welcher den Rand und den Boden des Kessels in dicken Krusten überzieht, dringen da und dort mit Schwefelwasserstoff imprägnirte Dämpfe hervor und überkleiden ihre Umgebung mit gelben Krystallen; sind diese Solfataren mit heißen Quellen vereint, so erhält das Wasser durch fein vertheilten Schwefel eine intensiv grüne Färbung. Das Centrum der vulkanischen Thätigkeit liegt in der Einsenkung selbst. Da kocht und dampft es überall aus dem heißen Boden hervor; nur mit äußerster Vorsicht darf man auf dem unsicheren, schwankenden Untergrunde vorwärts schreiten, denn unversehens bricht die dünne Kruste durch und der Fuß sinkt in heißen Schlamm oder Wasser; zuweilen spritzt auch plötzlich aus einem Loch ein Wasserstrahl hervor und übergießt den kecken Eindringling mit heißer Flüssigkeit. In den größeren kraterartigen Vertiefungen befindet sich Wasser in wallender Bewegung, einzelne sind auch mit braunem, brodelndem Schlamm erfüllt, der von Zeit zu Zeit durch Dämpfe in die Höhe geschleudert wird. Trotz der Gefahr widersteht man schwer der Versuchung, sich auf den Kraterboden zu wagen, denn eine Gruppe von rundlichen, mit tiefblauem Wasser erfüllten Becken leuchten wie Saphire aus der weißen Fläche hervor. Einige derselben verdanken ruhig ausfließenden Quellen ihren Ursprung, die meisten davon sind aber echte Geysir und in der Regel schon durch eine gewisse Unruhe ihres Wasserspiegels kenntlich. Gehören die Geysir des Norrisbeckens auch nicht zu den bedeutenderen des Yellowstone-Parkes, so sind sie dafür in um so regerer Thätigkeit. Der fleißigste unter allen ist der sogenannte „kleine Minutenmann“,

deſſen Waſſer alle 40—60 Sekunden in ſtürmiſche Bewegung geräth. Zwei bis dreimal wallt es auf und nieder, um ſchließlich als bläuliche Garbe etwa 25—30 Fuß in die Höhe zu ſteigen. Wenige Sekunden nur dauert die Erſcheinung, dann ſinkt Alles zuſammen und die vorher ſo aufgeregte Waſſerfläche liegt ſo ruhig da, als ob nichts geſchehen ſei. Die heißen Quellen und Geyſir im Norrisbecken enthalten vorzugsweiſe Kochſalz, Kieſelerde und ſchwefelſaures Natron. Am bemerkenswertheſten iſt der hohe Gehalt an Kieſelerde, welche mehr als den dritten Theil des geſammten feſten Rückſtandes bildet. Im Gegenſatz zu den Kalkabſätzen von Mammuth hot springs beſtehen die Sinter-Ablagerungen im Norrisbecken faſt ganz aus waſſerhaltiger, amorpher Kieſelerde, der nur kleine Mengen von Eiſen, Thonerde, Kalk und Schwefel beigemengt ſind. Aeußerlich freilich läßt ſich der ſchneeweiße, meiſt blätterige oder pulverige Kieſelſinter kaum von dem Kalktuff der Mammuthquellen unterſcheiden.

Als wir am zweiten Tage in früher Morgenſtunde am Norrisbecken vorbeiritten, ſcheuten die Pferde vor den gewaltigen Dampfſäulen, die in der kalten Luft doppelte Dimenſionen erlangt hatten. Der eigentliche Keſſel lag im Nebel verhüllt; nur der Minutenmann war ſichtbar und, wie immer, in raſtloſer Thätigkeit. Durch waldiges Hügelland führt der Weg zum Elkpark, eine weite, keſſelartige Waldwieſe. Auch hier brechen heiße Quellen hervor und am ſüdlichen Ende zeigt ein Wegweiſer den Pfad ſeitwärts nach den „Farbentöpfen“. Aufwirbelnde Dampfwolken bezeichnen die Stelle, wo mehr als hundert heiße Quellen und Schlammgeyſir auf dem grünen Wieſengrunde vertheilt ſind. Eine wunderbare Farbenpracht entfaltet ſich vor dem erſtaunten Blick: nicht nur das kryſtallklare Waſſer der heißen Quellen leuchtet in ſmaragdgrünem oder azurblauem Scheine, ſondern auch die mit zähem, kochendem Schlamm erfüllten Becken zeigen in ihrer gurgelnden, von heißen Dämpfen durchwühlten Maſſe alle

nur denkbaren Schattirungen von Weiß, Gelb, Orange, Purpur, Violet, Blau, Grün und Braun.

Hinter dem Elkpark erreicht man von Neuem den Gibbonfluß. Zwiſchen ſchroffen Felswänden aus vulkaniſchem Geſtein windet ſich der Weg in einem engen Thal den Gehängen entlang und mehrmals müſſen die Pferde das ſteinige Flußbett nicht ohne Gefahr für den Reiter durchwaten. An den Ufern brechen auch hier heiße, ſchwefelhaltige Quellen hervor und ſenden dampfende Bäche in den kalten Fluß, wobei ſie zugleich ihre Sinterhügel mit flammendem Roth, Braun und Gelb überziehen. Hat man durch Erklimmen eines hohen Waldplateaus eine Schleife des Fluſſes abgekürzt, ſo erreicht man denſelben an einer Stelle wieder, wo er tief unten in einer romantiſchen Felsſchlucht einen prächtigen Waſſerfall bildet; dann geht es bergauf, bergab zwei Stunden lang durch duftenden Tannenwald bis zum unteren Geyſir-Becken an der Vereinigung der beiden Arme des Firehole-Fluſſes. Ein einſames Blockhaus gewährte uns nach dem anſtrengenden Ritt erſehntes Obdach und ein beſcheidenes Mittagsmahl. Von unſerem ſchattigen Lagerplatz überſchauten wir einen Theil der mit heißen Quellen und Geyſirn überſäeten Niederung, deren Ausdehnung gegen 100 qkm beträgt. Bewaldete Hügel erheben ſich darin, nur der centrale Theil bildet eine baumloſe, mit weißem Kieſelſinter und Sümpfen bedeckte Fläche. Nahezu 700 heiße Quellen und Geyſire erwähnt Herr A. C. Peale in ſeinem trefflichen Bericht des Hayden'ſchen Werkes; mindeſtens ebenſoviele ſind erloſchen oder hauchen nur noch heiße Dünſte aus, welche die kraterförmigen Spalten mit glitzernden Schwefelkryſtallen ſchmücken. Wie eine Schneelandſchaft erſcheint der Thalboden, doch kommen von allen Seiten dampfende Bäche aus meiſt auf Hügeln gelegenen Quellen herab.

Blaue, ſcharf umgrenzte Waſſerbecken unterbrechen die Ein-

förmigkeit der weißen Sinterabſätze, welche weithin jede Vegetation vernichtet haben. Wohin der Blick ſich wendet, überall treten ihm Symptome der unterirdiſchen Kräfte entgegen. Doch die Menge der Eindrücke verwiſcht ihre Wirkung und nur bei den auffallendſten Erſcheinungen verweilt der bereits etwas überſättigte Reiſende länger. Von den zahlreichen abſeits gelegenen zum Theil ungewöhnlich großartigen Geyſirn und heißen Quellen des unteren Firehole-Beckens werden nur wenige beſucht, dagegen erregt der dicht am Wege befindliche „Brunnen-Geyſir" durch die tiefblaue Färbung ſeines Waſſers, durch die maleriſche Form ſeines Sinterbeckens und durch ſeine weithin ſichtbaren Eruptionen die allgemeine Aufmerkſamkeit. Etwa ſechsmal in 24 Stunden geräth die blaue Fluth in heftige Erregung; faſt zehn Minuten lang machen die geſammten Dämpfe vergebliche Verſuche, die Waſſermaſſe herauszuſchleudern, bei jedem Ruck wird ſie etwas höher gehoben, bis endlich eine Reihe raſch aufeinanderfolgender Stöße den Widerſtand überwindet und den blauen See für einige Minuten in einen großartigen, von Dampfwolken eingehüllten Springbrunnen verwandelt.

Etwa zweihundert Schritt davon entfernt liegt auf dem bewaldeten Plateau deſſelben Hügels einer der merkwürdigſten Schlammgeyſir des Yellowſtone-Parks, der ſogenannte große Farbentopf. In einem ovalen vertieften Keſſel von 40 zu 60 Fuß Durchmeſſer kocht ein zäher Brei der feinſten Porzellanerde; die eine Hälfte iſt ſchneeweiß, die andere durch einen ſchwachen Zuſatz von Eiſen und Kupfer zart roſenroth gefärbt. Obwohl aufſteigende Dämpfe den Schlamm beſtändig durcharbeiten und bald da, bald dort in die Höhe ſchleudern, obwohl unausgeſetzt große Gasblaſen mit eigenthümlichem Geräuſche platzen, ſo findet doch keine Miſchung der roſigen und weißen Maſſe ſtatt. Ja, ringsherum iſt die Oberfläche des Plateaus bedeckt mit

ebenso scharf geschiedenen, drei bis fünf Fuß hohen, mehr oder weniger erhärteten Schlammkegeln, von denen einzelne aus einer trichterförmigen Vertiefung von Zeit zu Zeit durch Eruptionen Ströme zähflüssigen Breies an die Oberfläche befördern. Es sind Miniatur-Modelle von Vulkanen, wie man sie sich nicht schöner denken kann.

Unser Weg folgte dem südlichen Arm des Firehole-Flußes bis zu einer Stelle, wo jenseits ein weithin leuchtendes, 1½ km langes, nach allen Seiten sanft abfallendes Sinterplateau unsere Aufmerksamkeit fesselte. Ungewöhnlich breite Bäche blauen Wassers kommen von der Höhe herab und bilden, ehe sie sich mit dem Flusse vermischen, an den steilen Sinterfelsen des Ufers dampfende Wasserfälle. Oben auf dem Rücken des flachen Hügels liegen vier tiefblaue Seeen, wovon der größte einen Durchmesser von 250 bis 350 Fuß besitzt. Dies ist die herrlichste unter allen heißen Quellen des Yellowstoneparks und wahrscheinlich der ganzen Welt. Eine weiße Dampfwolke verhüllt sie bei kühlem Wetter. Bei unserem Besuche in der heißesten Nachmittagsstunde eines sonnigen Herbsttages lag der wunderbar blaue, gegen den Rand smaragdgrüne See in vollster Klarheit vor unseren Augen. Jede kleine, vom Luftzug oder von aufsteigenden Gasen erregte Welle schillerte in allen Farben des Regenbogens und zur Erhöhung der Farbenpracht haben die zahllosen Rinnsale, welche vom kaum erhöhten Rande der Prismaquelle ausstrahlen, ihre Umgebung durch Ausscheidung eisenhaltiger Stoffe intensiv braun, roth oder gelb gefärbt.

Das Bild dieses heißen Seees ist von unbeschreiblicher Schönheit, „doch das größte Wunder des Yellowstone-Parkes, — so schreibt ein Berichterstatter der in St. Louis erscheinenden westlichen Post (von 9. Sept. 1883) — finden wir einige Schritte tiefer. Wir stehen plötzlich an einem Abgrunde; zwanzig Fuß tiefer wogt ein zweiter gewaltiger See von unregelmäßigem Umfang.

Zerriſſen, geſchichtet, klippenartig ſtürzen ſich die Umfaſſungswände hinab zur Waſſerfläche, theilweiſe überhängend und den wildeſten Schlund bildend. Darin wogt das tiefblaue Waſſer, eine Fläche von einem halben Acker groß. — Trotz der Gefahr hinabzuſtürzen, laſſen wir uns nicht abhalten, ſo nahe wie möglich heranzutreten um dieſes unvergleichliche Naturwunder ganz in der Nähe zu beſchauen. Leichte Dampfwolken flattern beſtändig über der tiefblauen Fläche. Nahe dem Mittelpunkt erhebt ſich plötzlich eine gewaltige helle Dampfkugel mit dumpfem Poltern aus der Tiefe und verwandelt ſich in eine Wolke während ſie das Waſſer fußhoch emporſchleudert. Dann iſt wieder einige Secunden Pauſe und das Waſſer liegt ruhig und glatt, bis wieder eine womöglich größere Dampfkugel ſeine Tiefe aufwühlt. Dieſes Schauſpiel wiederholt ſich in immer kleineren Zwiſchenräumen, bis endlich der See in ein wildes Wogen geräth. Er erreicht faſt den Rand des Schlundes; gewaltige ſchaumgekrönte Wellen erheben ihre glitzernden Häupter und ſchießen ziſchend und brüllend hin und her, bis ſie ohnmächtig zurückfallen in den Schlund. Aber neue Wogenungeheuer treten an ihre Stelle immer wilder wird der Aufruhr, immer höher züngeln die Wogenſchlangen, immer dichter wird die Dampfwolke, immer heftiger das Brüllen und Donnern in der Tiefe: da mit einem Male ſcheint der ganze See in einer gewaltigen Waſſerſäule empor zu ſteigen und ein geſchloſſener Waſſerſtrahl von 25 Fuß Dicke fährt bis zu 300 Fuß in die Höhe, die Dampfwolke ſteigt bis zu 1000 Fuß und mehr. Ziſchen, Klatſchen, Brüllen, Donnern dies ſind die Töne, die die Luft erfüllen; es iſt unmöglich, das eigene Wort zu hören; die Erde bebt unter dem Fuße, gewaltige Entladungen gleich dem Gebrüll der ſchwerſten Geſchütze übertönen den fürchterlichen Lärm der Tiefe, Steine fliegen hoch empor, Strahl auf Strahl ſchießt in die dampferfüllte Höhe, einer den andern überholend. Allmählig ſinkt die

kolloſſale Waſſerſäule niedriger; der Lärm läßt nach; der Donner wird ſchwächer und ebenſo plötzlich, wie ſie ſich erhoben, verſchwindet die Waſſermaſſe in dem Schlunde, der nun faſt trocken daliegt. Nur die Dampfwolke in der Höhe und das Donnern in der Tiefe geben noch Kunde von dem furchtbar großartigen Schauſpiel, das ſoeben ſtattgefunden hat. Auch der nahe Fluß legt Zeugniß dafür ab. Seine kühle Fluth iſt um 6—8 Zoll angeſchwollen und in einen dampfenden, heißen Strom von 300 Fuß Breite verwandelt — ſo groß war die Waſſermaſſe die der gewaltigſte Geyſir der bekannten Welt geſpieen hat — der „Excelſior".

Erſt ſeit etwa fünf Jahren iſt es bekannt geworden, daß die große Quelle ein wirklicher Geyſir iſt. Profeſſor Hayden und ſeine Gehülfen wußten noch nichts davon. Erſt Oberſt Norris entdeckte dieſen Geyſir im Jahre 1878. Auf ſechs Meilen Entfernung hörte er das furchtbare Getöſe, ſah die himmelhohe Dampfſäule und eilte mit der vollen Schnelligkeit ſeines Roſſes herbei, um noch gerade das Ende des Ausbruchs anſtaunen zu können. Seitdem iſt die Gewalt des Geyſirs in fortwährendem Zunehmen und macht täglich einen Ausbruch." Uns war es leider nicht vergönnt, einer Eruption des Excelſior beizuwohnen, der prächtige Waſſerſpiegel war bei unſerer Anweſenheit ruhig, nur in der Mitte des Beckens kochte und wallte es mit einem dumpfen, dem fernen Meeresbrauſen vergleichbaren Geräuſch.

Gegen 5 Uhr Nachmittags erreichten wir das obere Geyſirbecken und damit das Endziel unſeres Ausfluges. Auf eine Strecke von 3½ km ſind die beiden Ufer des Firehole Flußes von Geyſirn, Dampfquellen, und Thermen begleitet. Die kalte weiße Farbe des Kieſelſinters ſticht grell gegen das dunkle Grün der Tannenwälder und gegen die blauen Berge im Hintergrunde ab. Hier erzeugen die heißen Quellen und Geyſire die ſeltſamſten Gebilde, aber die Kegel, Wannen, Krater und Tuffhügel

sind zu klein, um den Character dieser mehr unheimlichen als schönen Landschaft wesentlich zu beeinflussen.

Die erste Ueberraschung beim Eintritt ins obere Geysirbecken bietet ein sonderbar geformter Sinterhügel auf einer mit heißen Quellen reichlich besetzten Ebene. Es ist der Grotto Geysir. Der stumpfe, gerundete etwa 15 Fuß hohe Hügel zeigt mehrere fast mannshohe Nischen, die mit Spalten in Verbindung stehen. Im Innern derselben braust und kollert es unheimlich, und nach unregelmäßigen, mehrstündigen Zwischenräumen spritzen aus allen Nischen feinzertheilte Wasserbüschel aus, welche den ganzen Kegel in eine glitzernde Wolke von Dampf und Wasserstrahlen einhüllen. Immer neue heiße Quellen und Geysire kommen auf beiden Flußufern in Sicht. Der „Giant oder Riesen-Geysir" erhebt sich als steiler, abgestutzter, auf einer Seite durchgebrochener Kegel; seine trichterförmige Vertiefung ist mit auf- und abwallendem Wasser erfüllt. Alle 4 Tage soll er unter gewaltigem Geräusche eine gewaltige Wassersäule 150 bis 200 Fuß in die Höhe treiben. Während der Eruption ihres Meisters verstummen eine Anzahl umliegender Dampfquellen, welche sonst durch Lärm und Pusten die Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Den bemerkenswerthesten Sinterbau hat sich der Castle Geysir errichtet. Hier steht der einer zerfallenen Burgruine gleichende Sinterkegel auf einer ausgedehnten etwa 100 Fuß langen Terasse. Seine Eruptionen dauern fast eine Stunde und wiederholen sich meist zweimal im Tage. In geringer Entfernung umschließt ein 6 Zoll hoher Rand den himmelblauen „schönen Brunnen", welcher, überfließend den weißen Boden mit farbigen Niederschlägen schmückt. Es ist unmöglich, die Durchsichtigkeit dieses merkwürdigen Wassers mit Worten zu schildern. Man muß die blauen und grünen Quellen gesehen haben, um sich eine richtige Vorstellung von ihrer Klarheit zu machen. Als

ich davorstand und bewundernd in die Krystallfluth hinabschaute, zeichnete sich der Schatten von Roß und Reiter auf den schräg einfallenden weißen Sinterfelsen in einer Schärfe ab, als ob überhaupt kein lichtbrechendes Medium dazwischen läge.

Ein kurzer Ritt durch eine sumpfige Niederung bringt uns ins Centrum des oberen Geysirbeckens, wo auf einer etwas erhöhten Terrasse 25 in weitem Halbbogen aufgestellte und mit je einem Bett, Waschtisch und Stuhl ausgestattete Leinwandzelte verhältmäßig gutes Obdach gewähren. Auch für einfache, aber ausreichende Verpflegung ist in einem großen Wirthschaftszelt gesorgt. Den südlichen Abschluß des Thales bildet ein sanft ansteigender Hügel, auf dessen Abhang sich der „Old faithful“ einen umfangreichen, aber niedrigen Kegel aus Kieselsinter errichtet hat. Die schaligen, geschichteten Absätze steigen treppenförmig an, auf den breiten terrassenartigen Stufen sammelt sich in seichten Vertiefungen Wasser von verschiedener Temperatur; die Sinterfelsen sind weiß oder lichtgrau, ihre Oberfläche rauh, mit vielfach gewundenen Furchen oder kleinen, traubigen und knolligen Unebenheiten bedeckt. Die Eruptionsstelle ist durch eine Anhäufung plumper, wollsackähnlicher Sinterfelsen bezeichnet, welche eine klaffende Spalte von 4 Fuß Länge und 2 Fuß Breite umschließen. Man kann dicht herantreteten und in den Höllenrachen hinabschauen, denn der „alte Getreue“ ist im Zustand der Ruhe ohne jede Tücke. Mit nie fehlender Pünktlichkeit erfüllt er aber seine Pflicht als Wächter des Thales, indem er regelmäßig alle 60—64 Minuten durch eine prachtvolle Eruption die Stunde verkündet. Dabei füllt sich zuerst die Spalte von von unten her mit heißem Wasser; starke Dampfwolken, gemischt mit einigen Wasserstrahlen, steigen empor; man vernimmt ein dumpfes unterirdisches Grollen und nun erfolgt ein stärkerer Stoß, welcher einen domförmigen Wasserberg etwa 10 bis 15

Fuß emporhebt. Nach 2 oder 3 erneuten Verſuchseruptionen ſteigt mit einem Schlag ein rieſiger, in dicke Dampfwolken gehüllter Strahl etwa 120—140 Fuß in die Höhe, immer neue raſch auf einanderfolgende Stöße halten die weiße, in der Mitte etwas bläuliche Waſſerſäule in gleicher Höhe; ſie breitet ſich weit aus und glänzt im Sonnenſchein in allen Regenbogenfarben. Ungefähr 5 Minuten dauert die zauberhafte Erſcheinung, dann fällt das blinkende Phantom in ſich zuſammen; einige Aufwallungen noch und die Eruption iſt zu Ende. Die Dampfwolken zerſtreuen ſich, das praſſelnde, niedergefallene Waſſer rieſelt die vielen Treppen des Sinterberges herab, füllt dort die flachen Becken und wenn der Beſchauer jetzt tiefergriffen von dem majeſtätiſchen Schauſpiele an die Kraterſpalte herantritt gähnt ſie ihm ſtumm und leer entgegen.

Wer an einem glücklichen Tage im oberen Geyſirbecken weilt, hat Gelegenheit, während der einſtündigen Ruhepauſen des Old faithful einige andere Ausbrüche zu ſehen; denn jenſeits des Flußes dehnt ſich ein großes weißes Sinterplateau aus, auf welchem mindeſtens ein Dutzend Geyſire und eine Menge heißer Quellen hervorkommen. Gegen Norden ſchaut die weiße Ruine des Castle Geysir gerade noch aus den dunkeln Baumwipfeln hervor und ihm gegenüber auf dem rechten Ufer des Firehole-Fluſſes ſind der Große und der Splendid Geyſir in beſtändiger Thätigkeit. In mehrſtündigen, etwas unregelmäßigen Intervallen erfolgen ihre Eruptionen. Der große Geyſir hat ſich keinen Sinterkegel erbaut; ſeine Oeffnung nimmt vielmehr die Mitte eines flachen, in den ebenen Boden eingeſenkten Beckens ein und iſt ringsum von kiſſenförmigen Sinterfelſen umgeben. Die Ausbrüche kündigen ſich durch unterirdiſches Gepolter und durch Entwicklung einer mächtigen Dampfwolke an; dann folgen verticale Waſſerſtrahlen, jeder etwas höher als der unmittelbar vorhergehende anſteigend, bis endlich die Säule 200 Fuß hoch

in die Lüfte ragt und die rollenden und wirbelnden Dämpfe einen Wolkenberg von doppelter Höhe darauf thürmen.

Die Eruptionen des Splendid und Grand Geyſir können vom Zeltlager beobachtet werden; ſie dauern zuweilen eine halbe Stunde, ſo daß bei den erſten Symptomen die anweſenden Gäſte zu Fuß oder zu Pferd von allen Seiten herbei eilen, um das Mirakel zu bewundern. Eine Wanderung über das Geyſirfeld am Feuerhöhlenfluß bietet eine Sammlung der merkwürdigſten Sinterbildungen, deren groteske Mannichfaltigkeit auch die kühnſten Erwartungen übertrifft. Da ſpritzt z. B. ein ſcharfer, ſchmaler Waſſerſtrahl thurmhoch aus einem Krater auf, der einem großen Bienenkorb täuſchend ähnlich ſieht; da ragt der mit grüner, wallender Flüſſigkeit erfüllte Punſchbowlgeyſir als eine niedrige Rieſenſchüſſel etwa 1½ Fuß hoch über die Sinterebene hervor, dort erheben ſich mehrere ſtumpfe zu einer Gruppe vereinte Hügel und ſenden dicke Dampfwolken in die Luft.

Nicht weniger als 440 Thermen, darunter 47 Geyſire verzeichnet die Karte des Hayden'ſchen Werkes im oberen Firehole-Becken. Die Sinterablagerungen ſind hier mächtiger, die Geyſirthätigkeit großartiger, als in irgend einem anderen Theile des Parkes. Doch mit dem oberen Geyſirbecken iſt der Reichthum an Naturwundern im Yellowſtonepark noch nicht erſchöpft. Zwei weitere Gebiete am Shoſhone- und Heart-See enthalten zahlreiche heiße Springquellen und auch in der Umgebung des großen See's finden ſich Schlammtöpfe, Solfataren und heiße Quellen in Hülle und Fülle. Im Ganzen ſind bis jetzt im Yellowſtonepark ca. 3000 heiße Quellen und 71 Geyſir bekannt. Ueberall, wo die letzteren auftreten, enthält das heiße Waſſer anſehnliche Mengen von Kieſelſäure, Kochſalz und ſchwefelſauren Verbindungen. Es beſitzt einen ſchwach alkaliſchen Geſchmack und erregt beim Waſchen die Empfindung, als ob Seife darin gelöſt ſei. Die ſpärlichen bis jetzt veröffentlichten Analyſen be-

weisen, daß die Quellen im Norrisbecken mit jenen im oberen und unteren Geysirbecken zwar der Hauptsache nach übereinstimmen, daß aber fast jede Quelle wieder ihre besondere Mischung aufweist. Die Temperatur des Geysirwassers ist eine ungemein hohe. Sie schwankt zwischen 80 und 95° C. und übersteigt zuweilen den Siedepunkt, der in jenem hochgelegenen Gebirgsland auf 93° C. herabrückt. Mehrfach wurde beobachtet daß die Temperatur des Geysirwassers unmittelbar vor einer Eruption an der Oberfläche steigt und ebenso, daß sie sich nach der Tiefe zu fast überall erhöht. Am Gianteß Geysir fand man in 18 m Tiefe überhitztes Wasser von nicht weniger als 121° C.

Die hohe Temperatur und die Verbreitung der Geysire lassen keinen Zweifel, daß das ganze Phänomen mit dem Vulkanismus in Zusammenhang steht und daß die Erhitzung des Wassers durch vulkanische Gesteine erfolgt, welche in mäßiger Tiefe noch einen Theil ihrer Gluthitze bewahrt haben. Dampfquellen, Solfataren, Geysire und Quellen mit sehr heißem Wasser sind nicht wie die gewöhnlichen Thermen über die ganze Erdoberfläche vertheilt, sondern an vulkanische Districte gebunden. Die Kenntniß eruptiver Springquellen stammt aus Island, von wo sie auch ihren Namen Geysir erhalten haben; erst später fand man sie auf den Azoren, in Neuseeland, in Californien und auf dem Hochplateau von Tibet. Ueberall wiederholen sich die characteristischen Erscheinungen in überraschender Gleichförmigkeit; doch giebt es nur 3 Gebiete: Island, Neu-Seeland und den Yellowstonepark, wo das Geysirphänomen zur vollen Entfaltung gelangte. Der große Geysir und der Strokr auf Island halten den Vergleich mit dem Excelsior und Giant aus, auch Neuseeland hat Springquellen von bemerkenswerther Schönheit, aber an Zahl und Mannichfaltigkeit der Geysire und Thermen werden beide vom Yellowstone-Park weit übertroffen. Er ist

unbeſtritten das erſte und wahrſcheinlich auch das älteſte Geyſirgebiet der Welt. In Island liegen die heißen Quellen in unmittelbarer Nähe noch jetzt thätiger Vulkane; in Neu-Seeland haben zwar die Ausbrüche von Lavaſtrömen aufgehört, aber einzelne Berge ſenden noch Dampfwolken aus wohlerhaltenen Kratern aus. Im Yellowſtone-Park iſt die eigentliche vulkaniſche Thätigkeit längſt erſtorben, die Krater und Aufſchüttungskegel ſind alle durch Eroſion oder Verwitterung bis zur Unkenntlichkeit verwiſcht. Ihre Ausbrüche fanden in einer früheren Erdperiode ſtatt und nachdem ſie ihre Hauptaction eingeſtellt, gingen während der Eiszeit Gletſcher über ſie hinweg und vernichteten die letzten Regungen ihrer erſterbenden Kraft. Freilich beweiſen die zahlloſen Dampfquellen und Geyſire, daß auch dort die Erſtarrung nur eine oberflächliche iſt und daß die in den Boden eindringenden Gewäſſer in Berührung mit den in gewiſſer Tiefe noch immer glühenden Geſteinen ſich erhitzen, und zum Theil in Dampf umgewandelt in Spalten wieder in die Höhe ſteigen. Im Gegenſatz zu den gewöhnlichen, ruhig ausfließenden Thermen erfolgt bei den Geyſirn der Austritt in periodiſch wiederkehrenden gewaltſamen Eruptionen. Zum Verſtändniß dieſes Phänomens muß man ſich vergegenwärtigen, daß das an der vulkaniſchen Gluth erhitzte Waſſer durch die darüber laſtende Waſſerſäule unter einem Druck von vielen Atmoſphären ſteht und darum ohne zu verdampfen eine weit über den Siedepunkt gelegene Temperatur annehmen kann. Steigt es in die Höhe und gelangt es in Regionen von geringerem Drucke, ſo muß ſich eine proportionale Menge Waſſer in Dampf verwandeln. Da aber gleichzeitig an der Ausmündungsſtelle eine Abkühlung eintritt und das kältere und darum ſchwerere Waſſer nach der Tiefe zu dringen ſtrebt, ſo giebt es bei jedem Geyſir eine beſtimmte Zone, wo der überhitzte aufſteigende Strom dem kühleren abſteigenden begegnet. Dort entwickelt ſich eine große Menge

Dampf und indem dieser die darüber befindliche Wassersäule zu heben sucht, schafft er bei jedem Stoß momentan einen leeren Raum und dadurch eine Aufhebung des hohen Druckes. Sofort verdampft wieder ein Theil des überhitzten Wassers. Die Ansammlung des gespannten Dampfes wird schließlich so groß, daß nach einer Reihe mißlungener Versuche die ganze darüber befindliche Wassermasse in die Höhe geschleudert, die Röhre geräumt und der Dampf ausgetrieben wird. Jeder Eruption folgt eine Erschlaffung und da die Wiederholung des Ausbruches von der speciellen Beschaffenheit der Quellspalte abhängt, so führt gewissermaßen jeder Geysir seine Sonderexistenz und ist von eigenthümlichen Bedingungen abhängig. Das ist der Grund, warum sich das im Großen und Ganzen ziemlich gleichartige Phänomen doch an jeder einzelnen Quelle wieder in anderer Weise abspielt.

Versuchen wir jetzt den mächtigen Eindruck, welchen das Wunderland in jedem Besucher hervorruft, zusammen zu fassen, so müssen wir zugeben, daß dort wenig von der wonnigen Ruhe zu verspüren ist, die uns an den blumenreichen Gestaden Italiens umfängt, denn Anmuth und Lieblichkeit sind dieser Landschaft fremd. Aber auch die Erfurcht gebietende Erhabenheit des Hochgebirges, wo sich Schneegipfel an Felsgrat, Gletscher an Karrenfeld reiht, tritt uns im Yellowstonepark nur selten entgegen. Hier sind es vor Allem die Aeußerungen einer im Schooße der Erde liegenden Naturkraft, welche prächtig und schreckhaft zugleich das Gemüth mit Erstaunen und Bewunderung erfüllen. Wohnt jenen prachtvoll gefärbten Krystallfluten in ihren schneeigen Wannen auch ein unbeschreiblich bestrickender Reiz inne, so nahen wir uns denselben doch nur mit einem Gefühle des Bangens, denn jeder Augenblick kann das gleißnerische Zauberbild in einen Schauplatz des Schreckens und wilden Aufruhrs verwandeln. In solchen Momenten glaubt man sich den Natur-

gewalten, welche einst in ferner Urzeit die Entwicklung der Erde bestimmten, näher gerückt und gerade durch die Verbindung einer ernsten, vom nordischen Hauch durchwehten Gebirgsnatur mit den Aeußerungen des in der Tiefe geschäftigen Urfeuers erhält das Wunderland am Yellowstone seinen eigenartigen Stempel aufgedrückt. Aber in jenen Geysirn und heißen Quellen ruhen nicht nur unheimliche, sondern auch segensreiche Kräfte, welche nur auf ihre Erweckung und Verwerthung zum Wohle der Menschheit harren. Und wenn einstens, wie nicht zu bezweifeln, neben den Reisenden, welche im Yellowstone-Park lediglich Naturgenuß und Belehrung suchen, auch Tausende von Kranken dort Genesung finden, dann wird er, seine eigentliche Bestimmung erfüllend, seinen Namen Wunderland in zwiefacher Hinsicht rechtfertigen.

Anmerkung.

1) 12th Annual Report of the U. S. Geological and Graphical Survey of the Territories, part II. Washington 1883.

(428)

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerstr. 17a.

s dem geſelligen Leben

des

ſiebenzehnten Jahrhunderts.

Von

Franz Eyſſenhardt.

33853

Berlin SW., 1885.

Verlag von Carl Habel.

(C. G. Lüderitz'ſche Verlagsbuchhandlung.)

33. Wilhelm-Straße 33.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten

Die Lebensgewohnheiten der Völker ändern sich nicht mit einem Schlage, sondern die Vergangenheit ragt mit hundert Fäden in die Gegenwart hinein. Wenn ein Souverän nie allein ist, sondern stets mindestens von einem Hofmanne begleitet wird, so ist dies das letzte Ueberbleibsel antiker und mittelalterlicher Sitte. Ebensowenig wie im Alterthum war im Mittelalter ein vornehmer Mann jemals auf seine eigene Gesellschaft angewiesen. Die großen Adelspaläste wie sie z. B. Rom und Florenz aufweisen, haben nur unter der Voraussetzung einen Sinn, daß man sich die Herrenfamilie stets von einer ansehnlichen, nicht eigentlich Dienerschaft zu nennenden Zahl von Menschen umgeben denkt, welche in verschiedenen Abstufungen ärmere Verwandte, hülfreiche, mitspeisende Freunde, und auf mannigfache Weise, theils direct theils indirect, bezahlte Diener umfaßte. Diese ganze Lebensgemeinschaft hieß und heißt — so weit sie noch besteht — auch heute familia, und im Spanischen zum Beispiel bedeutet familiar ebensowohl einen Knecht wie einen genauen Freund. Der Unterschied des Standes hat im Süden ebensowenig im Mittelalter wie im Alterthum die Vertraulichkeit ausgeschlossen.

Mit der zahreichen Umgebung stimmte die ganze Art des Lebens überein: was unsere moderne, und besonders die nordische, Welt in ihren kleinen, abgeschlossenen Wohnräumen comfort nennt, war dem romanischen Süden unbekannt und ist es ihm zum Theil noch heute — was der Engländer unter privacy versteht, widersprach jener stets in Begleitung, fast öffentlich lebenden Welt und ihren Sitten vollständig. Die Heiligkeit

und Unbetretbarkeit des Schlafzimmers einer Dame ist den romanischen Völkern unverständlich: eine Italienerin begreift noch immer nicht, daß man einer Frau einen Vorwurf daraus machen kann, bei leichter Krankheit auch im Bette die Freunde des Hauses zu sprechen, und sich durch harmloses Plaudern die Zeit vertreiben zu lassen.

Freilich sitzt heute der Inhaber eines Palastes nicht mehr wie im siebenzehnten Jahrhundert von einer zahlreichen Umgebung umringt da, und holt sich aus derselben durch einen Wink den heraus, mit welchem er sich unterhalten will — aber er lebt doch noch sehr häufig mit einem, nordischer Vereinzelung gegenüber, zahlreichen Kreise von Freunden und Bekannten zusammen, die sein Haus beleben und ihm die Zeit vertreiben helfen. Denn noch ist ein Ueberrest der Furcht vor dem Alleinsein geblieben, welche bis in's vorige Jahrhundert die Welt, um die es sich hier handelt, beherrscht hat. Vieles haben die veränderten Verhältnisse umgewandelt, und besonders die Zeitungen ersetzen häufig den Umgang, den man früher nicht entbehren wollte. Wenn die Cardinäle, die ja formell Fürsten sind, nie ohne einen sogenannten gentiluomo ausgehen, so fangen sie heut zu Tage selbst dem Römer, so gewöhnt er auch an die Sache ist, an, den Gedanken unerträglichen Zwanges und organisirter Langenweile zu erwecken. Vollends würde keine Frau in unserer Zeit den offiziellen Begleiter ertragen, der in dem Italien des achtzehnten Jahrhunderts eine so große Rolle spielte, unter dem Namen des patito oder cavaliere servente durch unzählige Reisebeschreibungen gehetzt wurde, und für so viele moralische Expectorationen über die angebliche Verderbtheit südlichen Familienlebens das Thema abgegeben hat, während er im Grunde nichts weiter war als der Ausdruck der stets nothwendigen Begleitung, das wandelnde Hinderniß der gefürchtetsten Unbequemlichkeit, der Einsamkeit: natürlich konnte er auch

zum Liebhaber werden, aber im Wesentlichen ist er nichts weniger als gleichbedeutend damit.

Der strenge Unterschied zwischen Gentleman und Nicht-Gentleman, wie ihn der Norden festgestellt hat und festhält, ist dem Süden noch heute fremd, und war besonders noch bis in's vorige Jahrhundert ganz unbekannt: beide Endpunkte der socialen Stufenfolge, waren durch viele Zwischenglieder getrennt, und gingen ineinander über. Wenn der Connetable der Maria Mancini bei ihrer Ankunft in Rom ein Zimmer im Palaste Colonna mit den Worten zeigte: „Hier wohnte Ihr Großvater, als er noch der Kammerdiener meines Großvaters war," so hatte ihre Antwort: „ich weiß nicht, was mein Großvater war, aber das weiß ich, daß alle meine Schwestern sich besser verheirathet haben als ich" — nur in der Zeit einen Sinn, in welcher man Kammerdiener eines Colonna sein konnte, ohne aufzuhören ein Edelmann zu sein.

Die deutlichste Vorstellung von jener ganzen Art zu leben gewähren die Paläste Italiens mit ihren weiten Höfen, breiten Treppen und dem Ueberflusse großer Zimmer, der heut zu Tage oft nur als Last empfunden wird, und den nordischen Ausländern wie Montaigne[1]) schon im sechszehnten Jahrhundert befremdlich erschien. Im Innern sind sie allerdings vielfach baulich verändert worden. Besonders ist die Haupttreppe immer mehr zum Decorationsstück herabgesunken: sie ist für die modernen Verhältnisse gewissermaßen zu öffentlich, bleibt der Dienerschaft oder den Besuchern überlassen, und wird in vielen Palästen für den internen Verkehr der Familie durch kleine Treppenanlagen ersetzt, die je nach Bedürfniß einzelne Theile verschiedener Stockwerke mit einander verbinden. Rechnet man hierzu noch die auch häufig vorkommende Combination zweier Zimmer in zwei Stockwerken (am häufigsten natürlich Mezzanin und Hauptstockwerk) zu einem Raume, durch Wegnahme der Zwischendecke[2]), so bekommt man das Bild eines Hauses, welches sehr wesent-

liche Abweichungen von dem urſprünglichen Grundriſſe zeigt. So ſucht man allmählich behagliche und bequeme Räume zu gewinnen, und der Palaſt, der dazu gebaut war, Schaaren von Dienern und in irgend einem Abhängigkeitsverhältniß ſtehenden Leuten zu beherbergen, und dieſelben auf den Steinbänken des Hofes, den Treppenſtufen und den Bänken der weiten Vorzimmer herumlungern zu ſehen, zerfällt nun in kleinere Complexe von Zimmern, die gegeneinander mehr oder weniger abgeſchloſſen ſind. Ja man fängt an, die Höfe der Paläſte abzuſperren: der Portier des Palaſtes Farneſe in Rom läßt, offenbar im Auftrage des franzöſiſchen Botſchafters, Niemand mehr durch das Portal, und man muß ſich damit begnügen die Façade zu bewundern: kein Römer dürfte ſich der Illiberalität ſchuldig machen, die Hallen Michel Angelo's für ſeine Bewunderer aus der ganzen Welt zu ſchließen.

Man würde ſehr im Irrthum ſein, wenn man glauben wollte, die Sitten einer Zeit vorzugsweiſe aus den gleichzeitigen Romanen kennen lernen zu können. Aus der Entfernung geſehen haben derartige Dichtungen einen unendlich einförmigen Charakter: ſie verfolgen gewiſſe im Zeitgeſchmack liegende Tendenzen, variiren das jedesmalige Modethema, nach allen nur denkbaren Richtungen, und kümmern ſich um das wirkliche Leben, was ja freilich für die Gegenwart ſehr viel weniger intereſſant iſt als für die Nachwelt, faſt gar nicht. Ob edelfühlende Räuber, unverſtandene Jungfrauen, ſchuldloſes Hirtenleben oder ſocialpolitiſch perorirende Staatsmänner auf der romanhaften Tagesordnung ſtehen — es werden nur Zuſtände dargeſtellt, die ebenſo beſchaffen ſind wie die Helden der Erzählung, denen Walter Scott droht, ſie, wenn ſie ſelbſtändig handeln oder denken wollen, in das Nichts zurückzuſchleudern, aus welchem er ſie hervorgezogen hat.

Wenn man daher für die Kenntniß dieſer Zuſtände ſehr viel mehr aus den Denkwürdigkeiten lernt, welche ſelbſt-erlebtes

darstellen, so liegt eine Schwierigkeit darin, daß Mémoiren meist nur vom Standpunkte derjenigen geschrieben sind, welche bestimmend oder herrschend auf andere Lebenskreise wirkten. Saint Simon und Grammont sind gewiß unschätzbar nach jeder Richtung, aber sie thronten hoch über einem sehr wesentlichen Theile derjenigen, mit welchen sie zusammen lebten, und die sie als unentbehrliche Ausfüllung der weiten Lücke ansahen, welche zwischen ihnen und dem wirklichen Volke bestand.

In unseren Zeiten demokratischer Vereinzelung und, wenigstens scheinbarer, socialer Gleichheit versteht man nicht, wie man sich während des Nachwirkens feudaler Lebensgewohnheiten darein finden konnte, die Unterhaltung weniger aus dem berechtigten Widerstreit gleichstehender Individualitäten und ihrer Aeußerungen als vielmehr von bestimmten, dazu besonders geeigneten Personen herzunehmen. Jener Kreis, der einen mittelalterlichen — denn in diesem Sinne dauerte im Süden Europa's das Mittelalter lange über die Reformation und Gegenreformation hinaus — Granden umgab, hatte wie im Alterthum in Rom regelmäßig einen oder mehrere Spaßmacher in sich, welche für die Belustigung der Herren und seiner Familie mehr oder weniger häufig und mit mehr oder weniger Witz zu sorgen hatten. Diese Leute sahen das Leben ganz anders an als der hochgestellte Mémoirenschreiber, und erst ihre Berichte würden eine wahre und vollständige Schilderung der Sitten jener Zeiten ermöglichen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß man von Leuten dieses Schlages nicht viele literarische Aeußerungen besitzt, aber wir haben wenigstens die Mémoiren *eines* Hausnarren aus dem siebenzehnten Jahrhundert, welche für die Kenntniß der gesellschaftlichen Zustände der Zeit von außerordentlichem Interesse sind. Um dies zu verstehen muß man sich den Lebenslauf dieses Mannes vergegenwärtigen, den wir im Folgenden in all-

gemeinen Zügen schildern, indem wir aus seiner Erzählung besonders charakteristische Stellen hervorheben.

Estéban, oder wie er sich mit dem ihm gewöhnlich gegebenen Diminutiv nennt, Estebanillo Gonzalez war im Jahre 1645[3]) seines unruhigen Lebens müde geworden. Dies ist die einzige genaue Jahresangabe, welche einen Schluß auf sein Geburtsjahr erlaubt: er wird also wohl im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts geboren sein. Sein Vater stammte aus Salvatierra in Galizien, und erzählte dem Sohne, er (der Sohn) sei in Spanien geboren, aber in Rom getauft. Was seinen Vater bewog nach Rom überzusiedeln, theilt Estebanillo nicht mit. Obgleich der Vater von adeliger Abkunft zu sein behauptete, brachte er den Sohn bei einem Barbier in die Lehre. Estebanillo hielt es hier ebensowenig aus wie in der Schule, welche er vorher besucht hatte, lief fort, und begann nun im Alter von dreizehn Jahren sein langes Wanderleben. Zuerst ging er nach Loreto, wo er sich mit den andern Bettlern füttern ließ, dann nach Pisa, endlich nach Siena. Hier machte er die Bekanntschaft von zwei Leuten, die zusammen von falschem Spiel lebten, lernte ihre Künste, entlief ihnen aber bald wieder, und ging nach Livorno, von wo er auf einer der Galeeren des Großherzogs von Toscana nach Messina fuhr. Hier war er erst Diener eines Koches, dann eines Fähndrichs. Sein Herr diente unter Manuel Filibert von Savoyen, der mit einer Flotte von dreißig Galeeren auf Türkische Piraten Jagd machte. Estebanillo war hier als Koch beschäftigt, und kam endlich mit der Flotte nach Palermo. Nachdem er dort mehrere ähnliche Stellungen inne gehabt hatte, fuhr er nach Neapel, besuchte seinen Vater, konnte es aber bei dem zweiten Barbier, bei dem er nun in die Lehre gebracht wurde, wiederum nicht aushalten, entlief nach Neapel, und wurde in dem Hospial von Santiago de los Espanoles als angeblich geprüfter und approbirter Barbier und Chirurg beschäftigt. Nachdem er dort allerhand

ſchlechte Streiche verübt hatte, ließ er ſich von einem ſeiner früheren Herren, dem er zufällig begegnete, anwerben, ging mit demſelben nach der Lombardei, deſertirte aber mit mehreren anderen, als bekannt wurde, daß die Compagnie ſeines Herren Ordre hatte, nach den Niederlanden zu marſchiren. Nach Rom entkommen hörte er, daß ſein Vater nach Palermo gereiſt war, um eine kleine Erbſchaft in Empfang zu nehmen. Seine Schweſtern empfingen ihn ſehr kalt, und thaten alles, um ihn bald los zu werden. Er ging wieder nach Neapel, fand noch einmal Beſchäftigung in dem Hoſpital, verließ es aber zum zweiten Male, als er hörte, daß ſein Vater in Palermo geſtorben war. Die geringe Hinterlaſſenſchaft hatte er ſchnell durchgebracht, dann fand er eine Stelle als Silberdiener im Hofhalte des Vicekönigs, aus der er jedoch bald wegen Unehrlichkeit entlaſſen wurde. Dann war er Gerichtsdiener, Dieb, wurde aus Palermo verbannt, ging nach Neapel, war wiederum Mitglied einer Diebsbande, half einem Werbeoffizier bei ſeinem Geſchäfte, und benutzte endlich eine günſtige Schiffsgelegenheit, um aus der Stadt fortzukommen, in der es wegen ſeiner zahlreichen ſchlechten Streiche und vielen Schulden zu heiß für ihn geworden war.

Von Barcelona, wo er landete, ging er erſt nach Saragoſſa, dann nach Madrid, wo er wieder Bedienter war, dann durchſtreifte er einen bedeutenden Theil Spaniens und Portugal's im Kleide eines Pilgers und in Geſellſchaft ähnlichen Gelichters wie er ſelbſt. Manchmal legte er dieſe Kleidung ab, und trieb Hauſirhandel, dann war er wieder einfach Tagelöhner oder Bettler, bis er in Sevilla anfing, ſeinen natürlichen Verſtand auf die Unterhaltung zuzuſpitzen, durch die er ſich ſpäter fortzuhelfen wußte.

„Ich traf" erzählt er[4]) „eines Tages einen Waſſerträger, deſſen ehrwürdiger Bart mir ſo viel Vertrauen einflößte, daß ich ihn fragte, wie ich es machen könne, daß ich lebte, ohne daß

mir die Gerichtsdiener alle Tage in meine Hände sähen, obgleich sie mir doch gar nicht die Zukunft weissagen wollten. Er sagte mir, der Wein Andalusiens sei zwar sehr gut, aber das Land so heiß, daß man viel Wasser trinken müsse, zum Wasserträger aber sei Jeder tauglich, auch ohne geprüft zu sein oder etwas gelernt zu haben. Ich kaufte einen Krug und zwei Gläser. Den Krug füllte ich aus dem Brunnen eines Portugiesen, dessen Wasser ungewöhnlich kalt war. Ich bezahlte jedes Mal zwei Maravedi[5]) dafür und verkaufte das Wasser für zwei Realen.[6]) Die andern Wasserträger holten ihr Wasser weit her, und ich behauptete natürlich, mein Wasser komme eben daher. Wenn die Leute mich fragten, warum denn mein Wasser kälter sei, so setzte ich ihnen auseinander, daß ich immer einen Krug in Schnee stehen hätte, während ich den andern zum Verkaufe herumtrüge. Auf diese Weise verkaufte ich an einem Tage mehr als die andern in einer Woche, und hatte lange nicht so viel Anstrengung wie sie. Abends ging ich in's Theater und die Herren benutzten meine Schlauheit und Gewandtheit zu ihren Zwecken. Man schickte mich zu den Damen, scheinbar um ihnen ein Glas Wasser, in Wahrheit aber, um Liebesbotschaften zu überbringen. Herren wie Damen tranken mein Wasser, damit ich ihre Aufträge ausrichtete, und bezahlten mir das Glas zehnmal höher als es werth war.

Indessen ist es nicht immer Sommer, das Wasser, welches ich verkaufte, bekam außerdem den Leuten schlecht, und die meisten meiner Kunden fingen an über Leibweh zu klagen. Deshalb begann ich einen Handel mit Seife, Pillen und Zahnpulver. Zuerst nahm ich gewöhnliche Seife, zerschabte sie, mischte sie mit etwas Bohnenmehl und Lavendelöl, und gab sie für Bologneser Seife aus. Ferner kochte ich Heilwurz in Wein und Gummi, ließ die Mischung im Ofen trocknen, und verkaufte sie als Moscauer Pillen. Endlich sammelte ich am Ufer des Guadalquivir Bimstein, zerrieb ihn, vermischte ihn mit einem

Stoffe, der ihm eine röthliche Farbe gab, und nannte ihn Levantinisches Corallenpulver. Meine Waaren pries ich mit allen möglichen Marktschreiereien an und machte gute Geschäfte. Am meisten halfen mir dabei die fremden Namen, mit denen ich meinen Kram ausstaffirt hatte, denn wer etwas in Spanien gut verkaufen will, muß schwören, daß es aus Dänemark oder der Schweiz oder Gott weiß wo sonst her gekommen ist: was in Spanien selbst wächst, rührt kein echter Spanier an."

Durch diesen Hausirhandel wurde Estebanillo mit einer Schauspielertruppe bekannt, deren weibliche Mitglieder sich seinen Bimsteinwaaren besonders geneigt zeigten. Aber auch hier blieb er nur kurze Zeit, da er die Theaterprinzessin, in deren Dienst er getreten war, bestahl. Er ließ sich als Soldat anwerben, desertirte, diente auf einer Galeere, entlief wieder und war wiederum abwechselnd Hausirer und Tagelöhner. Nach allerhand Diebstählen und anderen Gaunereien schiffte er sich auf einem Fahrzeuge ein, welches von Malaga nach Saint Malo in der Bretagne fuhr, ließ sich dort zum Kriege gegen England anwerben, desertirte, sobald er das Handgeld bekommen hatte, und kam nach drei Tagen nach Land[7]), „einem Hafenplatz" in der Normandie. Hier wurde er zuerst als angeblicher Englischer Spion schlecht behandelt und festgesetzt, entkam dann aber nach Rouen, und verwandte hier die gewonnene Lebenserfahrung und was er an Kenntnissen besaß, in folgender Weise, die bezeugt, daß er auf der Stufenleiter der Gaunerei wieder etwas höher gekommen war.

„In dem Gasthofe, in welchem ich wohnte, verschaffte ich mir etwas Asche, steckte sie in ein zusammengefaltetes Papier und bewahrte sie auf der Brust auf. Dann ging ich an die Börse und machte mich an einen Kreis portugiesischer Kaufleute heran. Ich redete sie mit der größten Demuth und Bescheidenheit an. Da meine Familie von der portugiesischen Grenze stammte, so sprach ich geläufig portugiesisch, und meine Behaup-

tung, ich sei ihr Landsmann, fand leicht Glauben. Ich bat sie um Unterstützung, damit ich nach Vienne gelangen könnte, wo ich behauptete Schulden eintreiben zu wollen. Meine Armuth erklärte ich damit, daß ich aus Portugal hätte entfliehen müssen, weil mein Vater aus Gründen, die die Herren sich leicht (wie ich sagte) denken konnten, verbrannt worden war. Die Asche meines Vaters, die ich meinem Herzen zunächst trug, zeigte ich dabei vor. Mit traurigen Mienen und Thränen in den Augen brachte man mich in das Haus Desjenigen unter ihnen, welcher der reichste zu sein schien. Sie baten mich, ihnen die Asche des Märtyrers zu geben, da sie dieselbe unter sich vertheilen wollten. Dabei küßten sie das Papier, in welchem ich sie aufbewahrte. Ich gab ihnen zu verstehen, daß ich mich nur sehr ungern davon trennte, sagte jedoch, ihnen zu Liebe wolle ich darauf verzichten, nur müßten sie mir ein wenig davon lassen: hatte ich doch in der Meerenge von Gibraltar unser Schiff dadurch aus einem schrecklichen Sturme gerettet, daß ich etwas von der Asche in das Meer streute.

Alle fingen an zu seufzen und sagten unter Thränen zu der Asche meines Vaters: „Der Gott Israels möge Dir Gnade gewähren, denn Du hast die Märtyrerkrone verdient.“ Dann vertheilten sie die Asche unter einander, gingen wieder mit mir nach der Börse und ließen bei ihren Stammesgenossen einen Handschuh für mich herumgehen, in welchem sich zuletzt fünfundzwanzig Ducaten[8]) vorfanden, die mir ausgehändigt wurden. Darauf gaben sie mir einen Empfehlungsbrief an einen ihrer Correspondenten, der in Paris Geschäfte machte, und baten ihn, mir weiterhin auf meiner Reise behülflich zu sein. Außerdem ermahnten sie mich, niemals den Tod meines Vaters zu vergessen und stets des Glückes eingedenk zu sein, daß ich sein Sohn sei. Wie freute ich mich, so gut mit Leuten gefahren zu sein, die sonst nur Andere betrügen und sich niemals selbst betrügen lassen!

Auf der Reise nach Paris lebte ich wie ein großer Herr. In Paris kaufte ich ein Paar spanische Fliegen und andere Dinge, die zu meiner Beschäftigung als Chirurg gehörten. Dann ging ich in einen Gasthof im Faubourg Saint Germain, der einem spanischen Flüchtling mit Namen Granados gehörte. Abends setzte ich mir zwei Pflaster an den Hals, der natürlich in der Nacht sehr anschwoll. Am nächsten Morgen ging ich mit meinem dicken und gut eingewickelten Halse in den Palast des spanischen Gesandten, Marquis von Miravel. Ich sagte, ich sei aus Galizien nach Paris gereist, um meinen Kopf heilen zu lassen, und der Almosenier des Gesandten gab mir dreiviertel Scudo zur Begrüßung und wöchentlich einen Scudo[9]) bis zur Genesung. Auf meinen Empfehlungsbrief bekam ich eine andere, recht ansehnliche, Unterstützung."

Bald war das Geld verjubelt und Estebanillo lebte wieder theils als Diener, theils vom Hausirhandel. Nachdem er seinen Kram, der hauptsächlich aus Nadeln bestand, los geworden war — in seiner halb schwülstigen, halb scherzhaften Sprache sagte er: „Ohne ein Strauß zu sein, hatte ich meine sämmtlichen spitzen Waaren verzehrt" — traf er auf einen Werbeoffizier. „Der Sergeant fragte mich," erzählte er[10]), „ob ich Soldat werden und dem allerchristlichsten Könige dienen wollte. Da ich so hungrig war, daß ich selbst einem Mameluken gedient hätte, um mich nur satt essen zu können, so antwortete ich: ja. Er führte mich zu seinem Hauptmann, der mir einen viertel Scudo Handgeld gab und mich in seine Compagnie einreihte. Er nannte mich, da er sah, daß ich meine Kameraden bei Tisch fortwährend durch meine Einfälle erheiterte, Herr von Frohsinn. Wir marschirten durch den Dauphiné und überall wurde getrunken, so daß es fortwährend hieß: abu, Monsieur de la Fortuna; abu, Monsieur de la Esperanza" (Estebanillo meint a Vous..). Bald desertirte er wieder, ließ sich in Livorno abermals mit acht Dukaten Handgeld anwerben, wurde nach viermonatlichem

Dieſe und andere Erwägungen beſtimmten mich, eine in meinem Namen abgefaßte Bittſchrift dem Marquis von Eſte, welcher die Cavallerie befehligte, übergeben zu laſſen. Es wurde darin ausgeführt, ich ſei ein Edelmann und beanſpruche daher, enthauptet ſtatt gehenkt zu werden. Ich glaubte nämlich, der Marquis würde ſich nach der Wahrheit meiner Behauptungen erkundigen laſſen und während Antwort aus Rom oder Salvatierra käme, würde ich Gelegenheit finden, mit einer Feile meine Ketten oder mit einem Dietrich die Thüre meines Gefängniſſes unſchädlich zu machen. Aber Alles war vergeblich; der Marquis antwortete, er wünſche lediglich, daß ich hingerichtet würde, und ſtellte die Todesart mit der größten Höflichkeit ganz in mein Belieben. Ich war ihm unendlich dankbar, nahm einen Stein und ſchlug damit als reuiger Sünder fortwährend auf meine Bruſt, wobei ich mich jedoch wohl hütete, mir den geringſten Schaden zuzufügen.

Ganz ſchlimm wurde mir jedoch erſt zu Muthe, als ich die Glocke der Brüderſchaft hörte, welche die zum Tode Verurtheilten auf ihrem letzten Gange zu begleiten pflegt. Da traten Don Francisco de Peralta und Joſeph Gomez, der Eine Secretair, der Andere Barbier ſeiner Hoheit des Cardinal-Infanten, in mein Gefängniß ein, um mir ihr Beileid auszudrücken. Aber mein Kummer war ſchon vorbei; denn der Kerkermeiſter hatte mir zwei Pfund Brod und einen Krug Wein gebracht. Ich machte alſo, ſtatt zu jammern, alle möglichen Witze und zwar zum großen Erſtaunen meiner beiden Beſucher, die durchaus nicht begreifen konnten, daß mir der Tod ſo leicht wurde. Ich ſetzte ihnen auseinander, daß mein Schmerz nur ſo lange gedauert habe wie mein Durſt und daß, ſo wie ich genug Wein hätte, meine ganze Traurigkeit verſchwinde. Ja, ich ſei vergnügt darüber, nun der Welt der Gerichtsdiener und Advocaten für immer zu entgehen; wollten ſie mir jedoch eine Gunſt erweiſen, ſo bäte ich ſie um Folgendes: „Ich habe,“

ſagte ich, „einige Sünden begangen, deren Abſolution ſich Seine Heiligkeit der Papſt vorbehalten hat. Ich bitte die Herren alſo dringend, bei dem General einen Aufſchub von drei Monaten für mich zu erlangen, damit ich nach Rom reiſen und jene Sünden beichten kann. Als edeler Galizier ſchwöre ich, nach Ablauf dieſer Friſt zurück zu kommen und mich hinrichten zu laſſen.“

Sogleich begaben ſich die Beiden zwar nicht zu dem General, ſondern zu ſeiner Hoheit dem Vizekönig und dieſelben hatten die Gnade, das Todesurtheil in eine zehnjährige Galeerenſtrafe umzuwandeln. Seine Hoheit hatte von meinen Vertheidigern ſo viel von meinem Witz und meiner guten Laune gehört, daß mir geſtattet wurde, ihm zum Dank für die erwieſene Gnade die Füße zu küſſen. Dabei gefiel ich ihm mit meinen Scherzen ſo gut, daß er mich zum Granden von Spanien machte, indem er mir befahl, mein Haupt zu bedecken. So wäre ich ſein Hausnarr geworden und hätte ſo viel zu trinken bekommen als ich wollte, wenn mich nicht die Prügel, die ſeine Pagen mir vergünſtigten, und meine große Vorliebe für den Soldatenſtand davon abgehalten hätten, eine ſo ehrenvolle und einträgliche Stelle anzutreten. Die Galeerenſtrafe war mir auch erlaſſen worden: ſo verließ ich alſo als freier Mann den Palaſt und ließ mir zwei Aderläſſe geben, um mich von dem ausgeſtandenen Schrecken zu erholen. Natürlich war darauf mein nächſter Gang in eine Schänke, um durch Wein das verlorene Blut zu erſetzen.“

Obgleich nun völlig zum Buffone geworden, nahm er doch, da er keinen für ihn geeigneten Herrn fand, wiederum Dienſte als Soldat, deſertirte aber und trieb ſich in Mailand herum, indem er ſeinen Lebensunterhalt auf die ſchmutzigſte Weiſe gewann. Dann war er halb Koch, halb Soldat, kam nach Tirol, dem Elſaß und Burgund und endlich, jedoch mit einem andern Herrn, nach Baiern. Wie er ſich halb als Schalk, halb als Dieb forthalf, geht aus folgender Schilderung[13]) hervor.

„Wir waren im Hauſe eines reichen Mannes einquartirt,

den seine Diener als begütert darstellten, der aber selbst arm zu sein behauptete. Ich war der einzige, der sich mit ihm verständigen konnte, da ich lateinisch mit ihm sprach, während er kein Wort Spanisch verstand. Ich setzte ihm mit ernster Miene auseinander, daß mein Herr ein sehr vornehmer Mann und ich sein Fourier, Majordomo und Koch sei. Zuerst verlangte ich die übertriebenste Menge Proviant für die Dienerschaft, und als sich der Deutsche ganz entsetzt bekreuzigte und sagte: „Wenn so viel für die Dienerschaft verlangt wird, so giebt es ja in unserem ganzen Dorfe nicht genug für den Herren," erwiderte ich: „mein Herr ist so edelmüthig, daß es ihm mehr darauf ankommt, daß seine Dienerschaft wohl versehen ist, als daß er selbst Ueberfluß hat. Er ist ganz zufrieden, wenn er ein Füllsel mit Ei bekommt." Er kannte das Gericht nicht und fragte wie es gemacht würde. Ich sagte, er solle ein Ei, eine junge Taube, zwei Wagenladungen Kohlen, einen Schuhflicker mit Ahle und Pfriem und einen Todtengräber mit seiner Schaufel herkommen lassen; dann wollte ich ihm zeigen, wie es gemacht würde. Ganz voll von Angst und Staunen ging unser Wirth fort und ließ das Verlangte herbeibringen. Ich öffnete die Taube mit meinem Messer, that das Ei hinein, nachdem ich die Eingeweide herausgenommen hatte, und sagte: „jetzt wird diese Taube in ein Rebhuhn gesteckt, das Rebhuhn in eine Henne, die Henne in einen Capaun, der Capaun in einen Fasan, der Fasan in eine junge Ziege, die Ziege in einen Hammel, der Hammel in ein Kalb und das Kalb in eine Kuh. Natürlich muß Alles vorher gewaschen, gerupft oder enthäutet und gespickt sein, nur die Kuh behält ihr Fell. Dann kommt der Schuster und näht das Ganze zusammen und der Todtengräber macht eine tiefe Grube. Unten kommt die eine Wagenladung Kohlen hinein, darauf wird die Kuh mit ihrem Inhalte gelegt und auf die Kuh kommt die zweite Ladung Kohlen. Endlich werden die Kohlen angezündet und das Ganze schmort vier Stunden, nicht

mehr, noch weniger. Ich sage Ihnen, das giebt das schönste Gericht von der Welt. Die alten Kaiser aßen es am Krönungstage."

Der arme Mann war völlig versteinert und glaubte mir Alles aufs Wort. Indessen verständigten wir uns Beide: ich redete meinem Herren vor, unser Quartiergeber sei sehr arm und dieser zeigte sich gegen mich außerordentlich erkenntlich. Aber die Sache kam heraus, mein Capitän kam mit einem Stocke bewaffnet in die Küche hinunter und klopfte mir den Staub so gründlich aus, daß er vier Tage lang wegen Krankheit seines Koches nur kaltes Fleisch essen konnte."

Nach verschiedenen Wechselfällen gerieth Estebanillo in den Niederlanden in Gefangenschaft und wurde endlich vor den Gouverneur von Maestricht, Herzog von Bouillon, geführt, der gerade bei Tische saß und ihn fragte, wie viel er für seine Freilassung bezahlen wolle. „Herr," erwiderte[14]) er, „ich bin kein Soldat sondern ein Cavalier, der auf Abenteuer ausgeht. Unter Spaniern heiße ich Estebanillo Gonzalez, unter den Franzosen Monsieur de la Alegreza. Mein Stand ist ein Schelm zu sein und meine Kunst ist der Spaß; dieser Stand und diese Kunst haben ihre Privilegien und ihnen zu Folge bin ich frei und darf nicht gefangen gehalten werden. Wenn Jeder von den Soldaten, die mich gefangen genommen haben, für seinen Antheil einen guten Streich und Ew. Excellenz für sich vier Späße haben will, so bin ich bereit, mich damit loszukaufen, und die Herren werden sämmtlich zufrieden sein; wo nicht, so kommen sie noch schlechter weg und das beste Geschäft mache ich selbst; denn, nachdem ich offenbart habe, wer ich bin, habe ich ein unbestreitbares Recht, in diesem Hause hier zu leben, da es das vornehmste Haus der Stadt ist; bin ich aber erst einmal darin, so werden die Herren ja sehen, wie der Wein abnehmen und endlich der schrecklichste Durst alle Bewohner desselben hinraffen wird."

Der Herzog hörte mich mit Vergnügen an. Alle seine [illegible] achten [illegible] zu [illegible]. Es wurde mir [illegible] gerufen [illegible] ich, denn ich [illegible] ein guter und getreuer Schütze gewesen wäre, [illegible] Meere von Wein meiner [illegible] [illegible]. Nach Tische gab mir der Herzog meine [illegible] [illegible] als Reisegeld.

Auf dem Wege [illegible] den [illegible] [illegible], den er mit [illegible] gutem Erfolge erheiterte, daß er ihn ebenfalls [illegible] in seinem Wagen mit [illegible] und mit dem Manne bekannt machte, in dessen Kreisen er sich nun umher bewegte und den er auch in der Widmung seines Buches als seinen Herrn bezeichnete, den Grafen — denn das war er damals noch — Ottavio Piccolomini, kaiserlichen General in den Niederlanden.

„Der Graf," erzählt [illegible] Estebanillo, „hatte von meinen Eigenschaften erfahren und freute sich Jemand zu haben, mit dem er sich manchmal amüsiren konnte, da er nicht blos immer an Gewinnung von Schlachten und Eroberung von Festungen denken mochte. Da es gerade Zeit zu speisen war, so wurde eine Mahlzeit aufgetragen, wie sie sich für einen solchen Mann geziemte. Er lud mich ein, mit ihm zu speisen, und ein Diener setzte mir einen Stuhl an den Tisch, aber, was ich noch niemals gesehen hatte, rückwärts, das heißt mit der Lehne gegen die Tafel gerichtet. Als ich den Stuhl umdrehen wollte, sagte derselbe Diener, das dürfe ich nicht, denn er habe mir das gegeben, was mir zukomme. Mir lag weniger an einem bequemen Sitz als an ordentlichem Loslegen und so machte ich denn, so schlecht ich auch im Sattel saß, trotzdem eine ordentliche Reise bei Tische durch.

Nach der Tafel fing das Trinken an und zuletzt blieb ich mit Sr. Excellenz und dem Hauptmann, der mich ihm vorgestellt hatte, allein. Die Herren schlugen mir vor, ein Spielchen zu machen. Jeder legte eine Handvoll Goldstücke auf den Tisch

und ich, der ich kein Geld hatte, ſetzte Hiebe ein, die ſo und ſo viel gelten ſollten. Nun hätte ich freilich als Chriſt dieſes Spiel eigentlich überhaupt nicht ſpielen dürfen, denn ich konnte nur gewinnen und ſie nur verlieren, da ich, wenn ich verlor, Prügel gewann — Prügel aber habe ich mir immer, wenn es darauf ankam, zwanzig für einen Heller geben laſſen — und wenn die Herren gewannen, ſo litt ihre Börſe, ebenſo wie ihnen ihre Finger von dem Prügeln wehe thun mußten. Seine Excellenz ließ mich — wohl aus Großmuth — ſechs Goldſtücke gewinnen, der Hauptmann dagegen gewann von mir dreißig, die er ſich auf meinem Rücken zu meiner eigenen Zufriedenheit, wie zu allgemeiner Freude durch die Pagen auszahlen ließ.

Nachdem das Spiel beendet war, fragte ich den Diener, welcher mir den Stuhl gegeben hatte, warum er ihn verkehrt hingeſetzt habe. Er antwortete: „den Edelleuten, welche unſer Herr einladet, wird der Stuhl gerade hingeſetzt, den Narren, die mit bei Tiſche ſitzen, verkehrt.“ Ich dachte bei mir ſelbſt: „mein Vergnügen iſt meine Ehre; was hilft's mir, wenn mein Vater Brod heißt, und ich muß hungern?“

Ottavio hatte den Spaßmacher bald vergeſſen, denn er reiſte noch an demſelben Abend nach Brüſſel ab, und Eſtebanillo war ſehr erſtaunt, ſich plötzlich ganz verlaſſen und ohne irgend welche Anweiſung über ſein weiteres Schickſal zu finden. Da gab ihm der Marquis Mattei Geld, um ſeinem Patron nachzureiſen. Er fand ihn in Brüſſel, und begleitete ihn in ſeinem Gefolge und in ſeiner Livrée nach Wien, wo er der Kaiſerin Maria die Hand küſſen durfte, und durch die von derſelben ertheilte Erlaubniß, ſeinen Hut, weil er ſehr klein war, aufzuſetzen, ſo ſtolz wurde, daß er den thätlichen Spott der Pagen herausforderte, und auf ſeine Klagen keine andere Antwort zu hören bekam als etwa: „das iſt der Nachtiſch für die Mahlzeit der Hofnarren.“

Seinen Herren fand er dann in Flandern, kurz vor der

Schlacht von Thionville wieder, nach welcher ihn der Kaiser in Anerkennung seiner guten Dienste zum Herzog von Amalfi machte, ein Titel, welchen von Ottavio's Familie zuerst Antonio Piccolomini, Nepot des Papstes Pius II., von Raimondo Orsini, Fürsten von Salerno, geerbt hatte, und der später mit Ottavio, der bekanntlich nie einen Sohn gehabt hat, erloschen ist: kein Mitglied der Familie Piccolomini scheint Lust gehabt zu haben, den Titel zu führen, den der Verräther befleckt hatte.

„Da ich den Sieg", erzählt[17]) Estebanillo", „für ganz sicher hielt, so bat ich den Grafen, mich als Courier mit der Siegesnachricht nach Wien zu schicken. Er aber antwortete mir: Señor Estebanillo, Ew. Gnaden sind zum Courier sehr brauchbar, für eine Schlacht jedoch allzu feige. Da ich nun doch weiß, daß Dieselben nicht kämpfen, sondern sich ebenso furchtsam benehmen werden, wie in der Schlacht von Nördlingen, so setzen Sie sich auch hier auf einen Hügel, und sehen Sie sich die Sache mit an. Sollte Gott mir den Sieg gewähren, so eilen Sie mit der Meldung fort: ich weiß, daß dieser Dienst Ihnen mehr eintragen wird, als wenn Sie sich damit aufhalten wollten, auf dem Schlachtfelde zu plündern.

Ich folgte, um meine Reise nicht durch einen der unberechenbaren Zufälle des Krieges verhindert zu sehen, diesem Rathe, suchte mir eine Anhöhe aus, etwa zwei spanische[18]) Meilen von beiden Heeren entfernt, und sah zu, wie mein Herr Wunder der Tapferkeit verrichtete, und den Feind besiegte. Darauf verließ ich meinen Standort, um die Siegesbotschaft zu überbringen. Als ich aber auf dem Wege einen von unseren Marketendern traf, that ich, als wäre ich bei dem ersten Zusammenstoß beider Armeen zugegen gewesen, und trank so viel auf das Wohl meines Herren, daß ich nach einer Viertelstunde viel mehr Lust zu schlafen verspürte, als danach, die Post zu reiten. Da wurde plötzlich eine Kanone gelöst, und wenn es auch nur ein Freudenschuß wegen des erfochtenen Sieges war,

so erschrak ich doch so entsetzlich, daß ich vom Pferde fiel, und mich dabei etwas verletzte, so daß Blut zu fließen begann. In meiner Angst glaubte ich, eine Kugel habe mich getroffen, und fing an, laut nach einem Priester zu schreien. Der Marketender und einige andere Leute kamen herbei, ich sagte ihnen, eine Kanonenkugel habe mir das Bein zerschmettert, und wurde, da die Leute es selber glaubten, aufgehoben, auf den Wagen des Marketenders gelegt und in die Stadt gefahren.

Man brachte mich in ein gutes Wirthshaus, und legte mich ins Bett. Ein Chirurg war nicht gleich zu finden, da alle Aerzte mit den verwundeten Soldaten beschäftigt waren. Endlich nach vier Stunden, als ich schon ganz fest schlief, kam ein Wundarzt mit einem halben Dutzend Gehülfen herein, die mich, da sie gehört hatten, ich sei ein Lieblingsdiener des siegreichen Feldherrn, mit großer Sorgfalt zu behandeln gedachten. Kaum im Zimmer, kramten sie ihre Sachen, Messer und sonstigen Instrumente aus und ließen Charpie zurecht machen und Salben vorbereiten. Als alles fertig war, ließ der Chirurg mich wecken, um das Bein zu besichtigen. Nach langer Mühe gelang es, mich aus meinem Schlafe aufzustören, ich setzte mich aufrecht in meinem Bette hin, und war sehr wenig erbaut, als ich so viele Raben mit ihren anatomischen Werkzeugen zu meiner Zerlegung bereit sah. Ich entblößte das Bein, der Arzt nahm ein Licht, setzte seine große Brille auf und besah die Wunde. Als er aber nur eine kleine Schramme bemerkte, sagte er: „Sie wollen mich wohl zum Besten haben, da Sie mich kommen lassen, um Ihre eingebildeten Wunden zu heilen?“ Ich erwiederte: „möchten Sie mich in den Zustand versetzen, in welchem ich mich befand, als ich Sie rufen ließ: dann würden Sie einsehen, daß die Wunde, wenn sie auch nur eingebildet war, mir dennoch damals eine wirkliche Wunde zu sein schien. Damit Sie jedoch nicht umsonst gekommen sind, so nehmen Sie dieses

Goldstück, und erzählen Sie nicht weiter, was sich hier ereignet hat." Lachend verließen alle mein Zimmer.

Ottavio wollte sich über die Sache todtlachen, Estebanillo aber ließ sich, durch seine vielfachen Courierreisen angegriffen, am Hofe des Cardinalinfanten in Brüssel häuslich nieder: „obgleich ich keine bestimmte Stelle bekleidete", erzählt[19]) er, „so empfing ich doch alle Tage meine Razion und alle Stunden irgend einen Vortheil. Da ich jetzt aus dem Spaßmacher einer Excellenz der einer Königlichen Hoheit geworden war, so nahm ich ein gewichtiges Wesen an, wie es sich für eine so erhabene Stellung schickte. Wie andre Leute Hunde, Affen oder sonst welche Thiere gerne haben, so hatte Seine Hoheit eine lebhafte Zuneigung zu mir, und bethätigte dieselbe dadurch, daß er mir viele schöne und kostbare Kleider machen ließ. Ging er auf die Jagd, so mußte ich mitreiten; fuhr er spazieren, um sich von seinen Regierungssorgen zu erholen, und seinen Unterthanen die Freude seines Anblicks zu gönnen, so saß ich neben ihm im Wagen. Bei diesem Leben befand ich mich so wohl wie der Fisch im Wasser. Freilich fehlte es nicht an Leuten, die mir mein Glück mißgönnten, und mich aus meiner Stellung zu verdrängen suchten. Dabei vergaßen meine Nebenbuhler ganz, daß sie nur ebenso witzig und unterhaltend zu sein brauchten, wie ich, um dieselben Vortheile zu erndten.

Aber der Haß, der mir auf allen Wegen entgegengebracht wurde, machte mich klug. Ich suchte möglichst viel Geld zusammenzuscharren, um für die Zukunft gesichert zu sein. Deshalb fertigte ich eine Liste aller Fürsten, Herzöge, Grafen und Barone des Landes an, schrieb die Wohnung neben die Namen derselben, und besuchte sie allmählich sämmtlich, aber, wohl gemerkt, immer nur, wenn sie bei Tafel saßen. Das ist die beste Zeit, wenn einer etwas haben will; denn große Herren sind Morgens beim Aufstehen gewöhnlich übelgelaunt und Abends haben sie den Aerger über die Geschäfte und die Gläubiger noch

in sich. Und wirklich fand ich bei meinen Besuchen solche Freigebigkeit, daß mir Flandern als das schönste Land von ganz Europa erschien. War ich einmal schlechter Laune oder traurig gestimmt, so besuchte ich Niemand, da es ja nicht mein Amt war, mich von andern erheitern zu lassen, sondern selber Andere zu erheitern."

Der Cardinal-Infant starb, wie Mademoiselle von Montpensier meint,[20]) an Gift, weil die Absicht bestand, ihn mit Französischer Hülfe und als künftigen Gemahl dieser Dame, der Tochter des Herzogs Gaston von Orleans, zum Herrscher der Niederlande und diese unabhängig von Spanien zu machen. Er war erst zweiunddreißig Jahre alt geworden, und erfreute sich, wie auch aus Estebanillo's Erzählung hervorgeht, in den Niederlanden wie in Spanien der größten Beliebtheit. Nach seinem Tode erreichte es Estebanillo, daß Ottavio Piccolomini, den er nun wieder „seinen Herren" nennt, ihn zu sich nach Deutschland beschied. „Ich kam in Wien an", erzählt[21]) er, „und stellte mich sogleich Ihren Kaiserlichen Majestäten vor. Ehe ich in den Audienzsaal trat, hatte mir der Kaiser verbieten lassen, den Namen des Cardinalinfanten auszusprechen, weil es die Kaiserin nicht ertragen konnte, an ihren verstorbenen Bruder erinnert zu werden. Die Majestäten freuten sich sehr darüber, mich zu sehen und zu hören, und befahlen, mich nach meiner langen Reise — denn ich war noch in keinen Gasthof gegangen — zu restauriren. Dann küßte ich dem Marquis von Castel-Rodrigo, der als Gesandter Seiner katholischen Majestät in Wien lebte, die Hand. Er nahm mich in seinen Schutz, und ich verlebte einige Tage in seinem Hause so angenehm, daß ich meine Stellung nicht mit der eines Statthalters einer reichen Provinz vertauscht hätte.

Jetzt hörte ich, daß mein Herr auf der Reise nach Wien sei. Ich ging ihm entgegen, warf mich vor ihm nieder, und bat ihn um Verzeihung dafür, daß ich drei Jahre lang in an-

deren Dienſten geſtanden hatte. Meine Entſchuldigung war, daß ich krank war, als er aus Flandern abreiſte, und daß ich Diener eines Urenkels Carls des Fünften geweſen war. Seine Excellenz ließ mich aufſtehen und mein Haupt bedecken, und ſagte, er ſei nicht würdig, einen Mann in ſeinem Dienſte zu haben, welcher zum Gefolge eines ſo großen Fürſten gehört habe.

Als Seine Excellenz ſeinen Palaſt betrat, ordnete er an, daß ich alles unter mir haben und gut einrichten ſollte, was zum Küchendepartement gehörte. Wie alle Leute, die nichts ſind und etwas werden, nahm ich den Knüppel ordentlich in die Hand, und wurde Tyrann und abſoluter Herrſcher in Küche, Keller, und Speiſekammer. So wurden alle im Hauſe meine Feinde. So lange mein Herr in Wien war, ging die Sache, und ich bekam viele Geſchenke außerhalb des Hauſes und lebte im Hauſe herrlich und in Freuden — als er aber abreiſen mußte, um das Commando der kaiſerlichen Armee zu übernehmen, fielen meine Feinde über mich her, prügelten mich, und warfen mich auf die Straße.

Darauf nahm ich die Poſt und ritt meinem Herren nach. Nach einigen Tagen traf ich ihn in Mähren in einem Orte mit Namen Hellbrunn an. Ich beſchwerte mich bitter über die Behandlung, die ich erfahren hatte. Er verſprach mir Genugthuung zu verſchaffen, aber die Folge war bloß, daß jene im Hauſe und ich mit meinen Prügeln draußen blieb.

Als der Erzherzog Leopold zu uns ſtieß, gab ihm mein Herr ein großes Gaſtmahl, bei welchem zu ſeinen Ehren nach deutſcher Art getrunken wurde. Was mich anbetrifft, ſo trank ich nach Arten aller Sprachen, die bei der Babyloniſchen Verwirrung geſprochen wurden, und fiel denn auch nach allen möglichen menſchlichen Arten zu Boden, um endlich einzuſchlafen.

Ganz früh am nächſten Morgen marſchirten wir gegen die Schwediſche Armee, welche die Feſtung Brieg belagerte. Die

Schweden hoben bei Annäherung unseres Heeres die Belagerung auf und steckten Neiße[22]), welches sie ebenfalls aufgaben, in Brand. Der Erzherzog hatte von meinen vorzüglichen Eigenschaften gehört, und schickte mich mit den guten Nachrichten als Courier nach Wien.

Ich stieg, nachdem ich so schnell wie möglich geritten war, im Schloßhofe in Wien ab, und händigte dem Grafen Buchhain meine Depeschen ein. Der ganze Hof nahm mich mit Vergnügen auf, und alle beschenkten mich, da ich nicht nur durch meine heitere Laune und meine Scherze zur Erheiterung beitrug, sondern auch gute Nachrichten überbrachte. Seine Kaiserliche Majestät machte mir eine kostbare goldene Kette zum Geschenke und ließ mich mit kaiserlichen Depeschen zur Armee zurückgehen.

So diente ich während des ganzen Feldzuges als Courier. Aber nicht immer hatte ich ernste und wichtige Geschäfte zu besorgen, manchmal war auch noch etwas Zeit zu Scherz und Lustigkeit übrig. Wir belagerten eine Stadt mit Namen Glogau, an der Grenze von Polen und Pommern (sic). Mein Herr besuchte häufig die Laufgräben. Eines Morgens nahm er mich, um meinen Muth — den er im Uebrigen genugsam kannte — auf die Probe zu stellen, mit sich dorthin, um mich, wie er sagte, zu einem tapferen Krieger zu machen. Wir überschritten die Oder, welche mitten durch die von uns belagerte Festung fließt, und näherten uns den Mauern, von wo aus der Feind uns eine große Anzahl Pillen entgegenschickte, die mehr gepfeffert als gezuckert waren.

Ich sagte meinem Herren, diese Art Frühstück gefalle mir durchaus nicht, und bat ihn, mich zurück ins Quartier gehen zu lassen, da ich mit Vergnügen auf den Ruhm verzichte, der hier zu gewinnen sei. Er erwiderte mir, ich solle ruhig bleiben, da ich auf diese Weise Ehre und guten Namen gewinne. „Ich versichere Ew. Excellenz", sagte ich, „daß mir an der Ehre nicht

das mindeſte liegt. Ich will nichts verdienen als Geld, und das in Ruhe und Frieden."

In dieſem Augenblicke ſchlug eine Kanonenkugel dicht bei uns ein. Im erſten Augenblicke nahm ich mich noch zuſammen, weil mein Herr neben mir ſtand, dann aber, als ich ſah, wie ein Soldat tödtlich getroffen niederfiel, lief ich fort ſo ſchnell ich nur konnte, und kam ganz außer Athem in unſerem Quartier an. Dort kroch ich auf den Boden, und verſteckte mich im Stroh. Nach einer Stunde kam der Herzog an, und fragte nach mir. Ein Page ſagte, ich ſtecke im Stroh wie eine Miſpel, die reif werden ſoll. Er ließ mich herunterkommen und ſagte: „Schurke, wie könnt Ihr ſo feige ſein, in meiner und der ganzen Armee Gegenwart davonzulaufen?" „Herr", erwiederte ich, „wer hat denn Ew. Excellenz geſagt, daß ich muthig bin, und wann habe ich mich jemals weniger feige benommen als heute? Wenn Ew. Excellenz mich deswegen aus Flandern zu ſich entbieten ließen, damit ich als Soldat dienen ſollte, ſo ſind dieſelben von meinen Eigenſchaften nur mangelhaft unterrichtet: denn wie es Erzprieſter unter den Prieſtern giebt, ſo bin ich das Erzhuhn unter allen Hühnern."

Der Herzog fing an zu lachen, und ſein Zorn war vergeſſen.

Nach acht Tagen war unſer Heer gezwungen die Belagerung aufzuheben, weil der Feind mit überlegenen Kräften zum Entſatz heranrückte. Seine Hoheit der Erzherzog ſandte mich mit Depeſchen an den König und die Königin von Polen ab. Ich ritt die Poſt in Geſellſchaft eines Kammerdieners des Großherzogs von Toscana, welcher die Nachricht von der glücklichen Geburt eines Thronerben zu überbringen hatte, und ſo freigebig gegen mich war, daß er während der ganzen Reiſe für mich mit bezahlte.

Am Polniſchen Hofe angekommen übergab ich Seiner Majeſtät ſogleich meine Depeſchen. Da mich der König nicht kannte,

und nicht wußte, wes Standes ich sei, so behandelte er mich mit der größten Höflichkeit, und befahl mir, ich solle mich ausruhen, bis er mich mit der Antwort abfertigen könne.

Darauf begab ich mich zur Königin, welche aus dem Schreiben ihres Bruders des Erzherzogs ersah, wer ich war. Sogleich befahl sie mir, mich zu bedecken, ließ mich beschenken und ihren Leuten den Auftrag geben, sich des Herrn Gesandten anzunehmen. Als der König nun auch vernahm, wer ich eigentlich war, lobte er mich wegen des unverbrüchlichen Ernstes, mit welchem ich meinen Auftrag bei ihm ausgerichtet hatte.

Nach drei Tagen wurde ich mit einem Geschenk von dreihundert Ducaten entlassen. Die Königin gab mir unter andern Briefen einen an ihren Bruder gerichteten mit, worin sie ihn bat, zu veranlassen, daß ich, wenn ich etwa einmal als Courier nach den Niederlanden gehen sollte, ihr Spitzen und eine nach Französischer Mode gekleidete Puppe mitbrächte, damit ihre Schneider danach ihre Kleider anfertigen könnten, da ihr die Polnische Mode nicht gefiel.

Durch Deutschland konnte ich der feindlichen Truppen wegen nicht zurückreisen, ich ging also über Ungarn. In Wien gab mir der Marquis von Castel-Rodrigo ebenfalls Depeschen für die Armee. Dann ging ich über Prag nach Dresden, wo ich erfuhr, daß das Kaiserliche Heer in Verfolgung der Schweden auf Leipzig marschire. Ich reiste so schnell weiter, daß ich vierundzwanzig Stunden später, eine Meile vor Leipzig, beide Heere in Schlachtordnung aufgestellt vor mir sah.

Aber hier ging es mir schlecht. Als mein Pferd die Trompeten und Trommeln hörte, wollte es den Marsch der Bataillone mitmachen. Ich dagegen hatte nicht die geringste Lust, mich in den Bereich des Feuers zu begeben, und wollte mich möglichst schnell aus der Nähe der Truppen entfernen. So waren wir beide ganz verschiedener Meinung. Als ich hin und her überlegte, was ich thun sollte, kam ein Bataillon der Kaiserlichen

auf mich zu. Man erzählte mir, die Schlacht sei im Begriffe verloren zu werden, weil die Cavallerie des linken Flügels geschlagen sei. Da ich Courier war, so glaubten sie, ich müßte alles wissen, und fragten mich, wohin sie flüchten könnten. Ich antwortete ihnen, das sollten sie nur meine Sorge sein lassen.

Ich führte sie, indem ich vor Angst mehr todt als lebendig war, so schnell als möglich fort, und quartierte sie mit Anbruch der Nacht in einem Dorfe ein, welches zwanzig Meilen von dem Schlachtfelde entfernt war: ich bin überzeugt, daß, wenn ich so schnell im Angreifen wie im Fortlaufen wäre, mir schon viele Lorbeeren hätten zufallen müssen. Meine Escorte bestand aus mehr als zweitausend Mann, so daß mein Verdienst, eine so große Zahl Soldaten gerettet zu haben, nicht gering war.

In dem Dorfe waren zahlreiche Marketender, welche mit einem großen Wagenpark zu unserer Armee stoßen wollten, ohne eine Ahnung von der Niederlage derselben zu haben. Ich hielt also mit den meinen einen Kriegsrath, und ließ mich als Spion abschicken, um die Gelegenheit eines Angriffes auszukundschaften. Nach einer Viertelstunde, in welcher ich ihre Anzahl und alles andere nothwendige in Erfahrung gebracht hatte, kam ich zurück, und griff mit den Soldaten, die mich begleiteten, die Marketender mit großem Muthe an.

Die unsrigen nahmen das Dorf mit Sturm. Die Dunkelheit der Nacht erhöhte die Verwirrung, und überall hörte man das Geschrei der Marketender, die sich plötzlich angegriffen sahen, die Angstrufe ihrer Weiber und Kinder, und das Krachen der gewaltsam aufgebrochenen Kisten und Kasten. Jedes Faß Wein, jeder Koffer mit irgend welchen Sachen hatte einen ernsten Angriff zu bestehen. Von Mitleid war keine Rede, denn weil die Soldaten fest überzeugt sind, daß die Marketender sie betrügen, und ihnen all ihr Geld abnehmen, so war jeder Soldat zu einem Nero geworden.

Da ich die Sieger zu dieser glänzenden Waffenthat geführt

hatte, so wollte ich auch meinen Antheil an der Beute haben. Ich vertraute also mein Pferd einem Soldaten, der sich für meinen Freund ausgab, zur Bewachung an, um mir unter den Pferden der Marketender ein noch besseres als meins war, auszusuchen. Den Mantelsack mit den Depeschen nahm ich unter den linken Arm, zog den Degen und griff die Wagencolonne der Marketender an. Ich fand aber nichts als Jammer und Schreien, und mußte unverrichteter Sache wieder abziehen.

Nun ging ich zu der Stelle zurück, wo ich mein Pferd in der Obhut des Freundes gelassen hatte; aber beide waren verschwunden. Es blieb mir nichts weiter übrig als mit meinem Mantelsacke zu Fuß der Flucht unserer Truppen zu folgen.

Ein Oberst, den ich unterwegs antraf, fragte mich, wie es komme, daß ich zu Fuß gehe. Ich erwiderte ihm, daß eine Kanonenkugel in der Schlacht das Pferd unter mir getödtet habe. „Nun, Estebanillo", sagte er, „dann kannst Du von Glück sagen, daß die Kugel Dich selber nicht mitgenommen hat. Es ist ein Wunder an Dir geschehen! Künftig mußt Du nun aber auch ein guter Christ sein."

Ich marschirte in aller Gemächlichkeit, bis ich nach Prag kam, wo ich seine Hoheit den Erzherzog Leopold und meinen Herren fand. Sie waren damit beschäftigt, die Ueberbleibsel des Heeres zu sammeln. Seine Hoheit fragte mich, wie es mir in Polen gegangen sei. Ich machte eine glühende Beschreibung von der guten Aufnahme, die ich gefunden hatte. Dann wünschte er zu wissen, warum ich zu Fuß ankam. Ich setzte ihm auseinander, daß ich bei der Armee anlangte, als die Schlacht schon begonnen hatte. Da ich sah, daß Seine Hoheit in Gefahr waren, so hätte ich mich auf ein Scharmützel mit dem Feinde eingelassen, aber den kürzeren gezogen, und mich flüchten müssen. Mein Pferd sei zuletzt so ermüdet gewesen, daß ich es hätte liegen lassen müssen, und sei dann zu Fuße weiter gegangen.

Der Erzherzog glaubte alles, was ich ihm erzählte, da er nichts von der Marketenderschlacht wußte. Er las die Briefe, welche ich ihm überbrachte, und schenkte mir zur Belohnung meiner Dienste Geld, um mir ein anderes Pferd kaufen zu können.

Darauf begab ich mich zum Herzoge von Amalfi, dem ich dieselbe Geschichte erzählte, obgleich ich nicht erwarten konnte, daß er mir, bei der Kenntniß, die er von meinem Muthe besaß, Glauben schenken würde.

Am nächsten Tage schickte mich seine Hoheit mit einer Depesche an Seine Kaiserliche Majestät nach Wien. Außerdem sollte ich eine andere Depesche an die Flandrischen Stände überbringen. Als Reisegeld händigte er mir dreihundert (Spanische) Thaler ein. Ich verabschiedete mich bei meinem Herrn, der mir eine Depesche an Don Francisco de Melo mitgab.

Ich ritt Post nach Wien, und gab meine Depeschen in Wien ab. Von der Schlacht erzählte ich Wunderdinge, und tischte den Leuten die fabelhaftesten Lügen auf."

Nach verschiedenen Courierritten kommt Estebanillo wieder nach Polen. „Die Königin, welcher ich meine Depeschen, die Spitzen und die Puppe überbrachte, behandelte mich mit der Freundlichkeit, die ich bei Kaisern und Königen stets in höherem Grade gefunden habe, als bei gewissen anderen Leuten, die sich Hoheit nennen lassen. Die vornehmen Polen überhäuften mich, als sie sahen, wie gnädig die Königin gegen mich gesinnt war, mit Geschenken, und füllten meinen Leib mit Wein an. Sehr zu Statten kam mir dabei meine Kenntniß des Latein, weil ich mich sonst mit Niemand hätte verständlich machen können. Polnisch ist sehr schwer und die Herren Polen kennen unsere[23]) Sprache gar nicht: höchstens gebrauchen sie den Ausdruck Herrlichkeit, wenn sie mit einem sprechen, nach Italienischer Sitte, weil in Polen viele Italienische Kaufleute leben.

Ihre Majestäten reisten nach Lithauen ab, wo sie nach den

Reichsgesetzen ein Jahr, im Verhältnisse zu zwei Jahren Aufenthalt in Polen, zubringen müssen. Litthauen ist ein sehr kaltes Land mit ungeheueren Waldungen und der größte Wald ist der von Viala-Vexe[24]), in welchem Seine Majestät an einem einzigen Tage sechs Büffel erlegte. Die Büffel dieser Wälder sind stark behaart und so wild, daß ihr bloßer Anblick Schrecken einflößt.

Wo Ihre Majestäten für die Nacht einkehrten, wurden sie von dem Herren des Orts nach Polnischer Sitte mit einem Banquet bewirthet. Dabei wurde so große Pracht entwickelt, daß ich gar nicht begreifen konnte, wie ein Land so viele reiche und freigiebige Herren hervorbringen und ernähren konnte.

Nach den großen Jagden in dieser Gegend reisten wir nach Groden[25]), einer Stadt in Lithauen. Dort erkrankte ich in Folge der vielen Banquete, die ich mitgemacht hatte. Als ich mich wieder besser fühlte, ersuchte ich Ihre Majestäten mich nach Deutschland zu beurlauben. Sie gestatteten mir auf das gnädigste abzureisen, gaben mir einen Königlichen Paß für Ihr ganzes Königreich und einen Empfehlungsbrief an Ihre Majestät die Kaiserin, sowie Depeschen für den Erzherzog. Außerdem beschenkten sie mich mit sechshundert Scudi und zwei reichen Polnischen Anzügen, sowie mit einem zweispännigen Wagen: der Herr Gesandte sollte bequem reisen, und weder von der Sonne noch vom Winde zu leiden haben. Ja, es wurde mir sogar ein Dolmetscher mitgegeben, der mich bis an die Grenze bringen sollte. Drei vornehme Herren vom Hofe beschenkten mich außerdem jeder mit einem Pferde."

Nun reist er über Krakau nach Wien und empfängt wieder Empfehlungsbriefe am Kaiserlichen Hofe. Mit diesen und Geld wohl versehen geht er nach Italien, wo er bei allen möglichen Fürsten und vornehmen Leute seine Narrenrolle spielt, und sich überall gut bezahlen läßt.

Offenbar trieb ihn ein unwiderstehlicher Drang immer

wieder nach Rom zurück. „Ich kam", erzählt er[26]), „in der Hauptstadt der Christenheit an, die ich immer für meine wahre Heimath gehalten habe, weil ich in ihr aufgewachsen bin. Ich begab mich sogleich nach meinem Hause, welches ich im Besitze eines Mannes fand, der es von meinem Nachfolger gekauft hatte. Ich erkundigte mich, wohin meine Schwestern gegangen seien, und erfuhr, daß sie in's andere Leben verreist waren. Ihr Tod war mir schmerzlich, denn ich hatte als Bruder an ihnen handeln und den Aerger, den ich ihnen früher verursacht hatte, wieder gut machen wollen. Ich erkundigte mich, ob sie mir etwas hinterlassen hätten, erfuhr aber, daß sie verheirathet gewesen waren und Kinder hatten. So mußte ich mich in Geduld fügen und auf Trauerkleider verzichten.

Eines Morgens besuchte ich den Cardinal Mattei[27]), welchen ich am Kaiserlichen Hofe gekannt hatte, wo er apostolischer Nuntius gewesen war. Er nahm mich freundlich auf und beschenkte mich.

Ebenso gut behandelte mich der Marquis Mattei, welcher damals die Truppen Seiner Heiligkeit befehligte.[28]) Ich hatte ihn gekannt und Gutes von ihm erfahren, als er in den Niederlanden Oberst in der Kaiserlichen Armee war."[29])

Nun erzählt Estebanillo, wie ihn der Marquis an dem Morgen, wo er ihn besuchte, mit „nach einem Garten nahm, den er außerhalb Rom's besaß und welcher „das Schiffchen" heißt." Von den beiden Villen der Mattei, kann die auf dem Palatin gelegene (die spätere Villa Mils) hier nicht in Betracht kommen, sondern nur die von Ciriaco Mattei, Herzog von Giove, im Jahre 1582 erbaute Villa auf dem Cälius. Freilich liegt sie ebensowenig außerhalb der Mauern Roms wie sie die Navicella heißt. Aber der Constantinsbogen, durch welchen hindurch Estebanillo gehen mußte, wenn er den Marquis Mattei aus seinem Palaste bei Santa Catarina de' Funari nach der Villa begleitete, konnte ihm wie ein Stadtthor, und das Trüm-

merfeld, welches man von der Villa aus überblickt, im Gegenſatz zu der engen und winkeligen Gegend, wo ſeine Patrone wohnten, als außerſtädtiſch erſcheinen. Den Namen Navicella gab er der Villa aus Verwechſelung mit der Piazza della Navicella bei dem Eingange derſelben vor der Kirche Santa Maria in Domnica, die auch S. Maria della Navicella von der Marmorcopie eines antiken Schiffes heißt, welche Leo X hier einſt hatte aufſtellen laſſen.[30])

Sehr unbeſcheiden fährt nun Eſtebanillo fort, die unvergleichliche Schönheit der Villa Cälimontana zu loben: er hätte doch wiſſen ſollen, daß er wie alle andern Südländer gar keine Berechtigung zum Naturgenuß hatte, und zu einer Zeit, wo das Gefühl dafür noch gar nicht entdeckt war (das iſt ja erſt im vorigen Jahrhundert geſchehen) ſich nicht herausnehmen durfte unſere heutige Bewunderung zu theilen. „Dieſe Villa," ſagt er, „iſt, abgeſehen davon, daß ſie an Schönheit ein Wunderwerk der Natur iſt, eine der berühmteſten in Europa. Der Marquis gab hier ein Banquet, was mit den Gaſtmählern verglichen werden mußte, welche einſt die alten Kaiſer in Rom gaben. Da der Marquis Diener aus allen Nationen hatte, die aus Flandern und Deutſchland mit ihm gegangen waren, und da an dieſem Tage ſchwer geladen wurde, ſo entſtanden zwiſchen den Dienern des Marquis und denen ſeiner Gäſte förmliche Schlachten, ohne daß ſich Jemand die Mühe nahm, die Kämpfer zu trennen, da jeder wußte, in welchem Zuſtande ſich alle befanden.

Auch ich war ſehr voll von Wein, zog, ohne recht zu wiſſen, was ich that, den Degen, ſtürzte mich mitten in das Gewühl, und hieb nach rechts und links um mich. Zuerſt waren die Kämpfer etwas verblüfft, dann aber fielen ſie ſämmtlich über mich her, und einer gab mir einen ſo kräftigen Schlag, daß mir ein rother Strom aus dem Munde ſtürzte. Das ganze Lacayengeſindel lief davon, da ſie glaubten ich ſei todt.

Ich ſelbſt glaubte auch, meine letzte Stunde ſei gekommen

und ſchrie laut, ich wolle beichten. Zufällig befand ſich ein Arzt da. Dieſer fühlte meinen Puls, der ſehr ſchnell ging, kümmerte ſich aber nicht um die Urſache meines Leidens, ſondern trug dem Gärtner auf, ſo ſchnell als möglich einen Prieſter zu holen; denn er behauptete, ich hätte nur noch wenige Stunden zu leben.

Der gute Gärtner beeilte ſich mir den Caplan des Marquis zu bringen. Als ich ihm ſagte, der Arzt habe mich aufgegeben, fing er laut an zu lachen, und nahm mir den Hut vom Kopfe, um meine Wunde zu beſichtigen. Mein Kopf war nicht einmal blutig, und hatte nur eine kleine Beule bekommen. Darauf ſagte er zu dem Gärtner: „wenn der gute Mann, der ſo ſchwer verwundet iſt, jedes Mal in ähnlichen Fällen beichten will, ſo muß er überhaupt niemals ohne Caplan ausgehen. Seine Krankheit iſt durch Schlaf zu heilen. Bringt ihn in ein Zimmer, wo er ausſchlafen kann. Ich bürge für ſeine Geneſung.“

Der Capellan ging fort, und gab den Herren Nachricht von meinem Zuſtande. Der Gärtner brachte mich in ein Zimmer, wo ich mich in's Bett legte, um am nächſten Morgen friſch und geſund aufzuwachen. Ich dankte dem Gärtner für die Freundlichkeit, womit er mich gepflegt hatte, und kehrte nach Rom zurück. Dort theilten mir einige alte Freunde mit, die Sbirren hätten Wind von meiner Ankunft bekommen, und wollten mich alter Sünden wegen feſtnehmen. Ich machte alſo, daß ich ſo ſchnell als möglich nach Ripa Grande kam und ſchiffte mich auf einer Neapolitaniſchen Felucke ein, die im Begriffe war, abzuſegeln.“

Von Neapel geht er dann wieder nach Spanien, kommt nach den Niederlanden und will ſich endlich in Neapel, für welche Stadt er immer eine große Vorliebe zeigt, zur Ruhe ſetzen. Welche Pläne er für die Zukunft hatte, ſieht man aus der Schilderung der Audienz, welche ihm der König von Spanien in Saragoſſa gewährte.[31])

„Ich zitterte vor Angſt, da ich glaubte, der Anblick eines ſo mächtigen Souverains würde mich vollſtändig vernichten. Ich überreichte ihm die Papiere, aus welchen er meine Dienſte als Courier erſehen konnte, ſowie den Empfehlungsbrief der Kaiſerin Maria, und Zeugniſſe darüber, daß ich im Dienſte des Cardinal-Infanten Don Fernando geſtanden hatte, und bat zur Belohnung um die Erlaubniß in Neapel ein Geſellſchafts- und Spielhaus[32]) halten zu dürfen. Seine Majeſtät gewährten mir nicht allein dieſe Bitte, ſondern gaben mir auch einen Empfehlungsbrief an den Vicekönig von Neapel, Admiral von Caſtilien, worin demſelben aufgetragen wurde, mich in jeder Hinſicht zu beſchützen und zu begünſtigen.“

Mit der Andeutung der Abſicht, ein derartiges Etabliſſement zu eröffnen, ſchließt Eſtebanillo die Denkwürdigkeiten ſeines Lebens.

Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß die Histoire d'Estevanille Gonzalez von Leſage mit der eigentlichen Lebensbeſchreibung Eſtebanillo's nicht viel mehr als den und die, nämlich darin vorkommenden, Namen gemeinſam hat. Leſage ſagt ſelbſt in der Vorrede, er habe aus den relaciones de la vida del escudero Marcos de Obregon, und aus choses ... que j'ai tirées tant de mon propre fonds que de plusieurs auteurs castillans Erweiterungen hinzugefügt und Vieles unterdrückt. Das Ganze iſt lediglich ein überall her zuſammen geborgter Roman, der ebenſowenig ein Bild von dem Leben des ſiebenzehnten Jahrhunderts giebt, wie Gil Blas dem Spaniſchen Leben etwa mehr ähnelt als eine Photographie einem Oelgemälde.

Anmerkungen.

1) Voyages (Rome & Paris 1774) I. 302: Les palais ont force suite de mambres les uns après les autres. Vous enfilés trois ou quattre salles, avant que vous soyés à la maistresse. En certeins lieus où M. de Montaigne disna en cerimonie, les buffets ne sont pas où on disne, mais en un'autre première salle et va-t-on vous y querir à boire, quand vous en demandés; et là est en parade la veselle d' arjant.

2) Die Römer nennen dies mit einem eigenen Ausdrucke sfondato.

3) Vol. II. 291. — Ich citire nach der Madrider Ausgabe von 1778, der einzigen älteren, die mir zugänglich iſt. Ticknor (überſetzt von Julius) II. 223 kennt ſie nicht, ſondern führt nur die Drucke Antwerpen 1646, Madrid 1652 und 1795 an. Die von mir gebrauchte leidet zwar an vielen Druckfehlern, ſcheint aber, der Orthographie nach, ein Abdruck der Originalausgabe zu ſein. In Rivadeneyra's Biblioteca, beſteht die Sammlung der Novelistas posteriores a Cervantes aus zwei Bänden: auf dem Titel des erſten (Madrid 1864) ſteht die Bezeichnung Tomo primero nicht; dieſer erſte Band wird bezeichnet als Colleccion revisada y precedida de una noticia critico-bibliografica, por Don Cayetano Rosell, welcher bibliographiſche Notizen über die Ausgaben beigegeben hat, die ſeinen Texten zu Grunde liegen. Auf dem Titel des zweiten Bandes dagegen iſt kein Herausgeber genannt, ſondern nur ein bosquejo historico sopre la novela Española von D. Euſtaquio Fernandez de Navarrete beigefügt. Die Orthographie iſt modern, die Ausgabe, welche zu Grunde liegt, nicht angegeben; Correctheit darf man nicht erwarten: z. B. heißt die Römiſche Familie Mattei S. 326a Matey und S. 352a Matei. — Mit der Ausgabe der Werke Quevedo's iſt es in der Biblioteca de autores Españoles ähnlich gegangen.

4) I. 170.

5) Der vierunddreißigſte Theil eines Real.

6) Ein Real iſt der vierte Theil eines Franc.

7) Es könnte hiermit Saint Malo de la Lande gemeint ſein, wenn man dahin (denn zu Schiffe ſcheint er nicht gereiſt zu ſein) in 3 Tagen gelangen könnte.

8) Zu etwa 5 Francs.

9) Zu etwa 10 Francs.

10) I. 219.

11) I. 233.

12) esparto: ein hartes Gras, aus dem man Schuhſohlen, Stricke und ähnliches in Spanien macht: die Schiffsſeile der Homeriſchen Griechen waren wohl aus demſelben Stoffe verfertigt. Uebrigens werden große Quantitäten davon nach Deutſchland eingeführt: meines Wiſſens dienen ſie bei uns jedoch nur zum Reinigen der Weinfäſſer.

13) I. 261.

14) I. 318.

15) Etwa vier und eine halbe Mark.

16) I. 321.

17) II. 4.

18) Zu etwa einer Stunde.

19) II. 21.

20) Mémoires (ed. Chéruel) I. 61: „la reine m'a dit qu'elle avoit trouvé dans la cassette du roi après sa mort des mémoires où elle avoit vu que mon mariage étoit résolu avec le prince; elle ne me dit que cela: c'étoit assez pour juger que si les Espagnols en avoient êu la moindre lumière, ils s'en seroient défaits de quelque manière que ce pût être.

21) II. 90.

22) Die bei Eſtebanillo meiſt verſtümmelten Deutſchen Ortsnamen habe ich ſtillſchweigend verbeſſert.

23) la nuestra (lengua) nennt Eſtebanillo Spaniſch und Italieniſch in ganz richtigem Gefühle zuſammen.

24) Wahrſcheinlich iſt Bialyſtock oder Bjelak gemeint, welche Gegend früher zu Lithauen im weiteren Sinne gerechnet wurde.

25) Es iſt Grodno gemeint.

26) II. 175.

27) In der mir vorliegenden Ausgabe wird immer Matey geſchrieben. — Der Cardinal Caspar Mattei ſtarb im Jahre 1650 und iſt in St. Cäcilia begraben.

28) Vielleicht ein Irrthum; wenigſtens war dieſer Mattei kaiſerlicher Geſandter am päpſtlichen Hofe.

29) Er verlor in den Niederlanden ein Auge.

30) Bunſen und Platner, Beſchreibung Rom's III. S. 494.

31) II. 257.

32) una casa de conversacion y juego de naypes.

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerstr. 17 a.

Das Thermometer.

Von

E. Gerland.

33 854

Berlin SW., 1885.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Der verbreitetſte unter allen phyſikaliſchen Apparaten iſt unſtreitig das Thermometer. Wer in jetziger Zeit auch nur halbwegs auf Bildung Anſpruch macht, beſitzt nicht nur das Inſtrumentchen, ſondern er beobachtet auch damit, beides wird durch die Einfachheit ſeiner Herſtellung, welche nur wenig Koſten verurſacht und durch die Einfachheit ſeiner Behandlung, welche keinerlei Uebung im Beobachten erfordert, weſentlich erleichtert. Wiſſenſchaftliche Inſtitute, in welchen experimentelle Arbeiten ausgeführt werden ſollen, können das Thermometer vollends nicht entbehren. Muß es doch bei allen ſolchen Unterſuchungen, mögen ſie nun in das Gebiet der Phyſik oder Chemie, der Meteorologie oder der Geographie, der Botanik, der Zoologie oder der mediciniſchen Disciplinen fallen, in erſter Linie gefragt werden und kann dabei, wenn man es nicht zu richtigen Antworten zwingt, die mühſam erlangten Reſultate langwieriger Arbeiten gänzlich unbrauchbar machen. Hätte die moderne experimentelle Naturwiſſenſchaft nicht für die Zuverläſſigkeit jener Antworten geſorgt, als ſie ihre Arbeiten begann, ſo hätte ſie ihre jetzige Höhe nie erreicht, und dadurch iſt das Thermometer unter allen Meßapparaten der Phyſik wohl derjenige geworden, welcher am genaueſten unterſucht und in ſeinem Weſen erkannt worden iſt.

Es hat ein eigenthümliches Intereſſe, zu verfolgen, wie es von den erſten rohen Anfängen allmählich zu ſeiner jetzigen Vollendung gebracht worden iſt. Es muß aber auch jedem, der ſich jemals die Mühe nahm, das Inſtrumentchen und ſeine Wirkung eingehender zu betrachten, die Frage aufgeſtiegen ſein,

wie es doch möglich ist, mit ihm Wärme zu messen, da es ja nur die Ausdehnung eines Körpers beobachten läßt. Die Lehrbücher der Physik pflegen diese Frage nicht aufzuwerfen, geschweige denn zu beantworten, ebensowenig gehen sie auf die Geschichte des Thermometers ein. Auch ein dritter Punkt von vorwiegend praktischer Bedeutung, die Möglichkeit der Prüfung der Thermometer, wird selten dort berührt und doch ließe sich durch Berücksichtigung desselben eine Fülle von Beobachtungen speciell für die Meteorologie verwendbar machen, welche jetzt ganz verloren gehen, weil sie nicht zu passenden Stunden und namentlich nicht mit richtigen Thermometern, d. h. mit solchen deren Resultate mit denen anderer übereinstimmen, angestellt werden. Nun ist es nicht gar schwer ein Thermometer in entsprechender Weise zu berichtigen; man muß eben nur darauf aufmerksam gemacht worden sein, daß dies nöthig und die Anleitung erhalten haben, wie es zu machen sei.

Diese drei Fragen sollen im Folgenden ausführlich behandelt werden. Am zwangloseſten und einfachsten gelangen wir zu ihrer Beantwortung, wenn wir die Geschichte der Entwicklung des Thermometers von seiner Erfindung an beginnend bis auf die neueste Zeit vorführen und an passender Stelle das Erforderliche hinzufügen.

Nichts beweist so schlagend, wie sehr den Naturwissenschaften geschichtlicher Sinn noch immer mangelt, als daß trotz der abschließenden Arbeiten von Wohlwill [1]) und Burckhardt [2]) man immer noch nicht einsehen will, daß nicht der Holländer Drebbel, sondern daß Galilei das Thermometer erfunden hat.[3]) Betrachten wir zunächst die hierfür sprechenden Zeugnisse! Als solche treten uns in erster Linie die Briefe entgegen, welche ein Galilei befreundeter venetianischer Edelmann, Namens Sagredo, mit ihm wechselte. Am 9. Mai 1613 schreibt Sagredo an den Freund: „Das Instrument zur Messung der Wärme, welches von Ihnen erfunden ist“ u. s. w.[4]) und unter dem Datum des 15. März

noch präciſer: „Da, wie Sie mir ſchreiben, und ich auch zuverſichtlich glaube, Sie der erſte Verfertiger und Erfinder (des Inſtrumentes zur Temperaturbeſtimmung) geweſen ſind, ſo glaube ich, daß die Inſtrumente, welche von Ihnen und Ihren vortrefflichen Künſtlern gemacht worden ſind, weit die meinen übertreffen" u. ſ. w.[5]) Von den Antworten auf dieſe Briefe iſt wohl keine erhalten, wenn nicht ein in Galilei's Werken, welche 1744 in Padua erſchienen, befindliches Fragment das Concept eines ſolchen iſt. Das iſt aber nicht unwahrſcheinlich, da in demſelben der Hergang im Thermometer zu erklären verſucht wird.[6]) Wenn nun auch dieſe Briefe noch nicht ausreichen, die Priorität Galilei's gegenüber Drebbel aufrecht zu erhalten, ſo wahren ſie ihm dieſelbe doch vor einem anderen Freunde Sagredo's, dem man die Erfindung des Thermometers auch zugeſchrieben hat, vor dem damaligen Profeſſor der Anatomie in Padua, Sanctorius. Dieſer hat übrigens, obwohl er das Thermometer, zuerſt zu wiſſenſchaftlichen Zwecken, ſo z. B. zur Beſtimmung der Körpertemperatur von Fieberkranken verwendete, ſelbſt niemals Anſpruch auf ſeine Erfindung gemacht, erſt ſpätere Zeiten ſind für ihn eingetreten. Das Jahr, in welchem der große Florentiner das Thermometer zuerſt herſtellte, iſt aus dieſem Briefwechſel nicht zu beſtimmen, wohl aber ergiebt es ſich aus Viviani's Biographie Galilei's. Der Lieblingsſchüler des Entdeckers der Pendelgeſetze nennt dafür das Jahr 1593 und damit ſtimmt auch die Bemerkung, welche der Pater Caſtelli in einem an den Kardinal Ceſarini gerichteten Schreiben macht, überein, daß bereits im Jahre 1603 Galilei den thermometriſchen Verſuch ſeinen Zuhörern vorgeführt habe. Die Beſchreibung der hierzu angewendeten Apparate paßt genau auf diejenigen, welche als von Galilei herrührend noch im Museo di Galilei in Florenz aufbewahrt werden.[7]) Ein Glasgefäß von der Größe eines Hühnereies mit einem ungefähr zwei Spannen langem Rohr von der Weite eines Strohhalmes, wird das

Rohr nach unten in ein Gefäß mit Waſſer getaucht, nachdem die Luft in ihm durch Erwärmen mit den Händen verdünnt worden iſt. Die beim Abkühlen erfolgende Zuſammenziehung der Luft, läßt Waſſer in das Rohr ſteigen, welches dann durch abwechſelndes Steigen und Fallen ein Erwärmen oder Erkalten der Luft im Gefäße zu erkennen giebt.

Wenn man nun auch, wie es auch wirklich geſchehen, an der Zuverläſſigkeit des von Viviani abgeſtatteten Berichtes zweifeln wollte, ſo iſt doch die Thatſache, daß Caſtelli bereits 1603 den thermometriſchen Verſuch geſehen hat, vollſtändig genügend, um die Anſprüche, welche für Drebbel erhoben werden, zurückzuweiſen. Um dieſen hat ſich ein eigenthümliches Gewebe von Sagen gebildet, welche man in unbegreiflicher Weiſe immer wiederholen hört. Dazu wollen wir nicht die ſonderbare Behauptung rechnen, welche Dalencé [8]) in die Wiſſenſchaft eingebürgert hat, daß Drebbel ein Bauer aus Alkmaar geweſen ſei. Sonderbar in hohem Grade! Denn dieſer Bauer kannte ſeinen Ariſtoteles ſo gut, wie der geſchulteſte Gelehrte, war Erzieher der Söhne Kaiſer Ferdinand II. und verbrachte den Abend ſeines Lebens am Hofe des Königs Jakob II. von England und wenn er ſeine Bücher in holländiſcher Sprache ſchrieb, ſo folgt daraus noch nicht, daß er des Lateiniſchen nicht mächtig war. Wohl aber ſind in das Gebiet der Sage die Werke zu verweiſen, welche Drebbel hinterlaſſen haben ſoll und welche in ſeiner an den Dr. Kiefler [9]) in London verheiratheten Tochter eine begeiſterte Verkündigerin fanden. Erzählte dieſelbe doch Leibnizen, daß ihr Vater in einem Taucherſchiffe große Strecken unter dem Waſſer der Themſe zurückgelegt und die dabei zum Athmen nöthige Luft mittelſt einer von ihm erfundenen Quinteſſenz hervorgebracht habe, verbrennenden Alkohol, wie Leibniz nach dem Stande der Chemie ſeiner Zeit vermuthete. Ebenſo ſollte der Wundermann das Mikroſkop, das Thermometer und ſo manches Andere erfunden haben.

Da nun aber das Buch, in welchem der betreffende Apparat zuerſt beſchrieben iſt, 1604 erſchien,[10]) ſo ſetzt das Datum des obenerwähnten Briefes von Caſtelli die Priorität Galileis außer Zweifel. Hinzu kommt noch, daß Drebbel gar nicht einmal ein Thermometer hat konſtruiren wollen, als er den Hals einer mit Luft gefüllten Retorte unter Waſſer tauchte, die Luft durch Erwärmen in Blaſen zum Theil daraus entweichen ließ und nun beobachtete, daß nach dem Erkalten das Waſſer in die Retorte ſtieg. Dieſer Verſuch ſollte nur zeigen, daß die Luft durch die Wärme ausgedehnt wird, der Gedanken aber, dieſe Ausdehnung, wie es Porta bereits 1603 verſucht hatte, zu meſſen oder gar zur Beurtheilung von Temperaturen zu benutzen, wird nicht ausgeſprochen. Eher iſt es möglich, daß Drebbel in ſeinem Apparate, der das Waſſer fortwährend bald einſchlürfte, bald wieder herausgab, ein Perpetuum mobile geſehen hat.

Um volle Aufklärung zu geben, hat Wohlwill[11]) zum Ueberfluß in ſeiner bereits erwähnten Arbeit gezeigt, wie die Sage, daß Drebbel das Thermometer erfunden habe, in die Literatur gekommen iſt. Im Jahre 1624 hatte ein franzöſiſcher Phyſiker, der Pater Leurechon, unter dem Titel Recréations mathématiques ein Buch herausgegeben, welches dem Wiſſensbedürfniß ſeiner Zeit entgegenkam, indem es die Errungenſchaften der Phyſik und Mathematik in Form von Aufgaben und deren Auflöſung brachte. Das Buch fand denn auch ſolchen Anklang, daß es ſehr bald in das Holländiſche, Deutſche, Engliſche und Lateiniſche überſetzt wurde. Die deutſche Ueberſetzung, welche 1636 Schwenter unter dem Titel: Mathematiſche Erquickſtunden herausgab, ebenſo wohl wie die engliſche und holländiſche ſchließen ſich dem Original auch in den das Thermometer behandelnden Abſchnitten eng an, die lateiniſche dagegen thut dies nicht. Nicht etwa, daß ihr Urheber der „lutheriſche Theologus und Ertz-Prieſter zu Lorich" Kaſpar Ens, ein Mann, der ſich vielfach compilatoriſch mit Bücherſchreiben beſchäftigte, dem

französischen Original, zu dessen Benutzung er sich freilich nirgends bekennt, neue Gedanken oder Versuche zugefügt hätte, er übersetzt aber die Ueberschrift eines Abschnittes in Leurechons Buch: „Du thermomètre ou instrument pour mesurer les degrez de chaleur ou de froidure qui sont en l'air“ so, daß sie in deutscher Uebersetzung lauten: „Von dem Thermometer oder dem Drebbel'schen Instrumente, mit dessen Hülfe die Grade der Wärme und der Kälte, welche in der Luft sind, erforscht werden.“ So tritt in diesem Buche zum ersten Male Drebbel als Erfinder des Thermometers auf und es läßt sich nachweisen, daß aus ihm die irrthümliche Behauptung zunächst in Dalencé's erwähnte Schrift überging, von da aber immer weiter verbreitet worden ist.

Leider ist es, wie wir bereits sahen, noch nicht gelungen, richtige Anschauungen über die Erfindung des Thermometers zur allgemeinen Anerkennung zu bringen und namentlich scheint es noch lange dauern zu sollen, bis Drebbel's Ansprüche endgültig beseitigt sind. Völlig zurückgewiesen wurden dagegen die Ansprüche zweier anderen Physiker, die freilich auf ganz unsicherer Basis ruhten, die Ansprüche des Engländers Robert Fludd und des Deutschen Otto von Guericke. Da wohl jetzt niemand mehr sie für Erfinder des Thermometers hält, so ist es nicht nöthig auf ihre Ansprüche näher einzugehen und wir dürfen Wohlwill's und Burckhardt's Resultat zu dem unsrigen machen, daß Galilei und nur Galilei das Thermometer erfunden hat.

Hiermit stimmt denn auch überein, daß alle Thermometer der späteren Zeit auf das Galilei'sche zurückgeführt werden müssen, sogar dasjenige, welches jetzt noch unter dem Namen des belgischen oder Drebbel'schen Thermometers bekannt ist. Dasjenige was Schwenter[12]) nach Leurechon mittheilt, zeigte allerdings insofern eine Abweichung von Galilei's Apparat, als das strohhalmdicke unter der Kugel befindliche Rohr herum-

gebogen und zu einer kleineren Kugel aufgeblasen war, welche zur Aufnahme der Sperrflüssigkeit diente. Diese Anordnung gewährte den Vortheil, daß das Instrumentchen vor einem mit einer Skala versehenen Brett befestigt und auf diesen der Stand der Flüssigkeit abgelesen werden konnte. „Schon vor 1636 verstand man," wie uns Schwenter[13]) mittheilt, „die Kugel und Röhre dergestalt zusammen zu passen, daß die flüssige Materie vom Sommer zum Winter die ganze Röhre durchlief." Daß man es hier trotz dieser Abänderung und der Zufügung der Skala mit dem Galilei'schen Thermometer zu thun hat, beweisen aber die Aufgaben, die Schwenter nach Leurechon dem Thermometer zuweist. „So man nun," sagt er,[14]) „diese verenderung durch zahl vnd grad abtheilet, zum Exempel in 8 theil mit den Philosophis, oder in 4 mit den Medicis, solcher theil jeden wider in 8 theil, bekommet man 64 grad, vnd durch diß Mittel können sie nit allein vnterscheiden, in welchen grad das Wasser Morgens, Abends vnd zu Mittag, ja zu jeder stund, auff oder absteigt, sondern auch vmb wieviel grad ein Tag kälter oder wärmer als der ander: Man kan vergleichen die gröste Hitz vnd Kälte eines Jahrs mit dem andern. Man kan wissen vmb wieviel Grad eine Kammer oder ander Gemach wärmer als das ander. Dadurch kan man ein Gemach, in einerley Kälte oder Wärme erhalten und geschiehet, wann das Wasser alleweil in einem grad bleibet. Man kan letzlich vrtheilen von vnterschiedlicher Hitz der Fieber vnd andern Kranckheiten." Wenn wir hieraus zunächst zu entnehmen haben, daß man wegen der anzubringenden Skala schon damals in Meinungsverschiedenheiten gerathen war, so erinnern diese Vorschriften so sehr an Sanctorius Bestrebungen, daß man beide wohl in Verbindung bringen und so das Instrument der Erquickstunden auf Galilei zurückführen darf. Uebrigens hörte dies belgische Thermometer auch sehr bald auf, als Wärmemesser verwendet zu werden. Vielmehr benutzte man es später — und benutzt es auch wohl noch

— als Barometer, was ganz gut geht, wenn man es in einem Raume, dessen Temperatur immer gleichmäßig bleibt aufhängt.

Diese doppelte Verwendbarkeit des Apparates that aber seiner Brauchbarkeit als Thermometer nur zu sehr Abbruch. Hing doch die Ausdehnung der abgesperrten Luft keineswegs allein von der Temperatur, sondern ebenso von der Abnahme des Barometerstandes ab und umgekehrt. Ein Steigen der Flüssigkeit in dem engen Rohre konnte demnach ebenso Abkühlung, wie steigendes Barometer bedeuten. Diesem Uebelstande mußte also vor allen Dingen abgeholfen werden, wenn der Apparat wirklich den Zweck erfüllen sollte, den man von ihm verlangte. Das gelang dem französischen Arzte Jean Rey[15]) einfach dadurch, daß er den Galilei'schen Apparat umkehrte und anstatt durch die Ausdehnung der Luft die Aenderungen der Temperaturen angeben zu lassen, er hierzu nunmehr die Ausdehnung des Wassers benutzte, welches die Kugel füllend noch in die Röhre reichte. Er machte also das Wasser zur thermometrischen Substanz. Am 1. Januar 1632 theilte er seinen Vorschlag an den eifrigen Vermittler der wissenschaftlichen Correspondenz, welche damals die Zeitschriften ersetzte, an den Pater Mersenne mit und Rey verdankt man demnach die Form des Thermometers, welches später den Namen des Florentiner Thermometers erhielt.

Einstweilen freilich fehlte demselben noch die für die Beobachtungen nothwendige Zuverlässigkeit. Da Rey das Rohr oben nicht schließen wollte, so mußte mit der Zeit die Flüssigkeit verdampfen und ihr Stand dadurch immer niedriger werden. Hereinfallender Staub aber mußte die Oberfläche beschmutzen und die Ablesung unsicher machen. Die Idee, beiden Unzuträglichkeiten dadurch abzuhelfen, daß man das Rohr oben unter Ausschluß der Luft schloß, wurde erst viel später im Schooße der berühmten Accademia del Cimento gefaßt, zu welchen für das Jahrzehnt 1657—1667[16]) unter dem Schutze des Prinzen

Leopold von Medici die Schüler Galilei's behufs Ausführung experimenteller Arbeiten zusammengetreten waren, und zwar gehörte jene Idee, wie die Akademiker nicht anders wußten, dem Bruder Leopolds, dem regierenden Großherzog Ferdinand II. von Toskana, welchem die Wissenschaft noch manche andere schöne Erfindung verdankt. Ferdinand erreichte den luftleeren Verschluß des Apparates einfach dadurch, daß er die in ihm befindliche Flüssigkeit so lange sieden ließ, bis ihr Dampf alle über ihr vorhanden gewesene Luft mitgerissen hatte und dann das Rohr mit der Löthrohrflamme zuschmolz. Eine zugefügte Skala aber machte das Instrument für die Beobachtungen brauchbar.

Die Aufgabe, eine solche Skala zu erhalten, beschäftigte in nächster Zeit alle, welche sich mit der Vervollkommnung des Thermometers abgaben. Obwohl man sie in ähnlicher Weise, wie bei Maaß und Gewicht, durch Anfertigung eines Urthermometers, eines mit zweckmäßiger Theilung selbständig versehenen Instrumentes, mit dem man alle andern verglich, hätte erhalten können, so schlug man doch, wie wir aus Leurechon gesehen haben, von vornherein den rationelleren Weg ein, zwei unter allen Umständen unveränderliche Temperaturen aufzusuchen, beide auf dem Thermometerrohre zu verzeichnen und den Raum zwischen beiden in eine bestimmte Anzahl gleicher Theile zu theilen. Die Mitglieder der Accademia del Cimento folgten zunächst dem Beispiel der Philosophen und der Mediciner, indem sie ebenfalls die Winterkälte und Sommerwärme als feste Punkte annahmen und den Raum zwischen beiden in $8 \times 10 = 80$ oder $4 \times 10 = 40$ Theile theilten, im ersten Falle aber noch etwa 20, im zweiten etwa 10 dieser Theile unter den als Winterkälte bezeichneten Punkt trugen. Dabei entging es ihnen nicht, wie sehr der Werth dieser Eintheilung von der präcisen Bestimmung der Temperatur, welche als Winterkälte oder Sommerwärme gelten sollte, abhing. Sie suchten die frühere Definition

verbessern, indem sie jene als Temperatur des Schnees oder Eises bei stärkstem Froste, diese als diejenige festsetzten, welche man im Körper von Kühen und Hirschen beobachtet. Daß der Schmelzpunkt des Eises stets dieselbe Temperatur hatte, fanden sie ebenfalls und bestimmten ihn auf 13½ Grad[17]) der von den Medicinern übernommenen Skala. Endlich benutzten sie eine dritte Skala, welche bei der Sommerwärme die Zahl 400, im frierenden Wasser 140 zeigte. Bedenken wir nun aber, wie wenig constant die zu Grunde liegenden Temperaturen waren, so wird man sich der Ansicht kaum erwehren können, daß die Thermometer der Florentiner Akademie einen Vergleich mit den unsrigen nicht aushalten dürften und dafür sprechen auch die bitteren Klagen, welche der Haller Professor Christian Wolff über einige Thermometer führte, die er aus Florenz erhalten hatte.

Ein glücklicher Zufall hat uns indessen in den Stand gesetzt, die Wärmemesser der Accademia del Cimento auf ihre Güte zu prüfen. 1829 fand Antinori unter alten Glassachen in einem Magazine in Florenz eine Anzahl derselben wieder auf und übergab sie Libri zur Prüfung. Das Resultat war ein für die Akademiker überraschend günstiges. Der Schmelzpunkt des Eises lag in der That auf 13½ und als die von ihnen aus sechszehnjährigen Beobachtungen ermittelte mittlere Jahrestemperatur von Florenz durch Vergleichung der alten und neuen Thermometer nach Graden der letzteren ausgedrückt wurden, ergab sich der nämliche Werth, wie der aus den Beobachtungen im Observatorium der frommen Schule in Florenz während der Jahre 1820—30 abgeleitete. Die Uebereinstimmung war so groß, daß Libri daraus schließen zu dürfen glaubte, daß in den letzten zweihundert Jahren das Klima von Florenz sich nicht geändert habe[18]). Da es unmöglich ist, so gut stimmende Thermometer mittelst der oben angegebenen viel zu wenig constanten Temperaturen zu erhalten, so müssen die Akademiker beim Auftragen

ihrer Skalen sich nothwendig noch eines anderen Hülfsmittels bedient haben und dies kann kein anderes gewesen sein, als die Vergleichung ihrer Thermometer mit einem einzigen Originalapparat. Wolff's Klagen aber meint Lambert[19]) so erklären zu müssen, daß damals, wie auch noch lange nachher, es hauptsächlich Italiener waren, welche sich mit der Verfertigung von Thermometern und Barometern abgaben und diese von Stadt zu Stadt zum Verkauf ausboten. Solche und nicht von der Akademie verfertigte werde Wolff erhalten haben; diese seien natürlich entfernt nicht mit der Sorgfalt und dem Zeitaufwand, welche eine genaue Vergleichung erfordert, hergestellt gewesen, wie es die Thermometer der Akademie ohne Zweifel waren.

Wenn nun auch die Mitglieder der Accademia del Cimento die Temperatur des Schmelzpunktes des Eises bestimmt haben, so haben sie doch noch keinen Unterschied zwischen der Unveränderlichkeit seiner Temperatur und ihrer Sonnenwärme und Winterkälte gemacht, an eine constante Temperatur stellten sie also noch keine hohen Forderungen und doch machte erst die Benutzung solcher die Herstellung übereinstimmender Thermometer an verschiedenen Orten möglich.

Daß man dies bald genug richtig erkannte, beweist das Suchen nach einer solchen, wovon wir die Folgezeit erfüllt sehen. 1688 glaubte sie Dalencé gefunden zu haben[20]) in der Kälte der Luft, wenn es anfängt zu frieren und in der Wärme der Butter beim Beginne des Schmelzens. Den Raum zwischen beiden wollte er in 20 Theile theilen und von dem mittleren Punkte der gemäßigten Wärme 10 Grad nach oben und ebenso viele nach unten zählen. Aber auch Dalencé war mit seinen Anforderungen an eine constante Temperatur leicht zufriedengestellt, denn sonst hätte er nicht anheim geben können, an Stelle der oberen Temperatur auch die tiefer, verschlossener Keller, an Stelle der untern die einer Mischung von Kochsalz und gestoßenem Eise zu nehmen.

Um dieselbe Zeit begann man die constante Temperatur

des ſiedenden Waſſers zu vermuthen. Es iſt Newton immer hoch angerechnet worden, daß er dieſelbe bereits 1686 ausgeſprochen, während Halley erſt 1692, Renaldini 1694 und Amontons gar erſt 1702 zu derſelben Anſicht gekommen ſeien. Es will mir ſcheinen, als gebühre der Ruhm, den Siedepunkt als feſten Punkt der Thermometerſkala erkannt zu haben, keinem der genannten Forſcher; da es ja keinem derſelben auffiel, daß die Temperatur des Siedepunkts mit dem Barometerſtand ſich nicht unbeträchtlich ändert, ſo konnten ſie auch den wahren Werth ihres Ausſpruches nicht beurtheilen. Nicht ſie, ſondern der Forſcher, welcher zuerſt die Abhängigkeit des Siedepunktes vom Barometerſtand gezeigt hat, hat demnach als der erſte die Conſtanz des Siedepunktes gefunden und es hat ſich gefügt, daß dies auch zugleich der Künſtler war, welcher zuerſt gut übereinſtimmende Thermometer unter Zugrundelegung zweier feſter Punkte lieferte. Es war der Amſterdamer Thermometerverfertiger Fahrenheit, welcher im Jahre 1686 in Danzig das Licht der Welt erblickt hatte.

Hauptſächlich durch jene Entdeckung iſt Fahrenheit[21]) der große Reformator in der Kunſt, Thermometer zu verfertigen, geworden. Seit dem Jahre 1714 hat er über zwei wirklich unveränderliche Temperaturen als Stützpunkte ſeiner Skala zu verfügen gehabt. Er hatte ſeine Kunſt bis zum Jahre 1724 geheim gehalten, da aber ſchien ihm der Zeitpunkt gekommen, ſein Verfahren in den Schriften der Königlichen Geſellſchaft in London auseinander zu ſetzen. Er durfte es ruhig wagen, denn Inſtrumente von ſo vortrefflicher Arbeit, wie die beiden noch im phyſikaliſchen Kabinet der Univerſität Leiden vorhandenen, urſprünglich für 'sGraveſande verfertigten, welche ſeinen Namen tragen, machte ihm in damaliger Zeit ſicher Niemand nach. Von ihm gelieferte Thermometer befriedigten denn auch den oben erwähnten Wolff in hohem Grade und wenn auch Fahrenheit ſelbſt bekennt, daß er durch Amontons' Arbeit auf die Con-

ſtanz des Siedepunktes aufmerkſam gemacht worden ſei, ſo gebührt ihm deshalb nicht minder das große Verdienſt, zuerſt eine zufriedenſtellende Definition eines feſten Punktes gegeben zu haben.

Daß er nach und nach durch das praktiſche Bedürfniß darauf geführt ward, beweiſen ſeine Arbeiten ganz klar. Bei ſeinen erſten Thermometern ging er von zwei feſten Punkten aus, der Temperatur einer Miſchung von geſtoßenem Eis, Waſſer und Salmiak und derjenigen des geſunden menſchlichen Körpers, welche letztere er dadurch erhielt, daß er das Thermometer einem ſolchen lange genug in den Mund oder die Achſelhöhle ſteckte. Den Zwiſchenraum zwiſchen beiden Punkten theilte er in 180 gleiche Theile, ſetzte aber in die Mitte 0, ſo daß er 90 Grade bis zum oberen und ebenſoviele bis zum unteren feſten Punkt erhielt. Später, wohl ſeit 1714 theilte er dieſen Zwiſchenraum in 24 gleiche Theile, zählte dieſe aber nun von der Temperatur der Kältemiſchung aus, die demnach die Bezeichnung 0 erhielt. Weil jedoch dieſe Grade etwas groß ausfielen, ſo theilte er einen jeden nochmals in vier Theile, welche Unterabtheilungen er nun mit ganzen Zahlen bezeichnete und ſo eine Skala zwiſchen den feſten Punkten von 0 bis 96 reichend erhielt. Lambert ſpricht die Anſicht aus, dieſe Bezeichnung habe Fahrenheit auf Boerhave's Anrathen angenommen, während Boerhave den Aſtronomen Römer als Erfinder der von 0 bis 24 gehenden Skala bezeichnet. Des letzteren Mittheilung wird die glaubwürdigere ſein, da Fahrenheit in der That Römer in Kopenhagen beſucht hat. Wir aber können uns nur wundern, wie man in damaliger Zeit derartige untergeordnete Einrichtungen zu großen Erfindungen aufbauſchen mochte, und erſehen daraus, wie wenig die damalige Zeit noch wußte, worauf es eigentlich bei der Verfertigung der Thermometer ankommt. Der gleichmäßige Gang, welchen Fahrenheit's Thermometer zeigten, bewies vor Allem ſeine tiefere Einſicht. Er hat wahrſcheinlich ſchon früh denſelben

1710 bis 1714 auf Reisen war und damals noch Alkoholthermometer verfertigte, dann durch andere Geschäfte sehr in Anspruch genommen, erst nach geraumer Zeit dazu kam, diese Entdeckung zu verfolgen, indem er die Idee faßte, den Alkohol durch Queckſilber zu ersetzen, so kann das Queckſilberthermometer wohl kaum lange vor 1720 construirt worden sein.

Eine beträchtliche Schwierigkeit stand der Einführung des Queckſilbers in dem Mangel bequemer Reinigungsmethoden entgegen. Man war fast allein auf die mühsame Destillation angewiesen und wenn auch schon Raymund Lull ein bequemeres Verfahren angegeben hatte, nämlich das Queckſilber mit Essig und Salz zu waschen und durch Leder zu drücken, so muß dies doch nur wenig bekannt und angewendet worden sein.[27]) Wenigstens scheiterten Versuche zur Herstellung luftfreier Barometer, welche Papin 1684 in London ausführen wollte, an der zu geringen Reinheit des von der Royal Society dazu gelieferten Queckſilbers, ohne daß der große Experimentator, der sich doch sonst so leicht nicht abschrecken ließ, sich dazu angeschickt hätte, es zu reinigen.[28])

Diese Schwierigkeiten hatte Fahrenheit überwunden, das Queckſilber der beiden von ihm herrührenden Thermometer ist auch jetzt noch völlig rein. Man wird annehmen müssen, daß er es destillirt hat. Ebensowenig war für ihn die geringere Ausdehnung des Queckſilbers im Vergleich zu der des Alkohols ein Hinderniß. Er gab dem Thermometer ein verhältnißmäßig großes Gefäß, welches das Queckſilber enthielt, so daß auch bei geringer Ausdehnung recht viel Queckſilber in das ziemlich enge Rohr getrieben wurde und erreichte durch Anbringen einer wunderschön getheilten Skala, daß die Ablesung an seinen Thermometern nichts zu wünschen übrig ließ.

Den Vortheil der größeren Ausdehnung des Alkohols glaubte nun der berühmte Zoologe Alphonse de Réaumur und nach ihm der durch seine für größeres Publikum bestimmten Schriften be-

kannte Abt Nollet zu hoch achten zu müſſen, als daß ſie den höheren Siedepunkt des Queckſilbers dafür hätten eintauſchen mögen. Réaumur unternahm deshalb eine eingehende Unterſuchung, deren Reſultate er 1730 in den Memoiren der Akademie der Wiſſenſchaften in Paris veröffentlichte. Zunächſt ſuchte er die Ausdehnung des Alkohols zu beſtimmen und da er fand, daß ein Volumen von 1000 Einheiten bei der Temperatur des Schmelzpunktes des Eiſes ſich durch Erwärmen bis zum Siedepunkt des Waſſers auf 1080 ausdehnte, ſo glaubte er den Abſtand zwiſchen beiden Temperaturen auf dem Thermometerrohr in 80 gleiche Theile theilen zu müſſen. Die Schwierigkeit, daß der Siedepunkt des Weingeiſtes ſo viel niedriger liegt, wie der des Waſſers, hatte er dadurch umgangen, daß er nicht reinen Weingeiſt, ſondern mit $\frac{1}{5}$ Waſſer verdünnten verwendet hatte. Den Eispunkt beſtimmte er alsdann, indem er das Thermometer in ein Gefäß mit Waſſer tauchte, welches mit einer Kältemiſchung umgeben war und den Stand des Apparates im Momente des Frierens bezeichnete, den Siedepunkt aber durch Eintauchen in ein Gefäß mit ſiedendem Waſſer und Bezeichnung des Punktes, bis zu welchem der Alkohol geſtiegen war.[29]) Réaumur's auf anderem Gebiete mit Recht hochgefeierter Namen iſt gewiß zum großen Theil daran Schuld geweſen, daß dieſe völlig unzureichenden Beſtimmungen viel mehr Eingang fanden, wie die Reſultate der ſorgfältig durchdachten Arbeiten Fahrenheit's. Vielleicht trug dazu auch eine gewiſſe Ermüdung bei, welche ſich nach dem gewaltigen Fortſchreiten der Naturwiſſenſchaften im 17. Jahrhundert nun der Gemüther bemächtigt hatte. Die Temperatur des von Réaumur angenommenen Eispunktes kann unter Umſtänden bis auf $-10°$ heruntergehen und als man ſpäter nach Réaumur's Angabe den Siedepunkt beſtimmte, fand man ihn auf dem 64,3. Grade einer Skala, auf welcher der wirkliche Siedepunkt mit 80 bezeichnet war. Es half nicht viel, daß Du Creſt 1757 den Siedepunkt zu beſtimmen ſuchte, indem

er vorher das Thermometer mit erweitertem Ende des Rohres luftdicht abſchloß, aber Luft darin ließ. Der Druck der Luft erhöhte dann freilich den Siedepunkt des Alkohols und ließ den des Waſſers genauer finden.[30]). Aber befriedigen konnten auch dieſe Reſultate nicht, ſolche verdankte man erſt der Wiedereinführung des Queckſilbers.

Dieſelbe auf's Neue durchgeſetzt zu haben, wird ſtets das große Verdienſt Deluc's bleiben. Seine Gründe wirkten ſo überzeugend, daß ein Liebhaber der Phyſik, dem er ſie auseinandergeſetzt hatte, begeiſtert ausrief[31]): „Es iſt gewiß, dieſes Mineral hat uns die Natur zur Verfertigung der Thermometer gegeben!" Die Ueberlegungen Deluc's aber ſind die folgenden: Soll mit einem Thermometer die Temperatur eines Körpers beſtimmt werden, ſo muß daſſelbe auf dieſe Temperatur gebracht werden, wozu der Körper Wärme hergeben muß. Es muß alſo abkühlend auf ihn wirken und in um ſo höheren Grade, je mehr Wärme die thermometriſche Subſtanz zu einer beſtimmten Temperaturerhöhung braucht. Würde man zwei Thermometer anwenden, welche gleiche Raummengen Alkohol und Queckſilber enthielten, ſo würde hierzu der Alkohol anderthalb mal ſo viel Wärme nöthig haben, wie das Queckſilber.[32]) Dieſes würde alſo unter ſonſt gleichen Umſtänden genauere Reſultate geben können, wie jenes. Bleibt die Temperatur, welche beobachtet werden ſoll, nicht lange conſtant, ſo wird die Subſtanz vorzuziehen ſein, welche der Wärme erlaubt, ſich möglichſt raſch in ihr auszubreiten, ſie am beſten leitet. Dieſes iſt wieder das Queckſilber. Solchen wichtigen Vortheilen gegenüber ſind die Nachtheile, um derentwillen Réaumur es nicht wählte, entweder völlig gehoben oder nicht mehr in's Gewicht fallend. Es iſt jetzt viel leichter, gleichmäßig reines Queckſilber, wie luft- und waſſerfreien Alkohol herzuſtellen. Die Vervollkommnung des Milchglaſes, auf welche man heut zu Tage meiſt die Skala aufträgt, erlaubt den Stand des undurchſichtigen Queckſilbers im

durchfallenden wie im auffallenden Licht viel ſchärfer zu beobachten wie den des Alkohols, auch wenn man ihn, wie es gewöhnlich geſchah, mit Grünſpahn färbte. Die geringere Ausdehnung aber hat ſowohl dadurch, als durch Anwendung von Röhren, welche im Verhältniß zu der Größe des Gefäßes ſehr eng wird, aufgehört ein Nachtheil zu ſein.

Eine weitere große Bequemlichkeit, die das Queckſilberthermometer im Gegenſatz zum Alkoholthermometer hat, lernte man erſt ſpäter kennen, als man es unternahm, auf das letztere die Vortheile des erſteren zu übertragen. Um dies zu erreichen, müſſe man verſuchen, meint der Oberkaplan Johann Friedrich Lutz[33]) in Gunzenhauſen, der ſich vielfach mit der Verfertigung von Thermometern abgab, die Angaben des Alkoholthermometers durch möglichſt genaues Vergleichen mit dem Queckſilberthermometer auf die an dieſem gemachten Ableſungen zurückzuführen und giebt genau an, wie dies zu bewerkſtelligen ſei. Es iſt nun richtig, daß man auf dieſe Weiſe auch die Alkoholthermometer vollkommen brauchbar machen kann. Wäre dies nicht der Fall, ſo hätte Libri nicht die Uebereinſtimmung der Apparate der Accademia del Cimento mit modernen nachweiſen können, ſo hätte nicht Muncke[34]) 1783 ein von Brander verfertigtes Thermometer noch im Jahre 1839 brauchbar finden können und wenn ſich derſelbe Forſcher ein 1766 von dem nämlichen Künſtler verfertigtes Alkoholthermometer als zu träge zeigte, ſo dürfte der Grund dafür nicht in der Unbrauchbarkeit des Alkohols zu ſuchen ſein, wie man ſich, da beide Apparate im phyſikaliſchen Kabinet der Univerſität Heidelberg noch vorhanden ſind, leicht überzeugen kann.[35]) Die Vergleichung beider Thermometer ergab nun aber, daß auf das Alkoholthermometer, um mit einem in gleich große Grade getheilten Queckſilberthermometer gleichen Schritt halten zu ſollen, ungleiche Grade aufgetragen werden müſſen und dieſe Unbequemlichkeit mußte

über kurz oder lang zur Folge haben, daß man eine Anwendung, wo dieselbe nicht durch bestimmte Zwecke gefordert wurde, aufgab.

Wenn man aber die Skala des Alkoholthermometers nicht in gleiche Theile theilen darf, dann drängt sich sofort die Frage auf, ob denn dies hinsichtlich des Queckfilberthermometers erlaubt sei. Deluc bejahte dieselbe, indem er behauptete, daß die Aenderungen des Volumens des Queckfilbers die richtigsten Ideen von den Aenderungen der Wärme geben. Ehe wir die Gründe für seine Ansicht auseinandersetzen können, müssen wir uns zunächst mit den Mitteln bekannt machen, von welchen man glaubte, daß sie die Wärme selbst und nicht nur die Ausdehnung der thermometrischen Substanz messen ließen.

Soll Etwas meßbar sein, so muß es sich in gleiche Theile zerlegen und aus solchen zusammensetzen lassen und das scheint mit der Wärme möglich. Wenn sie auch für unsere Sinne und Instrumente nur durch Vermittlung von Körpern wahrnehmbar wird, so kann man Wärme offenbar dadurch halbiren, daß man den Körper, welcher davon eine gewisse Menge enthält, mit einem ihm gleichen zusammenbringt, welcher weniger besitzt. Alsdann wird von dem wärmeren auf den kälteren soviel Wärme übergehen, bis beide gleich viel enthalten, was man daran erkennt, daß ihre Temperaturen gleich geworden sind. Erwärmt man z. B. 1 kg Wasser von 10° auf 40° und mischt es dann mit 1 kg Wasser von 10°, so wird die Hälfte der Wärme, welche nöthig war, um die Temperatur des ersten Kilogramm um 30° zu erhöhen, dazu verwendet werden, die Temperatur des zweiten auf 25° zu bringen, wobei die des ersten um 15 sinkt. Anstatt des Wassers könnte man zu derartigen Versuch einen beliebigen anderen, der nothwendigen Mischung weg freilich zunächst nur flüssigen Körper nehmen und wenn m weiter anstatt gleicher, verschiedene Gewichtsmengen mischte, könnte man eine Theilung einer beliebigen Wärmemenge na dem Verhältniß erhalten, umgekehrt aber durch Zufügung v

Flüſſigkeit von höherer Temperatur einer gegebenen Flüſſigkeitsmenge eine beſtimmte Menge Wärme zuführen. Dazu bedarf es nur der Feſtſetzung der Wärmeeinheit oder Calorie. Man hat zur Herſtellung derſelben, weil immer rein und im flüſſigen Zuſtand zu haben, Waſſer benutzt und diejenige Wärmemenge als Einheit feſtgeſetzt, welche nöthig iſt, um 1 kg reinen Waſſers von der Temperatur von 0° auf die von 1° der hunderttheiligen Skala zu bringen. Behalten wir die obige Weiſe zu ſchließen bei, ſo würde z. B. dieſelbe Anzahl Calorien nöthig ſein, um 1 kg Waſſer von 0° auf 2° zu erwärmen, als man bedarf, um die Temperatur von 2 kg Waſſer um 1° zu erhöhen.

Sind dieſe Schlüſſe richtig, dann ſind wir ja leicht im Stande, uns zu überzeugen, ob die Ausdehnung unſerer Thermometerflüſſigkeiten ſo erfolgt, daß ſie ein Maß der zugeführten Wärmemenge iſt und demnach zu prüfen, ob wir berechtigt ſind, den Raum zwiſchen dem Eispunkt und dem Siedepunkt, wie es beim Queckſilberthermometer geſchieht, in gleiche Theile zu theilen. Man hat eben nur nöthig, zwei bekannte Gewichtsmengen Waſſer von gemeſſenen Temperaturen zu vermiſchen und aus der Temperatur der Miſchung die bei der Eintheilung in gleiche Theile nöthige Correktion zu beſtimmen.

Den erſten derartigen Vorſchlag machte der bereits erwähnte Renaldini im Jahre 1694.[36]) Er wollte auf einem Weingeiſtthermometer in der Weiſe die Eintheilung anbringen, daß er daſſelbe der Reihe nach in 12 Gefäße tauchte, von denen das erſte 11 Theile kalten auf 1 Theil kochenden Waſſers enthielt, das zweite 10 Theile kalten auf 2 Theile kochenden Waſſers ꝛc. Freilich beabſichtigte der italieniſche Phyſiker weniger die Fehler wegzuſchaffen, die von der ungleichmäßigen Ausdehnung des Weingeiſtes herrühren, als vielmehr den Einfluß der Luft ſchadlos zu machen, welche er beim Schließen ſeines Thermometerrohres immer noch in ſeinem Apparate behielt. Dieſe übe, wie er meinte, einen Widerſtand gegen die ſich ausdehnende Flüſſig-

keit aus und hindere ſie, ſich richtig zu ſtellen. Seinen Versuch nahmen ſpäter Le Sage, Boerhave, Krafft und Richmann auf und namentlich des letzteren Arbeiten galten lange als maßgebend, um ſo mehr, als ſie durch Verſuche von Nollet bestätigt wurden. Wenn nun der Umſtand, daß Richmann mit dem Queckſilber-, Nollet mit dem Weingeiſtthermometer gearbeitet hatte, für das erhaltene Reſultat zu ſprechen ſchien, ſo war es gerade der nämliche Umſtand, welcher Deluc gegen dieſe Reſultate mißtrauiſch machte. War ihm doch aus vielfachen eigenen Experimenten bekannt, daß der Gang eines Weingeiſtthermometers mit dem des Queckſilberthermometers nicht übereinſtimmt, wie hätte nun der Gang beider mit dem der Wärme übereinſtimmen können!

In der That war auch die Uebereinſtimmung nicht ſo groß, als behauptet worden war, denn Richmann's Thermometer hatte immer tiefer geſtanden, als es die aus ſeinen Beobachtungen abgeleitete Regel [37]) erforderte, was er freilich durch die Wärmeverluſte, welche durch die Wärmeabgabe an die Luft und an das Gefäß während des Verſuches hervorgerufen wurden, erklären zu können glaubte. Bei Nollet's Experimenten aber waren die Temperaturunterſchiede nicht groß genug, als daß eine merkliche Abweichung der Angabe des Thermometers von der wirklichen Wärme hätte ſtatt finden können. Angeregt durch Le Sage's Ueberlegungen ſtellte nun Deluc ebenfalls Verſuche an mit Thermometern, in welchen ſich verſchiedene Flüſſigkeiten befanden. Er brachte in ein mit warmem Waſſer gefülltes kupfernes Gefäß kaltes Waſſer, berechnete die Temperatur der Miſchung nach Richmanns Vorgang und verglich damit die Angaben ſeiner Thermometer. Dieſelben ſtimmten nicht überein, ſondern das Queckſilber ſtand ſtets ein klein wenig zu niedrig. Dies ſchrieb Deluc der Abkühlung in Folge des Verluſtes der an das Gefäß abgegebenen Wärme zu. Als er nun den Einfluß derſelben ſo genau wie möglich durch einen anderen Verſuch beſtimmte und die Angaben des Queckſilberthermometers danach corrigirte.

immten ſie mit den von ihm berechneten Temperaturen überein. Die oben erwähnte, aus dieſen Verſuchen gezogene Folgerung Deluc's, daß das Queckſilberthermometer den Gang der Wärme angebe, ſetzen nun wie alle die Arbeiten, auf welche ſie ſich gründet, voraus, daß immer die nämliche Wärmemenge nöthig iſt, um eine beſtimmte Menge Waſſer um ein und dieſelbe Anzahl Grade zu erhitzen, wie hoch die Anfangstemperatur des Waſſers auch geweſen ſein mag, ſo daß alſo beiſpielsweiſe, wenn man als Calorie diejenige Wärmemenge nimmt, welche die Temperatur eines Kilogrammes Waſſer von 0° auf 1° der hunderttheiligen Skala erhöht, dieſelbe Wärmemenge die Temperatur eines Kilogrammes Waſſer von 20° auf 21° oder von 70° auf 71° oder von 99° auf 100° bringen würde. Als aber Regnault die Prüfung der Richtigkeit dieſer Annahme zum Gegenſtand einer experimentellen Unterſuchung machte, fand er ſie keineswegs beſtätigt. Er fand vielmehr, daß die Wärmemenge, welche die Temperatur von 1 kg Waſſer um 1° erhöht, bei verſchiedenen Temperaturen eine verſchiedene iſt. Betrug ſie bei 0° 1 Calorie, ſo ergab ſie ſich bei 99° zu 1,013 Calorien. Um alſo 1 kg Waſſer von 0° auf eine Temperatur von 50° zu bringen, iſt eine geringere Wärmemenge nöthig, als es von da auf 100° zu erhitzen und es iſt ſomit die Miſchungstemperatur von 1 kg Waſſer von 0° und von einem anderen von 100° nicht 50°, ſondern etwas weniger. Die Arbeiten Deluc's hatten alſo nur ein ſcheinbar richtiges Maß der Wärme geſchaffen, welches deshalb gute Reſultate gab, weil der Unterſchied der Wärmemengen, welche die Temperatur des Waſſers um 1° erhöhen, in dem Intervall von 0—100° doch nur gering und weil die Ausdehnung des Queckſilbers der zugeführten Wärmemenge nahezu proportional iſt. Aber genau iſt dies nicht der Fall und wollte man mit aller wiſſenſchaftlichen Schärfe vorgehen, ſo mußte man nach anderen Mitteln, die die Wärmemengen genau zu meſſen geſtatteten, ſuchen.

Ein ſolches war zu Deluc's Zeiten längſt gefunden. Am 28. Juni 1702 hatte Amontons der Akademie der Wiſſenſchaften in Paris den Vorſchlag zu einem neuen Thermometer gemacht, welches beſtimmt war, die Unvollkommenheiten des Weingeiſtthermometers corrigiren zu laſſen.[38]) Obgleich ſein Vorſchlag an das Galilei'ſche Inſtrument anknüpfte, ſo hatte er doch einen Apparat zum Gegenſtande, welcher weitaus zweckentſprechender war, wie der von Sagredo und Sanctorius benutzte. Die Luft befand ſich in einer etwa 3½ Zoll weiten Kugel, aus welcher unten eine ſich bald in ſenkrechter Richtung nach oben krümmende Röhre von ½ Linie im Durchmeſſer trat. Von dem unteren Ende der Kugel bis zum oberen Ende der Röhre hatte dieſelbe eine Länge von 46, bis zur unteren Krümmung von 48 Zoll. Die Kugel war mit Luft, die Röhre mit Queckſilber gefüllt und die verſchiedenen Höhenunterſchiede des Queckſilberniveaus, vermehrt um den jedesmaligen Barometerſtand, gaben den Druck und das Volumen der Luft und da der Verſuch damit begann, dies Volumen bei der Temperatur des ſiedenden Waſſers zu beobachten, ſo würde es leicht ſein, wie Amontons ſagt, „mit Hülfe dieſer Thermometer die Temperatur aller Klimate der Erde zu beſtimmen und für jedes Klima Weingeiſtthermometer zu conſtruiren, welche mit dieſen neuen Luftthermometern verglichen werden konnten." Amontons bedauert, daß er ſeinen Apparat noch nicht angegeben hatte, als der Miniſter Colbert eine große Menge Thermometer herſtellen laſſen und dieſe nach verſchiedenen Theilen der Erde ſchicken wollte, um dort zu Beobachtungen zu dienen. Dann wäre die Ausführung dieſes Planes, meint er, wohl nicht unterblieben, wie es wirklich geſchah, da man eine genügende Uebereinſtimmung der vorhandenen Thermometer zu erreichen nicht hoffen durfte.

Amontons' Erfindung fand zunächſt freilich wenig Anklang. Er konnte es nicht erreichen, daß der damalige Aſtronom der Akademie, La Hire, das von ihm lange gebrauchte Thermometer

mit dem neuen verglich. „Zwar wurde", um Lambert's[39]) gerechten Zorn nicht ungehört verklingen zu laſſen, „ein Amontonsſches (Thermometer) auf die Pariſer Sternwarte geſtellt, man hängte es aber ſo gleich in einem andern Saale auf, gerade, als wenn alle Vergleichung ſorgfältig vermieden werden ſollte. Dieſe Vergleichung ging erſt einige Jahre nach Amontons' Tode vor, und zwar ſo nachläſſig als es immer ſeyn konnte. Nemlich Amontons' Thermometer führte eine verſtändliche Sprache. Und das war eben, was La Hire dem ſeinigen nicht geben wollte, oder ſchon deswegen für überflüſſig hielt, weil er an demſelben glaubte zween feſte Puncte, nemlich den von der Temperatur im Keller der Sternwarte, und den von der Kälte der Luft in dem offenen Saale der Sternwarte zur Zeit, wenn es auf dem Felde frieret, bemerkt zu haben. Eine Bemerkung, die er alle Jahre aufs Neue der Akademie vorlas, wenn er von ſeinen Wetterbeobachtungen Bericht erſtatte(te). Das war nun eben nicht das Mittel, die Wiſſenſchaften mit vereinigten Kräften zu erweitern."

So war denn auch Lambert der erſte, welcher Amontons' Ideen Gerechtigkeit widerfahren ließ, indem er in ſeiner nach ſeinem am 25. September 1777 erfolgten Tode erſchienenen Pyrometrie ſich rückhaltslos für Amontons' Thermometer ausſprach und nur die Skala deſſelben in zweckmäßiger Weiſe verbeſſerte. Zwar konnte auch er bei den Thermometerverfertigern und dem von ihnen kaufenden Publikum zunächſt noch nicht durchdringen. Wie dieſe dachten, erſehen wir aus der folgenden, Luz entnommenen Stelle: „Gegenwärtige Einwendungen", ſagt er[40]), „die ich wider des ſeel. Hr. Baurath Lamberts Luftthermometer gemacht, hätte ich gerne unterdrückt, indem ich die Aſche dieſes Gelehrten von erſtem Range verehre, wenn ich nicht der Wahrheit mehr ſchuldig zu ſeyn, geglaubt hätte. Ich reiße nicht gerne ein, wenn ich nicht etwas beſſeres dagegen aufbauen kann. — Und doch mußte ich dieſes gegenwärtig thun. Noch

weniger begehre ich auf den Ruinen eines andern, und am wenigſten eines ſolchen Mannes, deſſen Ruhm unerſchüttert bleibt, wenn er gleich, wie es allen Sterblichen begegnet, in Kleinigkeiten fehlt, Trophäen zu erbauen." Dieſe Trophäen waren auf De Luc's Arbeiten gegründet, deren geringere Zuverläſſigkeit wir bereits auseinandergeſetzt haben. Sie liegen längſt in Trümmern, während Amonton's und Lambert's Ideen noch jetzt fruchtbar ſind. Hat ſie doch erſt vor Kurzem Maxwell[41]) wieder zur Aufſtellung des wichtigen Begriffes des abſoluten Nullpunkts benutzt, mit dem wir uns nunmehr kurz zu beſchäftigen haben.

Bereits Amontons hatte der Pariſer Akademie den folgenden Gedankengang vorgelegt. Eine jede Luftmenge muß, wenn ſie vor Zerſtreuung bewahrt werden ſoll, einem beſtimmten Drucke ausgeſetzt ſein, welchem ſie vermöge ihrer Elaſticität Widerſtand leiſtet. Wächſt der Druck von Außen, während ſonſt alles gleich bleibt, ſo muß der Raum, den die Luftmenge einnimmt, ſich verringern, nimmt dagegen der Druck von Innen zu, ſo muß er den äußeren zurücktreiben, dieſen Raum vergrößern. Dieſe Zunahme des Druckes von Innen mit erfolgender Ausdehnung kann nun nur durch Zuführung von Wärme hervorgerufen werden und es wird die Ausdehnung der Luft bei gleichem Drucke ein Maaß der Wärme ſein, vorausgeſetzt, daß ihre Dichtigkeit die nämliche bleibt. Läßt man nun den Druck, welchem eine Luftmenge ausgeſetzt iſt, ungeändert, und läßt den Grad der Wärme bis auf Nichts, alſo bis zum Eintreten von abſoluter Kälte abnehmen, ſo wird der von der Luft eingenommene Raum auch zu Null werden, oder wenn er nicht ganz zu Null wird, ſo kann er doch dafür angeſehen werden, weil er jedenfalls ſo klein wird, daß er gegen den anfangs eingenommenen Raum vernachläſſigt werden kann. „In der abſoluten Kälte fällt alſo die Luft ſo dicht zuſammen, bis ſich ihre Theilchen durchaus berühren, oder bis ſie, ſo zu reden, waſſerdicht wird."[42])

Von dieſen Ideen Amontons' ausgehend, ſuchte nun Lam-

bert eine Thermometerſkala zu conſtruiren, deren Nullpunkt mit der abſoluten Kälte zuſammenfällt, er ſuchte, wie dies die heutige mechaniſche Wärmetheorie durchgeführt hat, die abſoluten Temperaturen anſtatt der conventionellen einzuführen. Er fand, daß ſich die Raumeinheit der Luft beim Erwärmen um 1° um 0,370 ausdehnt, ſo daß, wenn man den Raum, den die Luft einnimmt, wenn ſie von der abſoluten Kälte oder vom abſoluten Nullpunkt, um den jetzt gebräuchlichen Ausdruck anzuwenden, bis zum Schmelzpunkt des Eiſes erwärmt wird, in 1000 gleiche Theile theilt, dieſe Luft bei weiterer Erwärmung bis zum Siedepunkt 1370 Raumtheile einnimmt. Heute nimmt man ſtatt der Zahl 0,370 die genauere 0,3667. Dieſe Theile ſind nun die Grade des Luftthermometers, was ſomit dienen kann, um die Wärme zu meſſen, und berechnet man die Temperatur des abſoluten Nullpunkts, indem man von dem Nullpunkt der 100theiligen Skala abwärts geht, ſo findet man $-\frac{100}{370} \cdot 1000 = -270{,}3°$, wofür jetzt $-273{,}3°$ angenommen wird.

Auf dieſe Erfindung könne ſich Amontons', meint Lambert, viel zu Gute halten, doch habe ſie vielleicht deswegen, weil ſie zu ſchön und ſehr wahr iſt, nur Ungläubige vor ſich gefunden. Jetzt iſt das nicht mehr der Fall, um ſo mehr aber iſt es auch an der Zeit, den Urheber dieſer ſo wichtigen Ueberlegung aus dem unverdienten Dunkel hervorzuziehen.

Die neuere Gastheorie ſetzt nun voraus, daß die Gastheilchen nicht mehr den Cohäſionskräften, ſondern lediglich den von der Wärme bedingten Antrieben unterliegen. Iſt das der Fall, ſo hatte Gay Luſſac ganz recht, wenn er die Folgerung Lambert's aufrecht erhielt, daß die Angaben des Luftthermometers der zugeführten Wärmemenge proportional ſeien und daß demnach die Skala der wirklichen Wärme die des Luftthermometers ſei. Dann müßten aber auch alle Gasthermometer, ſie möchten nun mit einem Gaſe gefüllt ſein, mit welchem ſie wollten, in dieſelben Temperaturverhältniſſe gebracht, denſelben Gang zeigen.

Als aber Regnault in solcher Weise Thermometer, welche mit Luft, mit Wasserstoff und Kohlensäure gefüllt waren, den nämlichen Temperaturen aussetzte, so fand er nicht genau dieselben Resultate und mußte daraus den Schluß ziehen, daß auch bei den Gasen die zwischen den Molekülen vorhandenen Cohäsionskräfte nicht völlig gleich Null sein können. Es ist nun aber nicht schwer, die Angaben des einen Gasthermometers auf ein anderes zu übertragen und so sind die Luftthermometer doch diejenigen, welche am besten unter sich stimmen. In Fällen, in denen es nicht auf die äußerste Genauigkeit ankommt, darf man die Ablesungen des Luftthermometers den zugeführten Wärmemengen proportional setzen.

Von diesem Gesichtspunkt aus hat die Rechnung von Lorenz[43]) in Kopenhagen Werth, welche die Wärmemenge bestimmt, die nöthig ist, um so viele Atome einer permanenten Luftart zu erwärmen, als in einem Milligramm Wasserstoff enthalten sind. Doch wollen wir bereits hier darauf aufmerksam machen, daß bei solchen Versuchen, bei denen die höchste Genauigkeit erreicht werden soll, auch der Einfluß der Ausdehnung des Glases berücksichtigt werden muß.

Hat man nun bei der Vergleichung der Luftthermometer doch noch auf die mangelnde Proportionalität der zugeführten Wärmemenge und der Ausdehnung Rücksicht zu nehmen, dann liegen ja für dasselbe die Sachen gar nicht viel anders, wie für das Quecksilberthermometer auch. Die Abweichungen des Quecksilbers von dem Gesetze, daß die zugeführte Wärmemenge der Ausdehnung proportional ist, sind allerdings wohl größer wie die der Luft, aber dadurch wird die Anbringung der Correcturen durchaus nicht erschwert. Und die Sache vereinfacht sich noch ganz beträchtlich, wenn man bedenkt, daß nur einmal eine genaue Vergleichung des Quecksilbers mit dem Luftthermometer vorzunehmen ist, daß aber dann eine dabei ermittelte Tabelle für alle Quecksilberthermometer gleichmäßig gilt. Eine solche

Tabelle verdanken wir z. B. Recknagel[44]) und es ergiebt dieselbe, daß die größte Abweichung, die bei 50° erfolgen muß, da die Punkte 0 und 100 bei beiden Thermometern übereinstimmen müssen, nicht die Größe von 0,2° C. überschreitet. Es ist dies von großer Bedeutung, da das Queckfilberthermometer, welches an Bequemlichkeit von keinem andern übertroffen wird, bei den gewöhnlichen Temperaturen mit dem Luftthermometer hinreichend genau übereinstimmt.

Die mechanische Wärmetheorie giebt nun aber Mittel an die Hand, auf theoretischem Wege die wirklichen Wärmemengen zu bestimmen, welche den Angaben eines Luftthermometers entsprechen. Sir William Thomson[45]) war der erste, welcher darauf hinwies, daß man eine „absolute Thermometerskala" erhalten könne, wenn man die Grade so wählte, daß die Wärmemengen, welche die Temperatur des Apparates um 1° erhöhten, immer die nämliche wäre. Bei dem Luftthermometer werden die Grade bei höheren Temperaturen kleiner werden, allgemein aber würde, da bekanntlich eine jede Wärmeeinheit eine bestimmte mechanische Wirkung ausüben kann, „eine Wärmeeinheit bei ihrem Uebergang von einem Körper A bei der Temperatur T° dieser Skala auf einen Körper B von der Temperatur (T − 1)° den nämlichen mechanischen Effekt geben, welches auch der Werth von T ist."[46]) Für die Berechnung einer solchen Skala haben nun Jochmann und Weinstein[47]) Formeln aufgestellt. Der letztere Forscher hat für das Luftthermometer berechnet, um wieviel die Angabe desselben von der absoluten Skala zwischen 0° und 100° abweicht. Diese Abweichung erreicht ihren höchsten Werth bei 50°, nämlich 0,015 der hunderttheiligen Skala. Dieselben Rechnungen für ein mit Kohlensäure gefülltes Thermometer ergaben als größte Abweichung 0,053. Leider besitzen die experimentellen Daten, auf denen diese Rechnung aufgebaut ist, noch nicht die wünschenswerthe Genauigkeit, so daß die Zu-

verläſſigkeit der Rechnung 0,01° des hunderttheiligen Thermometers noch nicht überſteigt.

Immerhin wird man bis zu Ableſungen von 0,01° da zu gehen haben, wo die größte Genauigkeit wünſchenswerth iſt und es liegt ſomit das Bedürfniß vor, Thermometer zu conſtruiren, welche Hundertſtelgrade abzuleſen geſtatten. Dazu muß, wie wir bereits ſahen, das Rohr möglichſt eng bei möglichſt geräumigem Gefäße ſein, dann aber dafür geſorgt werden, daß man den feinen Queckſilberfaden gut ſehen kann. Dies wird in Deutſchland in ſehr vollkommener Weiſe dadurch erreicht, daß man die Skala auf einem Beinglasſtreifen anbringt, welcher hinter dem Thermometerrohr angebracht und mit ihm in ein weiteres Rohr eingeſchloſſen wird. Bei weniger feinen Thermometern wird anſtatt des Beinglasſtreifens eine Papierrolle hinter das Thermometerrohr in die Umhüllungsröhre geſchoben, bei den ganz billigen iſt ſie auf ein Brettchen, auf welchem das Thermometerrohr, durch Klammern feſtgehalten und durch ſeine umgebogene in das Holz des Brettchens hineinragende Spitze vor dem Verſchieben bewahrt wird, angebracht. Nicht ganz ſo gut leſen ſich die Thermometer ab, deren Skala auf das Rohr ſelbſt eingeritzt iſt, wie man es bei den feinen franzöſiſchen Thermometern findet. Wenn auch die Striche mittelſt eingeriebenen Graphitpulvers geſchwärzt werden und durch eingeſchmolzenes Email ein heller Hintergrund hergeſtellt wird, ſo erſcheinen die Striche meiſt gekrümmt und ihre Bezeichnung zu klein, alles Dinge, die dem Ungeübten hinderlich ſind, während der Forſcher daraus gewiſſe Vortheile ziehen kann. Um bei großer Empfindlichkeit das Ableſen zu erleichtern, giebt man auch wohl dem Rohre einen bandförmigen Querſchnitt und bringt dann die Skala vor oder hinter der breiten Seite des Fadens an. Neuerdings hat man dadurch, daß man die vordere Seite des Umhüllungsrohres prismatiſch geſtaltete oder die Linſenwirkung einer in daſſelbe gebrachten Flüſſigkeit be

Skala in der auf die Axe des Rohres senkrechten Richtung vergrößert und so ihr Ablesen erleichtert.[48])

Wer indessen jemals Gelegenheit hatte, ein empfindliches Geißler'sches Thermometer zu betrachten, der wird zugeben, daß eine schärfere Ablesung, wenn überhaupt möglich, dann nicht Bedürfniß ist. Der Uebelstand, den die große Empfindlichkeit mit sich bringt, daß das Rohr unverhältnißmäßig lang wird, ist freilich nicht zu vermeiden; man kann deshalb nur für geringe Temperaturdifferenzen ein solches Thermometer herstellen. Bei einem solchen Thermometer von Geißler ist z. B. die Länge eines der Grade 22 mm, jeder Grad aber in $10 \times 5 = 50$ Theile getheilt, so daß man bequem 0,01° ablesen kann, je nachdem das Queckfilber auf einem oder zwischen zwei Theilstrichen steht. Bei Medicinalthermometern, die 0,1° beobachten lassen müssen, würde das besonders unbequem sein, da es nun aber gerade bei diesen wünschenswerth ist, nach Bedürfniß die Richtigkeit des Nullpunktes und Siedepunktes bestimmen zu können, so hat man das Thermometerrohr in dem Umhüllungscylinder mehrmals hin- und hergewunden, oder man hat in demselben zwei Erweiterungen zwischen dem Nullpunkt und den Graden der Blutwärme und zwischen diesen und dem Siedepunkt angebracht, welche das Queckfilber erst anfüllen muß, ehe es in dem engen Theil des Rohres weiter steigen kann, und dadurch die direkte Prüfung des Eis- und Siedepunktes des Thermometers möglich gemacht.[49])

Daß nun bei so empfindlichen Thermometern geringe Ungenauigkeiten der Skala oder im Kaliber der Röhre die Richtigkeit der Ablesungen in nicht zu vernachlässigender Weise beeinflussen werden, liegt auf der Hand. Es sind deshalb sowohl beim Verfertigen, als auch beim Benutzen der Apparate eine Anzahl Vorsichtsmaßregeln zu beobachten, welche kurz anzuführen wir nicht unterlassen wollen.

Schon die Auswahl des Rohres erfordert große Sorgfalt.

Nur ſolche Rohre ſind brauchbar, welche auf ihrer ganzen Länge genau dieſelbe Weite behalten. Daß dies der Fall iſt, davon muß man ſich vorher dadurch überzeugen, daß man einen kurzen Queckſilberfaden in das Rohr bringt, ſeine Länge genau mißt, ihn dann nach und nach durch das Rohr hindurchbewegt und immer wieder mißt. Iſt er an allen Stellen gleich lang, ſo iſt das Rohr cylindriſch, andernfalls nicht und muß alſo verworfen werden. Um ihn hindurch gehen zu laſſen, hat man nur das Rohr ein wenig zu neigen; man kann aber auch an das eine Ende einen kleinen Kautſchukballon befeſtigen, mit ſeiner Hülfe Luft hinter dem Faden in das Rohr treiben und ihn ſo fortſchieben. Hat ſich das Rohr nun als cylindriſch bewährt, ſo wird auf der einen Seite ein cylindriſches weiteres Röhrenſtück als Gefäß angemolzen, welches einſeitig geſchloſſen iſt, auf der andern ein weites Gefäß, welches als Trichter zum Einbringen des Queckſilbers dienen ſoll. In dieſes wird ſorgfältig gereinigtes und getrocknetes Queckſilber gegoſſen und darauf mittelſt einer Lampe das cylindriſche Gefäß erhitzt. Die ſich ausdehnende Luft ſteigt dann in Bläschen durch das Queckſilber empor, im Gefäß wird ſomit die Luft verdünnt und bei der nun folgenden Abkühlung preßt der Luftdruck das Queckſilber durch das enge Rohr in das Gefäß hinein. Iſt dieſes genügend gefüllt, ſo wird der Trichter abgebrochen, das cylindriſche Gefäß dagegen ſo lange erhitzt, bis das Queckſilber in's Kochen geräth und nunmehr mit einer Lötrohrflamme das Rohr zugeſchmolzen. Der Raum oberhalb des Queckſilbers war dann nur mit Queckſilberdampf angefüllt. Bei der Abkühlung auf die gewöhnliche Temperatur ſchlägt ſich derſelbe faſt vollſtändig nieder und läßt über dem Queckſilber einen leeren Raum zurück.

Sehr oft kommt man nun aber in die Lage, das Kaliber eines fertigen Thermometers unterſuchen zu müſſen und wenn es ſich als nicht ganz gleichmäßig zeigt, mit Hülfe einer Correctionstabelle auf ein gleichmäßiges Kaliber zu reduciren. Die

genaueſte Methode, dieſe Kalibrirung durchzuführen, rührt wohl von Beſſel her. A. v. Oettingen hat ſie dann verbeſſert und freilich mittelſt ziemlich weitläufiger Rechnungen zu einem hohen Grad von Vollkommenheit gebracht.[50])

War das Queckſilber gut gereinigt und getrocknet, ſo ſetzt es niemals an der Röhrenwand Schmutzränder an, ſeine Oberfläche bleibt unter allen Umſtänden blank. Es iſt jetzt durchaus nicht ſchwer, reines und trockenes Queckſilber zu erhalten. Verunreinigungen durch Staub ꝛc. entfernt man ſehr leicht, wenn man es durch einen aus Papier zuſammengedrehten tütenartigen Trichter laufen läßt und da ſonſtige Verunreinigungen nur in anderen Metallen, Kupfer, Zink ꝛc. beſtehen können, ſo hat man das Queckſilber nur mit einer Säure in Berührung zu bringen, welcher jene Metalle eher als Queckſilber auflöſt. Dazu ſchüttelt man es am beſten mit verdünnter Salpeterſäure ſo lange, bis es gänzlich in kleine Tröpfchen zerſchlagen wird, wäſcht es dann mit viel Waſſer aus und trocknet es endlich. An der Luft darf man es aber nicht zu ſtark erhitzen, weil es ſonſt oxydirt, das Oxyd aber ſich im Queckſilber als Verunreinigung auflöſt. Man bringt es deshalb am Beſten mit concentrirter Schwefelſäure, welche das Waſſer auch aus der Luft begierig aufſaugt, unter die Glocke der Luftpumpe, pumpt aus und läßt es längere Zeit darunter ſtehen. Auch kann man es, und namentlich iſt das zweckmäßig, wenn man vorübergehend reines Queckſilber braucht, wie bei ſo vielen Arbeiten im chemiſchen Laboratorium, in eine Flaſche, in welcher ſich unten ein gläſerner Hahn befindet, unter Schwefelſäure bringen und kann dann unten aus derſelben ſtets reines Queckſilber abzapfen, während man das gebrauchte oben wieder hineingießt. Die Legirungen des Queckſilbers mit anderen Metallen begeben ſich nämlich, da ſie leichter ſind, in den oberen Theil des flüſſigen Metalles, verbinden ſich dort nach und nach mit der Schwefelſäure und löſen ſich in derſelben auf.

Ist nun in der vorhin auseinandergesetzten Weise das Queckſilber in das Thermometer gebracht und dieſes zugeſchmolzen, ſo bleibt es am beſten ein paar Monate ruhig liegen, ehe es mit einer Skala verſehen wird. Sollen Beinglas und Papierſkalen angewendet werden, ſo wird an das Gefäß noch das weitere Rohr angeſchmolzen, welches das Thermometerrohr mantelartig umgiebt, in dies die Skala hineingeſteckt und das weite Rohr dann oben mit einer Meſſingfaſſung verkittet oder direkt zugeblaſen. Ein im Rohr angebrachtes Knie giebt der Skala einen feſten Stützpunkt, ſo daß dieſelbe nicht mehr verſchoben werden kann.

Um die Skala anzubringen, muß man zunächſt beſtimmen, wie weit das Queckſilber beim Schmelzpunkt des Eiſes und dem Siedepunkt des Waſſers die Röhre erfüllt. Der zwiſchen beiden Punkten befindliche Raum muß dann in achtzig, hundert oder hundertundachtzig Theile getheilt werden, je nachdem man beabſichtigt, ein Thermometer nach Réaumur, nach Celſius oder nach Fahrenheit herzuſtellen. Es geſchieht das jetzt, wie ſich von ſelbſt verſteht, mit der Theilmaſchine. Die Feſtſtellung der Punkte aber muß unter Einhaltung gewiſſer Vorſichtsmaßregeln geſchehen. Sind ſie dann bezeichnet, ſo müſſen ſie von Zeit zu Zeit controlirt werden und daß dies hinſichtlich des Eispunktes ſo vielfach verſäumt wird, das iſt eben der Grund, weshalb die Thermometer, mit denen ſo viele ihre Wetterbeobachtungen anſtellen, meiſt ſo ſchlecht miteinander gehen. Beſtimmt man aber den Nullpunkt und zieht die Anzahl Grade, oder, was häufiger der Fall ſein wird, den Bruchtheil des Grades, um welchen derſelbe zu hoch liegt, von der beobachteten Temperatur ab, zählt ſie dagegen hinzu, wenn der Eispunkt unter dem Nullpunkt des Thermometers liegt, ſo werden nunmehr die Beobachtungen, wenn nicht wirkliche Verſchiedenheiten vorlagen, vortrefflich ſtimmen. Nichts iſt aber leichter, als die Beſtimmung des Eispunktes eines gewöhnlichen Thermometers und man ſollte in der

That die geringe Mühe, welche sie macht, im Hinblick auf den Nutzen, den sie gewährt, nicht scheuen. Hat man doch nur bei einer Kälte von einigen Graden einen Eimer Schnee oder gestoßenes Eis in ein Zimmer zu stellen, dessen Temperatur einige Grade über dem Eispunkte liegt, das Thermometer in das Eis zu stecken und zu warten, bis es die Temperatur des Eises angenommen hat, um dann diese sich als Schmelzpunkt zu merken. Ob die gewünschte Temperatur erreicht sei, erkennt man daran, daß der Stand des Thermometers längere Zeit hindurch ungeändert bleibt. Um dies zu erreichen, thut man gut, einen hölzernen Eimer zu wählen, weil in einem gut leitenden Blecheimer das Eis zu rasch schmilzt.

Für genauere Bestimmungen benutzt man einen doppelwandigen, aus Zinkblech verfertigten Apparat, dessen innerer cylindrischer Raum nach unten kegelförmig zuläuft und hier mit einem Hahne abgeschlossen ist. Der äußere Raum wird mit Watte lose vollgepfropft, in den inneren gestoßenes Eis gestampft, welches auf dem siebförmig durchlöchertem Boden des cylindrischen Raumes aufliegt. Durch dies Sieb fließt das Schmelzwasser ab und kann mittelst des Hahnes von Zeit zu Zeit abgelassen werden. Es ist dies nöthig, weil der Eispunkt zu hoch kommen würde, wenn das Gefäß des Thermometers mit dem Schmelzwasser in Berührung käme; denselben Effekt würde es aber haben, wenn der Hahn nicht geschlossen gehalten würde, weil alsdann durch die eindringende wärmere Luft sich sehr bald Schmelzkanäle bis zum Thermometer bilden und seine Temperatur erhöhen würden. Auch zur Bestimmung des Siedepunktes bedarf es eines besonderen Apparates, der, von Cavendish angegeben, zuerst von der Kommission, welche die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften in London zur Untersuchung der festen Punkte der Thermometer gegen 1780 eingesetzt hatte und zu welcher auch De Luc gehörte, zu zahlreicheren Versuchen gebraucht wurde.[51]) Es besteht dies Gefäß aus einem Cylinder

von Blech, welches mit einem genau paſſenden mittelſt Leinwand noch gedichteten Deckel bedeckt wird und zur Aufnahme des Waſſers beſtimmt iſt. Zwei Handhaben laſſen es leicht an's Feuer ſetzen und davon wieder wegnehmen. Der Deckel hat zwei Durchbohrungen, in welche Blechröhrchen eingelötet ſind. In das weitere wird mittelſt eines durchbohrten und dann durchſchnittenen Korkes das Thermometer geſteckt. Das engere wird mit einem ganz dünnen Zinkplättchen belegt, welches den Dampf bei dem geringſten Ueberdrucke entweichen läßt. Ein ſolcher darf ja unter keinen Umſtänden eintreten, da er ſofort eine Erhöhung der Temperatur bewirken würde. Bei den neueren zu demſelben Zwecke dienenden Apparaten hat man deshalb dieſen Punkt dadurch verbeſſert, daß man den cylindriſchen Raum, in dem das Waſſer in das Sieden gebracht wird, ſehr abgekürzt, auf ihn ein viel engeres Rohr zur Aufnahme des Thermometers aufgeſetzt, dieſes aber dann wieder mit einem weiten Mantel umgeben hat, deſſen Durchmeſſer gleich dem des Siedegefäßes iſt, ſo daß der in dieſem weiteren äußerem Rohre enthaltene Dampf den im engeren inneren befindlichen wie ein wärmedichter Mantel einſchließt und ſeine Abkühlung hindert. Beide ſind aber mit einem feſt ſchließenden gemeinſchaftlichen Deckel bedeckt, in welchen das Thermometer nach Cavendiſh's Vorgang hineingeſteckt wird. Aus dem inneren Rohr gelangt der Dampf aus einer Reihe von Löchern, welche unter dem Deckel angebracht ſind, in das umgebende Gefäß und entweicht durch ein kurzes, oberhalb des Siedegefäßes angebrachtes Rohr in das Freie. Um ſicher zu ſein, daß in den Gefäßen kein höherer Druck, wie der der Atmoſphäre ſtatt findet, iſt dem Ausſtrömungsrohre gegenüber, aber in derſelben Höhe, ein Manometer angeſetzt, ein Uförmig gebogenes Glasrohr, deſſen eines Ende offen, ſein anderes mittelſt eines horizontalen Stückes in den umgebenden Mantel eingekittet iſt. Ein wenig in dies Rohr gebrachtes Waſſer läßt dann dadurch, daß es in beiden Schenkeln nicht gleich hoch

ſteht, beobachten, wenn Ueberdruck vorhanden iſt. Dabei iſt ferner darauf zu achten, daß das Gefäß des Thermometers ſich nicht im Waſſer befindet, weil dort ja immer Ueberdruck, alſo zu hohe Temperatur herrſchen muß. Denn ohne einen ſolchen könnte der Dampf nicht außer dem Luftdruck auch dem Druck des auf ihm laſtenden Waſſers widerſtehen und um aufzuſteigen, die Theilchen deſſelben von einander oder vom Gefäße trennen. Daraus folgt auch ſofort, daß man das Kochgefäß nicht aus Glas, ſondern aus Metall, am beſten aus Kupfer nimmt, da die Kraft, mit der das Waſſer an der Gefäßwand haftet, von deren Reinheit abhängt, wenn ſie aus Glas beſteht, während ſie bei Metallen unter allen Umſtänden dieſelbe bleibt. Ebenſo muß das angewandte Waſſer ganz rein ſein.

Hat man ein Thermometer durch genaue Prüfung ſeines Siedepunktes und Eispunktes berichtigt, ſo kann man nunmehr mit ſeiner Hülfe die an anderen Thermometern anzubringende Correction finden, auch wenn ihre Skala nicht bis zum Siedepunkt oder Eispunkt reicht, wenn man beide Thermometer in ein großes Gefäß mit Waſſer ſetzt, das durch einen Rührer in Bewegung und ſo ſeiner ganzen Ausdehnung nach auf derſelben Temperatur gehalten werden kann und die Temperatur des Waſſers im Gefäße durch Zuſetzen von heißem Waſſer nach und nach die verſchiedenſten Werthe annehmen läßt. Die gleichzeitigen Stände beider Thermometer entſprechen dann denſelben Temperaturen.

Es ergeben ſich nun aber etwas abweichende Reſultate, je nachdem man das Thermometer, mit deſſen Hülfe man z. B. die Temperatur von erwärmtem Waſſer beſtimmen will, bis genau unter den Punkt, auf welchem es ſich einſtellt, einſenkt oder einen Theil des Fadens herausragen läßt. Will man alſo mit der größten Genauigkeit beobachten, ſo muß man entweder das Thermometer ſoweit einſenken, daß man es noch gerade beobachten kann, oder man muß durch eine kleine Rechnung den Fehler

corrigiren.[52]) Die Möglichkeit dieſer Correctur beruht auf der Beobachtung, daß die verſchiedene Ausdehnung des Glaſes, aus welchem das Thermometerrohr beſteht, die veränderte Stellung bei hervorragendem und eingetauchtem Rohre bewirkt. Dieſe Ausdehnung muß alſo bekannt ſein.

Viel bedeutender iſt der Einfluß der Ausdehnung des Glaſes auf die Lage der feſten Punkte. Es ſcheint in Folge davon, als ob wir gar nicht berechtigt wären, jene Punkte feſt zu nennen. Denn nach jeder beträchtlichen Erwärmung haben ſie ihre Lage geändert und gehen nur langſam wieder in dieſelbe zurück. Deshalb muß man, wie wir ſahen, ein neu verfertigtes Thermometer Monate lang liegen laſſen, ehe man den Eispunkt und Siedepunkt beſtimmen darf. Namentlich der erſte geht während dieſer Zeit nicht unbedeutend in die Höhe, ja dies Steigen desſelben hört eigentlich nie auf, wird aber ſo langſam, daß man es nach jener Zeit füglich vernachläſſigen kann. Hierüber hat ſchon 1827 Egen Beobachtungen angeſtellt, ſpäter hat der berühmte engliſche Forſcher Joule[53]) zwanzig Jahre lang die Aenderungen des Eispunktes beobachtet. Wie er am 16. April 1867 der literariſchen und philoſophiſchen Geſellſchaft zu Manchester mittheilte, hat er ſeit April 1844 alljährlich den Eispunkt zweier Thermometer genau beſtimmt, welche im Winter von 1843 auf 1844 von Dancer verfertigt waren. Das eine derſelben war ſo empfindlich, daß dreizehn ſeiner Theilſtriche einem Grade Fahrenheit entſprachen. In dieſen 24 Jahren war der Eispunkt um 0,91° Fahrenheit geſtiegen, anfangs raſcher, dann immer langſamer und ſchien nun endlich eine feſte Lage angenommen zu haben. Ginge nun dieſe Erhöhung des Eispunktes ſtetig fort, ſo brauchte man nur von Zeit zu Zeit eine Beſtimmung deſſelben zu machen, um immer genauer Ableſungen ſicher zu ſein. Eine ſtärkere Erwärmung, z. B. bei einer Beſtimmung des Siedepunktes, drückt aber den Eispunkt immer wieder herab, ja Despretz hat bereits 1837 gefunden, daß die

Temperaturänderungen des Sommers und Winters genügen, um eine Verſchiebung des Eispunktes um 0,04° der hundert-theiligen Skala zu bewirken.[54]) Dieſer unangenehmen Thatſache gegenüber werden wir vor allen Dingen zu unterſuchen haben, worin der Grund dieſer Veränderlichkeit liegt, um uns alsdann nach Mitteln umzuſehen, welche den Eispunkt und Siedepunkt zu wirklich feſten Punkten zu machen geeignet ſind.

De la Rive und Marcet[55]) waren wohl die erſten, welche am Ende der zwanziger Jahre unſeres Jahrhunderts in der Erhöhung des Eispunktes eine Wirkung des Luftdruckes ſahen. Die damit vorausgeſetzte Elaſticität des Glaſes wies Rudberg[56]) in der That nach, indem er durch den Druck des Fingers auf das durch einen ſchlechten Wärmeleiter geſchützte Gefäß das Queckſilber ſteigen und fallen machte. Mit dieſer Beobachtung ſtimmte denn auch die weitere überein, daß luftleere Thermo-meter die Erhöhung des Eispunktes in auffallenderer Weiſe zeigen. als ſolche, welche noch Luft enthalten. Wenn es hiernach den Anſchein hatte, als werde die Erhöhung des Eispunktes durch Vermehrung des äußeren Druckes bewirkt, ſo ließ ſich mit dieſer Anſicht nicht die oben bereits erwähnte von Egen[57]) und Despretz gefundene Thatſache vereinigen, daß der Eispunkt bei jeder Erwärmung ſinkt und ſpäter wieder in ſeine frühere Lage zurückkehrt. Vielmehr forderte dieſe die Annahme, daß eine elaſtiſche Nachwirkung der Moleküle des Glaſes, aus welchem das Gefäß beſteht, Urſache der Schwankungen des Eispunktes iſt. Jetzt iſt man wohl allgemein der Anſicht[58]), daß beide Wirkungen ſtattfinden in ſolcher Weiſe, daß bei neuen luftleeren Thermometern der Luftdruck ein langſames Steigen des Null-punktes bewirkt, jede Erwärmung aber das Gefäß raſch wieder ausdehnt und dieſes bei alsdann folgender Abkühlung langſam wieder auf ſein früheres Volumen zurückgeht.

Die weitere Frage, welche Nullpunktsbeſtimmung man als die richtige annehmen und ſeinen Beobachtungen zu Grunde legen

soll, hat Pernet[59]) dahin entschieden, daß man den Nullpunkt als den richtigen annehmen muß, welchen man sogleich nach Erwärmung des Thermometers auf 100° C. erhält. Um mittelst Queckſilberthermometer, ohne ſie einzeln mit dem Luftthermometer zu vergleichen, übereinſtimmende Reſultate zu erhalten, braucht man dann nur den jedesmaligen Nullpunkt zu beſtimmen und kann nun nach einer einfachen Formel die geſuchte Temperatur berechnen. Für Beobachtungen der Lufttemperaturen hat man indeſſen ſolche eingehende Unterſuchungen nicht nöthig, für ſie genügt es, vielleicht einmal im Jahre in der Weiſe wie oben angegeben wurde, den Eispunkt zu beſtimmen und die abgeleſenen Temperaturen jedesmal auf ſeinen Stand zu reduciren.

Da die Schwankungen der feſten Punkte vom Glaſe abhängen, ſo erſcheint es nicht unmöglich, Glasſorten herzuſtellen, bei denen ſie entweder gar nicht vorhanden oder doch von ſo geringem Betrage ſind, daß man ſie nicht zu berückſichtigen braucht. In der That konnte Regnault[60]) Thermometer aus Kryſtallglas herſtellen, bei denen nach Erwärmung auf 100° der Eispunkt nur um ein Geringes herabgedrückt wurde, wenn er Gefäße, die bedeutendere Verminderungen zeigte, durch neue erſetzte. Seitens der Normal-Aichungs-Kommiſſion in Berlin iſt man deshalb eifrig bemüht geweſen[61]) mit Unterſtützung des glastechniſchen Laboratoriums in Jena, welches unter der Leitung von Abbe und Schott ſteht, Glasſorten ausfindig zu machen, die mit Sicherheit das von Regnault nur durch Probieren erhaltene Reſultat ergeben. Es hat ſich dabei gezeigt, daß die Nachwirkungserſcheinungen von dem Gehalte an Kali und Natron im Glaſe abhängen, ſo zwar, daß ein Glas, welches beide in gleichen Mengen enthielt, ſehr ſtarke Depreſſionen des Eispunktes zeigte, daß dagegen Gläſer, welche neben Kieſelſäure und Kalk Natron allein oder Kali allein enthielten, nur ganz geringe Depreſſionen erkennen ließen. Dieſe Unterſuchungen

haben ſomit den Weg gezeigt, der eingeſchlagen werden muß, um Thermometer zu erhalten, die die genaueſten Reſultate ergeben, ohne jener fortgeſetzten, mühſamen und zeitraubenden Controllverſuche zu bedürfen.

So haben wir den langen Weg durchlaufen, auf welchem das Thermometer von dem rohen Apparate Galilei's zu dem feinen Meßwerkzeuge geworden iſt, welches mit der größten Genauigkeit die Wärme wirklich zu meſſen geſtattet. Wenn dabei im Gegenſatze zu faſt allen andern Apparaten die fortſchreitende Vervollkommnung ſeine Geſtalt und Einrichtung wenig änderte, ſo iſt gerade dadurch das Thermometer ein einziges Beiſpiel dafür geworden, wie durch ſyſtematiſches und eingehendes Studium aller die Angaben eines Inſtrumentes beeinfluſſenden Erſcheinungen eine Zuverläſſigkeit erreicht werden kann, nach der man bei ſo vielen anderen noch vergeblich ſucht.

Anmerkungen.

1) E. Wohlwill. Zur Geſchichte der Erfindung und Verbreitung des Thermometers. Poggendorffs Annalen CXXIV. S. 163.

2) Fr. Burckhardt. Die Erfindung des Thermometers und ſeine Geſtaltung im 17. Jahrhundert. Baſel 1867.

3) So von Freeden in Scott's Meteorologie. Internationale wiſſenſchaftliche Bibliothek. Bd. LXI. S. 16 und Krebs in Grundriß der Phyſik für höhere realiſtiſche Lehranſtalten. Leipzig 1882. S. 446. Letzterer mildert allerdings ſeine Behauptung durch ein „ſoll", während der erſtere Drebbel das Thermometer um 1700 erfinden läßt, welcher doch bereits 1634 ſtarb.

4) Burckhardt. a. a. O. S. 14.

5) Ebendaſelbſt. S. 16.

6) Ebendaſelbſt. S. 19. Poggendorff in Geſchichte der Phyſik, Leipzig 1879, S. 255, irrt demnach, wenn er ſagt: „In Galilei Werken, ſo wie ſie durch den Druck auf uns gekommen ſind, iſt freilich nicht vom Thermometer die Rede“ und ebenſo Heller, Geſchichte der Phyſik, Stuttgart 1882, I. Bd., S. 382, wo er die nämliche Behauptung vertritt, während S. 389 das im Texte erwähnte Manuſcript anführt. Auch Reichenberger, Geſchichte der Phyſik, 2. Theil, Braunſchweig 1884, S. 15 hat den nämlichen Irrthum.

7) Siehe meine Arbeit im Bericht über die wiſſenſchaftlichen Apparate auf der Londoner internationalen Ausſtellung im Jahre 1876, herausgegeben von A. W. Hofmann. Braunſchweig 1878. I. Thl. S. 70.

8) D. Traittez des thermometres. Amſterdam 1688, vgl. Wohlwill a. a. O., S. 163. Muſchenbroek nennt ihn (Introductio in philosophiam naturalem. II. p. 625) einen „civis Alcmariensis“.

9) So ſchreibt Leibniz; Mencours nennt ihn in Voyage, Suite de la II. partie. p. 75 Keiſer. Siehe den von mir herausgegebenen Briefwechſel Leibnizens und Hurgens' mit Papin. Berlin 1881. S. 204.

10) Siehe Burckhardt in Poggendorffs Annalen CXXXIII, S. 631, wo die irrthümliche Annahme der eben citirten Schrift des Verfaſſers, Drebbel habe die Schrift De Elementis nicht früher, wie 1606 veröffentlicht und ſei vielleicht von Porta beeinflußt geweſen, corrigirt wird. Nach Heller, Geſchichte der Phyſik, I., S. 390 iſt Drebbel des Lateiniſchen nicht mächtig geweſen und hat keine gelehrte, wohl aber eine ungewöhnliche naturwiſſenſchaftliche Bildung beſeſſen, als ob Beides im 16. Jahrhundert jemals getrennt geweſen wäre.

11) Siehe Wohlwill a. a. O., S. 171 ff.

12) Delicіae physico-mathematicae oder Mathematiſche und Philoſophiſche Erquickſtunden, durch M. Danielem Schwenterum, Nürnberg 1636. S. 455.

13) Siehe Lambert, Pyrometrie oder vom Maaße des Feuers und der Wärme. Berlin 1779. S. 16. Da ſich Schwenter in dem Abſchnitte über die Thermometer insbeſondere auf Leurechon beruft, ſo darf man die Zeitbeſtimmung 1636 bis zum Jahre 1624 hinausrücken.

14) Schwenter a. a. O., S. 456.

15) Burckhardt a. a. O., S. 37.

16) Nach Burckhardts von Gallazzi und Antinori entnommener Darſtellung (a. a. O., S. 22) ſcheint es durchaus unwahrſcheinlich, daß die Akademie „gleichſam an Rom verkauft ſei, weil dieſes darauf beſtand,

nur unter Bedingung der Auflösung der Akademie dem Fürsten Leopold den begehrten Kardinalshut verleihen zu wollen," wie wir bei Poggendorff, Geschichte der Physik, S. 351 und ähnlich bei Rosenberger, Geschichte der Physik, II., S. 162 lesen. Vielmehr blieb auch der Kardinal Medici der erklärte Beschützer ausgezeichneter Talente, machte in Rom den Verfolgungen der Anhänger Galilei's ein Ende, führte seine literarische Correspondenz fort, unter andern auch die mit dem protestantischen Christiaan Huygens, während Galilei mit den Generalstaaten begonnene Unterhandlungen fortzusetzen nicht gewagt hatte. Vergl. meine Geschichte der Pendeluhr in Wiedemanns Annalen IV, S. 604. Die Akademie ging wahrscheinlich an den Streitigkeiten, welche zwischen ihren Mitgliedern ausgebrochen waren, zu Grunde.

17) Saggi di nat. esp. 1841, p. 168, Tentam. II. 129. Ich citire noch Burckhardt, S. 41.

18) Libri in Poggendorffs Annalen XXI. S. 325 aus Annales de Chemie et de Physique. T. XLV. p. 354. Gegen Libri's Beweis traten übrigens Schouw (s. Mahlmann in Doves Repertorium IX. S. 639) und Arago (Annuaire du Bureau de Longitudes 1834) mit der Behauptung auf, daß in Toscana seit der Mitte des 17. Jahrhunderts die Sommer kühler und die Winter wärmer geworden seien, ohne jedoch aus Libri's Zahlen den vollständigen Gegenbeweis liefern zu können.

19) Lambert, Pyrometrie S. 19.

20) Ebendaselbst S. 50.

21) Fahrenheit, Philosophical Transactions No. 382. Vol. 33. p. 78. Vergl. van Swinden, Dissertation sur la comparaison des thermomètres. Amsterdam, S. 48 ff. und Lambert a. a. O. S. 60 ff.

22) Maxwell, Theorie der Wärme, deutsch von Auerbach. Breslau 1877. S. 34.

23) Vergl. Poggendorff in Poggendorffs Annalen CLVIII. S. 352.

24) Deluc, Recherches sur les modifications de l'Atmosphère. Genève 1772. p. 336. Vergl. van Swinden a. a. O. § 31. S. 35.

25) Halley, Philosophical Transactions 1693. No. 197. p. 650 ff. Vergl. Burckhardt a. a. O., S. 47 und Poggendorff, Geschichte der Physik. S. 509. Letzterer spricht die Ansicht aus, Halley habe das Quecksilber nicht als thermometrische Substanz empfohlen. Indessen dürfte Burckhardt's Ansicht die richtigere sein, daß er dies, allerdings in bedingter Weise, hat.

26) Musschenbroek, Introductio in philosophiam naturalem II, p. 627. Van Swinden a. a. O., S. 47. Boerhave schreibt in seiner Elementis Chemiae, p. 94: Dies sehr elegante Queckſilberthermometer, welches mir nach meiner Angabe der erfindungsreiche D. G. Fahrenheit verfertigte. Vergl. van Swinden, S. 48.

27) Kopp, Geſchichte der Chemie, IV. Braunſchweig 1847. S. 173.

28) Siehe dieſe Vorträge, Heft 416, S. 13.

29) Réaumur, Memoires de l'Academie de Sciences 1730. Vergl. Deluc a. a. O. I. S. 359 ff. Lambert a. a. O. nimmt als den einen feſten Punkt auch die Temperatur des ſiedenden Waſſers, den er aber durch Einhaltung gewiſſer Vorſichtsmaßregeln bei ſeiner Beſtimmung viel conſtanter macht.

30) Du Crest, Recueil de pièces sur les Thermomètres et Baromètres par l'Auteur d'un Thermomètre universel. Bâle 1757. Vergl. Deluc a. a. O. I. S. 315.

31) Deluc a. a. O. I. S. 330, Anmerkung.

32) Das ſpecifiſche Gewicht des Queckſilbers iſt 13,598, ſeine ſpecifiſche Wärme nach Regnault zwiſchen 10—15° des hunderttheiligen Thermometers 0,0283. 1 ccm braucht alſo $13{,}598 \cdot 0{,}0283 = 0{,}3845$ Wärmeeinheiten nur um 1° erwärmt zu werden. Dieſelbe Rechnung ergiebt für Alkohol vom ſpecifiſchen Gewicht 0,959 und der ſpecifiſchen Wärme 0,6017 die Zahl 0,5770. Der Quotient beider Zahlen iſt 1,526.

33) Luz, Vollſtändige und auf Erfahrung gegründete Beſchreibung von allen ſowohl bisher bekannten, als auch einigen neuen Barometern. Nebſt einem Anhang ſeine Thermometer betreffend. Nürnberg und Leipzig 1784. Anhang S. 36.

34) Gehlers phyſikaliſches Wörterbuch, neu bearbeitet, Leipzig 1839, Bd. IX, S. 842.

35) Nach freundlicher brieflicher Mittheilung des Herrn Profeſſor Quincke in Heidelberg.

36) Renaldini, Naturalis philosophia. Patavii 1694. T. III. p. 276. Vergl. Deluc I. S. 286.

37) Die bekannte Richmann'ſche Regel, welche beſagt, daß die Wärme einer Miſchung von zwei Waſſermengen von verſchiedenen Temperaturen, welche in einem Gefäße von bekannter Wärme und Gewicht hergerichtet wird, gleich iſt der Summe der Produkte der Wärmen der Componenten ihrer Maſſen, und daß das Thermometer dieſe Wärme anzeigen würde, wenn man den Effekt der Berührung mit der Luft berückſichtigte.

38) Histoire de l'Academie royale des Sciences. Année MDCCII. Paris MDCCIV. p. 155 ff.

39) Lambert, Pyrometrie S. 29.

40) Luz, a. a. O. Anhang S. 47.

41) Maxwell, a. a. O. S. 44.

42) Lambert, a. a. O. S. 29. Dieſer Idee gegenüber iſt das Verdienſt Newtons den Eispunkt zuerſt mit Null bezeichnet zu haben, recht gering, vergl. hierüber auch Lambert a. a. O. S. 59. Wenn Egen (Poggendorffs Annalen XI, S. 278) es Newton als Verdienſt anrechnet, zuerſt die Temperatur des ſchmelzenden Schnees als Fixpunkt gefunden zu haben, ſo iſt das eine unrichtige Uebertreibung, wie ſolche zu Newtons Gunſten die Geſchichte der Phyſik mehrfach zu rügen hat.

43) Poggendorffs Annalen CXLVII, S. 341.

44) Poggendorffs Annalen CXXIII, S. 115.

45) W. Thomson, Philosophical Magazine XXXIII, 1848. p. 316.

46) ... that a unit of heat descending from a body A at the temperature T° of this scale to a body B at the temperature $(T - 1^{\circ})$ would give the same mechanical effect, whatever be the number T.

47) Jochmann in Schlömilch's Zeitſchrift für Mathematik und Phyſik V, S. 24—39 und 96—131. Weinſtein, Inaugural-Diſſertation, Berlin 1881 und Metronomiſche Beiträge der Kaiſerlichen Normal-Aichungs-Kommiſſion. 1881. Nr. 3. S. 65—91. Vergl. Wiedemann, Beiblätter zu den Annalen der Phyſik und Chemie V. S. 775.

48) Bodenheimer, Deutſches Reichspatent Nr. 13208. Reſt, Deutſches Reichspatent Nr. 24435.

49) Alt, Eberhardt und Jäger, Deutſches Reichspatent Nr. 28214. Schlöſſer, Deutſches Reichspatent Nr. 21062.

50) A. v. Oettingen. Ueber die Correction der Thermometer, insbeſondere über Beſſels Kalibrirungsmethode. Inaugural-Diſſertation. Dorpat 1865.

51) Philosophical Transactions LXVII. Vergl. auch Luz. S. 26.

52) Die Formeln, welche Regnault (Memoires de l'Academie des sciences XXI, p. 225) und Kopp (Annalen der Chemie und Pharmacie XCIV, S. 262) gegeben haben, geben zu hohe, die von Holtzmann (Handwörterbuch der Chemie VII, S. 363) giebt zu kleine Werthe. Brauchbarer ſind die von Mouſſon (Poggendorffs Annalen CXXXIII, S. 315) und die von Wüllner (mitgetheilt von Landolt in Unterſuchungen

über die Dampfſtenſionen homologer Verbindungen. Akademiſches Programm. Bonn 1868) entwickelten.

53) Egen, Poggendorffs Annalen XI, S. 347. Joule, Memoirs of the Literary and Philosophical Society of Manchester. III. Ser. 3. Vol. London 1868.

54) Despretz, Observations sur le deplacement et sur les oscillations du zéro du thermomètre à mercure. Annales de Chimie et de Physique. I. S. T. LXIV. p. 312.

55) Siehe Muncke in Gehlers phyſikaliſchem Wörterbuch. IX. S. 921.

56) Poggendorffs Annalen XL, S. 46.

57) Poggendorffs Annalen XI, S. 353 und XIII, S. 33.

58) Pernet, Beiträge zur Thermometrie. Carls Repertorium XI. S. 270. Wiebe, Ueber den Einfluß der Zuſammenſetzung des Glaſes auf die Nachwirkungserſcheinungen bei Thermometern. Sitzungsberichte der Königl. Preuß. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin XXXVI. 17. Juli 1884. S. 844.

59) Pernet, a. a. O. S. 307. Die im Text erwähnte Formel heißt:

$$T = t - c + \frac{(c - \gamma)\, t^2}{100^2}$$

wo T die geſuchte, t die beobachtete Temperatur, c die vor der Beobachtung gefundene Lage des Nullpunktes, γ die Lage deſſelben nach vorangegangener Erwärmung auf 100° bedeutet, welche Beſtimmung nur in größeren Intervallen nöthig iſt.

60) Poggendorffs Annalen LXV, S. 362.

61) Wiebe, a. a. O., S. 848.

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerſtr. 17a.

Das geiſtliche Schauſpiel

in Süditalien.

Von

Th. Trede
(Neapel).

33855

Berlin SW., 1885.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Im Jahre 1452, als auf ganz Deutſchland „Schmach und Schmerz“ innerer Fehden laſtete und der Türke mordbrennend die Oſtgrenzen deſſelben heimſuchte, unternahm Friedrich III, Kaiſer des römiſchen Reiches deutſcher Nation, eine Vergnügungsreiſe nach Italien und beſuchte den Hof des prachtliebenden Königs Alfonſo I. in Neapel. Von dieſem Beſuch erzählt ein Chroniſt große Dinge und erwähnt als beſondere Merkwürdigkeit, daß Alfonſo ſeinem Gaſte zu Ehren in der Kirche St. Chiara ein Paſſionsſchauſpiel aufführen ließ, wobei aber nicht klar ausgeſprochen wird, ob dies ein wirkliches Drama oder ein pantomimiſches Schauſpiel war. — Dieſer Chroniſten-Bericht iſt der erſte, welcher das Vorhandenſein geiſtlicher Schauſpiele in Süditalien meldet. Wir erfahren ferner, daß Alfonſo ſich die Aufführung ritterlicher und „chriſtlicher“ Schauſpiele angelegen ſein ließ, ſowie, daß er für die letzteren ſich Florenz zum Muſter nahm, wo die geiſtlichen Schauſpiele — Myſteria — zur Mediceer-Zeit ihre Glanzperiode erlebten. Keineswegs aber hat Florenz, das „Athen am Arno“ jenen das Leben gegeben, ihre Wurzeln liegen in den ſtillen Thälern Umbriens[1]). Inmitten frommer Brüderſchaften, aus gemüthvollen, in der Volksſprache gedichteten Liedern der letzteren, Lauda genannt, hat ſich das geiſtliche Drama vom 14. Jahrhundert an naturwüchſig herausgebildet, und von dort aus ſich in ganz Italien verbreitet. In Süditalien trat daſſelbe erſt dann auf, als es in Deutſchland bereits abſtarb und fand dort, — am ſpäteſten auf Sicilien — eine ſo liebevolle Pflege und ſo vielſeitige Ausgeſtaltung, wie in keinem anderen Lande Europa's.

Was heutzutage von diesem an Zweigen und Blüthen einst so reichen Baum noch vorhanden ist, findet im Lande selbst wenig Beachtung, theilweise sogar Mißachtung, genügt aber vollkommen, uns die einstige Blüthenpracht klar zu vergegenwärtigen.

I. Dürre Zweige und grüne Reiser.

Die Kirche St. Giovanni, neben der Piazza Carbonara[3]) in Neapel, ist ein durch Anhängsel mancherlei Art unregelmäßiger Bau. Bei Besichtigung der Anbauten kamen wir zu einem ziemlich dunklen Gewölbe, und standen erstaunt still, als wir im Vordergrunde desselben zwei in Lebensgröße aus Holz roh geschnitzte Thiergestalten erblickten, zur Linken einen Esel, zur Rechten eine Kuh, welche mit Staub bedeckt, uns melancholisch, zugleich aber äußerst gutmüthig anschauten. Auf unsere erstaunte Frage erhielten wir von dem Custoden die Antwort, daß beide Figuren im hohen Grade „antik" seien und in alten Zeiten alljährlich zur Darstellung der Weihnachtsgeschichte gedient hätten. Zugleich ersuchte man uns, etwas weiter in das Geheimniß jenes düsteren Raumes einzudringen. Da zeigten sich manche arg bestäubte und beschädigte Requisiten für die Weihnachtsbühne, welche einst in dieser Kirche die staunende Menge erfreute. Da sahen wir freundliche Engel mit zerrissenen Gewändern und zerbrochenen Flügeln, sowie eine große durch überklebtes Stabwerk hergestellte Betlehems-Höhle, die sicherlich einst sehr schön war, nun aber alle Farben eingebüßt hatte. Der Custode behauptete, daß in manchen alten Kirchen der Stadt, etwa auf dem Boden, sich dergleichen „antike" Dinge fänden, einst geschätzte Inventarienstücke, jetzt aber dem Würmerfraße überlassen. —

Eine Reliquie des Weihnachtsspiels hatten wir gesehen, einen dürren Zweig von einem Baum, der einst seine Aeste über manches Land erstreckte.

andere Reliquie haben wir entdeckt, aber nicht in sin-

steren Gewölben, sondern mitten im heiteren, sonnbeglänzten Menschenleben des Südens, nicht einen trockenen Zweig, sondern einen frischgrünenden Wurzelschößling, den der Baum des Weihnachtsspiels, als er abzusterben begann, zur lebensvollen Erinnerung hinterließ. Man besuche um die Weihnachtszeit, welche auch im Süden eine „selige" und „fröhliche" ist, die Kirchen des Südens. Finden wir dort nur selten das einst allgemein verbreitete Weihnachts-Spiel, das Hirtendrama, einst von schlichten Personen unterer Stände dargestellt, so mangelt ein Drama dennoch keineswegs. Figuren ersetzen heute die frühere Action lebender Personen. — Fast jede Kirche des Südens bietet alsdann der schaulustigen Andacht und andächtigen Schaulust ein figürliches Schauspiel, sie verwandelt sich dann, wie ehedem, in ein Theater, wenn auch die Bühne nicht mehr, wie einst, sich vor dem Hochaltar, sondern in einer Seitenkapelle oder einem sonstigen Nebenraum befindet. „Il Presepio", die Krippe, nennt das Volk jenes Figurendrama, und dieser Name erinnert daran, daß einst jede Kirche eine wirkliche Krippe auf eine improvisirte Bühne stellte, wo das Weihnachtsspiel vor sich ging. Als das letztere fast überall aufhörte, blieb die Krippe, diese wollte das Volk nicht entbehren, um die letztere aber gruppirten sich im Laufe der Zeit immer mehr Scenen und für dies gesammte Figurendrama blieb der Name: Krippe. Soll dies figürliche Drama, — oder sagen wir Figurentableau — vollständig sein, so gehört dazu eine sich um die Bethlehemshöhle gruppirende Apenninische Berglandschaft mit malerischer Fernsicht, in derselben eine Gruppe von Hirten, welchen ein Engel die Messiasbotschaft bringt, eine andere, welche den Hirtenzug nach Bethlehem vor Augen führt, und eine dritte, welche die Ankunft der heiligen drei Könige nebst Gefolge zeigt. Dies waren die wichtigsten Theile, resp. Acte, des einstigen, allgemein verbreiteten Weihnachtsspiels. Innerhalb dieses breiten Rahmens bewegen sich nun unsere Darstellungen je nach Geschmack, nach

Raum, sowie nach den Mitteln der betreffenden Kirchen, wobei natürlich Wetteifer und Brodneid ebensowenig ausgeschlossen sind, als bei dem uralten Weihnachtsspiel. Die prächtigsten und kunstvollsten Presepien ziehen das größte Publikum an, Eintrittsgeld wird ebensowenig gezahlt, als bei den mittelalterigen geistlichen Schauspielen, nur ein Austrittsgeld wird erwartet und beim Fortgehen willig in's Kästlein gelegt. Auch insofern ist man von der mittelalterigen Naivetät nicht gewichen, als die Handlung jenes Figurendrama's nicht im fernen, unbekannten Lande spielt, sondern hier im Süden, weshalb das Hirtenvolk die hiesige, zum Theil noch jetzt in den Thälern und auf den Bergen conservirte Tracht trägt. Nicht Künstler waren es, welche einst in den Kirchen im Weihnachtsspiel agirten, und nicht Künstlerhände sind es, welche heutzutage die Figuren und sonstigen Requisiten für unser Presepien-Drama liefern, aber eine feste Tradition hat sich in Neapel und Palermo gebildet, wo bei weitem die meisten jener Dinge hergestellt werden. Sind die Verfertiger auch keine Künstler, so liefern sie doch prächtige Figuren, lebenswahr und lebensvoll, und zahlreiche Präsepien hat Verfasser bei seinen Weihnachtswanderungen geschaut, die ihm das Wort des Dichters ins Gedächtniß riefen: „Er goß auch Lieb und Glauben mit in die Form hinein". — Wie im Mittelalter bei den geistlichen Schauspielen sich zum Heiligen oft genug das Burleske gesellte, so sind auch die Figuren-Tableau's der Presepien in den Kirchen von dieser Mischung nicht frei. Unter den zahlreichen figürlichen Scenen mangelt selten eine aus dem bäuerlichen Leben des Südens gegriffene, welche mit ergötzlichem Humor eine Wirthshausgruppe darstellt. Die zahlreichen Wanderer, welche man über die Berge kommen sieht, sind zum Theil schon im Vordergrunde der Bühne angelangt, und sitzen auf hölzernen Stühlen am hölzernen Tisch, sich erquickend an Makaroni und dunklem Wein, den der Wirth in bekannter pompejanischer Flasche (langer Hals mit zwiebel-

förmigem Bauche) kredenzt. Bauern, Prieſter, Hirten, Mönche, Männer, Weiber, Kinder halten dort Raſt, während allerlei Feder- und Rüſſelvieh daſelbſt ſein Weſen treibt und fahrende Sänger mit Guitarre und Mandoline den Ohrenſchmaus bieten. Daß Prieſter und Mönche in dieſer Wirthshausſcene komiſche Figuren bilden, verbietet die Kirche nicht, daß innerhalb ihres heiligen Raumes eine Wirthshausſcene dargeſtellt wird, ſchadet ihr ebenſowenig, als das bekannte Eſels- und Narrenfeſt im Mittelalter[3]). Wie bereits im 14. Jahrhundert das geiſtliche Drama aus dem engen Kirchenraum hinaus in's Freie trat, ſo iſt unſer figürliches Weihnachts-Schauſpiel, il Presepio, längſt in die Häuſer gedrungen, ſo daß man ruhig behaupten kann: Es giebt im ſüdlichen Italien keinen Palaſt und keine Hütte, in der ſich dieſe Reliquie des uralten Weihnachtsſpiels nicht fände. Der Prachtſaal eines Fürſten wird alljährlich zur Bühne, angefüllt mit erwähnten Figurenſcenen und in der Hütte des Armen mangelt dann eine ſchlichte Krippe ebenſowenig, wie tagtäglich die brennende Lampe vor dem Bilde der Madonna. Einzig in ſeiner Art iſt ein Preſepio im Kloſter St. Martino in Neapel, welches in Hinſicht lebensvoller Darſtellung, Gruppirung, Vollſtändigkeit, Größe und Figurenzahl Vorzügliches leiſtet. In den Abruzzen richtet man die Figuren vielfach ſo ein, daß ſie ſich leicht verſetzen laſſen, was ein größerer Knabe unter entſprechendem Vortrage zu beſorgen pflegt; in Calabrien bildet die „Krippe" vielfach ein bewegliches, förmliches Puppen-Theater. In Palermo heißt noch heute eine Straße: Via de Bambinai, Straße der Bambino-Verfertiger, weil ſeit undenklichen Zeiten daſelbſt die „Künſtler" wohnen, welche den Bambino (Jeſuskind) für die Krippen aus Wachs u. ſ. w. herſtellen.

Aelter als das Weihnachtsdrama iſt das Paſſionsſchauſpiel. Als dieſes nach und nach aus den meiſten Kirchen verſchwand, blieb in letzteren eine Reliquie deſſelben zurück, welche

das Volk des Südens sich schwerlich entreißen lassen wird, und an der es mit eben solcher Liebe hängt, wie an seinen Presepien. Wir meinen die sogenannten Sepolcri, Gräber, figürliche Darstellungen aus dem Schlußakt der Passionsgeschichte. Alle Gegenstände, deren einst die Schaubühne innerhalb der Kirchenmauern für ihr theils stummes, theils redendes Passionsschauspiel bedurfte, findet die andächtige Menge daselbst während der stillen Woche bis auf den heutigen Tag, und Verfasser hat im Laufe der Jahre seiner Beobachtung bemerkt, daß man jetzt immer mehr darauf ausgeht, theatralischen Effekt zu erzielen. Wo es der Raum erlaubt und die Mittel gestatten, wird der Calvarienberg mit den 3 Gekreuzigten, sowie mit anderen oft lebensgroßen Figuren sceniſch dargestellt[4]). Zu diesem stummen Schauspiel wallfahrtet an gewissen Tagen die andächtige und schaulustige Menge ebenso, wie sie früher zu dem durch Personen dargestellten Scenen wallfahrtete. In Neapel, Palermo und anderen großen Städten ist an zwei Tagen der stillen Woche der Wagenverkehr in den Hauptstraßen untersagt, ein Verbot, welches an jene Jahrhunderte (das 16., 17. und 18.) erinnert, in denen die Sitte herrschte, daß sceniſche Darstellungen aus der Passionsgeschichte auf mächtigen Karren durch die Straßen gefahren wurden. Als das Passionsschauspiel sich aus vielen Kirchen des Südens entfernte, und sich im Freien weit großartiger entfaltete, wurden überall bei den Städten Calvarienberge errichtet, welche bis auf den heutigen Tag an vergangene Zeiten erinnern. In Sicilien hat noch jetzt jede Stadt vor den Thoren ihren Calvarienberg, in Neapel heißt ein ansehnliches Stadtquartier: Monte Calvario, ein Name, welcher uns sagt, welchem Zweck jenes weite jetzt mit Häusern bedeckte Quartier in früherer Zeit diente. Wie sehr das Volk an solchen Reliquien hängt, haben wir auf Ischia beobachtet. Das Erdbeben vom Juli 1883 hatte den dortigen Calvarienberg arg zerstört, aber kein Monat verging, da hatte man Alles wieder

einigermaßen in Stand gesetzt, und dies in einer Zeit, als man daselbst in Zelten, Laubhütten oder unter freiem Himmel campirte.

Die früher in den Kirchen des Südens, sowie unter freiem Himmel allgemein üblichen geistlichen Schauspiele, stumme und redende, entlehnten ihren Stoff nicht nur aus der biblischen Geschichte, sondern auch aus der Heiligenlegende. Als diese Aufführungen an den meisten Stellen den Kirchenraum verließen, haben auch sie eine Erinnerung in demselben hinterlassen. Als solche Reliquien sind die beweglichen, lebensgroßen und meist lebensvollen, bunt bekleideten, durch theatralischen Affekt sich auszeichnenden Figuren zu betrachten, deren sichtbare, bemalte Theile entweder aus Wachs, oder einer anderen geeigneten Masse gebildet sind. Weder im nördlichen, noch im mittleren Italien kennt man diese Produkte des in seiner Art sehr geschickten Handwerks, im südlichen Italien dagegen finden sie sich in allen Kirchen, in manchen dutzendweise, zum Theil hinter Glas. Nur hervorragende Kirchen, als z. B. der Dom in Neapel, halten sich frei von solchen „Reliquien", wurden doch auch in den Domen nur selten oder gar nicht Heiligenschauspiele aufgeführt. Manche dieser Figuren kommen nur an demjenigen Tage zum Vorschein, an welchem früher Scenen aus dem Leben des betreffenden Heiligen zur Darstellung gelangten, nämlich an dem Ehrentage desselben, und dann bilden sie einen Ersatz für das einstige Schauspiel. Am Fest des heil. Rochus waren wir in Fratta maggiore, einer der vielen Städte Campaniens, und sahen in der Kirche eine buntbemalte lebensgroße Figur dieses Schutzheiligen.

Man sah ihn in schreitender Stellung, mit Pilgertasche und Pilgerstab, neben ihm befand sich ein Hund, Andeutung einer Landschaft bildete den Hintergrund. Da hatten wir das Leben des Heiligen, wie es mittelalterliche Legende und Dramatik darstellte, des erbarmungsvollen Wunderthäters, der mit seinem

Hunde Italien durchwanderte und in einem Peſtjahr Kranke geſund machte. Wie einſt das Leben der Madonna dem geiſtlichen Schauſpiel in hervorragender Weiſe Stoff verlieh, ſo iſt ihre lebensgroße, meiſt theatraliſch-affektirte Figur bunt koſtümirt, in den Kirchen, die am häufigſten ſich zeigende Reliquie früherer Schauſpiele und eine Erinnerung an letztere. So oft wir an unzähligen Stellen ihre Figur in der verſchiedenſten Stellung und Faſſung erblickten, war es uns, als ſähen wir das Fragment eines Drama's vor uns. In der Paſſionszeit kommt ihre ſchwarzgekleidete, mit dem neapolitaniſchen Schleier verſehene Figur als die Mater dolorosa zum Vorſchein, in Geſtalt einer trauernden neapolitaniſchen Matrone, in ihrer mit Ringen reichlich verſehenen Hand das Spitzentuch, welches nach uraltem Brauch einer ſolchen bei feierlichen Gelegenheiten niemals fehlt. Im Monat Mai, welcher ſeit hundert Jahren der Maria geweiht iſt, ſehen wir das Schauſpiel ihrer himmliſchen Erhöhung vor uns, wenn ſie unter einem purpurnen Thronhimmel majeſtätiſch mit der Krone verſehen, zur Seite des Chores im Hauptſchiff daſteht, wo die Schaaren der Gläubigen ihr Blumenkränze zu Füßen legen. Beim Feſt der Fiſcher in Sorrento ſahen wir die Schutzpatronin der genannten Zunft, die Madonna del Soccorſo, mit der Keule in der Hand, zu ihren Füßen ein von ihr beſiegtes ſchauderhaftes Ungethüm, ein lebendes Bild, oder richtiger Figurentableau, eine Reliquie aus einer früheren dramatiſchen Proceſſion, welche die Siege der großen Königin ſceniſch darſtellte. Wäre die allbekannte Geſchichte von Lourdes vor einigen Jahrhunderten, oder auch im vorigen Jahrhundert geſchehen, ſo wäre ſie ſicherlich in einem Drama verwerthet worden. Ein Anſatz dazu iſt in einer großen Kirche Neapels vorhanden, wo man eine prächtige Felſengrotte und in derſelben die Bäuerin, ſowie die Madonna erblickt, eine mit großem Geſchick durch lebensgroße Figuren dargeſtellte Scene. Dieſelbe Scene, noch

theatralischer und mit umfangreicher Scenerie dargestellt, fanden wir im Garten des Klosters der barmherzigen Schwestern in Neapel.

Wenn das mittelalterige Schauspiel Himmel und Erde den Zuschauer vor Augen führte, so ward dabei die Unterwelt mit ihren Bewohnern nicht vergessen. In dieser Hinsicht müssen wir eine Reliquie erwähnen, welche wir ebenfalls nur in dem nach theatralischer Darstellung so durstigen Süden gefunden haben. In zahlreichen Kirchen sahen wir figürliche Darstellungen von Scenen aus dem Purgatorio (Fegfeuer), rohe Machwerke fast immer. Aus den rothen Flammen ragen nackte Menschen, die Hände flehend emporstreckend, und bisweilen wird diese figürliche Scene durch die Madonna delle Grazie vervollständigt, welche den Flehenden hülfreich ihre Hand entgegenstreckt. In einiger Hinsicht erinnern diese Scenen auch an jene früher beliebten, ebenso großartigen als grausigen öffentlichen Schauspiele, welche den Triumph des Todes zum Gegenstande hatten. Solche stummen Scenen, dramatische Processionen, wurden vor Jahrhunderten in Neapel und Sicilien dargestellt, wo die Jesuiten in solchen Schauspielen das Menschenmögliche leisteten und die Herrschaft der Spanier dieselben beförderte.[5])

II. Das Processions-Drama.

Im mittleren und nördlichen Italien sind die Processionen an den meisten Stellen verschwunden, im südlichen Italien dagegen, Sicilien eingeschlossen, floriren sie heutzutage mehr, als vor 20 Jahren, nehmen an Zahl und Pracht zu und behaupten ihren uralten Charakter. Jede festliche Procession ist ein Schauspiel, wobei dies Wort nicht nur im allgemeinen Sinn einer Schaustellung, sondern im speciellen Sinn einer dramatischen Handlung, einer scena muta (stummen Scene) genommen sein will. Scenen von echt dramatischem Charakter waren es,

welche die Zeit der Renaiſſance bei feierlichen Gelegenheiten darzuſtellen liebte, wir meinen die ſogenannten trionfi[6]), von denen wir aus Florenz, Rom, Mailand, Neapel Beſchreibungen beſitzen. Gewiſſermaßen hiſtoriſche Schauſpiele waren es, wenn man z. B. den Triumph des Cäſar oder des Auguſtus vorführte. Dieſen trionfi entſprechen die heutigen Feſtproceſſionen des Südens an den Ehrentagen der Heiligen. Weltliche Schauſpiele bedürfen der Theaterzettel, welche uns mit dem Inhalt der erſteren, der Rollenvertheilung und anderen wiſſenswerthen Dingen bekannt machen. Solche Zettel, oder beſſer Rieſenplacate, fehlen dem geiſtlichen Feſtſchauſpiel nicht, und dieſelben dienen zugleich als eine Art Commentar, welcher unſere oben ausgeſprochene Behauptung von der Grundidee dieſer Proceſſion beſtätigen. Der Heilige ſelbſt befindet ſich (um mit ſolchem theatraliſchen Feſtprogramm zu reden) im Empireo (Himmelreich), im Corte celestiale (himmliſcher Hofſtaat), wo er Taumaturgo (Wunderthäter), als der Divus Heros (der vergöttlichte Held), als Schutzherr waltet. Seine Rolle wird in der Proceſſion von der lebensvoll gebildeten und entſprechend bekleideten lebensgroßen Statue geſpielt, dem Volke fällt die Rolle der Clienten zu, welche ihre Bittſchriften (ſo ſagt der Zettel) dem Santo darreichen. Wie in faſt allen geiſtlichen Dramen des Mittelalters einer auftritt, der den erläuternden Prologos ſpricht, ſo fehlt daſſelbe auch jenem Proceſſionsdrama nicht, wir meinen den Panegyricus des Kanzelredners.[7]) Das geſammte Schauſpiel aber mit allen ſeinen Haupt- und Nebenrollen hat zu ſeinem Gegenſtand und Inhalt den Triumph des betreffenden Santo. Sogar der die dramatiſche Handlung erläuternde und begleitende Chor fehlt nicht, er wird gebildet von ſchleiertragenden Weibern, deren eintöniger Lobgeſang mit ſchmetternder Trompeten- und Poſaunen-Muſik abwechſelt. Dies Drama iſt in Hinſicht ſeiner Idee und ſeiner Hauptbeſtandtheile überall — in Campanien, Calabrien, Sicilien — daſſelbe, der Unter-

ſchied beſteht nur in dem größeren oder geringeren Pomp und in der größeren oder kleineren Zahl von Neben-Scenen, welche ſich um die Hauptſcenen leicht und natürlich gruppiren. Wer ein naives Schauſpiel dieſer Art ſehen will, begebe ſich nach Capri, um den Triumph der St. Coſtanzo zu ſchauen, oder nach Iſchia, wo man im Jahre 1885 als Zeichen neuer Lebensfreude der heiligen Reſtituta das alte, vielgerühmte Proceſſionsdrama aufgeführt hat, oder nach Soccavo, einem Städtchen am Fuß des berühmten Kloſterberges Camaldoli, um dort St. Pietro und St. Paolo an ihrem Ehrentage, mit der Schärpe eines Generals geſchmückt, agiren zu ſehen, oder nach Sicilien, wo in der Proceſſion vielfach der Lorbeer eine Rolle ſpielt und kleinen Mädchen die Rolle von Engeln anvertraut wird. Großartiger wird das Schauſpiel, wenn der betreffende Santo in weitem Umfang Ruhm und Anhänger beſitzt. Dies gilt z. B. vom St. Mätthäus, dem Schutzpatron der Stadt Salerno, mehr noch von St. Nicolaus in Bari, zu deſſen Triumphſchauſpiel die Frommen eine Reiſe von zehn, zwanzig Meilen nicht ſcheuen. Unübertroffen ſteht Sicilien da, wo, wie im geſammten Süden, jede Stadt und jedes Städtchen, mit reichſtem Wechſel der Scenerie und Ausſtattung alljährlich jenes Schauſpiel aufführt und die Begeiſterung impoſante Dinge leiſtet. Wir wollen nur Catania, der prächtigen, oft heimgeſuchten Stadt am Fuß des Aetna, ſowie Palermo erwähnen. — Eine großartigere Scenerie, als Catania mit ſeinen Paläſten und ſeinem Aetna im Hintergrunde bietet, kann ſich die heilige Agatha für das Schauſpiel, welches die Cataneſen alljährlich im Februar dieſer ihrer hochgefeierten Schutzpatronin zu Ehren und ſich ſelbſt zur andächtigen Freude aufführen, nicht wünſchen. St. Agatha, deren berühmter Schleier das Palladium der Stadt bildet, deren Rolle auch hier von ihrer auf einem Triumphwagen gefahrenen Statue geſpielt wird, erſcheint als die Königin in ihrem Reich. Dargeſtellt wird, wie man in

Sicilien von allen solchen Schauspielen sagt, ihr Viaggio, d. h. Reise, d. h. ihr Triumphzug. Obenan aber steht in Sicilien das Triumphdrama der St. Rosalia in Palermo. Kein römischer Triumphator hatte je einen Triumphwagen aufzuweisen, wie den, auf welchem ihre Riesenstatue, von etwa 40 weißen Ochsen gezogen, daher kommt. In der That handelt es sich um ein unvergleichliches Schauspiel, wenn wir der scenischen Pracht unzähliger Triumphbogen, der großartigen Beleuchtung, des grandiosen Feuerwerks gedenken und in einem Meer von Licht die mit Gold gestickten Gewänder der Heiligen in einer Weise schimmern sehen, daß wir es leicht erklären können, weshalb das Volk diese ihm überirdisch vorkommende Erscheinung als den „goldenen Berg" bezeichnet. Vom Lichtmeer umwallt wird sie der frommen Schaulust des Publicums, welches unbewußt eine Rolle als Mitspieler in diesem Drama übernimmt, zu einer Himmels-Erscheinung, und kehrt, wenn die letzten Wunder des Feuerwerks den theatralischen Schlußeffekt herbeigeführt haben, dem Auge entschwindend, gleichsam „ad verticem summi Olympi", zum Gipfel des erhabenen Olymp, zurück[8]).

Ein solches Triumphschauspiel wird in diesem seinem Charakter durchaus nicht geschädigt, wenn die Rolle des betreffenden Santo letzteren bisweilen in seiner vollen Menschlichkeit zur Erscheinung kommen läßt. So war z. B. der heilige Antonius von Padua, in Neapel bis heute hoch geehrt, bei Lebzeiten ein Bettelmönch, und als solcher erscheint und agirt er, wenn die mit dem Gewande des Bettelmönches bekleidete Statue in lebensvoller Weise seine Rolle spielt, den Kapuzinern und Franziskanern gleich die Häuser betritt, in die weiten Höfe hineingetragen wird, und dort, wie einem armen frate gebührend, Gaben empfängt, die man in seine Pilgertasche, oder in seine nach hinten niederhängende bauschige Kapuze steckt. Eine eigenthümlich dramatische Wendung wird der Procession zu Theil, wenn zwei Heilige verabredetermaßen einander begegnen

und begrüßen, wie dies alljährlich bei Neapel zwischen der Maria und ihrer legendenhaften Mutter, der St. Anna stattfindet, sowie auf Sicilien zwischen St. Sebastian und St. Rochus, welcher bei der Begegnung einander durch Verneigung gegenseitige Achtung bezeigen, oder wenn, wie wir in Campanien an mehreren Stellen, z. B. in Capua und Nocera beobachteten, ein Santo dem anderen für kürzere Zeit einen Besuch abstattet. Mit einem solchen Besuch ist auch die Procession des St. Januarius, des hochberühmten Patrons von Neapel, verbunden, welcher alljährlich kurze Zeit in der Kirche der heiligen Clara weilt, die schon lange Zeit vor jenem des Amtes einer Schutzheiligen wartete, deren Glanzstern aber vor dem Sonnenschein des genannten Taumaturga erbleichen mußte.

Wie sehr die Masse des Volkes an jenem Schauspiel des Trionfo hängt, zeigte sich zur Zeit der Cholera 1884. Während man im mittleren und nördlichen Italien dem aus hygieinischen Gründen erfolgten Processions-Verbot ruhig Folge leistete, erregte dasselbe im Süden an zahlreichen Stellen wilden Aufruhr, wobei das Volk, im Widerstand gegen die bewaffnete Gewalt, in die Kirche drang und die Statue seines Heiligen im tumultuösen Triumph von dannen trug. Erschütternde Schauspiele bot Neapel um die Mitte September genannten Jahres, als der „Triumph des Todes" zur fürchterlichen Wirklichkeit geworden war, und das arme Volk, von Scenen des Grausens umgeben, menschlicher Hilfe mißtrauend, zu seiner „großen Mutter" seine Zuflucht nahm. Da sah man die lebensgroße Statue der Mater dolorosa sich durch die Straßen bewegen, vor, neben, hinter derselben ihre geängsteten, in zerrissene Gewänder gekleideten Kinder, die an der Mutter Seite sich geborgen wähnten vor dem Sensenhieb des fürchterlichen Knochenmannes, und die mit ihrem aufgelösten Haar, ihren Dornenkränzen auf dem Haupt, Angesicht und Brust sich schlagend, ein lebendes

Bild aus düsterer Zeit des Mittelalters darboten, als das Miserere der Flagellantenzüge in Stadt und Land ertönten.

An der Spitze der „Coelites“ (der Himmlischen), des „Corte celeste“ steht die Regina Coeli, die Königin des Himmels, die Madonna, die Verwalterin aller himmlischen Gnadenschätze, für ihre Verehrer der Morgenstern und Abendstern, begrüßt mit dem Worte: Gruß Dir, Gnadenreiche, oder mit Liedern wie jenes: Ave, maris stella, sei gegrüßt, Stern des Meeres! Im Cultus des Südens, wo immer noch im großen Ganzen die Kirche ein naiv gläubiges Volk beherrscht und befriedigt, nimmt die Himmels-Königin eine centrale Stellung ein, welche auf dramatische Weise in den Processionen zur Erscheinung gelangt. Berühmt war in Neapel zur Griechenzeit das Schauspiel des Fackellaufs zu Ehren der Parthenope, aber was ist jener im Vergleich mit dem pomphaften Drama, in welchem der Madonna die Hauptrolle zufällt? Besuchen wir am zweiten Ostertage das freundliche, weinreiche Städtchen Marano in Campanien. Vier Wochen hindurch wird daselbst in einer Kirche von kunstgeübten Händen an der Herstellung des Triumphkarrens der Himmels-Königin gearbeitet, und derselbe mit einer großen Anzahl von Figuren, meist allegorischer Art, versehen. Von sechs weißen Ochsen gezogen tritt am Festtage dies theatralische Festgerüst ins Freie, ohne daß man sofort die Madonna erblickte. Sie steigt erst, wenn jener im Sonnenschein strahlende Prachtkarren die Kirche verlassen hat, langsam durch eine Vorrichtung gehoben, auf einem auf jener Karrenbühne befindlichen, künstlich gebildeten Felsen hervor, langsam, majestätisch, bis sie endlich in ihrer vollen Pracht und Schöne sich den Tausenden zeigt, welche von nah und fern herbeiströmen, um dies Schauspiel zu sehen und in dem nun folgenden dramma del trionfo mitzuwirken. — Ein ähnliches Schauspiel mit größerem Pomp und umfangreicherer scenischer Ausstattung bietet um die Pfingstzeit alljährlich die Stadt St. Giugliano. Genien des römischen

Heidenthums und die Evangeliſten des Chriſtenthums, Delphine der Venus und allegoriſche, der Bibel entlehnte Geſtalten bilden auf dem koloſſalen Triumphkarren den Hofſtaat der Himmelskönigin, maleriſche Trachten der Prieſter und Brüderſchaften, ſowie der als geflügelte Engel gekleideten Mädchenſchaar erhöhen den theatraliſchen Effect. Welche Scene dieſem trionfo eingeflochten wird, werden wir ſpäter ſehen. — Durchwandern wir den Süden Italiens, ſo ſchauen wir überall ähnliche Scenen, die aus dem tiefen Bedürfniß des am Sinnlichen klebenden Volkes, welches ſein Heiliges und ſeine Heiligen vor Augen haben und in Action begriffen ſehen will, hervorgegangen ſind. Die ſpaniſche Herrſchaft brachte ein Uebermaß von Prunk und Pracht in den Marienkultus, und mehr, als anderswo, hat ſich dieſer Charakter in dem abgeſchloſſenen Sicilien bis zum heutigen Tage erhalten. Eine ſpäter zu behandelnde Art des geiſtlichen Schauſpiels führt uns wieder zur Madonna zurück[9]).

Haben wir ſoeben im Allgemeinen den dramatiſchen Charakter der Proceſſionen erkannt, ſo treten uns jetzt ſolche von beſonderer Art entgegen, in denen wir den Begriff des Drama's in größerer Erweiterung vor uns erblicken. Drei Fälle ſind möglich: 1. Außer und neben der dramatiſchen Proceſſion werden theatraliſche Scenen, um den Effect der erſteren zu erhöhen, dargeſtellt, oder 2. die Proceſſion beſteht aus ſceniſchen Gruppen, welche ſich fortbewegen, reſp. unterwegs wiederholen, oder 3. die Proceſſion ſelbſt iſt die ſceniſche Darſtellung einer Begebenheit. Von allen drei Arten zeigt uns der Süden ſolchen Reichthum, daß wir nur bei den Hauptſachen verweilen dürfen. — Stets handelt es ſich hier um ſtumme Scenen, wie ſeither.

Außer und neben der Proceſſion dramatiſche Scenen zur Aufführung zu bringen, war einſt in Spanien allgemeine Sitte. Es handelte ſich dabei um das Frohnleichnamsfeſt, an welchem nach katholiſcher Satzung durch Entwickelung großartigen

Pompes die Siegesherrlichkeit der Kirche vor allen Dingen in der Proceſſion ſich darſtellen ſoll. Zur Erhöhung des Glanzes der letzteren geſchah die Aufführung der unter dem Namen Autos sacramentales bekannten Schauſpiele, in denen die dramatiſche Dichtung der Spanier ſo Großes geleiſtet hat. Ein Calderon, ein Lope de Vega hat auf dieſem Felde unvergängliche Lorbeeren gepflückt. — Dieſe Frohnleichnamsſchauſpiele wurden unter der ſpaniſchen Herrſchaft in den Süden Italiens importirt, faßten aber hier keinen feſten Fuß. Der ſpaniſche Vicekönig, Peter von Toledo, wollte Neapel auch mit der Inquiſition und dem Schauſpiel der ſpaniſchen Autodafé's beglücken, ſcheiterte aber mit ſeiner Bemühung an dem Felſen des einmüthigen Volkswiderſtandes, und nur für kurze Zeit hielten ſich in genannter Stadt die von demſelben importirten Stierkampfſchauſpiele. Weshalb es den ſpaniſchen Autos sacramentales nicht beſſer erging, als letzteren, erhellt leicht aus dem Charakter derſelben. Sie waren dem Volke allzu — — ſpaniſch. Die Allegorie hat in denſelben eine Herrſchaft, welche jene Dramen dem Volke durchaus unverſtändlich machte. Länder und Geiſteskräfte, Tugenden und Laſter, Jahreszeiten und Irrlehren, bibliſche und mythologiſche Perſonen treten in jenen Dramen auf der Bühne auf, und fordern vom Publicum ein gereiftes Denken. Das Volk in Süditalien aber will im Schauſpiel nicht denken, es will ſehen und ſich an Geſtalten von Fleiſch und Blut erfreuen. In großartigen ſtummen Schauſpielen, bei der äußere Pracht die Sinne feſſelt, hat man ſich auf Sicilien bis heute auch allegoriſche Perſonen gefallen laſſen, aber von Autos sacramentales beim Frohnleichnamsfeſt iſt dort keine Spur mehr vorhanden. Eine leiſe Erinnerung an dieſelben entdeckten wir vor Jahren in der Stadt Torre del Greco am Fuß des Veſuv, wo am genannten Feſt neben der pomphaften, farbenbunten Proceſſion ein Schauſpiel geboten wird, welches ſich ſchwer beſchreiben läßt und ſchwerlich irgendwo

seinesgleichen hat. Jene früheren kleinen Schaubühnen (Altäre genannt) neben den von der Processsion zu passirenden Straßen, bestimmt für die Darstellung biblischer Scenen, sind längst in phantastische, farbenprächtige, mit Figuren und Emblemen angefüllte Prachtbauten, großartige Tempel, Thürme, Paläste verwandelt, die in ihrer nächtlichen Beleuchtung einen märchenhaften Effect ausüben. Im verflossenen Jahre zählten wir ihrer sechzig. Die Darstellung biblischer Scenen ist fast gänzlich verschwunden, und fanden wir im vorigen Jahr vor einem jener „Altäre" nur eine einzige dieser Art, nämlich die bekannte Scene: Das Gastmahl des Belsazar[10]), eine lebensvolle aus lebensgroßen Figuren gebildete Gruppe, in der sich die Gestalt Daniel's, welcher auf die geheimnißvolle Wandinschrift hinweist, auszeichnete. Als in Torre del Greco die einst übliche Darstellung biblischer Scenen aufhörte, fanden letztere eine Herberge in den Kirchen, wo die Kunst der Blumen-Mosaik-Malerei geradezu Staunenswerthes in Teppichbildern leistet, welche ganz allein aus fein zerschnittenen Blumenblättern hergestellt werden. — In Scanno, einem Städtchen der Abruzzen, dauern die Frohnleichnamsschauspiele in Gestalt von lebenden Bildern noch heute fort. Jene Prachtbühnen an der Straße heißen dort seltsamerweise Sepolcri, und auf denselben sieht man z. B. das Opfer Abrahams, die Verlobung der Maria u. s. w.

Fassen wir ferner diejenigen Processionen ins Auge, in denen sich bewegliche Gruppen, lebende Bilder in meist größerer Anzahl befinden, so ist dies die älteste Form des geistlichen Schauspiels, in welcher dasselbe in Sicilien auftritt. In der ältesten Zeit handelte es sich dort um lebende Bilder aus der Passionsgeschichte, erst später traten hinzu die sacri testamenti, d. h. Scenen aus dem alten und neuen Tastament, endlich lebende Bilder aus der Heiligen-Legende. — In Sicilien erhielten solche Processionsschauspiele den Namen: Dimustranzi, und die scenischen Gruppen wurden Misteri genannt, sei es,

daß lebende Perſonen agirten, ſei es, daß man ſich mit lebensgroßen Figuren begnügte[11]). Im vorigen Jahrhundert, von Jeſuiten und Dominikanern begünſtigt, erreichte dieſe Art geiſtlichen Schauſpiels den Gipfelpunkt ihrer glanzvollen Entwickelung und fand ſich in faſt allen großen und kleinen Städten der Inſel. Eine große Zahl von Einzelberichten aus dem achtzehnten Jahrhundert iſt vorhanden, Referate, welche den Zuſchauern zugleich als Commentar dienten. Wer dieſe Referate lieſt, muß über mancherlei ſtaunen. Selbſt in kleineren Städten zählte die Zahl der Mitſpieler nach hunderten, überſchritt ſogar die tauſend. Man ſtaunt über die Menge, Großartigkeit und Künſtlichkeit ſceniſcher Vorrichtungen, ſowie über die Gegenſtände, deren Darſtellung ermöglicht wurde, nicht minder über die Koſten der Requiſiten und Koſtüme. — Da gab es gigantiſche Walfiſche für die Jonas-Scene, Klöſter und Paläſte, gegen Saracenenwuth von einem Heiligen geſchützt, Bethlehemsgrotten und Pilatuspaläſte, ſowie unbegreifliche Maſchinerien, um bei der Weltſchöpfung effectvoll zu wirken. Da hatte man Vorrichtungen erfunden, um hunderte von Marterſcenen der ſchaudervollſten Art, Hinrichtungen eingeſchloſſen, in voller Natürlichkeit darzuſtellen. Wir wundern uns über das Gemiſch von Heidenthum und Chriſtenthum, Mythologie und Bibel, mehr aber noch über die endloſe Menge allegoriſcher Geſtalten, deren Maſſenhaftigkeit an die Autos sacramentales der Spanier erinnert. — Als Perſonen traten auf z. B.: Tod, Peſt, Hunger, Krieg, Allmacht, Jahreszeiten, Häreſie, Götzendienſt, Weisheit, Rath, die Elemente, die zwölf Glaubensartikel, Ewigkeit, Himmel und Erde, Tugenden und Laſter aller Art, der göttliche Zorn, das Erdbeben u. ſ. w. Von Anfang unſeres Jahrhunderts an hat die Zahl dieſer Proceſſionsdramen bedeutend abgenommen, ſich aber doch an manchen Orten bis in die neueſte Zeit erhalten, namentlich in ſolchen, welche abſeits von der Heerſtraße liegen. — In Deutſchland wandert man alle zehn Jahre nach

Oberammergau, in Sicilien nach Nicosia, um das großartige Passionsschauspiel daselbst zu sehen, welches aber dort seltener, als in Oberammergau zur Aufführung gelangt. Nicosia, eine einsame, hoch gelegene Bergstadt von 15 000 Einwohnern, unweit der Straße, welche von Termini nach Leonforte führt, ist eine von den vier Städten Siciliens, welche zur Normannenzeit deutsche (lombardische) Colonien aufnahmen, die in Hinsicht der Sprache bis heute ihren Ursprung nicht ganz verleugnen. Seit unvordenklichen Zeiten hatte diese Stadt ihre Passionsprocession, welche nach und nach in ganz Sicilien hohen Ruf erlangte und bis in die Gegenwart bewahrte. Bei der letzten Aufführung wirkten an letzterer über tausend Personen mit, lauter Einwohner von Nicosia, welche auf eigene Kosten sich das erforderliche Kostüm verschafften. Die Direction befand sich in der Hand eines Geistlichen. Am frühen Morgen des Charfreitag begann die gigantische Procession, welche an bestimmten Stellen anhielt, wo jedesmal die vorher wohl einstudirte Bildung der Gruppen (lebenden Bilder) geschah. Man sah zehn Gruppen aus der Passionsgeschichte, dazu mehrere aus der vorhergehenden Lebensperiode Christi, sowie einige aus dem alten Testament. Bei manchem Tableau wurden bis zu hundert Personen verwendet. Prachtvoll war das Kostüm hoher Personen, eines David, Salomo, Herodes, Pilatus, und über zehn Stunden dauerte es, ehe die Procession nach ihrem Rundgang auf der weiten piazza der Stadt anlangte. Dort erfolgte der erst jetzt dargestellte Schlußact der Passion, die Kreuzigung. Gedruckte Referate und mündliche Berichte reden einmüthig von dem tiefen Eindruck, welchen das Schauspiel auf die unabsehbaren Massen der Zuschauer machte, von denen übrigens nicht, wie in Oberammergau, Eintrittsgeld verlangt wurde. Einige andere Städte Siciliens haben alljährlich in der stillen Woche eine ähnliche Procession, aber keine der letzteren wagt es, den

Kreuzigungsact darzustellen, als Ergänzung benutzt man eine Figur oder Bild.

In der Stadt Neapel waren solche Schauspiele lange Zeit hindurch Sitte und hatten an jedem Charfreitag-Abend einen großartigen Charakter, sind aber schon lange daselbst außer Gebrauch gekommen. Dagegen bestehen sie in zahlreichen Städten, theils in Campanien, theils in Calabrien, bis auf den heutigen Tag, festgehalten von der Liebe des Volkes. Auf dem Festlande aber haben sie nirgends den großartigen, pomphaften Charakter, welcher ihnen in Sicilien eignet, und die scenischen Gruppen bestehen mit wenigen Ausnahmen aus Figuren, die man auf Bahren trägt. — Sehr oft sieht man in der begleitenden Procession nur die ihren todten auf einer Todtenbahre getragenen Sohn begleitende Mater addolorata (Schmerzensmutter), wobei uns jener uralte Zug der Passionsdramen entgegentritt, daß Maria die Hauptrolle spielt. Oft aber treten andere Misteri (Gruppen) hinzu, sowie irdische und himmlische Wesen mancherlei Art. Dumpfer Trommelton, ein Trauermarsch, des Miserere der Priester fehlen nie. So viele Schauspiele dieser Art wir auch gesehen, stets überzeugten wir uns von der tiefen Andacht des Publicums, unter dem laute Rufe und Thränen bei dieser Gelegenheit gewöhnlich sind. Es mag auffallend erscheinen, daß Processionen zur Darstellung der Ostergeschichte äußerst selten vorkommen, jedoch läßt sich diese Erscheinung leicht erklären. Tiefe, gemüthliche Eindrücke empfängt das Volk nur beim Passionsschauspiel, und darum wird letzteres bevorzugt. — Nur selten wird die Form des Processionsdrama's zur Darstellung von Scenen aus der Heiligenlegende benutzt, und steht in dieser Hinsicht Sicilien wiederum obenan. Wir erwähnen in dieser Hinsicht nur eine seit Mitte des vorigen Jahrhunderts in St. Giuliano alljährlich wiederholende Pracht-Procession zu Ehren der Madonna. Genannte Stadt, reichlich 5000 Einwohner zählend, liegt auf der einsamen Höhe des im

Alterthum vielgenannten Berges Eryx, einst hochberühmt durch einen Tempel der Venus. Während von letzterem nur wenige Trümmer vorhanden sind, ist die Tradition des antikrömischen Cultus daselbst ebenso wenig erstorben, als die der Venus heiligen Taubenschaaren, welche noch immer jene heilige Höhe lustig umflattern. Wie die dortigen Einwohner den Cultus ihrer Madonna auffassen, zeigt die alljährliche Procession, zum Theil aus prachtvoll kostümirten Reitergruppen (Jupiter, Mars u. s. w.) bestehend, sowie aus einer Menge allegorischer Gestalten, in deren Mitte die Madonna sich bald in dieser, bald in jener Gestalt zeigt. Beliebt ist es, sie als die den Holofernes besiegende Judith darzustellen. Von diesen recht doctrinären Schauspielen hat ein jedes seinen gedruckten Commentar, und die Erfinder jener Allegorien haben wir in den Reihen des Clerus zu suchen.

Fassen wir endlich diejenigen Processionen ins Auge, welche nicht vereinzelte Gruppen bringen, sondern, welche jede in ihrer Totalität, Darstellungen von Ereignissen sind, seien letztere nun historischer, oder legendenhafter, oder rein fingirter Art. Zunächst begegnet uns hier ein Passions-Schauspiel höchst eigenthümlicher und ergreifender Art, ergreifender als z. B. ein äußerst trockenes und lehrhaft geschriebenes Passions-Schauspiel von Hugo Grotius. An mehreren Orten des festländischen Südens wird unter freiem Himmel die Kreuztragung Christi und sein Gang nach Golgatha in vollster Natürlichkeit und mit derbstem Realismus dargestellt. Ein robuster Mann, von römischen Kriegern oder von „Juden" begleitet, barfuß, an Stricken gehalten, schleppt ein großes, schweres, hölzernes Kreuz. Dieser Zug bewegt sich auf der Landstraße, wo sich dasselbe wiederholt, was uns die Evangelisten von jenen Weibern erzählen, welche die Zeugen der Kreuztragung Christi waren. Von einer Kirche ausgehend bewegt sich dieser langsame Zug gewöhnlich zum Calvarienberge vor der betreffenden Stadt, wo er sich

III. Andere ſtumme Scenen.

Ehe wir unſere Darſtellung der pantomimiſchen Schauſpiele, welche im Gebiet des geiſtlichen Drama's ſo ſehr prävaliren, ſchließen, erübrigt noch eine Nachleſe. Eine Reihe von ſtummen Scenen gruppirt ſich zunächſt um Weihnachten und Oſtern.

In zahlreichen Kirchen wird um zwölf Uhr in der heiligen Nacht der verſammelten Menge ein Wiegenkörblein gezeigt, der Prieſter hebt das Tüchlein ab und ſiehe, — da liegt das neugeborene Jeſuskindlein in Geſtalt einer Puppe, die man zum Preſepio trägt, während die Verſammelten, welche jedesmal dichtgedrängt die Kirche füllen, ein Ninna-Nonna (Großmütterchens Wiegenlied) anſtimmen. In Calabrien hört man dabei nicht ſelten die Schalmei der Hirten, oder ſieht gar den Weihnachtsſtern. Jene Hirten aber, welche jedes Jahr von den Bergen um die Weihnachtszeit in die Städte niederſteigen, jene Zampognari im Schafpelz, an den Füßen Sandalen, ſieht man zur genannten Zeit zu vielen hunderten z. B. in Neapel, wo ihre uralten Weiſen vor den Madonnenbildern ertönen. Unſere Zampognari (Schalmeibläſer) gehören auch zu den lebenden Bildern. —

Die ſtille Woche bringt eine größere Anzahl ſtummer Scenen. An vielen Orten Siciliens iſt bis heutigen Tages eine Scene üblich, welche wir auf dem Feſtlande nirgends gefunden haben: der Einzug Chriſti in Jeruſalem, welcher im Freien in derb realiſtiſcher Weiſe dargeſtellt wird. Die betreffende Stadt wird als Jeruſalem gedacht und der Einzug geſchieht ſo, daß einer der jüngeren Ortsgeiſtlichen, entſprechend gekleidet, eine Eſelin beſteigt, welche erſt ein einziges Mal ein Füllen bekommen hat. Die Apoſtel, mit Palmen- oder Oelzweigen verſehen, reiten entweder voran, oder folgen nebſt der Volksmenge nach, aus deſſen Mitte das Hoſianna ertönt. — Faſt alle größeren Kirchen — eine in jedem Orte — haben am Gründonnerſtag die Fußwaſchung, in Palermo ſtellt ſogar eine der

vielen Brüderschaften in einer Kirche die Einsetzung des Abendmahls dar. — Am Charfreitag ist an vielen Stellen die Discesa, wie das Volk sagt, d. h. die Abnahme vom Kreuz, wobei ein großes Crucifix durch Ausziehen der Nägel u. s. w. vom Kreuz gelöst wird, woran sich dann eine der vielen Grabes-Porecssionen (siehe oben Abth. II) anschließt. Eben so häufig, auch in den Abruzzen üblich, findet sich die Wächterscene am Grabe. Die Wächter hörten wir einst als „Giudei" bezeichnen obgleich sie ziemlich römisch kostümirt waren.

Von einem „Pfingstspiel" ist weder in alter, noch in neuer Zeit die Rede. Das Pfingstfest heißt im Neapolitanischen: Das Blumenostern. Für geistliche Spiele war dann niemals Zeit, wegen großer Wallfahrten, die noch heutzutage stattfinden. In einer Straße Neapels sah Verfasser im letzten August eine stumme Scene aus dem Leben des St. Camillus. Seine lebensvolle Statue stand zwischen Krankenbetten in einer Nische im Freien.

Der Ehrentag des hl. Joseph, 19. März, ist für den gesammten Süden Italiens immer noch der große Almosentag aber auf dem Festlande sind ehemalig scenische Darstellungen unseres Wissens gänzlich verschwunden. In Sicilien dagegen ist es ziemlich allgemein noch heute Sitte, einen alten Mann am genannten Tage als St. Joseph zu kostümiren, ein Waisenmädchen als Maria und einen Waisenknaben als Jesuskind. Alte Kirchenbilder sind für das Kostüm maßgebend. Die heilige Familie wird an einigen Stellen Siciliens in der Kirche, an anderen in Privathäusern gespeist und beschenkt.

Schließlich zwei merkwürdige Beispiele dramatischer Tänze, die sich an den Cultus anschließen.

Daß im Mittelalter sich der Tanz wie eine Art Drama in den Cultus hineindrängte, ist unzweifelhaft. Der Senat in Pisa verbot zur Zeit der Republik das ballare (Tanzen) und tamburare in der Kirche, in Madrid wurde die Frohnleichnams-Pro-

ceſſion von Tänzen begleitet, auch wurden in Spanien in den Kirchen ſogenannte Todtentänze aufgeführt, in denen man die Macht des Todes darſtellte. Den raſenden Reigen der wilden Tänze zu Ehren des heil. Johannes in Deutſchland könnte man auch hier anführen.

Lebende Bilder aus den Zeiten der Mänaden und Korybanten haben wir manchesmal in der grotta di Posilipo geſchaut, wenn ſich dort nach Ende der kirchlichen Function am Vigilienabend vor dem 8. September die Volksmaſſen alljährlich in wildem Jubel drängten, und zum dämoniſchen Ton der Handtrommel die Tarantella, deren dramatiſcher Charakter bekannt iſt, zu Ehren der „großen Mutter“ getanzt ward. — Stumm nennen wir dieſe nächtlichen Scenen deshalb, weil der Dialog fehlt, im Uebrigen ſind ſie ſo laut, wie einſt die antikrömiſchen Feſte zu Ehren der Ceres oder der Kybele. Daſſelbe gilt von einem Feſtſchauſpiel zu Ehren des St. Paulinus in der uralten kampaniſchen Stadt Nola[14]). Ein ſtummes (toſendes) Schauſpiel iſt es, welches vielleicht in Indien, aber nirgends in Europa, ſeinesgleichen hat. Vom St. Paulinus geht die Sage, daß er, von Afrika nach Nola heimkehrend und an der kampaniſchen Küſte landend, von den Nolanern feierlich empfangen wurde, welche ihm kleine Blumenthürmchen tanzend entgegen brachten. Dies legendenhafte Ereigniß wird jährlich im Juni vor etwa 20 000 Zuſchauern, welche alle Straßen, Plätze, Balkone, Dächer Nola's füllen, dargeſtellt. Aus jenen Thürmchen ſind aber Thürme geworden, ſo hoch, daß ſie über die Häuſer weit emporragen, Prachtobelisken ſind es, acht an der Zahl, aus leichtem Gerüſt gefügt, welches prachtvoll mit Säulen, Statuen, Ornamenten umkleidet und auf der Spitze mit einem Heiligen verſehen iſt. Jeder dieſer flimmernden, ſchimmernden Thürme (Lilien geheißen) wird von vierzig Männern getragen, und jene acht führen vor dem mit der Büſte des St. Paulinus beſetzten Schiff eine Art Tanz auf. Die Thürme drehen, neigen

sich, bilden mit einander Linien, alles nach dem Tacte wilder Tarantella-Musik, unter krachendem Feuerwerk und dem orkanhaft tosenden Jubel der Festgenossen. Im zweiten Act führen die 320 Träger Reigentänze, denen der alten Griechen ähnlich, zu Ehren des Heiligen auf, und als wir dieser Scene stumm beiwohnten, als wir sahen, wie die Massen von der Tanzwuth ergriffen wurden, war es uns, als sähen wir die dem Bromios (tosenden Bacchus) huldigenden Mänaden, als sähen wir ein lebendes Bild aus dem Euripides, in dessen Bacchantinnen der Chor singt: Folgen wir jubelnd der süßesten Noth, Bromios holdestem Göttergebot, im wild aufjauchzendem Reigen[15]).

IV. Das Drama.

Die Ueberschrift meint das dramma parlante, das dialogisirte Drama. Pantomimische Darstellungen waren die älteste Form der geistlichen Schauspiele im gesammten Süden Italiens, ebendieselben wurden in allen Jahrhunderten bevorzugt und dies gilt bis auf den heutigen Tag. In dieser Thatsache haben wir ohne Zweifel ein Erbe des römischen Lebens zu erkennen. Augustus war es, welcher den Pantomimus auf die Bühne brachte und allbekannt ist es, mit welcher Vorliebe man während der Kaiserzeit solche Darstellungen der Schaubühne pflegte. — Obige Behauptung will aber nicht dahin verstanden sein, als hätte man das dialogisirte Drama vernachlässigt. Die Production geistlicher Dramen war im 16., 17., 18. Jahrhundert eine erstaunlich fruchtbare und hat bis auf den heutigen Tag in Süditalien nicht aufgehört. Wir kennen sowohl in Neapel, als in Palermo Buchhandlungen, welche geistliche Dramen früherer Zeit immer wieder drucken, weil unter dem Volk beständige Nachfrage herrscht, dazu kommen Dramen, welche unserer Gegenwart ihre Entstehung verdanken. Manche werden auf Bestellung gearbeitet, wobei die Muse hier einen Seminar-Professor, dort einen Studenten oder Schulmeister mit ihrer Inspiration beehrt, nicht

ceſſion von Tänzen begleitet, auch wurden in Spanien in den Kirchen ſogenannte Todtentänze aufgeführt, in denen man die Macht des Todes darſtellte. Den raſenden Reigen der wilden Tänze zu Ehren des heil. Johannes in Deutſchland könnte man auch hier anführen.

Lebende Bilder aus den Zeiten der Mänaden und Korybanten haben wir manchesmal in der grotta di Posilipo geſchaut, wenn ſich dort nach Ende der kirchlichen Function am Vigilienabend vor dem 8. September die Volksmaſſen alljährlich in wildem Jubel drängten, und zum dämoniſchen Ton der Handtrommel die Tarantella, deren dramatiſcher Charakter bekannt iſt, zu Ehren der „großen Mutter“ getanzt ward. — Stumm nennen wir dieſe nächtlichen Scenen deshalb, weil der Dialog fehlt, im Uebrigen ſind ſie ſo laut, wie einſt die antikrömiſchen Feſte zu Ehren der Ceres oder der Kybele. Daſſelbe gilt von einem Feſtſchauſpiel zu Ehren des St. Paulinus in der uralten kampaniſchen Stadt Nola[14]). Ein ſtummes (toſendes) Schauſpiel iſt es, welches vielleicht in Indien, aber nirgends in Europa, ſeinesgleichen hat. Vom St. Paulinus geht die Sage, daß er, von Afrika nach Nola heimkehrend und an der kampaniſchen Küſte landend, von den Nolanern feierlich empfangen wurde, welche ihm kleine Blumenthürmchen tanzend entgegen brachten. Dies legendenhafte Ereigniß wird jährlich im Juni vor etwa 20 000 Zuſchauern, welche alle Straßen, Plätze, Balkone, Dächer Nola's füllen, dargeſtellt. Aus jenen Thürmchen ſind aber Thürme geworden, ſo hoch, daß ſie über die Häuſer weit emporragen, Prachtobelisken ſind es, acht an der Zahl, aus leichtem Gerüſt gefügt, welches prachtvoll mit Säulen, Statuen, Ornamenten umkleidet und auf der Spitze mit einem Heiligen verſehen iſt. Jeder dieſer flimmernden, ſchimmernden Thürme (Lilien geheißen) wird von vierzig Männern getragen, und jene acht führen vor dem mit der Büſte des St. Paulinus ten Schiff eine Art Tanz auf. Die Thürme drehen, neigen

ſich, bilden mit einander Linien, alles nach dem Tacte wilder Tarantella-Muſik, unter krachendem Feuerwerk und dem orkanhaft toſenden Jubel der Feſtgenoſſen. Im zweiten Act führen die 320 Träger Reigentänze, denen der alten Griechen ähnlich, zu Ehren des Heiligen auf, und als wir dieſer Scene ſtumm beiwohnten, als wir ſahen, wie die Maſſen von der Tanzwuth ergriffen wurden, war es uns, als ſähen wir die dem Bromios (toſenden Bacchus) huldigenden Mänaden, als ſähen wir ein lebendes Bild aus dem Euripides, in deſſen Bachantinnen der Chor ſingt: Folgen wir jubelnd der ſüßeſten Noth, Bromios holdeſtem Göttergebot, im wild aufjauchzendem Reigen[15]).

IV. Das Drama.

Die Ueberſchrift meint das dramma parlante, das dialogiſirte Drama. Pantomimiſche Darſtellungen waren die älteſte Form der geiſtlichen Schauſpiele im geſammten Süden Italiens, ebendieſelben wurden in allen Jahrhunderten bevorzugt und dies gilt bis auf den heutigen Tag. In dieſer Thatſache haben wir ohne Zweifel ein Erbe des römiſchen Lebens zu erkennen. Auguſtus war es, welcher den Pantomimus auf die Bühne brachte und allbekannt iſt es, mit welcher Vorliebe man während der Kaiſerzeit ſolche Darſtellungen der Schaubühne pflegte. — Obige Behauptung will aber nicht dahin verſtanden ſein, als hätte man das dialogiſirte Drama vernachläſſigt. Die Production geiſtlicher Dramen war im 16., 17., 18. Jahrhundert eine erſtaunlich fruchtbare und hat bis auf den heutigen Tag in Süditalien nicht aufgehört. Wir kennen ſowohl in Neapel, als in Palermo Buchhandlungen, welche geiſtliche Dramen früherer Zeit immer wieder drucken, weil unter dem Volk beſtändige Nachfrage herrſcht, dazu kommen Dramen, welche unſerer Gegenwart ihre Entſtehung verdanken. Manche werden auf Beſtellung gearbeitet, wobei die Muſe hier einen Seminar-Profeſſor, dort einen Studenten oder Schulmeiſter mit ihrer Inſpiration beehrt, nicht

ſelten kommt auch über einen Prieſter, oder irgend einen Privatmann dichteriſche Begeiſterung, und er hebt an zu „ſingen und zu ſagen“ von dieſem, oder jenem Heiligen. Die Literatur dieſer Art iſt einer anſtändigen Sündfluth nicht unähnlich, wovon wir uns in den Zimmern und an den Karren und Bänken ſüdlicher Antiquare überzeugt haben. Die Verfaſſer geiſtlicher Dramen der Neuzeit machen keineswegs immer auf Originalität Anſpruch und verſchmähen es nicht, ſich innig an alte Vorbilder anzuſchließen. Kürzlich legte uns ein Antiquar einen hübſchen Berg geiſtlicher Schauſpiele des 16. und 17. Jahrhunderts vor, darunter auch Manuſcripte mit allerliebſten Federzeichnungen verſehen. „Seht, mein Herr, dies Alles iſt antik, molto antico“. — So ſprach der Alte. — Nach dieſen „antiken“ Vorbildern alſo arbeiten die Dramaturgen der Gegenwart, die ſich vorzugsweiſe im Gebiet Campaniens finden. Die Erzeugniſſe dieſer Muſe ſind, um ſpaniſch zu reden: Comedias divinas y humanas, denn irdiſche und himmliſche, engelhafte und infernaliſche Weſen, Perſonen der Geſchichte und Sage treten darin auf. — Was die Aufführung ſolcher Dramen betrifft, ſo begegnet uns eine bewundernswerthe Mannigfaltigkeit. Alte und neue Dramen werden aufgeführt, im Freien, ſelten in Kirchen, in Theatern, in letzteren bald in Puppen, bald — und zwar gewöhnlich — von lebenden Perſonen, Ortsangehörigen, höchſt ſelten von Berufsſchauſpielern. In Campanien, in Calabrien, in Sicilien ſind uns gewiſſe Centren bekannt, wo die Aufführung mannigfaltiger geiſtlicher Dramen durch die Ortsangehörigen das beliebteſte Volksvergnügen darbietet. Nur wenige Stunden von Neapel entfernt liegt, von Rebenguirlanden umkränzt, das Städtlein Arzano, wo wir nicht nur geiſtliche Schauſpiele ſahen, ſondern auch Zeuge eines der ſeltſamſten Acte waren, den wir je geſehen. Es wurden nämlich die Rollen vertheilt, — doch nein, nicht vertheilt, ſondern verſteigert, öffentlich verſteigert und an den Meiſtbietenden vergeben! Da kam z. B. der heil.

Michael, d. h. ſeine Rolle, zum Aufgebot. Das iſt eine Rolle, in der ein Jüngling prunken kann. — Da kamen Tobias ſowie verſchiedene Heilige zum Aufgebot, und junge Leute boten zehn, zwanzig, dreizig Lire für ſolche Rolle. — Auch ein Schauſpiel, wenn auch kein beſonders geiſtliches[16]). — Die Bezeichnung der dialogiſirten Dramen Süditaliens iſt in den verſchiedenen Gegenden verſchieden. Auf dem Feſtlande hört man im Volke, oder lieſt auf Maueranſchlägen z. B. Rappresentazione sacra, oder Dramma sacro, oder Tragedia sacra, oder Spettacolo sacro. In Calabrien findet ſich der Ausdruck: Funzione, in Sicilien außer letzterem: Atto, oder Auto (Handlung, an das Spaniſche erinnernd), bisweilen auch Dittu, Dialectwort von dire (ſprechen) oder jocu (Spiel). Ein Paſſionsſchauſpiel heißt in Neapel: La passione, in Sicilien aber Mortorio, d. h. Leichenbegängniß, ein Weihnachtsſpiel wird daſelbſt meiſt als Pastorale (Hirtenſpiel) bezeichnet. — Was die Production geiſtlicher Dramen betrifft, ſo ſcheint ſich Süditalien heutzutage in einer ähnlichen Periode zu befinden, wie Deutſchland im 16. und zum Theil im 17. Jahrhundert, als Rectoren, Schulmeiſter und Paſtoren zu Dichterlingen wurden und ſich in Dramen zu verewigen trachteten, die nicht nur „luſtig und fruchtbar" zu leſen waren, ſondern auch (meiſt von Schülern) aufgeführt wurden. — In den Prieſterſeminaren Süditaliens namentlich in Pozzuoli iſt die Aufführung geiſtlich-weltlicher Dramen nicht ſelten. Unſere nachfolgende Darſtellung nimmt von ſolchen Leiſtungen prieſterlich-ſeminariſtiſcher Pädagogik keine Notiz.

Den Uebergang vom pantomimiſchen zum „ſprechenden" Drama haben wir uns ſo zu denken, daß zur ſtummen Scene das Wort erläuternd, oder wenigſtens begleitend hinzutrat. Dieſe Art des Dramas iſt in ganz Süditalien im hohen Grade volksthümlich, und reiht ſich regelmäßig in den Charfreitags-Cultus ein. Zu den figürlichen Scenen in den Kirchen, zu den Proceſſionsdramen in und außerhalb derſelben tritt das lebendige

Wort geiſtlicher Redner, die mancher um ihre volksthümliche Art beneiden möchte, und die in Verbindung mit den ſtummen Scenen oft große Wirkung erzielen. — In der Hauptkirche auf der Inſel Procida, ſtehen etwa zehn Figurengruppen aus der Paſſionsgeſchichte im Hauptſchiff am Charfreitag, und kommt der Kanzelredner im Verlauf ſeines Vortrages zu einer neuen Paſſionsſcene, ſo wird die entſprechende Figurengruppe auf einer Bahre fortgetragen, bis bei der Schlußſcene nur noch der todte Chriſtus nachbleibt. In einer kleinen Stadt Campaniens ſahen wir eine Proceſſion mit den „Myſterien" der Paſſion (Gruppen) unterwegs oft anhalten, wobei ein Capuziner eine ihm nachgetragene Kanzel beſtieg und in wahrhaft volksthümlicher Weiſe die eine und die andere Gruppe erläuterte. In einem kleinen Orte bei Meſſina iſt es, wie uns ein Freund berichtet, Sitte, daß am Charfreitag ein junger Prieſter die Paſſionsgeſchichte vorlieſt, wobei auf der neben ihm (in der Kirche) befindlichen Bühne von wohlkoſtümirten Perſonen die entſprechenden Scenen nach und nach in lebenden Bildern dargeſtellt werden.

Voll dramatiſchen Lebens und inſofern eine Hinleitung zum dramma parlante ſind viele volksthümliche, noch heute bei manchen Proceſſionen üblichen Wechſelgeſänge, ebenſo die Lieder der blinden Paſſionsſänger, die man noch jetzt in der ſtillen Woche auf manchen Straßen Neapels ſieht, wo ſie ſtets zu zweien auftreten und die einzelnen Perſonen der Paſſionsgeſchichte in ihren rührenden Recitativen reden laſſen[17]). In vielen Kirchen Neapels wird am Charfreitag gefeiert: La desolazione (die Vereinſamung der Maria), wobei drei Stimmen die Gefühle und Geſpräche der Maria, der M. Magdelena und des Johannes in ergreifender Weiſe ſingen. — Auf Sicilien finden in zahlreichen Kirchen am heiligen Abend vor dem Presepio Dialoge von Kindern ſtatt, die kindlicher reden, als jene kleinen Mädchen, welche in der Kirche St. Maria Araceli zu Rom ſogenannte Predigten halten, die von dogmatiſcher Weisheitſtrotzen.

Eine dritte Ueberleitung finden wir in kleinen „ſprechenden“ Scenen, welche ſich in die ſtummen dramatiſchen Proceſſionen hineindrängen. — In dieſer Hinſicht iſt in ganz Süditalien, alſo in Campanien, in Calabrien, in Sicilien, keine Scene ſo häufig und ſo beliebt, als eine Engelſcene, genannt: I Volo, der Flug, oder il Volo d'angelo, der Engelsflug[18]). Es ſind das Scenen, wie ſie kein geiſtliches Drama des Nordens jemals producirte, Scenen von ſo origineller Art, daß wir ſelbſt erſt dann den uns gewordenen Berichten glaubten, als wir das Wunder mit eigenen Augen ſchauten. Hoch über den Platz eines Städtchens ſpannt ſich ein Seil, etwa ein ſolches, wie es Seiltänzer benutzen. — Auf demſelben wird, vermöge nöthiger Einrichtung, ein als Engel koſtümirtes Mädchen entlang gezogen, deſſen Beſtimmung iſt, der Madonna oder einem Heiligen bei einer dramatiſchen Proceſſion einen Himmelsgruß zu bringen. — So ſahen wir es z. B. im Campaniſchen St. Giuliano bei der früher erwähnten Proceſſion der Madonna, auf dem Ochſen-Triumpfwagen[19]), ſo, und noch origineller, in der Stadt Ottajano nördlich am Veſuv, wo eine Reihe von Engelsknaben gemeinſchaftlich an einem ſtattlichen Gerüſt in ſchwebender Stellung hingen und bei Ankunft des heiligen Michael (Statue) dieſen mit ſehr menſchlich-verſtimmten Poſaunen und ebenſo ſchlechten Verſen begrüßten, eine Scene, die vom Jubel der Menſchenmaſſen bejauchzt wurde. In Paſtene, einer kleinen Stadt bei Benevent, kommt beim Feſt des St. Joſeph zur Statue des letzteren ein mit dem Schwert bewaffneter Engel (auf dem Tau) geflogen, und hat eine längere Unterredung mit einigen Teufeln, die unter Pulverdampf den Himmelsboten erwarten. — Der Engel, — es iſt St. Michael — ſteht dem Hohne Lucifers und ſeiner ſataniſchen Geſellen muthig Rede, worauf den Worten ein Schwertkampf folgt, in welchem Lucibello (Lucifer) zum Jubel des Volkes unterliegt. — Wir haben nicht erfahren

können, warum dies hochbeliebte Schauſpiel gerade am St. Joſephstage aufgeführt wird.

Keime des dramma parlante haben wir im Vorſtehenden genannt, aus denen nach und nach ein an Zweigen und Früchten reicher Baum erwuchs.

Kirchen, Klöſter, freie Plätze, Straßen, Theater wurden die Schauplätze des Dramas. Damit iſt aber keineswegs geſagt, daß man ſich mit geſchloſſenen Schaubühnen ſofort allzuviel Mühe gab. Die pantomimiſchen Darſtellungen fanden und finden ja meiſt im Freien ſtatt, und noch heute giebt es auf Sicilien „redende" Schauſpiele, bei denen von keiner Bühne die Rede iſt.

Alſo im Freien. Stoff für ein echt volksthümliches Drama, bei dem zum Theil aus dem Stegreif geſpielt und geſprochen wird, bietet zuerſt die heilige Geſchichte. — In zahlreichen Orten Siciliens ſieht man die heilige Familie auf der Reiſe. Auf der Straße kommen dann Joſeph und Maria, beide in Uebereinſtimmung mit alten Kirchenbildern koſtümirt, daher, letztere führt das Jeſuskindlein an der Hand. Viel Volks hat ſich verſammelt, um Zeuge zu ſein, wie ſie unterwegs angefallen werden und wie ein Engel ſie beſchützt. Der Dialog bei dieſer Gelegenheit, ſowie bei ihrem Eintritt in die Stadt, wo ſie Quartier ſuchen, iſt herkömmlich, wobei indeß mancherlei extemporirt wird. — Das Städtlein Scicli in der Nähe der Südküſte Siciliens hat alljährlich das geiſtlich-weltliche Schauſpiel einer Schlacht zwiſchen Türken und Chriſten, wobei ebenfalls das freie Feld als Bühne benutzt wird. Die Sage geht, daß auf dortigem Gefilde der Normannenkönig Roger die Türken ſchlug, als die Madonna ſeinen Mannen erſchien, wie einſt die Dioskuren den Römern. Dort, wo man die Madonna ſchaute, ſteht zur Erinnerung eine Kapelle, und unweit derſelben führt man jenes Volksſchauſpiel auf, wobei Schiffer, Handwerker, Arbeiter u. ſ. w. mitwirken. Die beiden Heerſchaaren, Chriſten

und Türken, sind wohl kostümirt, König Roger und der Sultan tragen entsprechende Uniform. Der Dialog zwischen den letzten beiden wird zum Theil extemporirt, wobei derbe Schimpfreden nicht fehlen. Die Schlacht beginnt, und alsbald trägt eine Procession die prächtig gekleidete Madonnenstatue herbei, vor welcher die Türken davon laufen. — Hier möchten wir schließlich eines Schauspiels gedenken, welches früher um die Weihnachtszeit z. B. in Florenz üblich war, dort aber schon seit Jahrhunderten verschwunden ist, und heutzutage sich nur in wenigen Orten Siciliens findet. Am Abend vor Weihnacht, anderswo am letzten Jahres-Abend, fährt man die lebensgroße Puppe eines abscheulich-häßlichen alten Weibes unter Geheul und mißtöniger Musik im Orte umher. Jene Hexe heißt: La Vecchia di Natale, d. h. die Weihnachtsalte. Offenbar ist letztere dieselbe, wie jene halb gutmüthige, halb bösartige Weihnachtsfee, genannt Befana (von Epiphania), welche in Nord- und Mittelitalien den Kindern Gaben bringt. In ihr aber birgt sich die römische Gottheit der Neujahrsgaben, die Strenua, welche sich, wie alle heidnischen Götter, bei Verbreitung des Christenthums, in einen Dämon wandelte. In Sicilien schreit man beim Herumfahren jener Hexenpuppe noch jetzt: La vecchia Strina!

In den Kirchen des Festlandes wird, so weit unsere Kunde reicht, kein Dramma parlante mehr aufgeführt, in Sicilien dagegen ward diese Sitte bis 1860 hin ziemlich allgemein beibehalten und noch heutzutage giebt es Kirchen, die außer dem stummen auch das redende Schauspiel pflegen. Seltsam: Schon Papst Innocenz III. war es, der im 13. Jahrhundert die Aufführung von Schauspielen in den Kirchen verbot, aber wohl kein Gebot ist schlechter befolgt, als dieses, am allerschlechtesten aber in Sicilien. Dort erfolgt am heiligen Abend in einigen Kirchen immer noch die Aufführung des uralten Pastorale, oder Hirtenspiels, dort reden Hirten und Engel, Gärtner und Jäger, bisweilen auch eine Zigeunerin, welche das Schicksal des Neu-

geborenen seiner Mutter vorhersagt. Anderswo treten zwei Chöre auf, den einen bilden die Hirten, den anderen die heiligen drei Könige nebst Gefolge. In seltenen Fällen geschieht in der Kirche auch die Aufführung eines meist nur kurzen Passions-Schauspiels. —

Bühnen verschiedener Art, seien es stehende, seien es eigens momentan errichtete, zu benutzen, ist in Campanien, Calabrien und Sicilien heutzutage allgemeine Sitte.

Auf der Bühne eines Puppentheaters[20]) in Neapel, dem allbekannten, Ende 1885 demolirten Teatro Sebeto an der Molostraße, wird in der Woche vor Ostern allabendlich zweimal ein Passionsdrama aufgeführt, unseres Wissens ein Unicum in unseren Tagen. Jetzt ist dies Theater verlegt. Das Publicum, welches bei jeder Vorstellung das Theater vollständig füllt, besteht durchweg aus solchen, welche man „Lazzaroni" zu nennen pflegt und zahlt wenige Soldi Eintrittsgeld. Jenes Drama zählt fünf Acte und führt die gesammte Passionsgeschichte bis zur Grablegung theils in „redenden", theils in stummen Scenen, meist im genauen Anschluß an das Bibelwort vor Augen. Es finden sich jedoch auch manche Zusätze, sowie eigenthümliche, oft originelle aus der Erfindung des Verfassers stammende Züge. Derb realistisch ist die Scene der Erhängung des Judas. Ein Baum, unter welchem Judas einen Monolog hält, neigt demselben langsam, ruckweise einen Ast nieder, und kaum ist der Selbstmord geschehen, so wechselt die Scene, den Mörder umgiebt die feuersprühende, von Dämonen erfüllte Hölle. — Stumm ist die Golgathascene, die Leiber der Gekreuzigten zucken, Christus wendet sein Haupt dem Schächer zu. Stumm (von Musik begleitet) ist die Scene der Fußwaschung. Ein Jünger nach dem anderen steht auf, setzt seinen Fuß ins Becken und hebt dann den Fuß, den der Heiland küßt. Zuletzt kommt Judas, setzt trotzig den Fuß hinein, wagt aber nicht, den Kuß zu empfangen, sondern eilt davon. —

Christus spricht in dem Drama nie, und ist weit kleiner, als die Jünger, vielleicht nach dem Prophetenwort: „Er hatte keine Gestalt noch Schöne.“ — Es mag dem Leser seltsam klingen, wenn ich sage, daß in diesem Puppen-Drama ergreifende Scenen vorkommen, dennoch ist dies buchstäbliche Wahrheit. Jene armen Lazzaroni folgen in tiefer Stille der Handlung und entblößen jedesmal das Haupt, wenn Christus auf der Bühne erscheint. Manch liebes Mal hat Verfasser diesem Schauspiel beigewohnt, hat beobachtet, wie jedes Jahr genau dieselben Worte und Wendungen wiederbringt, hat aber von dem „Director“ dieser Bühne nicht erfahren können, wer jenes Drama verfaßt hat. „Dies Drama ist antik,“ — das war Alles, was ich erfuhr.

Eine Bühne im Freien, am Fest eines Schutzheiligen, auf der Piazza vor der Kirche aufgeschlagen, als Schauspieler die Honoratioren des Ortes auftretend, — so wird es in den meisten Fällen verhalten. Das Schauspiel ist dann nur ein Theil des großen Volksfestes, in welchem Geistliches und Weltliches in schönster Harmonie sich zu einem Ganzen vereinigt. Die Heiligenlegende ist es, welche heutzutage in den meisten Fällen den Stoff für solche Festschauspiele hergiebt, denen jedesmal viele Tausende beiwohnen, welche die weite Piazza, sowie Thüren, Fenster, Balkone, Dächer, Terrassen und Loggien anfüllen. Dabei ist nicht außer Acht zu lassen, daß sich das Festspiel an den Cultus anschließt, z. B. an die Messe, oder an die Procession und in der Volksanschauung zum Cultus gehört. „Wann beginnt die Vorstellung?“ So fragten wir auf solchem Festplatz vor der aufgeschlagenen Bühne einen schlichten Bauer. Die Antwort lautete: „Die heilige Function beginnt um 24 Uhr“ (d. h. um Sonnenuntergang)[21]). Wenn Verfasser sich nun dem Leser als Führer entbietet, so freut er sich, daß ihm nur die Rolle des letzteren zufällt, also nicht etwa die Rolle eines Bühnenkritikers. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob jene Dramen dem Begriff eines Dramas entsprechen. Auf Gottes Erde wachsen

viele Pflanzen, einige ſchauen recht wunderlich drein, und doch kann man ſeine Freude daran haben. Jene Dramen bereiten den Tauſenden, welche ſie ſchauen, naive Freude, warum ſollten wir ſo altklug, ſo blaſirt ſein, und unſere Mitfreude verſagen? — Auf nach Orta, einem kampaniſchen Städtlein! Im wunderſchönen Monat Mai finden wir dort auf baumreicher Piazza die farbenbunte Bühne aufgeſchlagen, auf welcher eine „Tragedia“ in drei Acten, betitelt: St. Salvadore, alljährlich aufgeführt wird. Es handelt ſich um Scenen aus dem Leben eines ſpaniſchen Mönches, um die Mirakel, welche er verrichtet, um den Tugendgrad, den er durch die von ihm geprieſenen Büßungen erlangt, um die Bewunderung, welche ihm zu Theil wird. Der Held unſerer Tragödie hält oft ſehr lange Reden, bisweilen kommen wir ſogar in Verſuchung, an ſeiner von ihm ausgeſprochenen Demuth zu zweifeln, wir aber erinnern uns, daß wir keine Theater-Recenſenten ſind, und gehen befriedigt von dannen, nachdem wir in der Schlußſcene die Apotheoſe des Helden geſchaut. — Faſt zur ſelbigen Zeit feiert die Stadt Secondigliano in Campanien ihre beiden Schutzheiligen, das Brüderpaar St. Coſimo und Damiano, mit einer fünfaktigen Tragödie, welche im ähnlichen Styl und Geiſte abgefaßt iſt, wie die obige. Genannte Brüder waren Aerzte, und werden vom niederen Volke Campaniens bei gewiſſen Krankheiten angerufen. Auf der Bühne iſt die Zahl ihrer Wunderheilungen groß, lange Reden werden uns nicht erſpart. Am berühmteſten in ganz Campanien iſt das Feſt des St. Antimo, von dem eine fleißige Stadt Campaniens ihren Namen trägt. Um die Pfingſtzeit wird dort an mehreren Tagen oft vor 10 000 Zuſchauern aufgeführt: „La Tragedia di St. Antimo.“ Auch hier treten Honoratioren der Stadt als Schauſpieler auf, und vor einem Jahre hatte Verfaſſer die Ehre, als eingeladener Gaſt dieſem Schauſpiel beizuwohnen. Letzteres übertrifft durch packende Scenen bedeutend die beiden obgenannten, die Schlußſcene aber iſt mehr

als packend, sie ist raffinirt. St. Antimo's Enthauptung geschieht nämlich auf der Bühne, man sieht im Hintergrunde derselben, wie sich ein weißes Haupt auf den Block legt, man sieht, wie der Henker das Beil schwingt, — das Haupt fällt, Blutströme fließen. Kaum ist dies geschehen, da schwebt auf einem vom Thurm zur Bühne reichenden Strick eine Engelgruppe (Puppen) nieder, und begiebt sich mit dem abgeschlagenen Haupte zum Thurme zurück, wobei die Glocken läuten, Trompeten schmettern und Kanonen donnern. — Die einzelnen Scenen spielen in Rom, wo Antimus einen Beamten heilt und denselben durch einen sehr gelehrten Vortrag bekehrt, dann aber mit dem polternden und fanatischen Richter Priscus dadurch in Conflict geräth, daß er den Tempel des Gottes Silvanus anzündet. Die Figur des Sisinius ist, wohl ohne Absicht, nach dem Leben gezeichnet, er ist ein salbadernder, häßlicher Priester, der von den zwei Frauen der Tragödie gar schöne Dinge zu reden weiß. Originell ist die in diesem Drama auftretende komische Figur, eine Art Pulcinella. Fabricius ist im Geheimen ein Christ, fürchtet aber, dies öffentlich zu gestehen, schämt sich indeß seiner Feigheit durchaus nicht und trägt dieselbe zum Ergötzen des Publicums zur Schau. — Wenn jener Sisinius salbadert, oder wenn St. Antimo wie ein Professor der Dogmatik redet, so erregt Fabricius durch sein Mienenspiel, seine dummen Fragen, seine Exclamationen und Bemerkungen allgemeines Gelächter. — Unser (unbekannter) Tragödiendichter nahm sich in dieser Hinsicht offenbar die mittelalterigen Mysterien zum Muster, in denen bekanntlich die komische Figur selten fehlt. Bald ist es der Teufel in der Satyrmaske, bald der Stultus, später Hans Pfriem; das geistliche Drama in Spanien hat seinen Gracioso, am meisten aber leistete man in dieser Hinsicht in Frankreich. — Vorhin schon erwähnten wir die Stadt Arzano, gleichfalls in Campanien; vielleicht giebt es heutzutage keinen Ort in der Christenheit, welcher so eifrig in

der Aufführung geistlicher Schauspiele wäre, als dieser. Vor allen Dingen liebt man dort biblische Stoffe, verschmäht aber auch die Legende nicht. Niemals ist man dort auf den Gedanken gekommen, irgend ein leichtes Lustspiel aufzuführen, also dasjenige zu gründen, was wir unter Liebhabertheater verstehen. Letzteres ist überhaupt in Süditalien ebenso unbekannt, wie öffentliche Tanzsalons und Biergärten. Arzano hat ein reiches Repertoir und bietet auf seiner bei der Kirche im April errichteten Bühne, einen allbeliebten Wechsel von comedias divinas y humanas. Es sind kurze Scenen aus der biblischen Geschichte, z. B. der fromme Tobias. Cain und Abel, sowie Abrahams Opfer. Auf das Costüm wird mehr Fleiß verwendet, als auf den Dialog, und wir sehen z. B. den Erzvater Abraham mit dem schönsten Turban und weitem Beduinen-Mantel geziert. Bisweilen wird auch Moses vor Pharao aufgeführt, wobei der erstere leise an den Marquis Posa und der letztere, „ein stolzer König, an Land und Siegen reich," sehr an Philipp II., „so finster und so bleich," erinnert. — Der Dramendichter, welcher, wie wir erfuhren, seine Dichtungen auf Bestellung lieferte (gedruckt sind sie nicht), thäte wohl, wenn er die biblische Geschichte recht sorgfältig studirte.

Diese Bemerkung gilt auch von einem Drama, welches alljährlich am Tage St. Pietro und Paolo, 29. Juni, in Soccavo, einer kleinen Stadt bei Neapel, unter gewaltigem Zulauf aufgeführt wird. Dieses recht arme Städtchen verwendet jährlich ansehnliche Kosten auf die Erbauung einer bunt ausstaffirten Bühne, sowie auf das Engagement von Schauspielern aus dem benachbarten Neapel. Soccavo ist das einzige uns bekannte Beispiel, daß man ein geistliches Schauspiel auf öffentliche Kosten durch Bühnenmitglieder darstellen läßt. Die Kinder des Städtleins wissen dies Drama ungefähr auswendig, wie wir uns überzeugten, die Aufführung schließt sich an die Vesper an und
[illegible]ht bei Beleuchtung. Das Schauspiel, betitelt: „Leben

und Tod St. Pauli," bringt vom Leben des letzteren sehr wenig, denn derselbe begegnet uns nur im Gefängniß, wo er längere Monologe und gelegentlich dem ihn besuchenden Kaiser Nero dogmatische Vorträge hält. Der Verfasser hat nicht das leiseste Verständniß für die historische Gestalt eines Paulus, dieser ist dem Verfasser ein santo wie alle anderen, die Gestalten eines Paulus, eines Antimo, eines Salvatore sind nach einem und demselben Leisten gearbeitet. Die Hauptperson jener Tragedia ist nicht Paulus, sondern der im Kaisermantel wild agirende, zuletzt von Wahnsinn gepackte Kaiser Nero. Die Schlußscene zeigt uns die Apotheose des Paulus, der in bengalischer Beleuchtung, von Engeln umgeben, dasteht und von einem Feuerwerk geehrt wird, welches die Fenster klirren und die Wände zittern macht[22]).

Auf einer für diesen Zweck eigens errichteten Bühne ein dialogisirtes Passionsschauspiel alljährlich darzustellen, war auf Sicilien bis 1860 allgemeine Sitte. Die einzelnen Rollen wurden stets von Privatpersonen übernommen, die Kosten durch eine Collecte bestritten und vielfach in Hinsicht der scenischen Ausrüstung, des Costüms ebenso Großartiges geleistet, wie man dies bei den pantomimischen Darstellungen gewohnt war. Bei Errichtung der Bühne auf öffentlichem Platz benutzte man vielfach auch angrenzende Gebäude, um z. B. die Scenen vor dem Palast des Pilatus in großartiger Weise vorzuführen. Es ist noch nicht lange her, daß man auf einem der Theater Palermos ein Passionsschauspiel aufführte. — Nach allen uns gewordenen Nachrichten ward bei diesen Schauspielen fast immer ein Drama aus dem vorigen Jahrhundert benutzt, welches sich meist an die biblische Erzählung anschließt. Leider war es uns bisher nicht möglich, in den Besitz eines Exemplares zu gelangen.

Wer um die Weihnachtszeit die Städte Campaniens besucht, wird an den Straßenecken große, farbige Theaterzettel erblicken, auf denen zu lesen steht: La Nascita del Verbo uma-

nato (die Geburt des menschgewordenen Wortes). — Bisweilen heißt es: Il vero lume fra l'ombra (das wahre Licht in der Finsterniß), bisweilen: La Cantata dei Pastori (der Hirtengesang). Wie auch der Titel lauten mag, es ist immer ein und dasselbe Drama, welches auf über hundert Bühnen in ganz Campanien alljährlich aufgeführt wird, in Neapel auf allen Volkstheatern und dann in der heiligen Nacht zweimal, erste Vorstellung um 12 Uhr, die zweite um 2 Uhr. Der Volkszulauf ist in der Nacht der Art, daß man fürchten muß, erdrückt zu werden, weshalb man wohlthut, eine Vorstellung vor, oder nach Weihnacht zu wählen. Kein Bühnenspiel ist beim Volke Campaniens so beliebt, als dieses, und wären Dichter-Krönungen noch Sitte, so würde man sicher das Haupt des Verfassers Dr. Casimir Ruggiero Ugone[23]) mit dem Lorbeer bekränzen. Das genannte Weihnachtsspiel ist voll Leben und Frische, im Uebrigen ein Unicum, welches in nordischen Landen dem Bann der Polizei verfallen würde. — Der Prolog macht uns mit der Idee des Dramas bekannt. In demselben tritt auf der Fürst der Finsterniß, Pluto genannt, der von der bevorstehenden Geburt des Messias Kunde erhalten und beschließt, den Plan des Himmels zu nichte zu machen. Er ruft seine Gesellen, „Furien" genannt: Asmodeo, Belfegor, Astarotte, Belzebu, und diese stellen sich dem Gebieter zur Verfügung. Das Drama ist in 3 Acte getheilt. Personen sind Maria und Joseph, auf der Reise nach Bethlehem begriffen, der Engel Gabriel, welcher bald als Reisender, bald als Hirte, bald als Sibylle auftritt, und den zwei obgenannten bei den beständigen Nachstellungen des satanischen Pluto Schutz gewährt. Der Hauptteufel, Belfegor, hüllt sich in verschiedene Gestalten, er ist bald „Dämon", bald Räuber, bald Wirth, bald Satyr, aber stets der Todfeind Maria's. Dazu agiren alte und junge Hirten und Jäger, sowie endlich Razullo. Dr. Casimir Ugone kennt sein Publicum, und um demselben, als Gegensatz gegen ernste Scenen, ergötz-

liche Unterhaltung zu bieten, führt er uns in Razzullo einen neapolitaniſchen Vagabunden vor, einen verkommenen Schreiber, der auf ſeiner Irrfahrt in die Hirtengegend von Betlehem gekommen iſt, und dort mit dem echt neapolitaniſchen Ruf: „Mamma mia!“ in eine Hirtenhütte hineingeräth. Er ſpricht den echten, buffanesken, neapolitaniſchen Dialect, geräth nicht nur mit den Hirten, ſondern auch mit den „Furien“, ſowie mit Joſeph und Maria zuſammen, denen er wiederholt aus der Noth hilft. Er fährt ſie rechtzeitig in einem Boot über den Jordan, er hilft einen von Pluto geſendeten Drachen beſiegen und zeigt der Maria endlich als Bergeort eine Höhle, wofür er aber von dem als Gaſtwirth verkleideten Belſegor fürchterliche Schläge erhält. Dr. Ugone war ſicherlich in der Literatur geiſtlicher Dramen bewandert und wußte, daß ſeine Vorweſer es liebten, burleske Scenen den ernſten gegenüber zu ſtellen. Kürzlich laſen wir ein Florentiner Drama: Der Kindermord zu Betlehem, in welchem die mit ihren Kindlein nach Jeruſalem befohlenen Mütter mit einander wort- und handgemein werden, indem ſie gegenſeitig mit giftigen Stichelreden auf ihre Kinder herfahren, eine Scene, wie man ſie auf italieniſchen Straßen hundertfach erleben kann. Razzullo iſt ein echter neapolitaniſcher Lazzarone, gutmüthig, ſchlau, voll Humor, immer hungrig und immer mit ſeinem Loos zufrieden. Unſer Drama bietet raſchen Scenenwechſel, bis zuletzt Belſegor die Betlehems-Grotte ſtürmt, aber ſiehe da — ſie öffnet ſich, man erblickt die Krippe mit dem Kinde und Satanas fährt verzweifelt in den Höllenſchlund hinab. Dann kommen die Hirten gezogen, das Kindlein zu ehren, jeder bringt eine Gabe und Razzullo erklärt zum Schluß: „Jetzt kehre ich in meine Heimath zurück, und werde meinen Landsleuten ſagen, daß ſie keine Götzen, als die Sonne, ſowie Caſtor und Pollux mehr anbeten. Denn mitten in der Finſterniß iſt das Licht erſchienen.“

Anmerkung.

1) Im Jahre 1260 riefen die entsetzlichen Bürgerkriege Italiens in Umbrien jene merkwürdige religiöse Bewegung hervor, welche in den Processionen der Geißler ihren Ausdruck fanden. Letztere hießen Flagellanti, Verberotori, Battuti, später von ihren Liedern auch Laudesi. Als jene Processionen aufhörten, schloß man sich zu Brüderschaften zusammen, die Lauden gestalteten sich zu Wechselgesängen, bald trat der Dialog hinzu, indem z. B. Christus, Johannes, Maria ꝛc. Worte in den Mund gelegt wurden. Zwischen den Brüderschaften zeigte sich Wetteifer, einzelne Laudendichter, z. B. da Todi, zeichneten sich aus, und so entstanden einfache Dramen, die sich aber an den Cultus anschlossen. Schon früh hatte man Costüme, scenische Apparate, und die kleinen Dramen, deren eine ziemliche Anzahl publicirt ist, zeigen Wärme und Leben. — Ein solches Lauden-Drama hieß Divozione, Frömmigkeit. — Voll Kraft ist eine Divozione del Venerdi santo (Charfreitag), die mit der Geißelung beginnt. — Es sind dies Scenen, welche die Predigt des Charfreitag unterbrachen. Siehe auch: Klein, Geschichte des Drama's. — Jenes Laudendrama gelangte nach Florenz und fand dort großartige stumme Processionsschauspiele vor, mit denen man St. Johannes, den Stadt-Schutzheiligen, ehrte. Dort fanden sich aber auch Dichter, wie Belcari, Lorenzo, Medici, Pulci, welche jene Laudendramen zu größeren Dramen kunstvoller gestalteten, wobei großartige scenische Ausstattung nicht fehlte. Als Carl VIII. im Jahre 1414 nach Florenz kam, ehrte man ihn mit der Aufführung eines Marien-Schauspiels.

2) Die Piazza Carbonara, unweit der Porta Capuana, früher weiter ausgedehnt, als jetzt, ist berühmt durch eigenthümliche Schauspiele. Außer Ritterspielen, welche im ganzen Mittelalter Neapel Glanz verliehen, wurden daselbst auch solche aufgeführt, welche den Römischen Gladiatorenspielen nicht unähnlich waren. Von ihnen berichtet Petrarca in seinen Briefen an den Cardinal Colonna mit Grausen und Abscheu. Er nennt es ein infernalisches Schauspiel. — Solche und andere Schauspiele, Aufzüge u. s. w. waren sicherlich für die Pflege des geistlichen Schauspiels ein Hinderniß. Jene Kampfspiele des Mittelalters haben in Neapel eine seltsame Reliquie hinterlassen, das Schauspiel der Steinwurf-Kämpfe,

welches in Schlachtlinien von hunderten der Straßenjungen, Lumpensammler, heutzutage oft aufgeführt wird, zur Gefahr der Theilnehmer und der Paſſanten.

3) Die Kirche des Mittelalters duldete lange Zeit hindurch ein seltſames „geiſtliches" Schauſpiel, daß nämlich ein mit Biſchofshut und Gewand bekleideter Knabe die Functionen des Biſchofs nachahmte und ſogar der Menge die apoſtoliſche Benediction ertheilte. Wir würden dies eine Verhöhnung nennen, aber der Kirche that es keinen Schaden. Sicilien iſt dasjenige Land, welches dieſes Schauſpiel, genannt Piscopello, d. h. der kleine Biſchof, am längſten feſthielt, trotz kirchlicher Verbote. Sicilien wird auch die geiſtlichen Schauſpiele noch lange bewahren, wenn ſie vom Feſtlande auch vielleicht — nach 100 Jahren? — verſchwinden ſollten.

4) Die Sepolcri in den Kirchen ſind oft wie Schaubühnen geſtaltet. Man ſieht z. B. Pilatus, Maria, Nicodemus, Johannes, lauter lebensvolle, beſtens koſtümirte Figuren in Lebensgröße. Nimmt man dazu die in Abthl. III zu erwähnenden Wächter, ſo iſt das Drama vollſtändig. In einer Kirche Neapels ſah ich den Golgathahügel in gewaltiger Dimenſion, dabei und darauf Gruppen der Paſſion, ſogar das Abend-Mahl.

5) Vor reichlich 60 Jahren noch ward auf dem Friedhof spiritu santo in Rom das jüngſte Gericht aufgeführt, wobei die in den Flammen des Fegefeuers ſchmachtenden Seelen figürlich zu ſehen waren. So berichtet ein Franzoſe Thomas, in ſeinem Buch: Un an à Rome 1823. Aehnliche Aufführungen geſchahen an zahlreichen anderen Stellen, wobei nie die Fegefeuerſcene fehlte. — Villabianca, ſicilianiſcher Chroniſt, erzählt grauſige Dinge von einer Triumpfproceſſion des Todes, geſchehen in Palermo 1563, Vaſari ebenſo von einer wandernden Schauſtellung in Florenz.

6) Siehe Burkhardt, Cultur der Renaiſſance.

7) Den Prologos für das wandernde Feſtſchauſpiel finden wir auf Sicilien ſehr oft bei den Volksſängern, welche vorher auf Straßen und Plätzen das Lob des Santo bekannt machen, oft in dramatiſcher Bewegung. — Was wir Kanzel (cancelli, Chorſchranken) nennen, nennt man in Süditalien Pulpito. Pulpitum war der vorderſte Theil des römiſchen Proſceniums. Viele Leiſtungen von Lobreden auf dieſem Pulpitum ſind von ſehr theatraliſcher Natur, erreichen aber ihren Zweck vollkommen.

8) Das Proceſſionsſchauſpiel zu Ehren Johannes des Täufers in Florenz, wie es zur Zeit der Mediceer aufgeführt wurde, ſteht unerreicht an Glanz und Pracht da. Zur Zeit der ſpaniſchen Vicekönige kam es

Scenen zwar, aber doch ſehr ſprechend. Noch zu Anfang dieſes Jahrhunderts waren ſogar die Aufzüge bei Hinrichtungen ein Schauſpiel, bei dem — ſeltſam zu ſagen — die komiſche Figur nicht fehlte, nämlich ein Standartenträger auf einem mageren Roß, deſſen Knochen man zählte, der Reiter mit einer Rieſenfeder verſehen, weshalb das Volk ihn ſcherzend: Il Pennone (die große Feder) nannte.

Nach dem Bericht eines Freundes in Spanien wird in Madrid alljährlich am Charfreitag auf der Bühne ein Paſſionsſchauſpiel aufgeführt.

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerſtr. 17 a.

Das Blei

bei den Völkern des Alterthums.

Von

K. B. Hofmann,
o. ö. Professor der Universität zu Graz.

33855

Berlin SW., 1885.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Eine unabsehbare Reihe von Jahrtausenden, welche trotz des eifrigen Bemühens zahlreicher Forscher in kaum mehr als dämmernden Umrissen vor unserem geistigen Blicke erstehen, verlebte die Menschheit die Kindheitsstufe ihrer Bildung ohne Kenntniß der Metalle. Gegenstände aus dem Thierreiche und der Pflanzenwelt: Muscheln, Zähne und Federn oder Blumen und schönfarbige Früchte entsprachen damals — wie noch jetzt bei manchen „wilden" Stämmen — dem in das menschliche Gemüth tief eingepflanzten Verlangen nach Schmuck; während Stein und Holz das Material abgab für Waffen und die ersten einfachen Geräthe.

Als späte Zeugen jener weit zurückliegenden Kultur-Epoche ragen in historische Zeiten einzelne Erscheinungen herein. Lange nachdem schon Bronzegeräthe gebräuchlich sind bedient sich der aztekische Priester des geschärften Flintsteins bei seinen grauenhaften Feindesopfern; in einem aus Papyrus geflochtenen Boote treibt der Zeitgenosse der Rameſſiden den Nil hinab; in Kähnen, welche aus Thierfellen zusammengenäht sind, unternimmt der Britanne noch zu Cäsars Zeit seine gefahrvolle Fahrt nach dem gegenüberliegenden Festlande.

Der Zeitpunkt, in welchem der Mensch die Metalle kennen lernt und sich nutzbar macht, bezeichnet einen wichtigen Abschnitt in seiner Entwickelung. Nicht alle auf einmal erscheinen sie am Horizonte der Culturgeschichte. Erst wird er mit den in der Natur gediegen vorkommenden Metallen, welche durch ihren Glanz sich seinen kindlichen Sinnen aufdrängen, bekannt: Gold,

Silber, Kupfer dienen ihm als Schmuck und als Tauschmittel; aus letzterem verfertigt er auch seine Waffen. Später lernt er die leicht ausbringbaren Metalle, Zinn und Blei, endlich auch Eisen gewinnen, nachdem schon viel früher ihn ein glückliches Ungefähr gelehrt hat, die kulturhistorisch wichtigste Legirung — die Bronze, herzustellen. Und selbst die letzten Jahrhunderte fügen neue Metalle hinzu, seine gesteigerten Bedürfnisse zu befriedigen.

Nur selten gedenkt selbst der Gebildete, indem er sich eines metallenen Gegenstandes bedient, der Vorgeschichte des Stoffes, aus dem das Geräthe hergestellt ist.

Sei es mir gestattet in den folgenden Blättern zu zeigen, welche Verwendung eines der unansehnlichsten Metalle — das Blei — bei den Völkern der alten Welt gefunden hat.

Die meisten Metalle haben nicht zu allen Zeiten die gleiche technische Bedeutung gehabt. Neue ausgiebigere Erzlager, oder verbesserte Verfahren, durch welche ein Metall aus seinen Erzen leichter und billiger zu gewinnen ist, bestimmen seine ausgebreitetere Anwendung, und andere Metalle oder sonst verwendete Stoffe werden durch dasselbe zum Theil verdrängt. Selbst vor den Augen der Mitlebenden vollzieht sich ja noch immer der gleiche Hergang — Zink ersetzt in vielen Fällen die Stelle, welche im vorigen Jahrhundert Blei, Zinn und Weißblech einnahm, und der eiserne Leviathan löst den hölzernen Ostindiafahrer ab.

Die Kenntniß des Bleies reicht so weit zurück, als überhaupt schriftliche Denkmäler uns Kunde geben von dem Bildungsgrade unseres Geschlechtes. Das Blei findet sich zwar in der Natur nur selten in gediegenem Zustande, und dann immer nur in sehr geringer Menge; sein meist verbreitetes und reichhaltigstes Erz aber — der Bleiglanz — gestattet, wie nur wenige Erze, eine leichte Gewinnung des Metalls.

Einſt, ſo erzählt Poſidonius (bei Strabo) ſei in Turdetanien — der Gegend um das heutige Sevilla — durch einen Waldbrand das Silber und Gold in der Erde geſchmolzen und durch das Sieden an die Oberfläche gelangt, „denn die ganzen Gebirge daſelbſt enthielten den Goldſtoff aufgeſpeichert". Noch gegenwärtig lebt unter den nomadiſchen Türken die Sage, ihre Voreltern ſeien in einem der Thäler des Altaï ringsum von eiſenhaltigen Gebirgen eingeſchloſſen geweſen, bis durch eine Feuersbrunſt das Eiſengeſtein ſchmolz, und ihnen ſo der Verkehr mit der übrigen Welt eröffnet ward.

Wenn wir in dieſen Sagen mehr als einen bloßen Verſuch erblicken dürften zu erklären, wie die Menſchen auf die Spur geleitet worden ſind, aus Erzen Metalle zu gewinnen, ſo könnten wir wohl annehmen, daß ſie auf ähnliche Art auch zuerſt zur Kenntniß des Bleies gelangt ſeien.

Drei der älteſten Völker, — Repräſentanten dreier ganz verſchiedener Stämme — die Aegypter, Inder und Hebräer erwähnen in ihren älteſten ſchriftlichen Denkmälern des Bleies.

In den Tributliſten und Beuteverzeichniſſen des größten der Pharaonen, Thutmes III., welcher vor mehr als 3 Jahrtauſenden das Volk im Nilthal beherrſcht und ſeine ſiegenden Waffen weit nach Aſien getragen hat, leſen wir von erbeutetem oder abgeliefertem Blei. Von Tuneb im Lande Naharain (Meſopotamien) bringen ſeine Heere Blei heim; das Land Zahi, von phöniziſchen Stämmen bewohnt, die Ruthen, ein Völkerbund an der kanaanitiſchen Küſte, welche ſpäter von den Hebräern beſetzt worden iſt, müſſen unter andern Tributgegenſtänden auch Blei liefern.

Im Tempel Ramſes III. zu Medinet-Aba ſieht man ſolche Bleiziegel oder vielmehr längliche Platten mit abgerundeten Winkeln dargeſtellt; auf ihnen lieſt man in Hieroglyphenſchrift das Wort ṭaḥt eingeſchrieben, das ſich mit geringer Lautänderung

in der Bedeutung für „Blei“ noch im Koptischen, dieser jüngsten Entwickelungsstufe der ägyptischen Sprache, erhalten hat. Diese Ziegel oder Platten scheinen nach Lepsius ein sehr mäßiges Gewicht (20 Ten d. h. etwa 1,8 kg) gehabt zu haben. Eine Bleiplatte von der Größe der bedruckten Fläche dieser Seite darf nur 24 mm dick sein, um das eben angeführte Gewicht zu haben. Auffällig ist die geringe Menge des in den Listen angeführten Bleies. Auf einer Inschrift zu Karnak werden im Ganzen etwa 196 kg erwähnt; und dies scheint eine der größten namhaft gemachten Mengen überhaupt zu sein. Schon daraus könnte man schließen, daß es bei den Aegyptern nicht jene mannigfache Verwendung gefunden hat, in der es bei den Griechen und Römern stand. In der That besitzen selbst große ägyptische Museen Europas nur wenig Bleigegenstände. So hat eines der reichsten: das Berliner, eine Anzahl (8) aus dünnem Bleiblech gefertigter Schilder (das größte 14 cm lang und 9 cm hoch), welche symbolische Darstellungen tragen z. B. das mystische Auge, die geflügelte Sonnenscheibe, einen Käfer mit ausgebreiteten Flügeln (das Symbol der Wiedererstehung zu neuem Leben), eine geflügelte Frauengestalt u. s. w. Sie alle sind wohl auf der Brust von Mumien gefunden worden (Pectorale). Außerdem wird im dortigen Museum eine kleine hockende Katze (1½ cm hoch) aufbewahrt, die als Amulet dient. Fr. Rossi theilte mir gütigst mit, daß das Turiner Museum zwei Sperber mit ausgebreiteten Flügeln, aus einer dünnen Platte geschnitten, besitze. Einer davon — eine besondere Seltenheit — ist mit einer dünnen Zinnfolie überzogen. Schiaparelli in Florenz suchte im dortigen ägyptischen Museum vergebens nach ähnlichen Gegenständen. Diese sämmtlichen Objekte können, ja dürften sogar einer ziemlich späten Epoche angehören.

Die ältesten Urkunden, welche uns Einblick in das früheste Leben der Inder gewähren, sind die Veden. In der ältesten

dieſer Sammlungen — im Rigveda — wird noch nirgends des Bleies Erwähnung gethan. Dagegen erſcheint dieſes Metall (sîsa) im Atharvaveda genannt. Es diente zu Amuletten und in Geſtalt von Gewichten, beim Weben die Fäden damit zu ſpannen. In ſpäterer Zeit fand es in der Medizin Anwendung, unter anderem ſonderbarer Weiſe als ein die Verdauung beförderndes Mittel. Auch ward es von Zauberern benutzt, woher eines ſeiner 16 Namen (jogîshṭa) herrührt. Ferner gebrauchte man es zum Reinigen des Silbers (daher ſein Name târaçuddhikara), und ſtellte daraus ſchon frühzeitig Mennige dar, mit welcher die verheiratheten Frauen Indiens ihre Stirnen bemalten.

Wie ich ſchon erwähnte, wiſſen wir aus Thutmes' III. Tributliſten, daß die Völker am öſtlichen Geſtade des Mittelmeeres bereits vor der Ankunft der Hebräer in Kanaan im Beſitze des Bleies geweſen ſind, wie denn auch die phöniciſchen Kauffahrer ſchon in früher Zeit ihre Anker mit Blei zu beſchweren pflegten. So wird es uns auch nicht überraſchen, daß in den heiligen Büchern der Juden das Blei (ophereth) Erwähnung findet, und ſeine Eigenſchaften den Propheten zu kühnen Bildern Anlaß geben.

Im Lobliede, welches Moſes nach dem Untergange des nachſetzenden ägyptiſchen Heeres dem Herrn anſtimmt, heißt es: „da ließeſt Du Deinen Wind blaſen, und das Meer bedeckte ſie, und ſanken unter, wie Blei in den mächtigen Waſſern" (2. Moſ. 15, 10). — Jeremiah läßt uns vermuthen, daß ihm das Reinigen von Edelmetallen durch Zuſammenſchmelzen mit Blei wohl bekannt war. Indem er die Verderbniß ſeines Volkes betrachtet, bricht er in die troſtloſen Worte aus: „Ich habe Dich zum Schmelzer geſetzt unter mein Volk, das ſo hart iſt, daß Du ihr Weſen erfahren und prüfen ſollſt. Der Blaſebalg iſt verbrannt, das Blei verſchwindet; das Schmelzen iſt umſonſt,

denn das Böse ist nicht davon geschieden. Darum heißen sie auch ein verworfenes Silber; denn der Herr hat sie verworfen". Noch gewaltiger mußte Ezechiel's Bild die Gemüther seines Volkes ergreifen. Sein Gott spricht im Zorne zu dem Propheten: „Wie man Silber, Erz, Eisen, Blei und Zinn zusammen thut im Ofen, daß man ein Feuer darunter aufblase und zerschmelze es, also will ich euch auch in meinem Zorn und Grimme zusammenthun, einlegen und schmelzen. Wie das Silber zerschmilzt im Ofen, so sollt ihr auch darinnen zerschmelzen und erfahren, daß ich, der Herr, meinen Grimm über euch ausgeschüttet habe." — Hiob wünscht, seine Reden möchten mit einem eisernen Griffel auf Blei geschrieben werden.

Auch andere Völker Vorderasiens machten frühzeitig vom Blei Gebrauch; wenigstens erzählt Herodot, Königin Nitokris habe die beiden Theile Babylons durch Ueberbrückung des Euphrat vereinigt; die Brücke hätte sie aus Quadern gebaut und diese „mit Eisen und Blei verbunden". Für ihre riesigen Backsteinbauten, z. B. die medische Mauer, die Ringmauern der Städte wendeten dagegen die Meder, Babylonier, Perser u. A. als Mörtel Asphalt an. Diese Angabe, vielfach von den hellenischen Schriftstellern gemacht, ist durch Layard's Untersuchung der Ruinen von Ninive und Babylon und Vaux's Ausgrabungen von Persepolis bestätigt worden.

Umfassendere Kunde, als wir in diesen spärlichen Nachrichten erhalten, liefern uns die Werke der beiden klassischen Völker des Alterthums, der Hellenen und Römer. Zahlreicher sind auch die Ueberreste, welche Zeugenschaft ablegen von der mannigfachen Verwendung, die das Blei bei ihnen gefunden hat.

Die Griechen gewannen ihr Blei, wie schon der berühmte Philologe Boeckh nachgewiesen hat, aus den Silberbergwerken. Mehrere griechische Inseln werden uns ausdrücklich genannt, auf denen man es darstellte: so Rhodus, das metallreiche Cypern,

die Gruben von Siphnos (Siphanto), wo man altes Treibherdmaterial und Bleiplatten fand und noch heute auf Bleierze trifft. Die wichtigsten und ausgedehntesten Bergwerke aber waren die dem attischen Staate gehörigen in Laurion. Ihre erste Ausbeutung ist von den Alten bis auf den sagenhaften König Kekrops zurückgeführt worden; doch ist aus der Seltenheit des Silbers zu Solon's Zeiten zu schließen, daß thatsächlich ein lebhafter Betrieb der Werke damals noch nicht bestanden hat. Ein Jahrhundert später ist derselbe so ertragreich, daß aus den Einkünften des Bergwerks auf Themistokles Rath eine ansehnliche Flotte gebaut wird. „Außer der glücklichen Lage des Landes, der Freiheit der Verfassung und der geistigen Ueberlegenheit der Einwohner hat vielleicht kein einzelner Umstand zur Blüthe des Staates mehr beigetragen, als diese Bergwerke" (Boeckh). Ein Terrain von 20 000 ha war durch 2000 Schächte und geneigte Stollen unterminirt. Nach Cordella's neuesten Berechnungen haben die Alten bei einer 300jährigen Thätigkeit 2 100 000 To. Werkblei erzeugt, entsprechend einem totalen Erzwerth von 4 Billionen Francs. — Auf die reiche Ausbeute von Blei dürften wir schon aus der Finanzoperation schließen, welche Pythokles, ein Zeitgenosse des berühmten Redners Demosthenes, dem Staate empfahl. Athen sollte den Alleinhandel mit den Hüttenprodukten an sich ziehen und dann den Preis des Bleies, um den die Privaten es verkauften, auf das Dreifache erhöhen. Aus einer solchen Spekulation konnte der Staat natürlich nur dann eine nennenswerthe Revenue beziehen, wenn die Erzeugung des Bleies sehr bedeutend war.

Mochte Griechenland an der Menge des selbsterzeugten Bleies Genüge finden, — Rom, als Herrin der Welt, deckte ihren Bedarf durch die Produktion aller Länder, von denen überhaupt Blei zu beziehen war. Strabo — ein Geograph aus der Zeit des Augustus — nennt zwar Italien reich an

allen Metallen; bei Igleſias in Sardinien ſind auch Bleigruben erhalten, welche Spuren römiſcher (vielleicht ſogar noch karthagiſcher) Bearbeitung aufweiſen; doch iſt nach Plinius' Zeugniß die Hauptmaſſe des Bleies, welches für die Leitungsröhren benöthigt ward, aus anderen Provinzen — aus Spanien, Gallien und England bezogen worden. Beſonders reich ſcheint das erſtere und letztere der genannten Länder an dieſem Metall geweſen zu ſein, und zwar in erſterem obenan der cantabriſche Diſtrikt. Schon vor der Eroberung durch die Römer trieben hier die Karthager in ausgedehntem Maße den Bergbau und noch heut ſieht man z. B. bei Conſtantine die karthagiſchen Bleigruben. Hasdrubal ließ die Silberbergwerke bei Neu-Karthago (Karthagena) mit großem Eifer bearbeiten; ob dabei auf die Gewinnung des unedleren Metalls Rückſicht genommen ward, iſt uns allerdings unbekannt. Zur Zeit des Titus hatten dieſe Bergwerke einen Umfang von 400 Stadien (ca. 63 km); es arbeiteten in ihnen 40 000 Menſchen und ſchafften dem römiſchen Volke täglich 25 000 Drachmen (beinahe 20 000 Mk.) Reinerträgniß. In dieſen Werken gewann man das Blei neben Silber, wie denn bei Karthagena Blöcke ſolchen alten Bleies gefunden worden ſind. Bei Caſtulo (jetzt Cazlona) brach dagegen Bleierz, das auch Silber enthielt, jedoch in ſo geringer Menge, daß es die Alten nicht lohnend fanden, das letztere abzuſcheiden (Strabo). Bei Barcelona fand man dicke Kuchen von Bleiglätte römiſcher Fabrikation, bei Almeria die alten Schmelzöfen. Bei Rio Tinto in Andaluſien ſind alte Halden von Bleiſchlacken, ohne daß man aber angeben kann, woher die dort verhütteten Erze gebracht waren. Außerdem iſt bei Ilipſa, Siſapon und in Luſitanien Blei gewonnen worden. Auf den ſchwunghaften Betrieb der Bleibergwerke, ſowie auf den großen Verbrauch des Metalles dürfen wir aus der Höhe des Pachtſchillings uns einen Schluß erlauben. Die Santariſchen

Bergwerke in der spanischen Provinz Baetica sind früher gewöhnlich um 200 000 Denare (174 020 Mark), später um 255 000 Denare (221 870 Mark) verpachtet worden — nach Plinius irriger Ansicht: weil sie dazwischen geruht hätten und dadurch ergiebiger geworden seien, da man sich vorstellte, die Erze wüchsen in den Bergen nach. In derselben Provinz ist das antonische Bergwerk sogar um 40 Millionen Sesterzen, d. h. 8 701 000 Mk. verpachtet gewesen.

Der Mittelpunkt der gallischen Bleigewerke scheint Largentière (Dep. Ardèche) gewesen zu sein. Römische Gruben bestanden auch bei Macot (Dep. Savoie), Vialas (Dep. Lozère), L'Argentière (Dep. Hautes Alpes), St. Girons (Dep. Argière), Pontgibaud (Puy de Dôme) und St. Avold (Moselle).

Bei Evreux, Lillebonne und Châlon fand man Blöcke feinen Bleies mit den Namen des Nero, Hadrian und Septimius Severus; die wahrscheinlich aus kaiserlichen Gießereien stammen. Die einen wogen 43,5 kg, die andern 70,9 kg.

Während aber das Erz in Spanien und Gallien mühsam gegraben werden mußte, soll es in Britannien nahe unter der Oberfläche des Bodens in solcher Menge gelegen haben, daß (nach Plinius' Angabe) ein beschränkendes Gesetz feststellte, wie viel Erz jährlich gegraben werden durfte.

Als Spuren ihrer Thätigkeit hinterließen die Römer in England Bleiöfen und Bleibarren mit Inschriften von Britannicus bis Verus; die zahlreichsten fand man in Somersetshire an den Mendighills, in West-Riding von Yorkshire und in Derbyshire.

Auch in Deutschland sind Bleiwerke im Lahn- und Siegthale von Römern betrieben worden. Am Tranzberg bei Cull sind Bleischlackenhalden, in denen man römische Ziegel,

Geräthe und eine Münze von Claudius Gothicus vorgefunden hat.

Ueber die Art, wie man die Erze gewann, geben die Bergwerke von Laurion den besten Aufschluß. Die von den Römern betriebenen Baue unterschieden sich (wenigstens so weit es sich um Silber- und Bleierze handelt) nicht wesentlich von den dortigen. Man grub Schächte, von den Griechen Phréata d. h. Brunnen genannt und Stollen (hypónomoi). Man wird diese, wie in den spanischen Bergwerken, zum Theil gezimmert haben. Ueberdies grub man große Höhlen, als deren Stützen man Säulen und „Bergfesten" (hormoi oder mesokrineîs) stehen ließ. Die letzteren dienten zugleich als Scheiden der Grubenantheile. Da sie Erz enthielten, reizten sie die Habgier; darum war das gewinnsüchtige Abgraben der Bergfesten unter Todesstrafe verboten. Die Ventilation war nur in sehr unzulänglicher Weise durch Wetterzüge (Psychagógia) hergestellt. Der Klage über die schlechte Luft der Gruben begegnen wir wiederholt in den antiken Schriften. Ueber die Art der Herausschaffung des Wassers und der Erze ist nichts genaueres bekannt. Uebrigens sind die Arbeiter in den lauriniſchen Werken nicht in besondere Tiefen gedrungen (20—120 m tief).

Die zu Tage geförderten Erze sind in steinernen Mörsern mit eisernen Keulen gepocht worden, um sie vom tauben Gesteine zu befreien. Die so zerkleinerten hat man dann auf Sieben (Salax) gewaschen. Ausgedehnte Schlackenhalden in der Nähe von Laurion zeugen dafür, daß die Erze gleich an den Gruben verschmolzen worden sind.

Zur Gewinnung des Metalles verwendeten die Alten vor Allem (wie es noch heut der Fall ist) silberhaltigen Bleiglanz, den sie gewöhnlich Molybdaena, gelegentlich auch Galena nennen — Ausdrücke, die indeß auch für ganz verschiedene künstliche Bleipräparate, der letztere vor Allem für Glätte, von ihnen ge-

braucht werden. Waren die Erze sehr silberarm, so erschienen sie ihnen als reine Bleierze, welche, wie wir heut durch chemische Analysen wissen, überhaupt sehr selten sind.

Ueber das Verfahren, Blei aus seinen silberhaltigen Erzen zu gewinnen ist uns nur eine dürftige und noch dazu sehr unklare Nachricht bei Plinius erhalten. Sie lautet wörtlich:

„Des Bleies Ursprung ist ein doppelter, entweder entstammt es eigenen (silberfreien) Bleierzen und diese liefern dann nichts anderes; oder es entsteht zusammen mit Silber und wird aus den gemischten Erzen geschmolzen. Was von diesen zuerst aus den Schmelzöfen abfließt heißt stannum (Werkblei); das zweite ist Silber; als dritter Antheil der verwendeten Erze bleibt im Ofen Galena (Bleiglätte und Ofenbruch) zurück. Diese neuerlich verschmolzen giebt Blei". Plinius scheint in dieser sachlich dunkeln Stelle sagen zu wollen, man habe durch Schmelzen zuerst „Werk" d. h. eine Legirung von Blei und Silber erhalten, dieses „Werk" sei auf Treibheerden (die damals einfachen Steinkesseln glichen) zum zweitenmal ausgeschmolzen worden, wobei das Blei durch Aufnahme von Sauerstoff der Luft in Bleiglätte überging und das Silber rein abfloß. Die Glätte sei dann noch einmal, offenbar mit Kohle, geschmolzen worden und lieferte, indem sie den Sauerstoff an die Kohle abgab, metallisches Blei. In der That sind Bleiheerde in England und Frankreich aufgefunden worden; andererseits sah Prof. Landerer auf Siphnos entdeckte Bleiplatten, denen Scherben von Treibheerdmaterial anhingen. Er schloß daraus, daß auf jener Insel gleichfalls silberhaltige Bleierze zunächst auf Werkblei verarbeitet wurden. Nach seinen Untersuchungen schmolzen die Athener zu Laurion den Bleiglanz (d. h. Schwefelblei) mit Eisen, welches dem Erze den Schwefel entzog; das silberhaltige Blei ist vom Silber durch Treibarbeit geschieden worden, und die sich dabei bildende Glätte fand zum Theil unmittelbar zu Töpferglasuren Ver-

wendung, zum größeren Theil gewann man aus ihr durch Schmelzen mit Holzkohle das metalliſche Blei.

Zu Arles sur-Tech (Dep. Pyrénées orientales) in den Ruinen einer römiſchen Werkſtätte iſt ein antiker Schmelzofen gefunden worden. Er gleicht einem rieſigen Schmelztiegel von 3,2 m Tiefe und 2,50 m oberer Weite; ſeine etwa 14 cm dicken Wandungen beſtehen aus einem feuerfeſten Gemiſch von Ziegelmehl und Thon. Der Ofen war ganz in die Erde eingeſenkt. Man füllte abwechſelnd eine Schicht Holz und eine Schicht Erz ein und zündete dann das erſtere an. Das geſchmolzene Werkblei floß ſammt der Schlacke durch eine geneigte Rinne am Boden des Schmelztiegels ab und in eine ſchüſſelförmige Vorlage hinein, aus welcher es, nachdem die Schlacken abgeſchöpft waren, zu weiterer Scheidung der beiden Metalle (Blei und Silber) auf Tiegel gefüllt ward, deren man eine große Zahl in der Nähe vorgefunden hat. Bei vielen derſelben war die Innenfläche noch ganz mit Glätte überzogen. Auch ein aus Sandſtein hergeſtellter Treibherd iſt in England ausgegraben worden.

Die Britten verfuhren in noch primitiverer Weiſe, indem ſie die Erze in einfachen Erdgruben ausſchmolzen; das Metall floß durch einen engen Kanal nach einer zweiten tiefer gelegenen Grube ab, in welcher es von den Schlacken getrennt ward. Solcher Schlackenherde hat man mehrere in England gefunden; die Schlacken waren zum Theil noch mit Holzkohle vermengt.

Der Schmelzprozeß war bei den alten Völkern ſo unvollkommen, daß nach Strabo's Bericht, die Schlacken von Laurion in ſpäterer Zeit noch einmal mit Vortheil zur Gewinnung von Silber ausgeſchmolzen wurden. Und die heute verarbeiteten Schlacken enthalten im Durchſchnitt noch 10 pCt. Blei. — Schlacken von Arles (in den Pyreneen) enthielten 10—15 pCt. Blei.

Die Römer, ſelbſt der Auguſteiſchen Zeit, beſaßen in der

Trennung der Metalle noch so wenig technische Fertigkeit, daß sie Bleierze, die mäßige Mengen Silber enthielten, nur auf Blei zu verarbeiten lohnend fanden. Ich fand in antiken Bleisorten 0,024 pCt. Silber.

Das Blei brachte man in Ziegelform, welche — wie bereits erwähnt — Kaisernamen und zwar in erhabener Schrift aufweisen. Einige der gefundenen Blöcke sind 10 cm lang, 5 cm breit und etwas über 1 cm dick. Man benannte die Waare nach den Hüttenwerken. So führt Plinius spanische Sorten an, die unter dem Namen ovetanisches, kaprarisch und oleastrisches Blei in den Handel kamen, die sich in nichts von einander unterschieden, „wenn das Metall nur ordentlich von Schlacken gereinigt war".

Daß der Preis der Waare zu verschiedenen Zeiten sehr schwankend war, versteht sich wohl von selbst. So mußte damals, als die Athener auf Pithokles Rath den Bleiverkauf in Staatsregie übernehmen sollten, der Preis wohl besonders niedrig erscheinen. Die Privatbesitzer verkauften nämlich das Handelstalent, das etwas über 36 kg hatte, um 2 Drachmen, d. h. um 1,57 Mk., also das Kilogramm zu 4,4 Pf. Nach einer Baurechnung aber, die uns aus dem Jahre 407 v. Chr. vom Tempel der Athene Polias erhalten ist, kostete zur Zeit des Baues das Talent Blei 5 Drachmen = 3,93 Mk. d. h. das Kilogramm 11 Pf. — also beinahe dreimal soviel. In Rom war zur Zeit des älteren Plinius der Preis 19 Pf. für ein Kilogramm.

Auf der Kenntniß der charakteristischen Eigenschaften eines Körpers beruht dessen geeignete technische Verwendung. Am Blei waren seine Schwere, Weichheit und Zähigkeit und seine leichte Schmelzbarkeit besonders sinnfällig. Welch' schönen, treffenden Vergleichen begegnen wir in der Ilias: Iphidamas schleudert seinen Speer gegen Agamemnon, aber die Lanze

„Traf auf Silber zuvor, und wie Blei verbog ſich die Spitze“ (XII. 237).

Iris taucht in die Tiefen des Meeres, wie eine Bleikugel, welche an der Angelſchnur hängt. Sie ſprang hinab

„— — — in das Dunkel der See; laut ſtöhnte die Meerfluth.
Und in den Abgrund fuhr ſie, wie Blei an der Angel, hinunter,
Das wohl über dem Horne des ländlichen Stieres befeſtigt,
Sinkt, rohſchlingenden Fiſchen des Meers das Verderben zu bringen.“

Auch ſonſt finden ſich Aeußerungen, welche auf die Eigenſchaften unſeres Metalls Bezug haben, in den alten Schriftſtellern nicht ſelten. Im Tempel des Apollo zu Delphi iſt eine bleierne Zahnzange aufbewahrt worden, durch welche nach der Bemerkung des Arztes Eraſiſtratus angedeutet werden ſollte, daß man nur ſolche Zähne zu ziehen habe, deren Entfernung ohne Anwendung ſtärkerer Inſtrumente möglich ſei. — Plinius erzählt von einer Kraftprobe. Er ſah einen gewiſſen Athanatus mit einem bleiernen Harniſch, welcher 164 kg wog, bekleidet und mit ebenſo ſchweren Cothurnen beſchuht auf der Bühne umhergehen. Dieſe Erzählung bringt uns eine Anecdote in Erinnerung, welche die maliciöſen Zeitgenoſſen über die Magerkeit des Philetas, eines Lehrers des Ptolemaeus Philadelphus verbreiteten. Sie behaupteten, er trüge bleierne Sohlen an den Schuhen, damit er nicht vom Winde umgeworfen werde.

In unverkennbarer Anſpielung auf eine Eigenſchaft des Bleies, nennen wir, den lateiniſchen Ausdruck beibehaltend, einen ſchwerfälligen, läſtigen Menſchen: einen „plumpen Kerl“ (homo plumb.).

Von Septimulejus wird berichtet, er habe den abgeſchnittenen Kopf ſeines Freundes, des berühmten Volksführers C. Gracchus an Opimius verkauft — nachdem er den Mund vorher mit Blei ausgefüllt, um den Kopf ſchwerer zu machen; Opimius zahlte ihm aus dem Staatsſchatze ſo viel Gold, als das Haupt des erſchlagenen Gegners wog.

Noch hebt Plinius als besonders merkwürdig hervor, daß man in einem Bleikessel Wasser kochen könne, ohne daß er schmilzt; sobald aber eine kleine Münze oder ein Steinchen hineingeworfen wird, werde ein Loch durchgebrannt.

Die Unansehnlichkeit des Bleies, dessen bläulich graue Farbe unschön ist, dessen Metallglanz sehr bald unter einem feinen Oxydüberzuge sich verbirgt, seine große Weichheit und Zerstörbarkeit machen es als Material für größere Kunstwerke wenig geeignet. Ganz vereinzelt nur findet man antike Gegenstände, welche dem Schönheitsbedürfniß entsprechen, und selbst diese gehören mehr dem Kunsthandwerk, als der strengen Kunst an. Wenn es auch nicht selten zu kleinen figuralen Darstellungen diente, so machen diese meist so wenig Anspruch auf Kunstwerth, als etwa die Bleisoldaten unserer Knaben. Hierher rechne ich verschiedene Weihefigürchen und die figuralen Dekorationen von Flächen z. B. von Gefäßen, sowie kleine Platten mit Darstellungen im Basrelief.

In den Sammlungen sieht man nicht ganz selten etwa 10 cm hohe, nackte Frauenfigürchen, die ganz flach gearbeitet sind; um die ganze Gestalt geht ein Streifen, in welchem sie, wie in einer Nische mit bogenförmigem Abschluß stehe. Es sind unzweifelhaft Venusbilder in Kapellchen. Die Deutung des Streifens wird durch ein Wandgemälde des Neapolitanischen Museums unterstützt, welches eine Scene aus der „Iphigenie bei den Tauriern" darstellt.

Außer den gefesselten Freunden sieht man auch das Dianenbild, um welches ein solches „Tempelchen" angebracht ist — von dem Aussehen eines Rundbogenfensters. Diese Bleifiguren hatten ungefähr die gleiche Bedeutung mit den Heiligenbildern, welche heutigen Tages von Wallfahrern als Andenken von einem Gnadenorte heimgebracht werden. — Der berühmte griechische Satyriker Lucian erwähnt ausdrücklich, es seien an vielbesuchten Wallfahrtsorten, wie zu Paphos und Hierapolis kleine Götter-

bilder an die abziehenden Pilger vertheilt worden; ja die Phönizier — echte Krämer — treiben mit kleinen Idolen Handel. Daß dieser auch anderwärts recht schwunghaft war, erfahren wir aus der Apostelgeschichte (19, 23). Mit vieler Lebendigkeit wird uns erzählt, wie sich die Goldschmiede zu Ephesus, welche silberne Tempelchen der Diana anfertigten, gegen Paulus wegen Gewerbsstörung zusammenrotteten, weil er lehrte, es gebe keine Götter, welche von Händen gemacht sind; „ihr Handel müsse dahin gerathen, daß er nichts gelte".

Jene unansehnlichen Idole hatten eine große culturelle Wichtigkeit; an ihre Verbreitung knüpfte sich die Verbreitung des Venusdienstes. So hat einst — wie Movers dem Athenäus nacherzählt — ein griechischer Kaufmann den Cult der paphischen Göttin dadurch nach Naukratis verpflanzt, daß er ein spannenlanges Bild der Venus von Cypern, die ihn auf der Seefahrt als Patäke beschützte, in einem Tempel aufgestellt hatte.

Noch tiefer in ihrer Ausführung stehen ganz kleine Figürchen von Reitern, welche von älteren Archäologen (Caylus) für Kinderspielzeug gehalten worden sind, möglicher, ja wahrscheinlicher Weise aber Votivgegenstände waren.

An diese Weihebilder dürften sich ihrer Bedeutung nach Bleiplatten eng anschließen, welche Darstellungen aus dem Mithras-Cultus, in Flachrelief ausgeführt, zeigen. Das Pester Nationalmuseum bewahrt zwei solche Platten von 7—9 cm Höhe und Breite, die bis auf unbedeutende Details ganz gleich sind. — Dekorirte Bleigefäße sind sehr selten. Eines der schönsten dürfte den Lesern aus Overbeck's meisterhaftem Werke über Pompeji, in welchem es abgebildet ist (Bd. II. S. 232. N. 327), bekannt sein.

Für ähnliche Gegenstände, wie die bisher erwähnten, ist das Blei fast ganz außer Gebrauch gekommen und durch andre Stoffe z. B. Papier, Hausenblase, bleihaltiges Zinn für Wall-

fahrtsbilder, Wachs für Votivgegenstände — das übrigens auch bei den Alten zu diesem Zwecke gebräuchlich war — ersetzt worden. Wenn es auch noch zu Anfang dieses Jahrhunderts ausnamsweise zur Herstellung größerer Werke, z. B. der berühmten Donner'schen Brunnenfiguren in Wien verwendet worden ist, so hat man doch dieses Material in neuerer Zeit als unbrauchbar aufgegeben, da einzelne Theile, z. B. ausgestreckte Gliedmaßen wegen der großen Schwere des Bleies sich senkten und bogen.

II.

Weitaus wichtiger, als zur Herstellung von Kunstgegenständen, war die Rolle, welche das Blei bei den Alten auf technischem Gebiete spielte, und die es zum Theil noch bis in unsere Zeit bewahrt hat.

Durch seine Zähigkeit eignet es sich als kräftiges Bindemittel, gleichsam als Kitt, dem man mehr zutrauen konnte, als gewöhnlichem Mörtel. Bei Steinbauten goß man dasselbe entweder in die Fugen zwischen die Steine, oder man trieb in die Quadern, welche durch Bronze- oder Eisenklammern zusammengehalten werden sollten, Löcher, in die man zur Befestigung der Klammern Blei füllte. Diese Art ist offenbar sehr alt, denn schon Herodot spielt, wie wir gehört haben, bei dem Brückenbau der Königin Nitocris auf dieselbe an. Bei den meisten Ausgrabungen größerer römischer Bauwerke trifft man auf Bleikuchen, die zwischen den Steinen liegen; andrerseits ist in dem berühmten Mausoleum zu Halicarnaß der große Stein, welcher den Eingang der Grabkammer verschloß auf seiner Unterlage in der Weise befestigt, daß Bronzezapfen desselben in Bronzdillen der letzteren passen, welche beide in die Steine mit Blei gekittet waren.

Auf dem gleichen Prinzipe beruht auch die Verwendung dieses Metalls bei großen Marmor- und Bronzewerken. Bei

ersteren wurden die zusammengehörenden Marmorstücke durch Nägel zusammengehalten, welche in Löcher derselben mit Blei eingelassen waren; bei größeren Bronzewerken waren dagegen die Lücken, die beim Zusammenpassen der Gußstücke übrig geblieben sind, mit Blei vergossen.

Die gleiche Verwendung erstreckte sich aber auch auf landwirthschaftliche Geräthe und deren hölzerne Bestandstücke. — Cato z. B. empfiehlt die Säule der Oelmühle — einer Vorrichtung zum Zerquetschen der Oliven — zuerst mit dem zähen Weidenholze zu verkeilen und dann noch Blei einzugießen, damit sie nicht wacklig werde. Diese Art das Blei als Bindemittel zu verwenden ist bekanntlich heut zu Tage aufgegeben.

Man benutzte Bleistreifen in solchen Fällen, in denen man heut Eisenreifen oder Draht verwendet. Unter den Arbeiten, welche nach Cato's Anweisung, vor der Weinlese zu besorgen sind, gehört auch „die Fässer mit Blei zu festigen oder mit Eisenreifen zu umspannen". Vor Allem waren es die großen irdenen Weinfässer (dolia) die man, um sie haltbarer zu machen, mit Bleireifen umgab. Andererseits nietete man auch zerbrochene Gefäße mit Blei. Verschiedene Bruchstücke solcher Gefäße, an denen man die Technik noch sehen kann, werden in den Sammlungen aufbewahrt. Mehrere Stellen sind durchbohrt und in die Löcher Bleinägel eingepaßt, die dann an der Innen- und Außenseite der Scherbe durch halbcylindrische Bleistreifen verbunden werden, wodurch eine Art Netzwerk entsteht. Doch sind solche Gefäße selten — nicht als ob sie überhaupt selten aufgefunden worden wären, sondern weil die Landleute, wie Cavedoni angiebt, wenn sie auf solche stoßen, sie zerstören, um das Blei zu gewinnen. Diese Amphoren und sonstigen Thongeschirre waren an sich ohne besonderen Werth, so daß geschlossen werden darf, es sei ganz gewöhnlich gewesen, zersprungene Töpferwaare mit einem solchen Bleigeflecht zu umgeben, wie man es bei uns

mit Eisendraht thut. In dem Bruchstück einer Satura des Varro sagt Jemand „Warum läßt Du denn das Wasser in Deinem Haus umherrinnen? Wenn Du durchstoßene Häfen hast — hast Du denn kein Blei?“

Endlich befestigte man auch Deckel von Gefäßen, die besonders dicht schließen sollten, z. B. Medicamentenbüchsen mit einem Bleiring oder ganzen Bleikappen.

Eines Fundes, welcher besonders die Aufmerksamkeit der Frauen beanspruchen dürfte, muß ich hier Erwähnung thun — ein Stückchen unansehnlicher Bleidraht, der aber durch seine Zähigkeit und leichte Biegsamkeit sich für den Zweck vorzüglich eignete, welchen ihm Schliemann, der unermüdliche und glückliche Entdecker reicher Schätze frühhellenischer Cultur, zuschreibt, und der ihn unter dem Schutte der 3. Stadt auf Hissarlik gefunden hat. Der Draht hat, so vermuthet Schliemann, zum Festhalten von Locken gedient. Die Hand, die ihn einst verständnißvoll bog, das umlockte Haupt — sie sind lang in Asche zerfallen, und selbst diese haben Jahrtausende verweht. Der elende Draht hat sich erhalten; in ihm haben wir die prähistorische Ahnfrau unserer Haarnadeln vor uns. Heut verfertigt man, wie männiglich bekannt, diese für den kunstvollen Haarbau unentbehrlichen Stützen nur noch aus Eisendraht.

In anderen Fällen ist es vor Allem die Schwere unseres Metalles gewesen, durch die ihm gewissermaßen naturgemäß seine technische Rolle zugewiesen war.

Des schönen Bildes habe ich bereits gedacht, in welchem Homer die untertauchende Iris mit dem in die Tiefe eilenden Blei einer ausgeworfenen Angelschnur vergleicht. Beim Fischfange fand es also schon sehr frühe seine Verwendung. Aelian schildert mit humoristischem Seitenblick auf menschliche Verhältnisse den Fang des Skarus, eines delikaten Mittelmeer-

fisches, von dem die Alten fabelten, daß er wiederkäue. Man band ein Weibchen an einen Faden, der mit einem cylindrischen 3 Zoll langen Bleistück beschwert war, und zog den Fisch bis über die aufgestellten Reusen. Dann, wenn die Männchen in ihrer verhängnißvollen Verliebtheit so weit gefolgt waren, ließ der Fischer das Blei in die Reusen sinken und mit hinein ward das Weibchen sammt seinem ganzen verblendeten Gefolge gerissen.

Frühzeitig muß der Anwohner der Mittelmeergestade bei seiner Schifffahrt längs den klippenreichen Küsten und zwischen den vielen Inseln das Bedürfniß empfunden haben, den Meeresgrund zu prüfen, um den ihm drohenden Untiefen auszuweichen. Wie oft müssen sich Scenen wiederholt haben, wie sie in Paulus' gefahrvoller Schifffahrt mit so lebendigen Farben das 27. Kapitel der Apostelgeschichte schildert. „Da aber die vierzehnte Nacht kam und wir in Adria fuhren um die Mitternacht, wähnten die Schiffleute, sie kämen etwa an ein Land. Und sie warfen das Senkblei aus und fanden zwanzig Klafter tief, und über ein wenig von dannen senkten sie abermal und fanden fünfzehn Klafter. Da fürchteten sie sich, sie würden an harte Oerter anstoßen, und warfen hinten vom Schiff vier Anker, und wünschten, daß es Tag würde." — Daß die Phönizier und wohl auch andere seefahrende Völker die Anker mit Blei beschwerten, ist schon angedeutet worden.

Hier zum Schutze des Lebens verwendet muß es auf einer andern Seite zum „Spender bittrer Schmerzen" werden.

Die erste in die Ferne wirkende Waffe, welche sich dem Menschen auf der untersten Stufe seiner Civilisation gleichsam von selbst darbot, — eine Waffe, zu der nach Berichten von Reisenden, sogar die anthropoiden Affen greifen, ist wohl der Stein gewesen. Im Verlaufe der Zeiten machte man die Erfahrung, daß derselbe aus einer geschwungenen Schleife mit

größerer Wucht und Schnelligkeit fliege, als wenn er aus freier Hand geworfen wird. — Daß die Hebräer — und dies gilt auch von andern Völkern Vorderasiens — sich um die Zeit der Einführung des Königthums der Schleuder als Waffe bedienten; wie die Fertigkeit in ihrer Handhabung dem nachmaligen Judenkönige zum Sieg über den herausfordernden Goliath verhalf, ist Jedermann von Knabenjahren her bekannt. Bald mußte man gewahr werden, daß die Wirkung um so größer sei, wenn der geschleuderte Körper bei passender Größe und Gestalt eine größere Schwere besaß. Der nächste Schritt war daher, an Stelle des Kiesels jenes Metall zu verwenden, das gerade durch diese Eigenschaft besonders auffiel. Das Schleuderblei — der Vorläufer unserer Projektile — war damit dem Pfeil und Wurfspieß als wichtige Kriegswaffe zugesellt. — Daß es bei den Persern ein halbes Jahrtausend vor Beginn unserer Zeitrechnung im Gebrauche war, erfahren wir aus Xenophon's Schilderung des Rückzuges (Anabasis), auf welchem er die 10 000 Griechen aus Persien heimführte. In den Dörfern um Larissa und Mespila (Ninive), erzählt er, fanden die fouragirenden Hellenen viel Blei vor, das zum Schleudern bestimmt war. — In vorzüglichem Rufe aber standen die Rhodischen und Balearischen Schleuderer; die ersteren bildeten bei den Hellenen, die andern im römischen Heere gewissermaßen das Chor der Scharfschützen. Das Schleuderblei (molybdis) scheinen die Griechen von den asiatischen Völkern überkommen zu haben; von den Griechen entlehnten es wieder die Römer und nannten es Schleudereichel (glans missilis). Der Name ist recht bezeichnend. Das Projektil gleicht nicht selten einer Eichel, hat aber oft beide Enden spitz ausgezogen (aculei); es mißt in der Länge 3—6 cm; der Durchmesser in der Mitte des spindelförmigen Körpers beträgt 1,50—2, selten 3 cm. Schleuderbleie von mittlerem Kaliber wiegen etwa 60 g. Sie wurden in Formen von Sandstein ge-

gossen, in welchen gleich eine größere Zahl Aushöhlungen angebracht war, welche sich an den Enden der verzweigten Gußkanäle befanden, so daß bei der Herausnahme die Glandes, wie die Beeren einer Traube an den einzelnen Stielen hingen. An der Seite mancher Schleudereichel sieht man ausgetretenes Blei; was beweist, daß die Form aus zwei Tafeln bestand, die vor dem Guß aufeinandergepaßt, nach dem Guß auseinander genommen wurden.

Die römischen Eicheln findet man seltener als die griechischen und dann meist, wie Mommsen zuerst hervorhob, in der Nähe von Städten, welche erwiesenermaßen harte Belagerungen zu überstehen hatten. Sie gehören vor allem den letzten anderthalb Jahrhunderten vor Beginn unserer Zeitrechnung an. Diese römischen Glandes sind meist unbeschrieben oder weisen die Zahl der Legion, welcher der Schleuderer angehörte. Die mit einer Aufschrift versehenen Schleuderbleie sind häufiger griechischen Ursprungs. Diese Art ist wahrscheinlich in Thonformen, welche vertiefte (eingedrückte) Schriftzeichen hatten, gegossen, so daß die Schrift auf den Eicheln selbst erhöht ist. Solche Aufschriften sind gewöhnlich Spottworte an die Adresse des Empfängers gerichtet, etwa „Da hast's" oder „Sei mir gegrüßt". Nicht selten tragen sie — eine leicht verständliche Anspielung — das Bild des Blitzes.

Man warf die Eicheln aus ledernen Schleudern; ihre Tragkraft dürfte kaum genau zu bestimmen sein. Xenophon erwähnt nur, daß die Bleikugeln seiner Rhodier doppelt soweit flogen, als die aus freier Hand geschleuderten, die Hohlhand ausfüllenden Steine der Perser.

Wenn römische Dichter sagen, daß die Schleuderbleie im Fluge durch die Luft schmelzen oder rothglühend werden, so kann das nur poetische Uebertreibung sein. Man benützte sie im Kriege nicht selten — eine seltsame Art von Brieftauben —

um auf sie eingeritzte Nachrichten nach Orten gelangen zu lassen, die sonst unzugänglich waren, und mehr als einmal geschah es, daß verrätherische Mittheilungen auf diese Weise aus eingeschlossenen Städten den Belagerern zugesendet worden sind.

Ich kann von dem Gegenstande nicht scheiden, ohne einiger Verse aus Ovid's Metamorphosen (II. 727) zu gedenken. Indem der Dichter das leidenschaftliche Erglühn der Liebessehnsucht, von welcher Mercur für Herse erfaßt wird, schildern will, gebraucht er das Bild:

Staunend ob der Gestalt entbrennt, noch schwebend in Lüften,
Jupiters Sohn in Lieb', als wenn balearische Schleudern
Schnellen das Blei; dies fliegt und entzündet, während des Fluges
Erst empfangend die Gluth, die ihm fehlte, unter den Wolken.

Um den Leser nicht zu ermüden, sei nur kurz angedeutet, daß man das Blei gelegentlich auch noch anderen Kriegszwecken dienstbar machte. Scipio Aemilianus räth zum Beispiel bei der Belagerung einer Stadt, die Furten des Flusses mit bleibeschwerten Brettern, in welche Nägel geschlagen waren, zu belegen, damit die Belagerten nicht hinüberkommen und das Lager überfallen könnten. Belagerte drücken den an ihrer Mauer arbeitenden Sturmbock mit Bleiblöcken hinab.

Wegen seiner Schwere benutzten auch die Pankratiasten (Ringkämpfer) das Blei. Sie flochten Bleiknöpfe in ihre Caestus (Riemen, mit denen Hand und Arm umwunden war), um den geführten Faustschlag wuchtiger zu machen.

Auch die Justiz wollte bei ihrer segensreichen Thätigkeit der vortheilhaften Eigenschaften des Bleies nicht entrathen. — Nur mit Widerstreben erwähne ich eines Gebrauchs, von dessen Schilderung sich das Menschengefühl empört abwendet. Die Bleigeißel (plumbatae) bestand aus mehreren Schnüren, an deren jedem Ende eine Bleikugel hing. In der Leidensgeschichte der ersten Christen kehrt der Bericht häufig wieder, daß man sie

mit solchen Bleigeißeln hieb, bis sie den Geist aufgaben. Wem fielen nicht Plinius' grollende Worte ein, die leider mehr als eine hohle rhetorische Phrase sind: „was die Erde dem Menschen bietet, er wendet es zum Uebeln. Gold und Silber dient ihm zur Corruption der Ehrlichkeit und Unschuld; Eisen, Erz und Blei zur Vernichtung oder Bereitung der scheußlichsten Qualen." Aber auch die regelmäßige Rechtspflege späterer Zeit schien dieses Justizapparates schwer entbehren zu können, wie man aus verschiedenen Stellen des Theodosianischen Codex entnehmen mag; die Strafe der „plumbatae" scheint erst unter Constantin — wenigstens für das römische Reich — aufgehört zu haben. Denn noch heut soll es einen europäischen Staat geben, in welchem die Handhabung eines solchen mehrschwänzigen Correctiv-Mittels unentbehrlich erscheint.

Noch eine andere Rolle wies man dem Blei in der Strafjustiz an. Wie im Mittelalter, ja bis in die Neuzeit hinein, schwere Ketten, denen etwa noch Kugeln angehängt waren, die Kerkerstrafe verschärfen sollten, so wurden in der römischen Kaiserzeit bisweilen Sträflinge, ringsum mit bleiernen Banden umwunden, für Lebensdauer in die Bergwerke geschafft. —

Nur weil das Blei den alten Völkern gleichsam als die Verkörperung der Schwere erschien, konnten sie sich verleitet fühlen, ein Metall zur Anfertigung von Gewichten zu benutzen, das durch seine übrigen Eigenschaften sich für diesen Zweck so schlecht eignet. Die meisten größern Museen beherbergen eine Reihe solcher Gewichte, die nicht selten sechseckige Stücke, gewöhnlich aber einfache Parallelepipede sind, auf welchen die Zahlenbezeichnungen durch Striche oder Punkte angedeutet werden. Vor allem ist die Anzahl der erhaltenen griechischen Bleigewichte groß. Sie haben außer den Inschriften gewöhnlich noch Darstellungen in Relief, welche — gleich Wappen — ihre Herkunft verrathen, so z. B. weist ein Doppelbeil oder eine Traube auf

Tenedos, die Amphora gehört Chios an, die Schildkröte ist das Zeichen für Aegina. — Viel seltener sind bleierne Laufergewichte. In der reichen Sammlung des Herrn Trau, Theehändlers in Wien, befindet sich eine Bronze-Büste des Kaisers Titus. Sie ist im Erz so dünn, als wäre sie aus Blech getrieben, und ist vollständig mit Blei ausgegossen. Ein Bronzering auf dem Scheitel des Kopfes läßt keinen Zweifel darüber, daß sie als Laufergewicht gedient hat.

Noch manchen andern Bedürfnissen hat man das Blei gerade seiner Schwere wegen nutzbar gemacht. Die antiken Bronzegüsse waren oft nicht so stark gearbeitet wie die modernen, daher auch nicht so schwer. Man goß daher die untern Partien namentlich von Colossalstatuen mit Blei aus, um ihnen größere Stabilität zu geben. Das kaiserliche Antikenkabinet in Wien z. B. besitzt einen solchen mit Blei ausgegossenen Fuß. Seine Sohle ist 38 cm lang, der Rist 10 cm hoch und der Umfang über dem Knöchel 35 cm. Das Erz ist nur 5, stellenweise gar nur 2 mm dick. Ein vierkantiger Eisenstift (1½ cm im Geviert), der ins Blei eingelassen ist, verband offenbar den Fuß mit dem Unterschenkel der Statue.

Nur als Curiosität will ich erwähnen, wie die Alten im Würfelspiel „dem Glücke nachhalfen“. Eine Stelle bei Aristoteles wenigstens scheint darauf zu deuten. Er führt als Beispiel an, daß ein „gebleiter“ Würfel stets die leichtere Seite dem Werfenden zuwendet; diese wird wohl damit die höchsten Pointen gewiesen haben.

Beiweitem die größten Mengen an Blei verbrauchten die Römer zu ihren zahlreichen und weit verzweigten Wasserleitungen. Die Vertheilung des Wassers innerhalb der umfangreichen Regionen der ewigen Stadt erfolgte durch ein gewaltiges Netz von Bleiröhren. Es giebt auch fast kaum einen etwas bedeutenderen Ort, den Römer gegründet und einige Zeit be-

wohnt haben, in deſſen Nähe man nicht die Zeugen ihres Bedürfniſſes nach gutem Waſſer ausgegraben hätte. Sie hießen „Fistulae“ ein Gegenſatz zu „Tubuli“, den thönernen Röhren. Man ſtellte ſie aus Bleiplatten her, welche um einen Kern gebogen wurden. Die Ränder hämmerte man aufeinander und verlöthete ſie dann äußerlich; der Durchſchnitt zeigt darum keinen reinen Kreis, ſondern wo die beiden Plattenränder an einander gepaßt ſind, beſteht eine Leiſte; faſt ausnahmslos iſt die Nath, nicht bloß angedeutet, ſondern ſie iſt auch im Verlaufe der Jahrhunderte klaffend geworden. Die Platten, welche für Leitungsröhren dienten, ſollten nicht kürzer, als 10 römiſche Fuß, d. h. faſt 3 m lang gegoſſen werden. Die Röhren hatten, wie ſich erwarten läßt, feſtgeſtellte Dimenſionen (moduli), die zu verſchiedenen Zeiten auf Grund einer verſchiedenen Einheit beſtimmt, und nach ihrem beſtimmten Caliber benannt waren. Ein Rohr z. B. von etwas mehr als 2 cm Weite hieß „Quinaria“; eine „Sexagenaria“ hatte 16 cm Lichte. Frontinus, welcher zur Zeit des Nerva (96—98 n. Chr.) die wichtige und mit 100 000 Seſterzen (faſt 22 000 Mk.) dotirte Stelle eines Curator aquarum innehatte, hinterließ uns ein wichtiges Büchlein über die Waſſerwerke Roms. Aus dieſem erfahren wir, daß zu Frontinus' Zeit 17 verſchiedene Caliber — 8 andere waren außer Gebrauch gekommen — in den öffentlichen Regiſtern (commentarii) eingetragen und durch des Kaiſers Majeſtät approbirt (confirmati) waren. Die Feſtſtellung der Röhrenweite war ſchon darum ſehr wichtig, damit man beim Zuweiſen des Waſſers an jeder beliebigen Stelle der Leitung beſtimmen könne, wieviel Waſſer des Tages abgegeben wird. War das Rohr enger, ſo war der Empfänger natürlich betrogen. — Die Röhren des ſchwächſten Calibers hatten 2,2 cm Weite, die dickſten maßen in der Lichte 228 mm! Bei ſolcher Weite müſſen Röhrenbrüche kein ſeltenes Ereigniß geweſen ſein, und Frontinus

giebt in der That auch Anweisungen, was in solchen Fällen zu geschehen hat, damit in der Zufuhr des Wassers keine Unterbrechung eintrete. — Um die Röhren zu einem Strange zu vereinigen, schob man das Ende des einen Rohres in das gekröpfte Ende des andern und dichtete die Stelle mit Kitt ganz ähnlich, wie es bei uns mit den Gasleitungsröhren geschieht.

Auch mit Inschriften sind die Röhren nicht selten versehen. Da die Inschrift wahrscheinlich mit beweglichen Buchstaben in die Formen eingepreßt wurde, so mußte sie auf der Tafel, aus der das Rohr gefertigt ward, erhaben erscheinen. Aus der Inschrift erfährt man, unter welchen Consulen oder Kaisern die Leitung angelegt worden ist oder welche Stadtmagistrate damals gerade im Amte waren. Zuweilen ist der Name einer Privatperson oder einer Gesellschaft zu lesen, auf deren Kosten das Werk ausgeführt ward. Wieder in andern Fällen sagt uns das Rohr, aus welcher Fabrik es hervorgegangen ist, z. B. „ex officina Martini plumbarii“. — Auch die öffentlichen Wasserreservoire oder wenigstens einzelne derselben waren mit Bleiplatten ausgefüttert (castella plumbea). Ueberhaupt benutzte man das Bleiblech auch sonst zum Auskleiden, z. B. des Innern von Holzsärgen und die viereckigen „bleiernen Kufen“, in welche nach der Schilderung des berühmten Oekonomen Columella beim Pressen der Oliven das Oel ablief, dürften mit Bleiplatten ausgeschlagene Holzkästen gewesen sein.

Der Architekt Vitruvius, ein Zeitgenosse des Cäsar, macht in einsichtsvoller Weise auf die Schädlichkeit des Bleies aufmerksam. Er erklärt, Wasser, das durch Thonröhren geleitet worden, schmecke nicht allein besser, sondern sei auch gesünder als das durch Bleiröhren geführte, „denn da scheine sich Bleiweiß zu bilden und dieses dem menschlichen Organismus schädlich zu sein.“ Gleichwohl wendete man sie an und ließ sich davon selbst dort nicht abhalten, wo die chemische Wirkung des Mineral-

wasſers ſie in kürzeſter Zeit zerſtören mußte. Pauſanias, der Topograph Griechenlands, macht die intereſſante Angabe, es gebe in der Nähe von Puteoli ein heißes Waſſer, welches die Bleiröhren, durch die es läuft, in wenigen Jahren zernagt. Es war wohl heißes Schwefelwaſſer. Bei ſo ausgebreiteter Verwendung der Bleiröhren wird es uns nicht wundern, daß die Herſtellung derſelben einen mächtigen Geſchäftszweig bildete, in welchem, beſonders zur Zeit der Kaiſer, zum Theil ſehr anſehnliche Vermögen inveſtirt waren.

Trotz der von Einzelnen ganz richtig erkannten Gefährlichkeit des Materials fertigte man doch daraus Keſſel zum Einkochen des Moſtes (sapa), Schüſſeln zum Anmachen von Brotteig; man hatte ſogar bleierne Fäſſer! Man betrachtete Salben und Pflaſter als viel wirkſamer, wenn ſie in Bleigefäßen gekocht worden ſind, und bewahrte beſonders wohlriechende Salben in ſolchen auf, weil nach Theophraſt's Erklärung „das Blei kalt und dicht ſei, und weder den Geruch der Salben heraus laſſe, noch geſtatte, daß irgend etwas eindringe."

Die große Weichheit des Metalles, das den Eindruck ſelbſt eines Fingernagels ſchon aufnimmt und anderſeits leicht abfärbt, machte es zum Schreibmateriale geeignet. Mit Blei zog man auf Pergament und Papyrus Linien und hatte dazu dünne Bleiſcheiben „Linirrädchen" (Kyklomolybdos), die man ſo handhabte wie unſere Frauen das ſogenannte Schneiderrädchen beim Vorzeichnen der Kleiderſchnitte. Auf „dieſes gerundete Blei, den beſchriebenen Seiten ein Führer" ſpielt die griechiſche Anthologie in mehreren Epigrammen an, und der Kenner römiſcher Poeſie wird wohl an Catull's reizendes Spottgedicht auf den groben Suffenus erinnert, in welchem der „membrana derecta plumbo" Erwähnung geſchieht. — Anderſeits dienten mehr oder weniger dünne Bleiplatten dazu, auf denſelben die Schriftzeichen mit Metallgriffeln einzuritzen. Solche Blei-

bücher wurden, wie wir aus Plinius erfahren, in älteſten Zeiten für öffentliche Aufzeichnungen benützt. Dem Pauſanias zeigte man an der Hippokrene eine ſtark zerſtörte Bleitafel, auf welcher Heſiod's Lehrgedicht „Werke und Tage" ſoll eingeſchrieben geweſen ſein. Die Richtigkeit ähnlicher Angaben wird durch einen Fund A. Ceſnola's beſtätigt — eine nach Art der antiken Bücher zuſammengerollte Bleiplatte, die in der That beſchrieben iſt.

Die größte Zahl beſchriebener Bleitafeln gehört einer beſondern Gattung an, deren unheimliche Bedeutung ihr Name „Katadesmen, Fluchtafeln" verräth. Indem man ſie in die Grabkammer oder in den Sarg einſchmuggelte, hoffte man den Todten noch im jenſeitigen Leben mit ſeiner Rache zu erreichen. Die unfromme Bitte iſt darum immer an die unterirdiſchen Gottheiten gerichtet. Die meiſten erhaltenen Fluchtafeln rühren, wenn ich nicht irre, von Frauen her; ob wegen einer unverſöhnlichern Rachſucht oder größern Abergläubigkeit des ſchwachen Geſchlechtes, ob vielleicht aus beiden Gründen zugleich, wage ich nicht zu entſcheiden. Doch auch Männer verſchmähten das feige Mittel nicht. Bis in das Zimmer des Sterbenden wußte ſich der Haß Zutritt zu verſchaffen. Tacitus erzählt, daß man im Krankengemache des Germanicus Menſchenknochen, halbverbrannte Leichentheile, an den Wänden Beſchwörungsformeln, Verwünſchungen und den Namen des Kranken „auf bleiernen Tafeln eingegraben" fand, „wodurch man Seelen den unterirdiſchen Mächten zu weihen wähnt". Der Verdacht, dieſes alles veranſtaltet zu haben, richtete ſich gegen Germanicus' Todfeind Piſo, deſſen Abgeſandte auf den Tod des Fürſten lauerten.

Eine zweite Art von Katadesmen ſcheinen in den Heiligthümern der unterirdiſchen Mächte niedergelegt worden zu ſein. Eine anſehnliche Zahl ſolcher Täfelchen fand man in der klein-

asiatischen Seestadt Knidos, die durch ihren Venuskultus un Praxiteles' wundervolles Venusbild berühmt war.

Die Veranlassungen zu diesen Ausbrüchen des Grolls sind sehr verschieden. Da verwünscht eine heißblütige Griechin Jemanden, der ihr Gewänder veruntreut hat. Eine Ehefrau verflucht eine Klatschschwester, die ihr nachgesagt hat, sie wolle ihren eigenen Gatten durch Gift aus der Welt schaffen. Auf einer andern Tafel lesen wir gleich drei Verfluchungen gegen Personen, von welchen die Beschädigte mit einem leichtern Gewicht betrogen worden ist und gegen einen unbekannten Dieb ihres Armbandes. Prosodion, die Frau des Nakon verflucht jenes Frauenzimmer, das ihren Gatten verleitet hat, Weib und Kinder zu verlassen. Ein andermal wird der Fluch geschleudert gegen Jemand, der ein Trinkhorn gestohlen, dann wieder gegen den unerkannten Gesellen, welcher den Fluchenden geknebelt und durchgebläut hat.

Die größeren von diesen Täfelchen sind etwas schmäler und zugleich etwas länger, als die bedruckte Fläche dieser Seite.

Endlich giebt es noch Inschriften auf Blei, welche — wenn ich so sagen darf — als Ueberreste des Orakelarchives von Dodona gelten dürfen. Es sind zum Theil nur einen Millimeter dicke Bleiplättchen. Die meisten sind von Karapanos und Foucart zuerst publicirt. Die entzifferten Täfelchen — einige 40 an Zahl — beziehen sich auf sehr verschiedene Gegenstände. Anfragen politischen Inhalts, Friedensgarantien betreffend, Anfragen wegen gestohlener Kopfkissen und Matrazen, Anfragen von Kranken, durch welcherlei Opfer sie ihre Gesundheit erkaufen könnten, von Geschäftsleuten, ob ihre Unternehmungen glücken werden, von einem mißtrauischen Lysianus, ob Nyla von ihm in der Hoffnung sei — diese und ähnliche Anfragen werden dem Gotte von Dodona vorgelegt. Im letztern Falle wenigstens gab der Kronide eine beruhigende Antwort. —

Ein Jahrhundert lang hat unter den Numismatikern und Archäologen ein wiſſenſchaftlicher Streit darüber geherrſcht, ob das Blei je als Münzmetall gedient habe. Daß bei plattirten Münzen das Innere, die ſogenannte Seele bisweilen aus Blei beſtand, daß dieſe Art Fälſchung bei den Griechen in ſehr frühe Zeiten hinaufreicht, iſt ſicher; heut läßt ſich aber wohl auch nicht mehr zweifeln, daß es zeitweilig wahre, gangbare Bleimünzen gegeben hat.

Hier wären die zahlreichen bleiernen Münzen numidiſcher Könige zu nennen; an ſie ſchließen ſich in Aegypten gefundene römiſche Münzen des 2. oder 3. Jahrhunderts n. Chr. Dazu kommt der wichtige Fund von Lyon. Dieſe kleinen Bleiſtücke, deren reichſte Sammlung Etienne Récamier beſitzt, wären nach Lenormant's Darlegung in den Städten an der Saône und Rhône in Umlauf geweſen. Man kann annehmen, daß ihr Curs ein localer war und daß ihnen lediglich die Bedeutung unſers Papiergeldes oder vielleicht richtiger von jenen kleinen Noten zukam, welche eine Zeit lang in verſchiedenen italieniſchen Städten, von localen Banken ausgegeben, nur örtliche Geltung hatten.

Viel ausgiebigern Gebrauch machten die claſſiſchen Völker vom Blei zur Anfertigung von Marken, die man unter dem Namen „Tesserae“ zuſammenfaßt. Die Zahl der erhaltenen Piombi dieſer Art, beſonders ſolcher römiſchen Urſprungs beläuft ſich in die Tauſende, auch die griechiſchen ſind aus der Zeit der makedoniſchen und römiſchen Herrſchaft, ſelten aus älterer Zeit. Trotz der Weichheit des Metalls ſind viele ſehr wohl erhalten, meiſt mit einer Oxydſchicht bekleidet, die ihnen wie auch andern Bleianticaglien das Ausſehen giebt, als läge ein dünner Ueberzug von eingetrocknetem Brodteig auf ihnen. Viele derſelben geben noch heut, was ihre Bedeutung betrifft, dem Archäologen ſchwer lösbare Räthſel auf.

In den Städten Italiens bestanden Collegien und gildenartige Sodalitien, welche neben der Wahrung besonderer Interessen auch den Cultus der municipalen Gottheiten pflegten, und deren Mitglieder sich an verschiedenen Festlichkeiten gemeinsam betheiligten. Sie feierten Spiele, Aufzüge und gaben Banquette. Garucci, der sich mit der Deutung der Tesserae sehr eingehend beschäftigt hat, spricht nun die Vermuthung aus, viele dieser Marken seien eben von jenen municipalen Collegien für ihre Mitglieder angefertigt. Die Marke sicherte dem Ueberbringer den unentgeltlichen Zutritt zu den Unterhaltungsorten, sie öffnete ihm vielleicht bei den Schauspielen einen reservirten besseren Platz. — Ferner sind Legate bekannt, durch welche den Collegien Geld zu Gastmählern, die am Geburtstage des Legatars zu seinem Andenken gefeiert werden sollten, und für Salböl vermacht werden. Eine bestimmte Marke berechtigte zur Theilnahme an den ersteren, auf eine andere hin ward dem Vorweisenden in den öffentlichen Bädern Salböl unentgeltlich verabreicht, d. h. beides wurde aus den Legaten bestritten.

Die meisten Tesseren zeigen Embleme, welche auf Spiele im Circus und Amphitheater oder auf Vorstellungen im Theater deuten. Aurigen, bekränzte Pferde, die sieben Delphine, die Trompeter, welche das Zeichen zum Beginn des Wettkampfes gaben, und ähnliche Darstellungen beziehen sich auf Wagen- und Pferderennen im Circus; Abbildungen von Gladiatoren oder ihren Helmen, von Siegeskränzen, von verschiedenen Thieren: Hirschen, Elephanten, Stieren, Löwen, Bären u. s. w. gemahnen an die schauerlichen Spiele des Amphitheaters; die Maske dient als Symbol des Schauspieles; bisweilen ist der Zuschauerraum abgebildet und die Zahl des Cuneus und der Sitzreihe angegeben, für welche die Eintrittsmarke gelten mochte.

Andere Tesserae haben unverkennbaren Bezug auf Triumphzüge oder Apotheosen von Kaisern. Diese letzteren werden durch

das Bild des Mercur oder eines Genius mit brennender Fackel, oder durch einen Adler angedeutet, welcher von einem Cypreſſenkranz umgeben iſt. Einzelne Tesserae mit Kaiſerbildern ſind vielleicht Einladungsmarken für die Triumphfeierlichkeiten geweſen. Wahrſcheinlich ſind auch ſolche medaillenartige Bleiſtücke an das Volk als „Denkpfennige" vertheilt worden.

Eine Anzahl von Tesserae hat nach ihren Darſtellungen oder abgekürzten Inſchriften einen deutlichen Bezug auf religiöſe Feſte und Verſammlungen, z. B. Sacra Lanuvina, Invenalia, die Saturnalien, geheime Zuſammenkünfte zur Feier der Iſis, u. ſ. w. Alle die erwähnten Marken ſind gewöhnlich rund, flach oft nur auf einer Seite mit einem Gepräge verſehen. Dieſes iſt entſprechend ihrer Beſtimmung meiſt ganz roh; doch zeigen einige ſehr fein ausgeführte Köpfe oder figurale Darſtellungen. Einzelne ſcheinen geprägt zu ſein, die meiſten waren gegoſſen. Man beſitzt noch die Gußformen, die aus einem Cipolinähnlichen Stein gefertigt ſind. —

Eine andere Art von Tesserae ſind kleine viereckige, mit Zahlen oder Buchſtaben verſehenen Täfelchen. Sie waren wohl Etiketten an Weinamphoren oder an Büchſen, in denen die Bücherrollen aufbewahrt wurden u. ſ. w. Einzelne ſind durchlöchert, indem ſie entweder angenagelt oder den Gegenſtänden angehangen waren.

Tesserae, welche Namen von Privatleuten tragen, hatten in manchen Fällen die Beſtimmung, das Andenken des Bauherrn der Nachwelt zu erhalten. In der viereckigen Fußplatte (Plinthe) einer großen Granitſäule in der Nähe des Forum Trajani zu Rom fand man eine Höhlung, gerade ſo groß, daß eine Bleimarke, die auf beiden Seiten wie eine Münze geprägt war, darin Platz hatte. Nachdem die Tessera hineingelegt war, ſtellte man die Säule auf die Plinthe. — Aehnlicher Bleimedaillen,

in Höhlungen von Säulen eingelegt, fand man mehrere. Sie waren, wie es scheint, seit Trajan Mode geworden.

Von diesen Marken verschieden sind jene „Piombi“, die als Boletten dienten. In Höhlungen von Marmorblöcken eingelassen und mit Kaiserbildnissen geprägt, mochten sie dazu dienen, solche Blöcke als zollfrei oder für kaiserliche Bauten bestimmt, zu bezeichnen. Im vorigen Jahrhundert ließ ein gewisser Lecchini, Steinmetz in Rom, aus der berühmten Villa des Hadrian zu Tibur ein großes Fragment gelben Marmors bringen. Als dieses vor seiner Werkstatt abgeladen wurde, bemerkte er, wie ein Stück davon absprang. Er hob es auf und fand, daß es vordem mit feinem Kalkkitt an dem Block befestigt gewesen, und in einer Aushöhlung Blei enthielt, auf welchem Hadrians Kopf nebst einer halbverwischten Inschrift geprägt war.

Boletten anderer Art sammelte Salinas auf Sicilien. Sie tragen griechische Aufschriften, Monogramme oder Zeichen, und bestehen aus zwei kleinen runden, durch einen schmalen Streifen verbundenen Platten, von denen (an einzelnen Exemplaren) die eine mit einem kleinen Zapfen versehen ist, der in die entsprechende Höhlung der andern paßt. Man bog die Streifen zusammen und drückte die beiden Plättchen auf einander. Da Sicilien durch seine Tuchfabrikation sehr berühmt war, so kann kaum ein Zweifel bestehen, daß diese Bleie (piombi mercantili) Fabrikmarken sind, welche den Stoffen angehängt wurden, ganz in derselben Art, wie es noch jetzt geschieht. Die Annahme findet eine Stütze in dem häufigen Vorkommen mehrerer (bis zu 10 Stück) ganz gleicher Exemplare, die offenbar bestimmt waren, Producte ein und derselben Fabrik zu bezeichnen. Uebrigens sind piombi mercantili nicht bloß auf Sicilien beschränkt. Das Universitätsmuseum zu Athen besitzt eine Sammlung von griechischen, darunter selbst attische Stücke.

Bei Gelegenheit der Piombi wäre auch der Amulette zu

gedenken, welche auf Schnüre gezogen um den Hals getragen wurden.

Statt unſeres Siegelwachſes wendete man ſehr häufig einen ſehr feinen Thon an; in andern Fällen aber auch Blei, dem das Siegel aufgedrückt war. Stücke, welche deutlich die Spur der durchgezogenen Fäden, die im Verlauf der Jahrhunderte herausgemodert ſind, zeigen, beſitzt man noch. — Griechiſche Magiſtrate und Privatperſonen fügten amtlichen Schriftſtücken nicht ihre Namensfertigung, ſondern den Abdruck ihres Siegelringes bei. Eine ſolche kleine Bleiteſſera konnte auch als Legitimirung gelten, etwa wie heut zu Tage eine mitgegebene Viſitenkarte; wenn man ſeines Freundes Siegel kannte, ſo brauchte man nur die vorgewieſene Beglaubigungs-Teſſera zu dergleichen. Aus ſolchem Gebrauch erklärt Dumont die Häufigkeit gewiſſer griechiſcher piombi. Hierher gehören auch winzige abgeſtempelte Bleiſtückchen, welche die Bedeutung von Aichungsmarken haben, die an Gewichten und Maßen angebracht waren.

Endlich fand das Blei im metalliſchen Zuſtande auch unter den Heilmitteln einen Platz. — So wurden nach Operationen von Atreſien, um das Verkleben und Wiederverwachſen der Wundflächen zu hindern, nach dem Beiſpiele des renomirten römiſchen Arztes Celſus, Bleiſtreifen in die Wunde eingelegt. Das ſogenannte Ueberbein (Ganglion) zertheilte man durch Druck mit einer Bleiplatte.

Nach der Anſchauung der Griechen und ihrer Schüler — der Römer, beſtanden die Körper aus ihren Qualitäten. Das Blei dachten ſie ſich als „kalt und durchaus feucht“. Sie ſchrieben ihm daher eine abkühlende Wirkung zu. Da es ſehr viel feuchtes Weſen habe, das darin durch Kälte verdichtet ſei, ſo müſſe es bei Annäherung des Feuers raſch flüſſig werden, d. h. ſchmelzen. Wenn man eine Flüſſigkeit in einem Bleimörſer mit einem Bleikolben reibt, ſo werde ſie kühler, denn es trete

(nach Galen's Ausdruck) „etwas von einem Saft aus dem Bleie" und dieser bedinge die Kühle. Wenn heute die Laien von der „kühlenden Wirkung" des Bleizuckers sprechen, so ahnen sie wohl nicht, daß der Ausdruck nicht bloß auf die Empfindung geht, sondern vielmehr der Ueberrest einer vor mehr als zwei Jahrtausenden aufgestellten naturphilosophischen Hypothese ist. Alex. v. Humboldt macht die feine Bemerkung: „Die dogmatischen Ansichten der vorigen Jahrhunderte leben fort in den Vorurtheilen des Volkes ... Sie erhalten sie auch als ein lästiges Erbtheil in den Sprachen, die sie durch symbolisirende Kunstwörter und geistlose Formen verunstalten."

Die Alten schrieben dem Blei auch sonst noch mancherlei seltsame Kräfte zu. Wenn Granatbäume keine Blüthen ansetzen wollten, so sollte man um den Stamm einen Bleireifen legen damit sie fruchtbar werden. Man empfahl Bleibleche auf den Unterleib aufzulegen, um sich vor lüsternen Träumen zu bewahren. Solches thaten vor allem die sich ausbildenden Athleten, denen eine strenge Askese in dieser Richtung vorgeschrieben war. Von Nero wird erzählt, er habe sich Bleiblech auf die Brust gelegt in der Absicht, seine Stimme zu bewahren, auf die er bekanntlich sehr viel sich einbildete.

III.

Neben der metallischen Form, in welcher das Blei, wie wir gesehen haben, so mannigfache Verwendung gefunden hat, hatten auch seine Legirungen und chemischen Verbindungen für das antike Leben eine nicht geringe Bedeutung, die ihnen zum Theil auch jetzt noch geblieben ist.

Dem Erz (Bronze) ist häufig Blei zugesetzt worden, theils um das erstere leichtflüssiger und für den Guß tauglicher zu machen, theils (bei Münzen) um, wie Hultsch vermuthet, „das Einschmelzen und damit den Verlust der Prägekosten für den Staat zu verhüten". — In der That enthalten die Münzen

der römiſchen Republik bis Auguſtus (neben Zinn) zwiſchen 4 und 29 pCt. Blei. In der Kaiſerzeit beginnt der abſichtliche Bleizuſatz erſt wieder unter Marcus Aurelius (161—180), ausnahmsweiſe wohl auch unter Trajan (98—117), und hört mit den Byzantinern wieder auf (etwa um 400 n. Chr.). Auch ſonſtige römiſche Bronzen, z. B. Spiegel, Schnallen, Nadeln, Statuen, ſelbſt Schwertklingen ſind zum Theil recht bleihaltig (bis zu 24 pCt.). Uebrigens ſcheint man Kupfer durch Zuſatz von Blei, das man zum Theil wieder abtrieb, gereinigt zu haben, wie denn in England gefundene Kupferblöcke, die aus römiſchen Gießereien ſtammen, Blei enthalten. Das campaniſche Erz, das zu den vorzüglichſten gezählt wurde, ſcheint auch in dieſer Weiſe gereinigt worden zu ſein, und nicht (wie man aus einer undeutlichen Stelle des Plinius vermuthen könnte) eine Legirung mit Blei erfahren zu haben. Später fälſchte man alle Bronze in ſolchem Maße, daß im 3. Jahrhundert n. Chr. unter Tacitus Auguſtus auf den Bleizuſatz Confiscationsſtrafe geſetzt war. Natürlich konnte es nur durch Verrath der Arbeiter an den Tag kommen, da keine Chemie mit ihren analyſiſchen Methoden beſtand, durch welche die Unehrlichkeit wäre entlarvt worden.

Griechiſche Münzen aus dem 4. Jahrhundert v. Chr., welche Bibra analyſirt hat, enthalten das Blei nur als eine zufällige Verunreinigung; in den ſpäteren Jahrhunderten iſt es auch dem griechiſchen Erze abſichtlich zugeſetzt worden. — Aegyptiſche Bronzen ſind reich an Blei, doch ſind ſolche, deren Herſtellung mit Sicherheit in jene Zeiten verlegt werden kann, da Aegypten von einheimiſchen Pharaonen regiert worden iſt, kaum unterſucht. Die analyſirten gehören alle der Lagidenzeit an.

Der Bruch ſehr bleihältiger Bronzen iſt grau oder rothgrau; auf dem Schnitte erſcheinen ſie mehr oder minder lichtgelb. Auf die Farbe hat auch der Zinngehalt offenbaren Einfluß.

Legirungen von Blei und Zinn dienten — und dienen bis heut — zum Löthen. Plinius führt zwei Arten derſelben an: die eine — stannum tertiarium — aus 2 Theilen Blei und 1 Theil Zinn beſtehend iſt zum Löthen und Dichten der Bleiröhren in Anwendung gekommen; in der anderen — stannum argentarium — dem Loth für Bronze und Silber waren beide Metalle zu gleichen Theilen zuſammengeſchmolzen. Dieſe letztere Legirung iſt betrügeriſcher Weiſe ſtatt reinen Zinns verkauft worden, und zwar 10 römiſche Pfund (3,27 kg) um 60 Denare (52,24 Mk.), während es nur 43½ Denar (37,88 Mk.) werth war.

Blei oder Bleiglanz diente zum Reinigen von Gold und Silber. Dieſer Prozeß des „Abtreibens“, wie er noch heute bei Ausbringung ſilberhaltiger Bleierze in Gebrauch ſteht, war ſchon in den ägyptiſchen Goldbergwerken üblich. Wo das Silber aus bleihältigen Erzen gewonnen wurde, wie in Laurion, war natürlich ein ſolcher Zuſchlag überflüſſig.

Von den chemiſchen Verbindungen des Bleies waren den Alten Bleiglätte, Mennige, Bleiweiß und Schwefelblei bekannt. Die Glätte (lithargyrum) ſtellte man aus Bleiblech dar, das an der Luft geglüht wurde, oder erhielt ſie als Nebenprodukt bei der Reinigung der Edelmetalle, wo ſie ſich an den Seiten der Treibheerde anlegte. Plinius nennt dieſe Art „Spuma argenti“ (Silberſchaum). Man unterſchied mehrere Arten durch beſondere Namen als Goldglätte (chrysitis), Silberglätte (argyritis) und Bleiglätte (molybditis), über welche bei den alten Schriftſtellern einige Verwirrung beſteht. Plinius ſagt: alle drei entſtehen, wenn das ausgeſchmolzene Blei aus dem obern Tiegel in den untern abfließt. Dabei war das glühende Blei der oxydirenden Wirkung der Luft ausgeſetzt. Die Glätte wurde mit Eiſenſpateln von der Oberfläche des geſchmolzenen Bleies abgenommen, noch einmal für ſich der Wirkung der Luft ausgeſetzt, dann, nachdem ſie erkaltet war, in Stücke

zerſchlagen und vor dem Luftſtrom des Gebläſes geglüht, d. h. vollends alles Blei oxydirt. Man wuſch ſie dann in Wein, Eſſig oder kochendem Waſſer und bewahrte die für Arzneien beſtimmte in Bleibehältern. Für die beſte Glätte galt die attiſche; ihr am nächſten kam die ſpaniſche; doch wurde zu Dioscoride's Zeit auch in Campanien und Sicilien Glätte dargeſtellt. Nach Plinius wäre die geſuchteſte, die von Zephyrium, einer Stadt in Cilicien (Kleinaſien) geweſen.

Die Giftigkeit dieſes Körpers war den Alten bekannt. — Er iſt zum Bereiten von Salben verwendet worden, welche „zum Erweichen und Kühlen von Geſchwüren" dienten. Beſondere Verwendung fand Glätte bei Hautkrankheiten und bösartigen, krebſigen Geſchwüren, deren Vernarbung befördert werden ſollte. Sogar gegen Ruhr bediente man ſich des Präparates. Sie war ein weſentlicher Beſtandtheil der Pflaſter, welche man in Bleikeſſeln gekocht haben ſoll.

Auch einen techniſchen Gebrauch machte man von ihr; den griechiſchen Gläſern iſt ſie zum Theil in ſehr beträchtlicher Menge zugeſetzt worden.

Eine gleiche ärztliche Verwendung fand die Molybdaena, welche von unſeren Hüttenleuten „Herd" genannt wird, — Mergel des Treibherdes, der von Glätte ganz durchſetzt iſt. Die Molybdaena mußte gelb wie Schwefel, und leicht zerreiblich ſein, ſollte keine erdigen Theile, d. h. Kies, Sand u. ſ. w. enthalten und ſollte mit Oel gekocht, Lederfarbe annehmen.

Was Dioscorides in ſeiner Heilmittellehre „gebranntes Blei" nennt, darf mit dem wahren gebrannten Blei, d. h. mit Glätte nicht verwechſelt werden. Die Bereitungsart läßt darüber keinen Zweifel, daß es Schwefelblei war. Man ſchmolz nämlich geſtoßenen Schwefel und dünne Blättchen (Folie) oder Feilſpäne von Blei, die ſchichtweiſe in einen irdenen Tiegel eingetragen waren, zuſammen und rührte ſo lange mit Eiſenſpateln, bis

man eine matte, grauschwarze Masse hatte, welche dem Blei nicht mehr ähnlich sah und sich leicht pulvern ließ. Manche setzten Eisen zu, wodann neben Schwefelblei noch Schwefeleisen entstehen mußte. Das Präparat fand in der Medizin eine ähnliche Anwendung wie die Glätte, gegen unreine Wunden, zur Beseitigung „wilden Fleisches" (wuchernder Granulationen), „um die Höhlen in den Geschwüren zu füllen" und sie zur Vernarbung zu führen. Es bildet auch einen Bestandtheil verschiedener Augenmittel.

Theophrast, ein Schüler des Aristoteles, hat uns in seinem wichtigen Buche über die Steine eine Schilderung der Methode hinterlassen, nach welcher in seiner Zeit das Bleiweiß (von den Griechen „psimmythion", von den Römern „cerussa" genannt) gewonnen wurde. Blei in der Größe eines Ziegels wurde über scharfem Essig auf ein Rohrgeflecht in irdene Fässer gethan. Sobald sich eine dicke Kruste angesetzt hatte, was gewöhnlich nach 10 Tagen geschehen war, öffnete man die Fässer, schabte diese Rinde ab, stellte das Blei wieder ein; das wiederholt man so oft, bis letzteres ganz zerfressen war. Das Abgeschabte ist mit Wasser in einem Mörser zerrieben und collirt worden; das feinpulverige Bleiweiß setzte sich zuletzt am Boden ab. Theophrast unterläßt zu bemerken, daß man die Gefäße in Mist einsenken muß. Galen stellte das Bleiweiß aus Glätte dar, welche er in Essig gelöst durch vierzig Tage während des Hochsommers im Mist eingegraben stehen ließ.

Es ist also dieselbe Methode, welche noch heut unter dem Namen der „holländischen" im Gebrauche steht.

Das berühmteste Bleiweiß lieferten die Rhodier; es kam in Form kleiner Kugeln in Handel. Auch zu Korinth und in Puteoli bildete seine Fabrikation einen Gewerbszweig.

Die giftige Wirkung des Bleiweißes ist von den Alten sehr gefürchtet worden. Es hatte eine ähnliche, obgleich beschränktere

therapeutiſche Verwendung, wie die Glätte. — Galen löſte es in Eſſig auf, um ein milder wirkendes Augenmittel zu haben, als der weiße oder blaue Vitriol war, ohne zu ahnen, daß dabei ein neuer Körper — Bleizucker — entſtand. Dieſen letztern kannten die Alten als Verſüßungsmittel für Wein nicht; dagegen wendeten ſie bei beginnender Verderbniß Mennige an, die bei ihrer Bereitungsart gewiß unverändertes Bleioxyd enthielt und ſo Anlaß gab, daß ſich in dem bereits in Eſſiggährung übergehenden Weine Bleizucker bilden mußte. — Mit Gyps und flüſſigem Pech gemiſcht diente das Bleiweiß als Anſtrich für Eiſentheile, um ſie vor Roſt zu bewahren.

Dem Bleiweiß kam unter den Bleipräparaten die Mennige (sandaracha, minium) an Wichtigkeit gleich. „Wird Bleiweiß im Ofen geglüht, ſo ändert es die Farbe und wird zu Mennige," ſagt der Architekt Vitruvius. So bereitet, ſei ſie beſſer als die natürliche. Dieſe Bereitungsart ſoll durch Zufall gefunden worden ſein, als bei einer Feuersbrunſt im Pyräus das Bleiweiß in Tonnen verbrannte. Zu Plinius' Zeit galt als die beſte Mennige dieſer Art die aſiatiſche, welche ihrer lebhaften Farbe wegen „purpurea" hieß. Das römiſche Pfund (327 Gr.) koſtete 1,30 Mk., während die gewöhnliche Mennige für 43 Pf. zu haben war. Dioscorides hält das Produkt aus Bleiweiß nicht für Mennige. Es hatte auch den beſondern Namen Sandyx. In dieſen Irrthum verfiel er, weil die Mennige gewöhnlich durch Röſten von Bleiglätte gewonnen wurde.

„Die Farbe muß flammroth ſein," berichtet Plinius. Je röther, je zerreiblicher die Mennige war, deſto höher ſchätzte man ſie.

Natürliche Mennige ſoll von Pontus (aus der Nähe des Fluſſes Hypanis) ſowie aus den ſpaniſchen Gold- und Silbergruben gekommen ſein. Uebrigens verwechſelten die Alten häufig dieſen Körper mit Zinnober und theilen Eigenſchaften des einen

dem Andern zu. Auch kann man die Vermuthung nicht abweisen, daß manche angeblich natürliche Mennige thatsächlich eine künstliche war, indem sie durch die Hitze, welche beim Feuersetzen in den Stollen herrschte, sich kann gebildet haben. Zudem besteht bei Plinius und Dioscorides in Bezug der Namen eine kaum zu entwirrende Confusion.

Die von Spanien kommenden Schiffe brachten neben anderer Fracht (Getreide, Wein, Wachs, Pech u. s. w.) auch Mennige nach den Häfen von Puteoli und Ostia. Anderseits wurde sie von den Emporiern am rothen Meer nach Ostindien ausgeführt.

In der Medizin stand diese Bleiverbindung der Glätte und dem Bleiweiß nach; um so wichtiger und bedeutungsvoller war sie als Farbe. Mit Mennige wurde an bestimmten Festtagen das Antlitz des Jupiter am Capitol angetüncht; der triumphirende Feldherr erschien beim Festzuge mit Mennige bemalt, sogar die beim Triumphmale gebrauchten Salben waren damit gefärbt.

Plinius behauptet, die Mennige spüre die Feuchtigkeit der Wand, eigne sich darum zu der Wandmalerei weniger als Zinnober; um die Farbe zu schützen, überziehe man die Bildfläche, nachdem die Farben trocken geworden, mit einer Schichte von geschmolzenem Wachs. Thatsächlich ist bei den pompejanischen Bildern, soweit man sie geprüft hat, viel häufiger Mennige und nur selten Zinnober verwendet worden.

Die alter Aegyptier scheinen bei den Malereien, mit welchen sie ihre Grabkammern ausschmückten, sich nie des Bleiweißes und der Mennige bedient zu haben. Die rothe Farbe ist Ocker, die weiße Gyps oder fein gepulverter weißer Glasfluß.

Eine wunderliche Verwendung der zuletzt besprochenen Bleiverbindung möchte ich nicht unerwähnt lassen. Bei einem Festspiele, welches Gordianus I. veranstaltete, erschienen einmal 300 mit Mennige gefärbte Strauße im Amphitheater.

Mennige und Bleiweiß nahmen in der Kosmetik eine wich-

tige Stelle ein. Beſonders letzteres ſtand bei den antiken Damen in hohem Anſehn: es diente als weiße Schminke oder als rouge. Im letztern Falle war es mit einem Pflanzenſafte, gewöhnlich von Anchusa tinctoria, gefärbt. Landerer berichtet, daß in griechiſchen Frauengräbern häufig Schminke gefunden wird, die aus Bleiweiß beſteht, das mit verſchiedenen Stoffen roſa gefärbt war. Im Muſeum zu Neapel bewahrt man ein Büchschen, durch deſſen mattgewordenes Glas die Schminke roſenroth durchſchimmert.

Der Gebrauch dieſer Verſchönerungsmittel muß bei den Frauen der alten Welt noch viel ausgebreiteter geweſen ſein, als er es jetzt iſt. Die Schriftſteller jener Jahrhunderte werden nicht müde, dieſe Frauenſchwachheit zu verſpotten. Dieſe Fruchtloſigkeit der verſuchten Täuſchung iſt das oft variirte Thema verſchiedener Epigramme der griechiſchen Anthologie.

„Glätte Du nur mit Schminke die fleiſchverlaſſenen Wangen;
Immer, Laodike, lacht Deiner wie billig die Welt."

ſagt Makedonios einer verwelkten Schönheit und der Spötter Lukianos ruft einer geputzten Alten zu:

„— — — Was raſeſt Du! Nimmer geſchieht es,
Daß durch Pinſel und Schmink' Hekabe Helena wird."

Aber auch junge Mädchen und Frauen verſchmähten dieſe erborgten Reize nicht. Wir belauſchen in Plautus Luſtſpiel „Das Hausgeſpenſt", ein intimes Geſpräch zwiſchen Scapha und der Philemation.

Philemation: Gieb mir das Bleiweiß!
Scapha: Wozu denn Bleiweiß?
Nachdem er es nicht geben will, fährt Philemation fort:
So gieb mir die Purpurſchminke.
Scapha: Nein ich gebe ſie nicht. Sei klug!
Ein Meiſterwerkchen pfuſcheſt Du mit Tinten auf?
Nein, ſolch Geſichtchen rühre mir keine Farbe an;
Kein Weiß, kein rouge noch ſonſt'ge andre Schmirerei.

Ein Bild von seltener Innigkeit hat Xenophon in seiner „Haushaltungskunst“ ausgemalt. Ischomachos erzählt dem Sokrates, wie es ihm gelungen sei, seine junge Frau von der thörichten Mode des Schminkens abzubringen. „Ich sah einmal“ sagte er „daß sie sich mit viel Bleiweiß schminkte, um noch weißer zu erscheinen, als sie war, und mit viel Anchusa, um röther als in Wirklichkeit auszusehen; daß sie auch hohe Schuhe anhatte, um größer zu erscheinen, als sie gewachsen war. Sag mir, liebes Weib, sprach ich zu ihr, in welchem Falle würdest du mich für einen liebewerthern Genossen unsrer Besitzthümer halten, wenn ich Dir das wirklich vorhandene vorzeigen würde und weder prahlte, als ob ich mehr besäße, noch etwas von meinem Vermögen verheimlichte; oder wenn ich versuchen würde, Dich zu täuschen, indem ich Dir vorschwatzte, ich besitze mehr, als der Fall ist, und Dir falsches Silber, hölzerne (vergoldete) Halsketten und Purpurgewänder, die nicht Farbe halten, als echt vorwiese. Sie unterbrach mich sogleich: o still doch! mögest Du mir nicht so werden; ich könnte Dich ja, wenn Du so wärest, nicht von Herzen lieb haben. Nun fuhr ich fort, und haben wir uns, liebe Frau nicht auch zur Körpergemeinschaft vereinigt? Man sagt so, erwiderte sie. In welchem Falle nun, sprach ich, würde ich Dir mit Rücksicht auf diese liebenswürdiger erscheinen, wenn ich versuchte meinen eigenen Körper so zu pflegen, daß er gesund und kräftig gediehe und dadurch in Wirklichkeit gut gefärbt wäre, oder wenn ich mit Mennige bestrichen und die Augen mit Schminke untermalt, mich sehn ließe, mich Dir gesellte, Dich täuschend und Mennige statt meiner eigenen Haut Dich sehn und berühren ließe. Mir, rief sie, wäre es gar nicht angenehmer die Mennige zu berühren, als Dich selbst, noch die Farbe der Schminke zu sehn, als Deine eigene, noch auch die untermalten Augen, [illegible], wie sie sind, von Gesundheit strahlend. — Nun so

glaub' mir mein Weibchen, ſagte Iſchomachos, daß auch ich weder an der Farbe von Bleiweiß noch von Anchuſa mehr Gefallen finde, als an Deiner eigenen." Er ſtellt ihr dann vor, daß man mit ſolchen Mitteln vielleicht einen Fremden irreführen könne, daß aber bei beſtändigem innigem Zuſammenleben die Täuſchung ſchwinden müſſe; das Bad, die Thräne wäſcht den Betrug weg. Die junge Frau läßt ſich überzeugen, daß wie jedes Geſchöpf in ſeiner eigenen Geſtalt ſich gefällt, ſo „halte auch der Menſch den reinen unentſtellten Menſchenleib für den ſchönſten".

* * *

Indem der Menſch die Dinge um ſich ſeinen Bedürfniſſen dienſtbar macht, iſt er ſelbſt durch die ihnen inwohnenden Eigenſchaften und Kräfte gebunden, iſt ihm gleichſam von Natur vorgeſchrieben, in welcher Weiſe er ſie verwenden darf. — Den Umſtand, daß das Blei in einer ſeiner lockerſten Verbindungen, aus der es ſchon durch mäßige Wärme freigemacht wird, unmittelbar an der Oberfläche der Erde ſich fand, mußte die Menſchen frühzeitig zu ſeiner Kenntniß führen. Die Concurrenz von Eigenſchaften, wie ſie ſich bei keinem andern Metalle in ähnlicher Weiſe vereinigt finden: ſein hohes ſpecifiſches Gewicht und ſein niedriger Schmelzpunkt, ſeine Schwere, ſeine Weichheit bei großer Zähigkeit, die Häufigkeit ſeines Vorkommens neben ſeinem unanſehnlichen, zum Schmucke ungeeigneten Aeußern beſtimmte die verſchiedenen Arten ſeiner Verwendung. Der Kreis der letztern hat ſich im Laufe der Jahrtauſende zum Theil verengert, in andern Richtungen erweitert, und manche Anwendung, die es noch heut findet, erinnert an die altehrwürdigen Anfänge menſchlicher Kultur.

Anmerkung.

(Zu S. 6) Die Angaben über die Bleiobjecte des ägyptiſchen Muſeums zu Berlin verdanke ich der Liebenswürdigkeit des bekannten Aegyptologen und dortigen Directorials-Aſſiſtenten Dr. L. Stern, der mich zugleich darauf aufmerkſam machte, daß oben erwähntes Kätzchen das einzige aus dieſem Metall gefertigte Amulet ſei, das ihm bekannt geworden.

(61½)

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerſtr. 17 a.

Mischsprachen und Sprachmischungen.

Von

M. Grünbaum.

33857

Berlin SW., 1885.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

„Selbst in den alltäglichsten Verrichtungen des bürgerlichen Lebens können wir es nicht vermeiden, die Schuldner vergangener Jahrhunderte zu werden; die ungleichartigsten Perioden der Menschheit steuern zu unserer Cultur, wie die entlegensten Welttheile zu unserem Luxus. Die Kleider, die wir tragen, die Würze an unseren Speisen und der Preis, um den wir sie kaufen, viele unserer kräftigsten Heilmittel und eben so viele neue Werkzeuge unseres Verderbens — setzen sie nicht einen Columbus voraus, der America entdeckte, einen Vasco de Gama, der Africa umschiffte?"

Diese Stelle aus Schiller's akademischer Antrittsrede (Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?) erinnert gleichzeitig daran, daß auch viele Benennungen der Dinge, die wir tagtäglich gebrauchen, fremden Ursprunges sind, daß also auch viele uns sehr bekannte und geläufige Ausdrücke aus den fernsten Welttheilen und Culturperioden stammen. Bei manchen fremdländischen Wörtern macht sich aber auch zugleich ein Unterschied bemerkbar zwischen dem 18. und dem 19. Jahrhundert, zwischen der Zeit, in welcher jene Rede gehalten wurde und der Jetztzeit. Das was Horaz in einer bekannten Stelle sagt, daß ähnlich den Blättern an den Bäumen stets neue Wörter entstehen und alte vergehen (Multa renascentur quae iam cecidere, cadentque Quae nunc sunt in honore vocabula) — das paßt ganz besonders auf die Fremdwörter. Die Fremdwörter sind gleichsam die stets neu geprägten Denkmünzen jeder Zeitperiode und um eine Zeit zu charakterisiren braucht man nur die in derselben cursirenden Fremdwörter zusammen zu stellen.

Jene Zeit nun war die Zeit der Segel- und Marktschiffe, der Leinreiter, der Chausseen, der Diligencen und Eilwagen (von Börne in seiner „Monographie der Postschnecke" verewigt), der Nachtwächter, der „Schwager" und Postillone mit den langgezogenen Posthorntönen, der langen Pfeifen, die man mit Zunder, Stahl und Stein in Brand setzte, der frankirten oder unfrankirten aber immer zugesiegelten langen Freundschaftsepisteln mit den Bekenntnissen schöner Seelen, der zierlich geschnörkelten in endlosen Spiralen sich windenden Perioden des Canzleistils, der lebenslänglichen Romane, der langen Geldbörsen, der Lichtscheeren, Gänsekielfedern und Reichskammergerichtsprocesse. Jean Paul wünscht ein Mal einem Freunde, so lange zu leben wie ein deutscher Reichskammergerichtsproceß. Man lebte aber überhaupt sehr lange, sehr lange und sehr langsam. Das Ruhige, Gemächliche und Gemüthliche jener Zeit spiegelt sich ab in den Worten jenes Frankfurter Bürgers:

Nichts Schön'res weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen,
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
Wenn hinten weit in der Türkei
Die Völker auf einander schlagen u. s. w.

Es war eine idyllisch-patriarchalische Zeit, jene Zeit des Joseph und Benjamin (wie Berthold Auerbach ein Mal Joseph II. und Benjamin Franklin nennt); auch gab es damals noch stille, traulichdämmrige, heimische und heimliche Plätzchen und Plauderstübchen; das Geschrei des Marktes und der Börse, das betäubende Gerassel der Maschinen, das Geklingel des Mono- und Bimetallismus mit seinen lärmenden Debatten und Interpellationen übertönte noch nicht Alles; die Publicität und der Journalismus guckten noch nicht durch jedes Fenster und jedes Schlüsselloch. Auch das Auftreten der Muse war nicht von den Posaunenstößen der Reclame, ihr Exit nicht von Flourish and Trumpets begleitet — von ihr heißt es:

Die Muſe ſchweigt, mit jungfräulichen Wangen,
Erröthen im verſchämten Angeſicht,
Tritt ſie vor dich, ihr Urtheil zu empfangen ....

Die Deviſe der Eilwagen war „Eile mit Weile“ und die Diligence hieß ſo wie lucus a non lucendo. Von den Eiſenbahnen ſagt ein Franzoſe: Man reiſt nicht, man kommt immer nur an. Eigentlich aber kommt man auch nicht an, man wird da und dorthin expedirt, mit aller erdenkbaren Geſchwindigkeit und mit nur 5, oder 10, oder 20, oder 25 Minuten Aufenthalt. Nur ſchnell! iſt das Loſungswort der Zeit — Marſchall Vorwärts commandirt. Ein getreues Abbild, gewiſſermaßen eine Momentanphotographie der Jetztzeit mit ihren Blitztrains und Rapid Transits (wie man in America die ſ. g. Hochbahnen nennt) iſt das Journal, mit ſeinen Telegrammen, Annoncen und Feuilletons. Die Zeitung iſt das Miniaturbild der Zeit, deren Signatur darin beſteht, daß Niemand Zeit zu irgend Etwas hat, außer allenfalls zu einer Poſtkarte. — Nous nous embrasserons Dimanche, je n'en ai pas le temps maintenant ſagt in „les faux bonshommes“ der junge Mann zu ſeinem neuen Schwiegerpapa; er hat eben keine Zeit zu einer Umarmung — er muß auf die Börſe.

„Arm in Arm mit dir — ſo fordere ich das 19. Jahrhundert in die Schranken“ ſagt die Börſe zum Journalismus; beide charakteriſiren die moderne Zeit. Aber auch ſonſt hat Alles ein journaliſtiſches Gepräge; die langweiligen Dedicationsepiſteln z. B., die ein würdiges Pendant zu der Allongeperücke bildeten, welche dem Titel gegenüber das Haupt des Verfaſſers zierte — ſie ſind jetzt verſchwunden, wie gleichzeitig auch die langweiligen franzöſiſchen Redensarten, mit denen man die Rede ſchmückte; dafür findet man mehr das Knappe, Pointirte, Präciſe, Vorwärtsſtrebende, Stilettartige des franzöſiſchen und engliſchen Stils.

Dieſe Veränderung der Schreibweiſe hat auch die Ein-

führung mancher fremden Ausdrücke begünstigt; andererseits haben sich in Folge des weitaus lebhafteren Verkehrs zwischen den einzelnen Ländern und Welttheilen viele fremde Wörter eingebürgert, von denen man in früherer Zeit Nichts wußte; dazu kommen die vielen neuen Entdeckungen und Erfindungen, die fast alle fremdländische Benennungen haben, wie auch fast alle, im Dienste der Schnelligkeit stehend, den Gang der Dinge beflügeln; Mercur regiert die Stunde.

Die Fremdwörter stehen also in Zusammenhang mit dem jeweiligen Modus vivendi, oder — um ein verwandtes Fremdwort zu gebrauchen — sie sind der Mode unterworfen. In der That zeigt die immer bleibende und doch stets wechselnde Mode (im engeren Sinn), wie die Wörter aus den verschiedensten Ländern — bien étonnés de se trouver ensemble — sich auf kleinem Raum zusammenfinden, weniger neben- als nacheinander, wie sie kommen und gehen. Da ist die russische Kazabaika, die spanische Mantille, der maurische Burnus, der persische Schâl oder Shawl[1]), der türkische Baschlik, die indische Boa. Dazu kommt eine französische Mode, die schon Louisens Vater in „Kabale und Liebe" erwähnt (Kibebari), die aber jetzt wieder en vogue ist, nur daß sie den etwas feineren Namen Tournure trägt. Wer kennt alle die Namen? Nicht einmal die Putzmacherin — zu Deutsch Marchande de modes oder Maschamode — [2]) oder die Inhaberin eines Confectionsgeschäftes. Und das, was von der Garderobe gilt — welches Wort zwar ein Fremdwort, aber doch germanischen Ursprungs ist — das gilt auch von der Toilette und dem Gegensatz derselben, dem Negligé wie nicht minder von den allerintimsten Dingen, von der gemüthlichen Visitenkarte mit ihrem p. f. v., p. p. c., vom traulichen Billet-doux, Rendez-vous und Tête-à-tête bis zu dem eben so vertraulichen Boudoir und der Gardinenpredigt, deren

[1] Wort romanischen Ursprungs ist, während das zweite aus

[2] irchenlatein stammt. Daß ferner Thee, Kaffee und Choco-

lade Fremdwörter sind, liegt in der Natur der Dinge, aber auch die Tasse, in der sie servirt werden, hat eine fremdländische Benennung; das ursprüngliche Wort ist ein persisch-arabisches, das aber — wie Spiegel nachweist —[3]) unter etwas verschiedener Form bereits im Avesta als Benennung eines Opfergeräthes vorkommt. Daß auf einer Weinkarte viele fremde Wörter vorkommen, ist ebenfalls sehr natürlich; dasselbe gilt aber auch von der Speisekarte, welches Wort selbst aus zwei Fremdwörtern besteht. Ich rede nicht von der höheren Speisekarte, dem Menu (zu Deutsch Küchenzettel), dessen Inhalt nur einem Nachkommen des berühmten Vatel oder einer hochgebildeten Vestalin der Küche verständlich ist — auch die gewöhnliche bürgerliche Speisekarte strotzt von fremden Ausdrücken, obschon die Speisen selbst aus heimischem Boden stammen, wie beispielsweise das Boeuf à la mode, gewöhnlich Büffelmod ausgesprochen. So ist namentlich das Studium eines Wiener Speisezettels ein eben so angenehmes wie linguistisch interessantes Studium. Der Norddeutsche, der nach Wien kommt und da à la carte speist, findet hier ihm ganz fremde Fremdwörter: das ungarische Gulaschfleisch, Paprika und Kukuruz, den slavischen Kren, die italienischen Fisolen und Risibisi (Risi e pisi, Reis und Erbsen) sowie das italienischdeutsche Ribiselstrudel. Letzteres Wort wird er gar nicht wagen auszusprechen, er wird nur — gespannter Erwartung voll — mit dem Finger darauf deuten und zum Garçon oder Marqueur sagen: Bringen Sie mir das!

Ein Fremdwort aber — und zwar ein solches, das ein naher Verwandter des Boeuf à la mode ist — kommt auf allen Speisekarten vor — Roastbeef. Es ist dieses eine culinarische Erinnerung an die Schlacht von Hastings, welcher Heine in seinem Gedichte von König Harald und Edith Schwanenhals (Edith Swaneshals in einer von Thierry angeführten Urkunde) ein poetisches Denkmal errichtet hat. Roastbeef ist eine vox hybrida oder ein Zwitterwort, dessen eine Hälfte germanischen,

die andere romanischen Ursprungs ist, und erinnert so nicht nur an die zwei Hauptbestandtheile der englischen Sprache, sondern auch an die Begriffssphäre, in welcher jede der beiden Sprachen die vorherrschende ist. So lange nämlich der Ochs im Stalle oder auf der Weide ist oder auf dem Acker den Pflug zieht, heißt er mit einem germanischen Worte Ox; ist er aber aus dem Naturzustande heraus in ein anderes Dasein befördert worden, ist er der Culturmission des französischen Kochs anheimgegeben und präsentirt er sich in dieser Metamorphose den Ladies und Gentlemen, so ist es kein Ochs mehr, er heißt jetzt mit einem französischen Namen Beef (welches Wort, gewissermaßen ein Abstractum, keinen Plural hat). Das ist auch vom ästhetischen Standpunkt aus sehr hübsch; man wird so in keiner Weise daran erinnert, daß das, was jetzt Einen so reizend anlächelt, vor Kurzem noch ein Ochs war — eine in mehrfacher Beziehung unangenehme Erinnerung — und so haben denn auch die Franzosen, statt Boeuf rôti zu sagen, den Ausdruck Rossbif.[4]) Derselbe Unterschied besteht zwischen Kalb und „Kälbernes", Calf und Veal (altfranzösisch veel, wovon auch velin), ebenso beim Schafe (Sheep — Mutton), beim Schweine (Swine — Porc) und bei vielen anderen Dingen. Das Concrete, Naturwüchsige, Primitive und Heimische hat eine angelsächsische, also germanische Benennung, wie z. B. Alles was auf das Heim (Home), das Haus, die Feuerseite (Fireside) und auf den Acker Bezug hat, und so auch — mit Ausnahme des Herbstes (Autumn) — die Jahreszeiten.[5])

Die englische Sprache ist entschieden eine Mischsprache; wie übrigens J. Grimm bemerkt[6]), ist der große Vorzug der englischen Sprache vor allen übrigen zumeist eben dieser Vermählung der beiden edelsten Sprachen, der germanischen und romanischen, zuzuschreiben.

Roastbeef und Beefsteak sind aber keineswegs die einzigen englischen Wörter in der deutschen Sprache; es haben sich außer-

dem in neuerer Zeit noch viele andere Wörter eingebürgert, wozu in der jüngsten Zeit sich noch Strike, Interviewen und Skating-rinc hinzugesellten; daneben bestehen noch einige, früher ungebräuchliche, Ausdrücke die allem Anschein nach Nachbildungen englischer Ausdrücke sind, so z. B. planen, geplant (für projectiren), unterschätzen, verfrüht, Fußnote, und eben so wie starten und stoppen englischen Ursprungs sind, so haben sowohl in der deutschen wie in der französischen Sprache sehr viele englische Wörter Aufnahme gefunden, die sich auf den Sport, auf die Eisenbahn und auf die Schifffahrt beziehen. Darunter ist auch ein Wort, das culinarische und zugleich nautische Bedeutung hat, das Wort Coq, wie auf den französischen Schiffen der Schiffskoch heißt. Littré meint, es sei dasselbe — wie viele andere maritime Ausdrücke — ein deutsches Wort (Koch), es ist aber vielmehr das englische Cook. Das Stop der englischen Seeschiffe hört man auf allen Gewässern, auf den rheinischen Dampfschiffen sowohl wie auf dem Nil[7]) und ebenso ruft man in America dem Kutscher zu, wenn er halten soll, „Stop Driver!“[8])

J. Grimm sagt ferner: „Die englische Sprache darf mit vollem Recht eine Weltsprache heißen und scheint gleich dem englischen Volk ausersehen, künftig noch in höherem Maße an allen Enden der Erde zu walten.“ Das Stop Driver erinnert jedenfalls daran, daß die englische Sprache eine weithin herrschende ist; von ihr gilt, was Carl V. von seinem Reiche sagte, daß in ihm die Sonne nicht untergehe; sie wird ebensowohl auf der westlichen Hemisphäre gesprochen, wie im Lande des fernen Ostens, im Lande einer der ältesten Sprachen — in Indien.

Zwischen einer der in Indien gesprochenen Sprachen und der englischen Sprache hat sich nun — allerdings in sehr beschränktem Maße — eine eigenthümliche Mischung gebildet, von der hier zunächst die Rede sein soll.

The Slang Dictionary ist der Titel eines 1864 zu London in dritter Auflage erschienenen Buches, in welchem also die im

Slang und Cant — unter letzterem versteht der Verfasser speciell die Gaunersprache — gebräuchlichen Wörter angeführt und erklärt werden. Die 3. Auflage unterscheidet sich von den beiden früheren darin, daß in derselben auch Anglo-Indian words angeführt werden, d. h. Ausdrücke, welche englische Soldaten und Seeleute aus Indien mit nach England gebracht haben und auch in der Umgangssprache gebrauchen. Diese Wörter werden nun hier mitgetheilt, aber bloß mit der Bezeichnung A. I. oder Anglo-Indian, ohne nähere Angaben über die ursprüngliche Schreibweise, Bedeutung und Herkunft.

Diese Wörter gehören also dem Hindustani an, das die in Indien am Meisten, namentlich von der mohamedanischen Bevölkerung, gesprochene Sprache ist. Das Idiom wird — wie Skakespear in seiner Grammar of the Hindustani Language (p. 1) bemerkt — Urdū oder Urdū zabân, d. h. Lagersprache genannt; es heißt aber auch — mit einem ursprünglich persischen Wort — rekhta, scattered, wegen der Menge der darin zerstreut vorkommenden Wörter aus den verschiedensten Sprachen. Die Benennung mit „Sprache des Lagers" (Urdu kommt auch im Persischen und Türkischen vor, davon ital. Orda, russ. ordà, franz., englisch und deutsch Horde, letzteres mit verächtlichem Nebenbegriff, wie das bei entlehnten Wörtern gewöhnlich ist), ist aber auch insofern eine passende, als das Idiom an ein Lager erinnert, in dem Soldaten (wie z. B. in „Wallensteins Lager") aus den verschiedensten Gegenden „zusammengeblasen und zusammengeschneit" sind. (Der Ursprung dieser Benennung ist nun allerdings ein ganz anderer.) Das Hindustani ist eben deßhalb eine eben so originelle wie interessante Mischsprache, mit eigenthümlichen sprachlichen Erscheinungen, wie sie z. B. das Wort Dev bietet. Das bekannte Sanskritwort für „Gott" ist Dewa, im Persischen aber bedeutet Div oder Dev (im Zend Daeva) Teufel. Im Hindustani bedeutet dasselbe Wort sowohl Gott als auch Teufel, je nachdem es ein ursprünglich indisches

oder perſiſches Wort iſt. Daſſelbe iſt bei den Ableitungen der Fall; divanah als urſprünglich perſiſches Wort bedeutet wahnſinnig, von einem div beſeſſen; devadat als urſprüngliches Sanskritwort bedeutet von den Göttern (oder den Göttern) gegeben. Ferner hat das Wort Maskabar die Bedeutung „der letzte Tag des Monats", zuſammengeſetzt aus den portugieſiſchen Wörtern Mes = Monat und acabar = beendigen (Shakespear, a Dictionary Hindustani and English 3. ed. p. 1549). Acabar (franz. achever, engl. to achieve, von chef) iſt von Cabo (caput) gebildet und läßt ſich ſo auf das Sanskritwort Kapala, im Hinduſtani Kapâl, Kapâr = Hirnſchale, Kopf (griech. Kephalé) zurückführen. Mes, μήν, mensis ſtammt von dem Sanskritwort Mâs, Mond — eigentlich Meſſender (der Zeit) — Masa, Monat, perſiſch und Hinduſtani Mah. Es ſind das alſo Wörter, die mit veränderter Form in ihre urſprüngliche Heimath zurückkehren, wie es denn bei Fremdwörtern überhaupt öfter vorkommt, daß man von einem Ausdrucke ſagen kann: „Fremd kehrt er heim ins Vaterhaus."

Da nun auch die in der engliſchen Umgangsſprache gebräuchlichen Hinduſtaniwörter in mehr als einer Beziehung intereſſant ſind, ſo führe ich einige derſelben — es ſind überhaupt nicht viele — hier an, wie ſie im erwähnten Slang-Dictionary, das durchaus die alphabetiſche Ordnung befolgt — vorkommen, aber mit Beifügung einzelner Bemerkungen mit Bezug auf deren Herkunft und urſprüngliche Bedeutung.

„Ayah, a lady's-maid or nurse. Anglo-Indian." Im Hinduſtani iſt Anga „a kind of nurse" (Shakespear s. v.); es liegt alſo näher anzunehmen, Ayah ſei das ſpaniſche Aya, oder das ital. Aja, Kindeswärterin, wie man ähnlich in Deutſchland Bonne und Gouvernante ſagt, und wie in Italien die deutſche Gouvernante Fraile (Fräulein) genannt wird.

„Bazaar, shop, counter; in Hindu and Gipsy a market." Dieſes Wort gehört keineswegs dem „Slang" an. Es iſt das

bekannte perſiſche und türkiſche Bâzâr, wovon das neugriechiſche *Μπαζάρι*, *Παζάρι*, ungariſch vásar, deutſch und franzöſiſch Bazar. Dem Slang eigenthümlich wäre allenfalls nur die modifizirte Bedeutung „Shop, counter.“

„Burrah, great. Burrah saib, great man. A. I.“ Das Hinduſtaniwort für „groß“ iſt nicht burrah, das „bad“ bedeutet, ſondern bara. Saib — aus dem Namen Tippo Saib bekannt — iſt das arabiſche Sâhib, in der Bedeutung Genoſſe, Herr, Beſitzer, das aber in Perſien und Indien als Titel und in der Anrede im Sinne von „Herr“ gebraucht wird.

„Choops, a corruption of Chooprao, keep silence. — Anglo-Indian.“ Das Hinduſtani hat für „Still!“ die Ausdrücke Chup und Chup-rahu (Skakespear, Gramm. p. 90).

„Chull, make haste! An abbreviation of the Hindostanee Chullo, signifying „go along!“ Das entſprechende Wort im Hinduſtani iſt „chal“ = going.

„Cushmawaunee, never mind! Sailors and soldiers who have been in India frequently say: „Cushmawaunee, If we cannot get arrack, we must drink pawnee.“ Anglo-Indian.

Cushmawaunee iſt die jedenfalls ſehr entſtellte Form irgend eines hindoſtaniſchen Ausdrucks; Pawnee iſt das Hinduſtaniwort pânî für „Waſſer“, das auch in der Zigeunerſprache gebräuchlich iſt.

„Gurrawaun, a coachman, a native Indian corruption of the English word coachman. Anglo-Indian.“ Das Wort iſt aber keineswegs die Entſtellung des Wortes Coachman, mit welchem es ja auch durchaus keine Aehnlichkeit hat, es iſt vielmehr das Hinduſtaniwort Gâriwân = coachman, zuſammengeſetzt aus gari = car, coach und wân = possessing bei Shakeſpear. Beides Sanskritwörter. Das perſiſche bân bedeutet ähnlich Hüter, wie in Dar-bân, Thorhüter (wovon vielleicht das Wort Trabant).

„Hakem, a medical man. A. I.“ Hakîm oder Hekîm

ist die bekannte neuarabische und türkische Benennung des Arztes. Das Wort bezeichnet ursprünglich den Gelehrten, Weisen, Wissenden — wie es denn auch in der Bedeutung Allweise, Allwissend eine der 99 Benennungen Gottes ist — und wird also in ähnlicher Weise, wie Doctor in der deutschen Volkssprache und im Holländischen, vom Arzte gebraucht.

„Haramzadeh, a very general Indian term of contempt, signifying base-born. A. I.“ Haram-zadah oder -zadeh ist ein persisches — auch im Türkischen gebräuchliches — Wort, zusammengesetzt aus dem arabischen harâm = illegitim, verboten und dem persischen Zadeh, Kind, Sohn (eig. geboren, wie téknon, natus) mit der Bedeutung illegitimes Kind, Bastard, aber auch als Schimpfwort überhaupt gebraucht. Das arabische Wort liegt auch dem „Harem“ — neugriechisch *Χαρέμι* — zu Grunde, das persische dem Namen der Scheherzade (Stadtgeboren) in 1001 Nacht sowie dem Worte Mirza, abgekürzt aus Emirzadeh, Sohn eines Prinzen, eines Königs oder sonst einer vornehmen Person.

„Hurkaru, a messenger. Anglo-Indian.“ Im Hindustani bedeutet Harkâra einen Boten (a messenger, a running footman) und ist zusammengesetzt aus den persischen Wörtern har, Jeder und kara, Geschäft.

„Jow, be off, be gone immediately! If the word Jehanum be added, it forms a peremptory order to go to the place unmentionable to ears polite. Our word „Jericho“ to go to, is probably derived from Jehanum. Anglo-Indian.“. Jow ist wahrscheinlich jai hau, das „du wirst gehen“ bedeutet. Das Wort Jericho in der Redensart „Go to Jericho!“ bezeichnet — nach einer in Nares' Glossary ausgesprochenen Vermuthung — einen Ort der Verborgenheit oder der Verbannung mit Bezug auf die Stelle 2 Sam. 10, 5: „Bleibet in Jericho bis daß euer Bart gewachsen“ — also eine Redensart, die, wie viele andere, von der großen Bibelfestigkeit der Engländer zeugt. Vielleicht

aber bezieht ſich dieſe Redeweiſe auf die Zerſtörung Jerichos (Joſ. 6, 24 ff.) und entſpricht ſo dem Deutſchen „wo der Pfeffer wächſt“ (Cayenne). Keinenfalls aber ſteht Jericho mit Jehanum in Zuſammenhang. Letzteres iſt vielmehr das arabiſche Dschahannam = Hölle, das hebräiſche Gehinnom in der ſpäteren (talmudiſchen) Bedeutung des Wortes, das Mohamed aus dem Späthebräiſchen entlehnte, ſyriſch Gehano, wovon Gehenna.

„Juwaub, literally, in Hindostanee, an answer; but in Anglo-Indian Slang signifying a refusal. If an officer asks for leave and is refused, he is said to be juwaubed; if a gentleman unsuccessfully proposes for the hand of a lady, he is said to have got the Juwaub. Anglo-Indian.“ Dieſes Juwaub iſt das arabiſche Dschawâb = Antwort.

„Kubber, news. Anglo-Indian.“ Es iſt dieſes das arabiſche Chubr, Kunde, Chabar, Neuigkeit, letzteres auch im Türkiſchen und davon neugriechiſch *Χαμβέρι*, *Χαμπάρι*, Neuigkeit.

„Moonshee, a learned man, teacher, or professor. Anglo-Indian.“ Das arabiſche Munschi bedeutet Secretär, Autor, Schriftſteller u. ſ. w. Die in Indien lebenden Europäer gebrauchen aber — wie Shakespear u. d. W. bemerkt — Munschi im Sinne von tutor, a teacher of Persian or Hindustani, a Language-master.

„Nabob, an Eastern prince, a retired Indian official — hence a Slang term for a capitalist.“ Bei dieſem Worte fehlt der Zuſatz „Anglo-Indian“, obſchon daſſelbe allerdings aus Indien ſtammt. Das urſprüngliche Wort iſt das arabiſche Naïb, (neugriechiſch *Ναΐπης*), Statthalter, Gouverneur, Stellvertreter; der Plural deſſelben, Nuwâb oder Nawâb wird — wie das auch bei einigen anderen Wörtern der Fall iſt — im Türkiſchen und Hinduſtani als Singular gebraucht. Auch Europäer, die in Indien leben, gebrauchen Nawâb in dieſem Sinne [9]). Da nun aber die Gouverneure indiſcher Provinzen ſich gewöhnlich große Reichthümer erwerben, ſo iſt auch im Deutſchen Nabob, im

Franzöſiſchen Nabab die Bezeichnung eines Mannes mit fürſtlichem Reichthum.

„Salaam, a compliment or Salutation. Anglo-Indian.“ Salâm âleikum (im Singular aleika), Friede über euch, iſt die bekannte Begrüßungsformel der Araber, die in der Regel aber nur Mohammedanern gegenüber gebraucht wird. Von dieſem Salâm (zuweilen mit dem — aſſimilirten — Artikel As-salâm) âleikum wird Salâm auch für „Gruß“ gebraucht.[10]) Dieſer Friedensgruß hat übrigens einen kriegeriſchen Urſprung. In der Wüſte — ſagt Carl Ritter[11]) — iſt Jeder ein Feind, und daher hat der Gruß „Friede ſei mit euch!“ ſeine volle Bedeutung. Das Wort hat aber außerdem noch die Bedeutung Wohlbefinden, Heil (engliſch hail, das ebenfalls als Gruß und Wunſch gebraucht wird, to hail bedeutet grüßen). Die türkiſche und neuarabiſche Form deſſelben iſt Selam, wovon das auch im Deutſchen gebräuchliche Selam. Selamlik heißt im Türkiſchen das Empfangs- oder Begrüßungszimmer, wie andere Verbindungen des Wortes Selam „das Gewehr präſentiren“ bedeuten. Im Arabiſchen bedeutet das vom Hauptwort gebildete Zeitwort „grüßen“ und entſpricht ſo dem „ſalutiren“ (salutare), eine Salve geben, vom lateiniſchen Salus; inſofern iſt auch die im Dictionary of Slang gegebene Erklärung von Salaam als „salutation“ eine ganz wörtliche. Von dem arabiſchen Worte ſtammt zunächſt das ſpaniſche Zalema, Zalama und Zalameria, alle mit der Bedeutung demüthige Höflichkeitsbezeugung. Von Salam alaikum ſtammt das italieniſche Salamalecca, Salamalecche, franzöſiſch Salamalec, tiefe Verbeugung; dieſelbe Wanderung und zugleich Wandlung der Bedeutung findet ſich auch bei dem Hebräiſchen Ausdruck, der noch jetzt unter Juden allgemein üblich iſt. Bei Bernd (die deutſche Sprache in dem Großherzogthum Poſen, S. 274) heißt es unter Scholem: „den Juden nachgebraucht, für Gruß, Verneigung, Diener. Mach einen Scholem! Von

der jüdiſchen Begrüßung Scholem alechem, Friede ſei mit euch!“ Scholem iſt die vulgär-jüdiſche Ausſprache des Wortes Schalom.

„Schroff, a banker, treasurer, or confidential clerk. Anglo-Indian.“ Es iſt dieſes wahrſcheinlich das arabiſche, auch im Hinduſtani gebräuchliche Saráf, neugriechiſch Σαράφης (aus dem Türkiſchen), welches Wechsler, Banquier, bedeutet.

„Soor, an abusive term. Hindostanee, a pig. Anglo-Indian.“ Suar, Suari — vom Sanskritwort çukara — bedeutet, nach Shakeſpear, im Hinduſtani „a hog, a sow.“

„Vakeel, a barrister. Anglo-Indian.“ Im Hinduſtani hat Wakîl die Bedeutung: agent, attorney, counsellor at law u. ſ. w. Wakîl — Türkiſch Wekil, wovon neugriechiſch βεκίλης — iſt ein arabiſches Wort, entſprechend den im Deutſchen gebrauchten Fremdwörtern: Agent, Procurator, Advocat, Deputirter, Delegirter, Vicar, Lieutenant, d. h. Statthalter, luogotenente, arabiſch Kaîm makâm, wovon Kaimakam — alſo überhaupt Jemand, dem eine Sache übertragen und anvertraut wird. So iſt auch Mutawakkil (ala Allah), der auf Gott vertrauende, Beiname eines Khalifen, wie Wakîl — gleichſam der Allverwalter, dem Alle vertrauen — einer der 99 — oder 100 — Namen Gottes iſt.

Einige Analogien zu den hier angeführten Wörtern finden ſich in einem vor Kurzem (1884) erſchienenen Buche von C. Villate: „Pariſismen, Sammlung der eigenartigen Ausdrucksweiſen des Pariſer Argot.“ In dieſem Buche werden auch Ausdrücke angeführt, welche franzöſiſche Soldaten aus Algier mit zurückgebracht und in gewöhnlicher Rede gebrauchen. Es ſind das die Wörter: Bezef für „Viel“, Caoudji für Kaffee, Chouia-chouia (schu-i͡a-schu-i͡a) für „ſo ſo, ganz gemächlich“ und Smalah = Familie, Haushalt, Kind und Kegel. Bezzef iſt ein ſpeziell im Dialekte von Algier gebräuchliches Wort — eigentlich ein mit einer Präpoſition verbundenes Hauptwort — ſowohl „viel“ wie auch „ſehr“ bedeutet[12]). Das arabiſche

Wort für Kaffee ist Kahwe, Caoudji ist wahrscheinlich das falsch verstandene Kahwedschi = Kaffeewirth. Chouia-chouia, richtiger Schuwajja-schuwajja, ist bei Berggren[13]), Humbert[14]) und Dozy[15]) die Uebersetzung von Peu à peu, tout doucement. Das einfache Schuwajja, ein Diminutiv von Schai = Sache, bedeutet „kleine Sache, wenig". Smalah, richtiger Zmalah oder Zamalah, bedeutet zunächst Umgebung, d. h. die Zelte, welche die Schutzwache eines arabischen Häuptlings bilden, das Wort wird aber auch zur Bezeichnung der Familien gebraucht, die sich an einem Orte angesiedelt haben[16]). Erwähnenswerth ist auch, was in den „Parisismen" unter „Fantasia" bemerkt wird: „Fantasia (Art Turnier der arabischen Reiter) mehr lärmende als ernstgemeinte Kundgebung." Fantasia bedeutet im Neuarabischen Glanz oder Pracht; selbst ein Familienfest, eine Soirée mit Musik und Tanz, heißt Fantasia, wie Wetzstein in seinem „Markt in Damaskus" sagt[17]). Hier ist also ein abendländisches Wort in veränderter Bedeutung aus dem Orient zurückgekehrt. Zu den aus Algier stammenden Wörtern könnte man auch das bekannte Razzia rechnen, das ebenfalls arabischen Ursprungs ist. Im Neuarabischen bedeutet Gâziah „feindlicher Angriff, Handstreich", vom Zeitwort gaza = überfallen, wovon auch das spanische und portugiesische Gazua, Gazia für Kriegszug. Die Form Razzia hat darin ihren Ursprung, daß die Aussprache des ersten Buchstabens (Gain) eine zwischen G und R schwankende ist[18]).

Welcher Art die Fremdwörter sind, die in einer Sprache Aufnahme gefunden, und ob es deren viele oder wenige sind — das hängt von der Geschichte, dem Culturzustande und der geographischen Lage eines Landes ab. So hat z. B. die russische Sprache dem Türkischen, Persischen und Arabischen, sowie aus allen europäischen Sprachen Wörter entlehnt, unter den letzteren sind viele kirchlich-religiöse Ausdrücke aus dem Neugriechischen, sowie auf die Schifffahrt bezügliche aus dem Holländischen. Eine

Sprache, die ebenfalls sehr viele fremde Wörter aufgenommen hat, ist die syrische Sprache, namentlich sind die in derselben vorkommenden griechischen Ausdrücke sehr zahlreich, wie denn sogar einzelne Partikeln — die in den anderen Sprachen gewöhnlich aus einheimischen Wörtern bestehen — griechischen Ursprungs sind.

Ein merkwürdiges Beispiel von Sprachmischung bieten die zahlreichen arabischen Wörter im Spanischen. Die meisten dieser Wörter stammen aus der Zeit her, als die Araber im Besitze des größten Theils von Andalus (wie Spanien bei den arabischen Autoren heißt) waren und auch die arabische Sprache die spanische Volkssprache — eine spanische Literatur gab es damals nicht, was eben die Aufnahme arabischer Wörter sehr begünstigte — fast ganz verdrängt hatte.

So haben sich denn auch in einzelnen spanischen Provinzen arabische Ausdrücke erhalten, die in der Schriftsprache nicht vorkommen, wie auch in den Coplas des Erzpriesters von Hita und noch im Don Quijote Maurinnen vorkommen, welche die eine und die andere arabische (magrebinische) Redensart im Munde führen, wie in letzterem Buche auch sonst auf den arabischen Ursprung einzelner spanischer Wörter hingewiesen wird; dasselbe geschieht in den Siete Partidas del Rey Don Alfonso el Sabio.

Der Einfluß des Arabischen beschränkt sich aber nicht auf einzelne Wörter; abgesehen von spanischen Sprichwörtern, die allem Anscheine nach arabischen Ursprunges sind, so läßt sich dasselbe auch von sprichwörtlichen Redensarten mit Wahrscheinlichkeit annehmen. Für das müßige Hinundhergehen hat man im Spanischen die Redeweise: Andar de ceca en meca. Ceca hieß die berühmte Moschee in Cordoba, Meca ist Mekka, der berühmte Wallfahrtsort — die Redensart ist also arabischen Ursprunges. Derselbe Gleichklang zweier Wörter zeigt sich in der Redensart Fulano y zutano, in demselben Sinne gebraucht, wie

das deutſche Herr So und ſo (un tel). Fulano iſt das arabiſche Fulân, das daſſelbe ausdrückt. Aehnlich dem Fulano y zutano ſagt man im Perſiſchen und Türkiſchen Fulân u-Behemân, wo das zweite Wort genau dieſelbe Bedeutung hat wie das erſtere, im Türkiſchen noch außerdem Fulân (filân) fislân; letzteres bedeutet Unterrock, iſt alſo nur des Gleichklanges wegen da. Dem arabiſchen fulân entſpricht das hebräiſche P'loni (wie denn Geſenius u. d. W. — Thesaurus, p. 1104 — auch das ſpaniſche Fulano anführt), aber auch bei dieſem Worte findet ſich ein ähnlicher Gleichklang in P'loni almoni, das gleichzeitig von Geſenius angeführt wird. Es liegt nun nahe, anzunehmen, daß auch Fulano y zutano urſprünglich eine volksthümliche Redensart der Araber oder Mauren geweſen, und daß zutano das arabiſche scheitân (Satan, Teufel) ſei, das ſo dem fulano in der Form aſſimilirt wurde.

Manche arabiſch-ſpaniſche Wörter finden ſich auch in anderen Sprachen, von dieſen unterſcheidet ſich aber das ſpaniſche Wort inſofern, als es der Form und Bedeutung nach dem urſprünglichen Worte näher ſteht, daß es mehr als eine Bedeutung deſſelben beibehalten oder von demſelben weitere Ableitungen gebildet hat. Ein Wort dieſer Art iſt das ſpaniſche Mezquino — altſpaniſch Mesquino — welches Wort — wie Geſenius unter dem entſprechenden hebräiſchen Worte (Thesaurus, p. 954) bemerkt — im Italieniſchen als Meschino, im Franzöſiſchen als mesquin vorkommt. Andere Formen und Bedeutungen werden bei Diez (Et. W.-B. II, 274, 3. Aufl.) angeführt. Es iſt dieſes das arabiſche miskin = niedrig, demüthig, arm, dürftig, im Neuarabiſchen bedeutet daſſelbe „guter Kerl, Bonhomme". Das ſpaniſche mesquino hat die Bedeutungen arm, dürftig, elend, gering; daneben beſtehen die abgeleiteten Formen: mezquindad, mezquinito, mezquinamente. Auch im Italieniſchen exiſtiren mehrere Ableitungen des Wortes meschino; man darf aber wohl annehmen, daß daſſelbe nicht dem Spaniſchen, ſondern direct

dem Arabiſchen entlehnt ſei und — ebenſo wie noch manches andere Wort — aus der Zeit der Araberherrſchaft in Sicilien herſtamme.

Das Wort Minaret, das im Deutſchen, Franzöſiſchen, Engliſchen und Ruſſiſchen nur in einer ſpeziellen Bedeutung gebraucht wird, iſt arabiſchen Urſprungs. Das arabiſche Manâr oder Manâre (vom Zeitworte nâr, leuchten) bezeichnet einen Ort wo Licht (Nûr) oder Feuer (Nâr) iſt, dann Leuchter, Leuchtthurm, Thurm überhaupt, Minaret. Das türkiſche Minâré (neugriechiſch *Μιναρὲς*) wird ausſchließlich in letzterer Bedeutung gebraucht. Im Spaniſchen heißt nun ein Leuchtthurm, oder eine Erhöhung, auf welcher Fackeln brennen, Almenar und Almenara, welches letztere auch einen großen Leuchter (hebräiſch Menorah) bezeichnet. Alminar iſt das ſpaniſche Wort für Minaret und bezeichnet alſo — wie es in Dominguez' Diccionario nacional heißt — den Thurm an der Moſchee — Torre de las mesquitas — von deſſen Spitze aus der Muezzin — Almuédano, arabiſch muaddin — die Gläubigen zum Gebete ruft. Mesquita oder Mezquita iſt das ſpaniſche Wort für Moſchee, das alſo, ebenſo wie das italieniſche Meschita, dem urſprünglichen arabiſchen Worte — Mesdschid oder Masdschid — der Form nach näher ſteht als Moſchee, Mosquée und Mosque.

Das Wort Alcohol hat im Spaniſchen neben der bekannten Bedeutung auch die von Antimonium und iſt ſo die Benennung des pulveriſirten Antimonium (Stibium), das zum Färben der Augenwimpern dient; letzteres wird durch das Zeitwort alcoholar ausgedrückt, daneben noch die Formen alcoholador und alcoholera, letzteres das zur Aufbewahrung dienende Gefäß. Wie verbreitet der Gebrauch dieſer Augenſchminke war, erſieht man aus einer ſehr intereſſanten Stelle, die in Pellicer's Ausgabe des Don Quijote (Parte II, Cap. 69, Tomo IV, p. 342) in einer Note angeführt wird, welche von der Mode zur Zeit

der Reyes Catolicos handelt. Hier heißt es unter Anderem von den Frauen (Donzellas): ... Sie färben die Augen mit Alcohol und bemühen sich, schöner zu erscheinen, als Gott sie erschaffen (alcoholanse los ojos, trabajando porque parescan mejores en hermosura de lo que Dios los crió).

Dieser Alcohol entspricht dem arabischen Kohl, Collyrium, das sowohl zum Färben der Augenwimpern wie auch als Augenheilmittel dient, wie denn Kahhâl Augenarzt bedeutet. Außer dem Zeitworte kahal existiren auch davon gebildete Hauptwörter zur Benennung des dabei gebrauchten Instruments, sowie der Büchse zur Aufbewahrung.

Dem Acohol und alcoholar analog sind die spanischen Ausdrücke Alheña und alheñar. Ersteres ist Hinnâ, die arabische Bezeichnung einer Pflanze (Lawsonia inermis, Cyperblume), aus deren Blättern der unter dem Namen Henna bekannte Färbestoff bereitet wird, welcher ebenfalls als kosmetisches Mittel dient. Den häufigen Gebrauch desselben bei den Mauren in Spanien ersieht man aus einer Stelle der — 1566 erlassenen — Gesetze (Capitulos) für die Moriscos, die von Pedraza mitgetheilt werden[19]), und woselbst es heißt, daß die Frauen weder das Gesicht, noch andere Theile des Körpers mit Henna färben dürfen — que las Moriscas no se alheñen la cara ni otras partes[20]).

Auch Algebra ist bekanntlich ein arabisches Wort, der ursprüngliche Kunstausdruck ist Aldschabr w'almukâbala, d. h. Wiederherstellung und Gegenüberstellung (oder Ausgleichung). Das dazu gehörige Zeitwort dschabara (oder dschabar) bedeutet: Einen verrenkten oder gebrochenen Knochen wieder einrichten; derjenige, welcher diese Kunst versteht und ausübt, heißt Mudschabbir (Bone-setter bei E. W. Lane). Auch im Spanischen ist Algebra, neben der gewöhnlichen Bedeutung, auch die Benennung der Kunst, verrenkte Knochen wieder einzurichten; Algebrista bezeichnet sowohl denjenigen, welcher Algebra versteht

als auch den, der verrenkte Knochen einrichtet (ossium compactor).

Wie bei diesen Wörtern, so haben auch sonst arabisch-spanische Wörter den arabischen Artikel beibehalten — man könnte sagen, aus Dankbarkeit gegen diejenigen, von denen das Wort und zugleich die damit bezeichnete Sache herstammt. Das ist z. B. der Fall bei dem Worte Açequia, das einen zur Bewässerung der Felder dienenden Canal bezeichnet, vom arabischen As-sâkijah, das dieselbe Bedeutung hat, aber auch jede zu diesem Zwecke dienende hydraulische Maschine bezeichnet[21]). Aehnlich in Bedeutung und Ursprung ist das spanische Anoria — im Französischen und Englischen Noria — Schöpfrad, hydraulische Maschine zur Bewässerung der Felder und der dazu gehörige Brunnen, vom Arabischen An-na'ura, das dieselbe Bedeutung hat. Im Neuarabischen[22]) — das bei diesen Vergleichungen besonders in Betracht kommt — wird sowohl das Hauptwort wie auch das davon gebildete Adjectiv figürlich auch im Sinne von Schelmenstreich, schlau, gebraucht. In ähnlicher Uebertragung wird im Spanischen Noria (Covarruvias hat die ursprünglichere Form Anoria) gebraucht, zur Bezeichnung einer langweiligen Arbeit, bei der wenig herauskommt. Bei Covarruvias (Tesoro de la l. Toscana) wird unter Anoria eine darauf bezügliche sprichwörtliche Redensart angeführt. Alles das beweist die häufige Anwendung dieser Maschinen. Beide Wörter — die zuweilen neben einander vorkommen[23]) — erinnern jedenfalls an die großen Verdienste, welche sich die Araber um die spanische Agricultur erworben haben.

Denselben Ursprung wie Açequia hat — wie Amari bemerkt — das sicilianische sicchia, italienisch secchio, secchia, für Eimer, wie auch eine Quelle in der Nähe Palermos, Sicchiaria genannt, nach Amari's Vermuthung ihren Namen von früher dort befindlichen hydraulischen Maschinen hat[24]). In Palermo heißt ferner das Schöpfrad senia, welches Wort nach

Amari ebenfalls arabiſchen Urſprungs iſt — das arabiſche sania = großer Schöpfeimer, vom Zeitwort sanâ, bewäſſern.

Auch bei denjenigen Wörtern, die nicht urſprünglich arabiſch ſind, inſofern als die Araber das Wort zugleich mit der Sache von Anderen erhielten, haben die Spanier, die Wort und Sache von den Arabern empfingen, die arabiſche Form und den arabiſchen Artikel beibehalten. So heißt z. B. derjenige, welcher den Theriak zubereitet, ſowie der Apotheker überhaupt Atriaquero, von dem Worte Atriaca, welche Form bei Covarruvias, ſowie bei einem jüdiſch-ſpaniſchen Lexicographen[25]) angeführt wird, ſtatt des jetzt üblichen Triaca. Atriaca iſt das arabiſche attirjâk, welches Wort von den arabiſchen Lexicographen als ein urſprünglich griechiſches erklärt wird[26]). Ebenſo heißt der Zucker Azucar, vom arabiſchen as-sukkar — das arabiſirte perſiſche (urſprünglich indiſche) schakar oder schakkar. Die arabiſche Form des ſpaniſchen Wortes erinnert jedenfalls daran, daß zumeiſt den Arabern die Verbreitung, ſowie die Zubereitung des Zuckers zuzuſchreiben iſt, wie das von Carl Ritter[27]) dargelegt wird. Auch Albeitar, das ſpaniſche Wort für Thierarzt, iſt nach Covarruvias das arabiſche Albeitâr, letzteres iſt aber das griechiſche Hippiatros[28]).

Das eine und das andere arabiſche Wort hat in der ſpaniſchen Volksſprache eine Veränderung der Form erlitten. Das iſt z. B. der Fall bei dem ſpaniſchen Albricias, portugieſiſch Alviçaras, welches Wort ſowohl „frohe Botſchaft" bedeutet, wie auch Belohnung für die Ueberbringung einer ſolchen. Das ſpaniſche Wort wird von Covarruvias, das portugieſiſche von Souſa[29]) für das arabiſche Bischâra erklärt, welches ebenfalls beide Bedeutungen vereinigt. Dominguez, welcher die beiden Bedeutungen des ſpaniſchen Wortes angiebt (im Diccionario der Akademie wird nur eine angegeben), führt zugleich mehrere Sprichwörter an, in denen Albricias als Ausruf gebraucht wird. Die doppelte Bedeutung des Wortes erinnert übrigens an das

deutsche Botenbrod, das ebenfalls — wie aus Frisch (I, 122c) und Schmeller (I, 308) zu ersehen — beide Bedeutungen hat.

Andere spanische Wörter scheinen Nachbildungen arabischer Wörter zu sein, so z. B. Estancia — italienisch Stanza — das zunächst Wohnung, Haus, dann aber auch Strophe, Stanze (Gstanzel bei Schmeller II, 772) bedeutet. Diese Wörter scheinen Uebersetzung des arabischen Bait zu sein, das ebenfalls Wohnung, Haus, Zimmer, dann auch Vers, Strophe, Couplet bedeutet.

Wie die erwähnten, so gehören noch zahlreiche andere arabisch-spanische Wörter dem Culturleben an. Alle diese Ausdrücke aber finden sich auch auf der westlichen Hemisphäre, im spanischen Amerika, wieder.

Ob bei einer Sprache der Ausdruck „Sprachmischung" oder „Mischsprache" anzuwenden sei, hängt von dem Mischungsverhältnisse ab; ist das fremde Element besonders stark vertreten, so paßt wohl der Ausdruck „Mischsprache". Das Beispiel einer solchen bietet die Sprache, welche Schmeller in der Abhandlung „Ueber die sogenannten Cimbern der VII. und XIII. Communen auf den Venedischen Alpen und ihre Sprache"[30]) besprochen hat; in Verbindung damit steht ein von Schmeller verfaßtes, von Bergmann herausgegebenes „Cimbrisches Wörterbuch", wie auch ein Specimen dieses Idioms in Firmenich's „Völkerstimmen" (III, 433), ebenfalls von Schmeller mitgetheilt.

Die Durchdringung der beiden Sprachelemente — des Italienischen und des Deutschen — zeigt sich namentlich in der Amalgamirung derselben in einem Worte, in dem das italienische Wort eine deutsche Endung erhält, sowie in der Uebersetzung italienischer Ausdrücke. Ein Beispiel des ersteren ist die Redensart der ma creschert — der ma calart — für der Mond nimmt zu — nimmt ab (Cimbr. W.-B., S. 134). So kommen in der von Schmeller (S. 134) mitgetheilten Parabel vom verlorenen Sohne, neben parabola, degno, dalungo, compassiun, anca, noch mehrere Mischwörter vor: z. B. partiart, risolvárt, pen-

sart u. m. a. Aehnliche Sprachmiſchungen finden ſich übrigens auch in einigen der 26 Ueberſetzungen derſelben Parabel, in Stalder's „Landesſprachen der Schweiz". Eine Nachbildung des Italieniſchen findet ſich in dem — in der Einleitung zum cimbriſchen W.-B. angeführten — Sprichwort: Bear ghêt leise, ghêt bait, iede dink bil de sain zait — Wer geht leiſe, geht weit, jedes Ding will (die) ſeine Zeit. Der erſte Satz iſt das (abgekürzte) italieniſche Sprichwort: Chi va piano, va sano e chi va sano, va lontano. „Leiſe" iſt die Ueberſetzung von piano, wie auch der Artikel im zweiten Satze dem il suo tempo entſpricht; ebenſo heißt es in der erwähnten Parabel: „der sain vater" (il suo padre), wie dieſe Ausdrucksweiſe auch ſonſt vorkommt (Abhandl., S. 678). Dem Italieniſchen nachgebildet ſind ferner die Ausdrücke: ich pin mich gapaichtet — mi sono confessato — ich han zo machen, italieniſch farò, aus ho mit dem Infinitiv fare (daſ., S. 694), siget sich, si vede für man ſieht u. a. m. Bemerkenswerth iſt namentlich die Ueberſetzung der Interjection lasso! mit Müdar! (daſ., S. 702, W.-B. s. v.) Das italieniſche lasso, müde, unglücklich, wird interjectionell gebraucht in der Redensart Me lasso! und Ahi lasso! Letzteres iſt in mehrere Sprachen übergegangen: franzöſiſch Hélas (altfr. ha las, prov. ai las), engliſch alas und alack, holländiſch helaas; man hätte alſo im Cimbriſchen ebenfalls eine Herübernahme des italieniſchen Wortes erwarten ſollen, ſtatt einer — nicht ganz zutreffenden — Ueberſetzung deſſelben.

Viele der im cimbriſchen Wörterbuche angeführten Wörter italieniſchen Urſprungs, die aber zumeiſt germaniſirt ſind, gehören nicht der italieniſchen Schriftſprache, ſondern einzelnen Dialekten an; manche berühren ſich mit deutſchen Wörtern. Dahin gehören: Becker für Metzger, Fondeg Kaufladen, vom paduaniſchen Beccaro, Fondego; Stivál, Stivél für Stiefel; Roſt, Gebratenes, brescianiſch für arrosto, Kalamar, Dintenfaß (auch bei Friſch I, 162c). In Zingerle's lucerniſchem Wörterbuche

werden u. A. angeführt: Mostaz Geſicht, von Mostaccio, Matz Blumenſtrauß, von Mazzetto u. a. m.

Die bei fremden Wörtern ſo häufig vorkommenden Abſchleifungen und Verkürzungen haben oft zur Folge, daß urſprünglich ganz verſchiedene Wörter ähnlich lauten. Viele der engliſchen Puns und der franzöſiſchen Calembourgs beruhen auf dieſem lautlichen Gleichklang etymologiſch verſchiedener Wörter[31]) und ſo findet ſich auch ein Wortſpiel, das auf der doppelten Bedeutung von schainen, ſcheinen und „nachtmahlen“ (wie man in Oeſterreich ſagt), cenare, beruht, in folgender Stelle in Schmeller's Abhandlung (S. 625):

„Soliloquium eines, vom Abendſchmaus heimkehrenden, Sleghers, während er über einen Steg ging, mit dem Vollmonde:

Du mano, schainst; anch' ich han gaschaint,
Du mano, pist vol; anch' ich pin vol,
Du mano, ghêst; ich ôch ghèa —
Un interdeme ist ar gavallet in 'z bazzar, umrumme ár ist gabéest trunkhen.“

Die Amalgamirung verſchiedener Sprachelemente findet namentlich da ſtatt, wo die Sprachen in einem verwandtſchaftlichen Verhältniß zu einander ſtehen. Das iſt nun der Fall in Amerika, woſelbſt in der That ſowohl Sprachmiſchungen als auch Miſchſprachen vorkommen, ſo daß aus der engliſchen Sprache — an und für ſich eine Miſchſprache — neue Miſchungen hervorgehen. Es liegt in der Natur der Sache, daß in der in Nordamerika geſprochenen Sprache Wörter indianiſchen, ſpaniſchen und franzöſiſchen Urſprungs vorkommen — wenn auch vorherrſchend nur in einzelnen Staaten der Union. Charakteriſtiſch ſind aber namentlich die Wörter holländiſchen und deutſchen Urſprungs, die zugleich mit der Sache, die ſie bezeichnen, in der Sprache Aufnahme gefunden. Zu den erſteren gehören: Knicker oder Nicker, Schnellkügelchen — auch oft Marbles genannt, zu Deutſch: Klicker, Klucker, Schuſſer, auch Märbel; Cruller, eine Art zu-

ſammengerolltes Backwerk; Noodles, Noodlejees, Nudeln; Olycook, Oelkuchen; Paaseggs, Oſtereier; Pinxter, Pfingſten, oder vielmehr Whitsunday; Pinky (holl. pink), der Kleinfinger, beſonders in der Kinderſprache vorkommend; Stoops (holl. stoep), Stufen zur Hausthüre, an Sommerabenden zuweilen als Sitze dienend. Dazu kommt noch das Zeitwort to snoop (holl. snoep, Schnupp, bei Schmeller II, 578) für naſchen. Zu dieſen — vorherrſchend gemüthlichen — Ausdrücken, geſellen ſich die deutſchen Wörter und Dinge: Meerſchaum für Tabakspfeife (auch in England gebräuchlich), Kindergarten; Kriss-Kringle, Chriſtkindl; Santaklaus für St. Nicolaus[32]); Kool-Slaa, Kohlſalat, Sauerkraut, und Lager, d. h. Lagerbier, ein Wort, das mit der Sache ſelbſt von Tag zu Tag größere Verbreitung findet, wie übrigens auch Schenk-beer in Webster's Dictionary angeführt wird.

Ohne allen Vergleich zahlreicher ſind aber die engliſchen Ausdrücke, welche die in Amerika lebenden Deutſchen auch in deutſcher Rede gebrauchen. Es iſt natürlich, daß man Alles, was im täglichen Leben unzählige Mal vorkommt, auch mit dem einheimiſchen Namen benennt, namentlich Dinge, die ſpezifiſch amerikaniſch ſind, wie Bar-keeper, Basement (das engliſche oder engländiſche Down stairs), Mantel-piece, Dry-good-store (Store iſt das amerikaniſche Wort für das engliſche Shop), wozu dann viele juriſtiſche und politiſche Ausdrücke kommen, wie Mortgage, Plate-form, Quorum und unzählige andere Wörter. In derſelben Weiſe gebrauchen nicht nur die in Frankreich lebenden Deutſchen franzöſiſche Ausdrücke, ſondern auch in Deutſchland gebraucht man für dieſelben Dinge franzöſiſche Wörter, mit denen die in Amerika gebräuchlichen mehr oder weniger übereinſtimmen, wie Season für Saiſon, Retail für Detail, Committee für Comité, Merchant-Taylor für Marchand-tailleur, während andere etwas verſchieden ſind; ſo ſagt man in Amerika Editor für Redacteur, Office für Bureau, Bureau (ſtatt des engländiſchen Chest of drawers) für Commode. Andere

Depèche-toi entſpricht, übrigens auch im „Gang nach dem Eiſenhammer“ im Sinne von „Sich anſchicken“ vorkommt); First rate and a half, um eine Sache als eine vorzügliche zu bezeichnen, oder — in gleichem Sinne — A number One; letzteres iſt eine von der Claſſification der Schiffe hergenommene Ausdrucksweiſe, die auch in England gebraucht wird, zuweilen mit dem — ſcherzhaften — Zuſatze copper-bottomed.

Aehnlich wie in der Sprache der Cimbern, kommen hier ſowohl Nachbildungen, wie auch Germaniſirungen engliſcher Ausdrücke vor, indem das engliſche Wort wie ein deutſches flectirt wird. So hört man ſehr oft: Kommen Sie einige Zeit (any time), halb nach 9 (half past nine), 10 Jahre zurück (ten years ago), er fühlt beſſer (he feels better), ich hab' meinen Meind aufgemacht (I made up my mind), ich kann's nicht helfen (I can't help it), er iſt gut ab (well off, in guten Vermögensumſtänden), er iſt eine Million Dollar werth, er eignet fünf Häuſer (er beſitzt, he owns), er belangt zur Benevolent Society (he belongs). Die Nachbildung wie die Germaniſirung findet namentlich da ſtatt, wo der engliſche Ausdruck an einen deutſchen anklingt, ſo ſagt man Gleichniß für Likeness (Bild, beſonders von Photographien gebraucht), daſſelbe geſchieht mit den Zeitwörtern. To fix (ein ſpezifiſch amerikaniſcher Ausdruck für „in Ordnung bringen“ — in der Schriftſprache: to put in order, to adjust, to prepare), to mix, to settle (die Sache iſt geſettelt, auch: er hat ſich angeſettelt), to prize (ſich nach dem Preis einer Waare erkundigen), to rent, auch das Hauptwort rent, für miethen und Miethe, to beat im Sinne von überwinden, übertreffen, to treat, traktiren — daſſelbe findet aber auch bei vielen anderen Wörtern ſtatt. So hört man alſo: Er hat ihn geboten (übertroffen, beſiegt), ſie war ſchön gedreßt (to dress), er hat ein Kalt gefetſcht (he has caught a cold), er hat mich geräſt (geſteigert — to raise) und viele ähnliche Ausdrücke. Manche derſelben berühren ſich mit mundartlichen oder

älteren deutſchen Ausdrücken, ſo wird z. B. im Mhd. „eigen“ (ahd. eigan) für „haben, beſitzen“ gebraucht, Gleichniß wird von Friſch (I, 352) mit Simulacrum überſetzt, „ein Häusle gefirt“ findet ſich bei Tobler (S. 177), auch „werth“ im Sinne von worth, kommt in einer Urkunde bei v. Schmid (Schwäbiſches W.-B., 528) vor: Jeder ſoll verſteuern, was er werth iſt.

Dieſe „gemixte“ Sprache gehört vorherrſchend der Volksſprache an, oder vielmehr, ſie iſt die Sprache derjenigen, die weder die deutſche, noch die engliſche Literatur kennen, und die jedenfalls erſtere Sprache immer nur gehört, nie geleſen haben. Der Gebrauch dieſer Fuſionsſprache ſteht alſo im umgekehrten Verhältniß zur Sprach- und Literaturkenntniß, von Leuten, die von der engliſchen Sprache ſehr wenig verſtehen, hört man auch: Millnerin für Milliner (Putzmacherin), ſchmale Bilder für small bills, Lumpenzucker für Lump-sugar, Altermann für Alderman, ſanft für soft, langſam für lonesome, particklich für particular, Mietung für Meeting, er kann's erfordern für he can afford it und Aehnliches.

Nachbildungen des Engliſchen in franzöſiſcher Sprache kommen in Canada vor, wie z. B. als Inſchrift an einem Hauſe: Boissons de toute description, alſo das engliſche Drinks of every description — wofür man übrigens in Amerika ſagt: All kinds (sorts) of drink.

Die Miſchung engliſcher und deutſcher Sprachelemente findet ſich in beſonders entſchiedener, durchgreifender und allgemeiner Weiſe in dem Idiom, das man Pennsylvania-Dutch nennt, d. h. in der Sprache der in Pennſylvanien lebenden Deutſchen. Daß dieſes Idiom mehr Einheit, Prägnanz und Geſchloſſenheit darbietet, als die anderswo vorkommende Sprachmiſchung, hat darin ſeinen Grund, daß daſſelbe innerhalb großer Maſſeneinwanderungen entſtand. Es waren Tauſende von Pfälzern, die ſich gegen Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahunderts in Pennſylvanien anſiedelten, denen dann Einwanderer aus dem

deutungsvolle Losungsworte. Hebräisch sind nun alle emphatischen Ausdrücke und ganz besonders diejenigen, die der Religion und dem inneren, dem Gefühlsleben, angehören. Das jüdische Leben früherer Zeit war ein tiefgemüthliches, weil zugleich ein beschränktes. Die Außenwelt stand dem Juden feindlich gegenüber, seine Welt war die Religion mit ihren, zum Theil sehr sinnigen, Ceremonien, das Studium der hebräischen Schriften, die vorherrschend tröstlichen, erbaulichen und erhebenden Inhalts waren, das Familienleben, das selbst wiederum mit der Religion in innigem Zusammenhange stand. Die Erzählungen Leopold Komperts und insbesondere die A. Bernstein's, die das jüdische Leben getreulich abspiegeln, reflectiren zugleich das Gemüthliche desselben, und denselben Charakter hat auch die jüdischdeutsche Sprache und Literatur. So sind es denn auch die dem Gemüthsleben angehörenden hebräischen Wörter, die in dieser Sprache und Literatur besonders häufig vorkommen.

In diese Kategorie gehören nun auch die von Dr. Abel in einem Vortrage dieser Sammlung (VII, 158. 159) angeführten hebräischen Wörter ahav, chesed, racham, chen. Diese Ausdrücke kommen, wie im Alten Testament so auch im Talmud und in der jüdischen Liturgie sehr häufig vor und so auch im Jüdischdeutschen. Der von Dr. Abel (S. 58) angeführte Vers Deut. 6, 5 ist der zweite Vers in dem dreimal täglich wiederholten Hauptgebete, also ein sehr bekannter. Andere daselbst angeführte Bibelverse gehören zu den in der jüdischdeutschen Umgangssprache curfirenden Redensarten, was man jetzt „geflügelte Worte" nennt. Diese geflügelten Worte kommen in der jüdischen Sprache und Literatur häufiger vor als in irgend einer anderen; schon aus den zwei Erzählungen A. Bernstein's ist zu ersehen, wie bei jeder Gelegenheit allbekannte biblische oder talmudische Sätze in die Rede eingeflochten werden. Außer den angeführten Wörtern kommen aber im Jüdischdeutschen weitere Bildungen und Modificationen vor, zumeist nach talmudischem Sprach-

gebrauch, so namentlich bei dem in vielen Ableitungen vorkommenden racham. Ein von diesem racham gebildetes Hauptwort ist das talmudische Rachmanuth, von Buxtorf (col. 2239) mit misericordia, benignitas übersetzt; dieses Wort, Rachmonus ausgesprochen, wird in der Bedeutung Mitleid, Erbarmen, zum Erbarmen im Jüdischdeutschen sehr häufig gebraucht und kommt so auch in den Erzählungen Bernstein's[35]) mehrmals vor. Ein anderes Wort desselben Namens ist das chaldäische Rachmana, der Allerbarmer, Erbarmungsvolle, die im Talmud gewöhnliche Benennung Gottes, die als Rachmân auch im Arabischen Aufnahme gefunden und neben dem synonymen Rachîm in der Eingangsformel aller Korankapitel sowie aller arabischen Bücher (auch im Namen Abd-er-Rahman) vorkommt. Im Jüdischdeutschen figurirt dieses Wort in einer aus dem Talmud stammenden Redeweise für „Gott behüte!", wie racham auch in anderen emphatischen Ausrufungen vorkommt, so z. B. in „Gott soll sich merachem sein!" d. h. Gott soll sich erbarmen oder „derbarmen", wie man im Jüdischdeutschen — nach mittelhochd. und mundartlichem Sprachgebrauch — sagt. Das häufige Vorkommen dieser und vieler anderen Ableitungen des Wortes racham gehört mit zur Leidensgeschichte des jüdischen Volkes.

Die Wörter Chesed und chanan, das zu Chen gehörige Zeitwort, sind ebenfalls sehr bekannt und kommen so auch bei Bernstein vor, in den Sätzen: Es ist ein Chesed (Gnade) von Gott, wenn Gott mich chonen ist (mich begnadet) und ähnlichen. Das ebenfalls sehr bekannte Hauptwort Chen kommt, wie in der Redensart „der Chen von Jossef", d. h. die Anmuth Josephs, sprichwörtlich, so auch in dem Sprichworte vor: „Chen geht über Schön", d. h. Anmuth ist mehr als Schönheit, wie davon auch als vox hybrida das Adjectiv chentig — anmuthig, lieblich, graziös — gebraucht wird. Auch das eigentliche Wort für Lieben, Liebe, ahav, ahavah ist ein oft gebrauchtes in den verschiedensten Verbindungen vorkommendes. Ein anderes hr-

bräiſches Wort für lieben, begehren, Luſt haben, nämlich chaschak und das davon gebildete Hauptwort Cheschek kommen ebenfalls im Jüdiſchdeutſchen vor; für „Ich habe keine Luſt dazu" ſagt man Ich hab' kein Cheschek und ebenſo wird Chaschuka (gewiſſermaßen als Part. pass. des Zeitwortes) im Sinne von Allerliebſte, Geliebte — aber mit geringſchätziger Nebenbedeutung — gebraucht.[36])

Mehrere der erwähnten hebräiſchen Wörter kommen in Sätzen vor, die in die Sphäre der Religion gehören; im Jüdiſchdeutſchen werden nun alle zu dieſem Gebiete gehörenden Begriffe, die in den europäiſchen Sprachen zumeiſt durch griechiſche und lateiniſche Wörter bezeichnet werden, durch die urſprünglichen hebräiſchen Wörter ausgedrückt, ſo z. B. die Ausdrücke für Religion, Engel, Satan, Teufel, Paradies, Gehenna, Sabbath, Pfingſten, Opfer, Prieſter, Altar, Meſſias, Proſelyt — für dieſe und andere Ausdrücke gebraucht das Jüdiſchdeutſche das urſprüngliche hebräiſche Wort, von welchem das griechiſch-lateiniſche ſeinen Urſprung hat.

Andere in das religiöſe Gebiet gehörige Begriffe werden durch deutſche Wörter ausgedrückt, das iſt z. B. der Fall bei der „Judenſchule." Das griechiſche Synagoge im Neuen Teſtament (Matth. 4, 23. 6, 2. 5 und oft), das auch die ſyriſche Verſion mit Verſammlungsort wiedergiebt, wird von Luther mit „Schule" überſetzt und letzteres iſt auch das im Jüdiſchdeutſchen gebräuchliche Wort für Synagoge. „Schule" iſt die Ueberſetzung des hebräiſch-talmudiſchen Kneseth, Verſammlung, wovon das arabiſche Kanîs, Kanîse in der Bedeutung Synagoge, letzteres auch für Kirche. Das mhd. Schuole wird in Ziemann's WB. mit „Zuſammenkunft" erklärt. Im Holländiſchen bedeutet Scholen ſich truppweiſe verſammeln, wie School auch die Bedeutung Schaar, Haufe, Trupp hat. In demſelben Sinne iſt School of fishes ein in England, provinziell in America allgemein gebrauchter Ausdruck, wie wahrſcheinlich auch Shoal, to shoal,

Verſammlung, ſich verſammeln hierher gehört. Scuola iſt auch das in Italien für Synagoge gebräuchliche Wort, und in demſelben Sinne gebrauchten ſchon in alter Zeit die franzöſiſchen Juden das Wort école (escole), wie aus Du Cange zu erſehen (III, 120 ed. Henſchel), woſelbſt noch Urkunden aus dem 12. und 13. Jahrhundert angeführt werden, in denen Schola in der Bedeutung Synagoge vorkommt. Daß nun auch im Polniſchen die Judenſchule szkoła zydowska heißt, ſtammt wahrſcheinlich vom Sprachgebrauch der dortigen Juden her.

„Er ißt die Schul' mit ſammt dem Almemor auf" iſt eine jüdiſchdeutſche Redensart. Letzteres Wort kommt auch in Heine's Romanzero (Prinzeſſin Sabbath) vor:

Stolz aufflackern auch die Kerzen
Auf der Brüſtung des Almemor.

Es iſt dieſes das arabiſche Almimbar (Minbar), Kanzel, das als Benennung einer Erhöhung inmitten der Synagoge bei den ſpaniſchen und franzöſiſchen Juden im Gebrauch war, wie aus der Stelle eines Talmudcommentars aus dem 12. Jahrhundert [37]) erſichtlich iſt. Das Wort iſt aus den romaniſchen Ländern in das Jüdiſchdeutſche übergegangen, welche Wanderung auch bei anderen Wörtern vorkommt, ſo z. B. benſchen für ſegnen (franz. benir, provenzaliſch benezir, ſpaniſch bendecir, altſpan. bendicir, portugieſiſch benzer); Milgram für Granatapfel, altſpaniſch und prov. Milgrana; Barjen geſchickt, Virtuos vom altſpaniſchen Barragan, Held, tapferer, ſtarker Mann u. a. m.

In das Gebiet der Religion gehört auch das Lernen, worunter man im Jüdiſchdeutſchen das Studium der Bibel und der talmudiſchen Schriften verſteht. Welche wichtige Rolle dieſes „Lernen" ſpielt, iſt wiederum aus den Erzählungen Bernſtein's erſichtlich, in denen auch mehrere hierher gehörige Ausdrücke vorkommen. Die Kinderſchule wird mit einem hebräiſchen Worte Cheder, d. h. Zimmer, Stube, genannt. Die höhere, d. h. die Talmudſchule, heißt mit einem talmudiſchen Ausdruck Bes (Beth)

hamid-rasch, das arabisch-türkische Medrese, Schule; der Schüler heißt Talmid (vom hebr. lamad, Lernen), das arabisch-türkische Telmid, wie denn überhaupt viele der im Jüdischdeutschen gebräuchlichen Wörter auch im Arabischen vorkommen. Auf diese Weise berührt sich auch das eine und das andere jüdischdeutsche Wort mit dem Neugriechischen. Der Metzger, Fleischhauer heißt im Talmud Kazzab, vom hebräischen Kazab hauen, zerschneiden, dasselbe Wort (nur etwas verschieden ausgesprochen) existirt auch im Jüdischdeutschen für Metzger. Es entspricht dieses dem neugriechischen Worte für Metzger. *Χασάπης* vom arabisch-türkischen Kassâb.

Die zum „Lernen" gehörigen Zeitwörter sind, wie das Wort lernen selbst, deutsch oder romanisch; so z. B. Knellen im Sinne von Einpauken, das als jüdischdeutsches Wort auch in Grimm's Wörterbuch angeführt wird, tornen für wiederholen und so mehrere.

Ueberhaupt finden sich im Jüdischdeutschen sehr viele Fremdwörter aus der deutschen Sprache, d. h. jetzt fremd gewordene Wörter des Altdeutschen[38]) und zwar ist es wiederum die Pietät und Gemüthlichkeit, welcher das Fortbestehen dieser Ausdrücke zuzuschreiben ist, von denen viele an und für sich den Charakter des Gemüthlichen haben. Während das orientalische Salâm alaikum die gewöhnliche Bewillkommnungsformel der Männer ist, begrüßt man die Frauen mit dem altdeutschen Gottwillkomm (Schmeller I, 961) wie sie selbst auch mit diesem Worte den Ankommenden begrüßen[39]). So waren noch zu Anfang dieses Jahrhunderts auch die altdeutschen Verwandtennamen im Gebrauch; statt Vater, Mutter, Tante, Großvater, Großmutter sagte man Aetti, Memme, Mümele, Harrle, Frahle, Ausdrücke, die jetzt nur noch in der deutschen Volkssprache vorkommen (Schmeller I, 171, 1599, 1153, 804); daneben bestanden die altdeutschen Personen-, namentlich Frauennamen, darunter mehrere derjenigen, die von Weinhold[40]) als Namen von Jüdinnen aus dem 13.

und 14. Jahrhunderte angeführt werden. Es geschah also aus Pietät gegen die Vorfahren, daß man die von ihnen gebrauchten Ausdrücke und Namen beibehielt, welches Fortleben des Alten allerdings auch durch das Abgeschlossensein von der Außenwelt sehr begünstigt ward.

So wie durch die aus Spanien vertriebenen Juden die spanische Sprache nach dem Orient verpflanzt wurde, wo sie noch jetzt von den dortigen Juden gesprochen wird, so ist in gleicher Weise das Jüdischdeutsche die Sprache der Juden in den slavischen Ländern und in Ungarn. In diesem Idiome haben sich sogar manche altdeutsche Wörter erhalten, die das in Deutschland gesprochene Jüdischdeutsche nicht kennt, während andere derartige Wörter beiden Idiomen gemeinschaftlich sind.

Hierher gehört auch das, was Dr. Abel (S. 42, N.) mit Bezug auf das englische like, das nhd. lichen, gelichen sagt, daß es im Neuhochdeutschen sich nur mundartlich erhalten (wie z. B. auch bei Schmeller I, 1423 „gleichen" im Sinne von to like angeführt wird), und daß man auch im Polnischjudendeutsch — das viele Züge des Altfränkischen bewahrt — sage: das ist sehr gleich für „das ist wahr und treffend und gefällt mir." Dieses „gleich" kommt nun aber im Jüdischdeutschen überhaupt — auch in Deutschland — sehr häufig vor, wie auch der Gegensatz desselben „ungleich" und dessen Synonyme „krumm, umgewendt." „Gleich" bedeutet „ähnlich, passend, angemessen", wovon „ungleich" das Gegentheil ausdrückt.[41]) So wird auch bei Schmeller (S. 1422) „gleich" für „eben, gerade" und „ungleich" in der Bedeutung „unpassend, ungeziemend, unangemessen" angeführt. „Gleichreden" bedeutet im Jüdischdeutschen Etwas Witziges sagen, ein „Gleichredner" ist Einer, der stets einen passenden Witz bei der Hand hat[42]). Ein „gleich Wörtche" — welcher Ausdruck auch bei Bernstein vorkommt[43]) — ist die witzige und zutreffende Auslegung und Anwendung einer Bibelstelle. Witz beruht auf Aehnlichkeit und so wird „gleich" für

„witzig" gebraucht, wie ja „gleich" und „ähnlich" auch sonst verwandte Begriffe sind.

Daß dieses „gleich" ein Lieblingsausdruck ist, mag wohl auch darin seinen Grund haben, daß, wie in der biblischen, so auch ganz besonders in der talmudischen Literatur das Maschal oder Gleichniß eine sehr hervorragende Rolle spielt. „Womit ist dieses zu vergleichen?" ist eine stehende Redensart der talmudischen Homiletik oder Hagada, was in den jüdischdeutschen Uebersetzungen derselben mit „Zu was ist das gleich?" wiedergegeben wird.

Die Aehnlichkeit zwischen dem englischen like, to like und dem deutschen „gleich, gleichen" hat übrigens, wie bei anderen Wörtern, so auch hier eine Amalgamirung in der amerikanischdeutschen Sprachweise bewirkt, indem „gleichen" im Sinne von „gefallen" gebraucht wird. Sehr häufig hört man „Wie gleichen Sie die Country?" für „Wie gefällt Ihnen das Land?", „Ich gleiche das nicht" für „das gefällt mir nicht", „ich gleiche nicht zu tanzen" für „ich tanze nicht gerne" und ähnliche Redensarten.

Noch im vorigen Jahrhundert war Deutschland ein Wanderziel vieler polnischer Juden; diesem Umstande ist es wohl zuzuschreiben, daß auch in dem in Deutschland gesprochenen Jüdischdeutsch einzelne Wörter polnischen Ursprunges vorkommen. So z. B. Schubez für Schaube, Kaftan der polnischen Juden, polnisch Szuba; chodsche für „obschon", polnisch choć, das auch in der Zigeunersprache vorkommt (Pott's Zig. I, 315); prost in der Redensart „ein proster (d. h. einfacher, gerader, aufrichtiger) Mann"; Parrach für Grind, Krätze, chappen für erhaschen, schnell wegnehmen (polnisch chapa). Die beiden letzten Wörter werden auch in einem Aufsatze in Aufrecht-Kuhn's Zeitschrift (I, 416. 421) als in deutschen, namentlich westpreußischen, Mundarten gebräuchlich angeführt.

Im Talmud kommen, wie bemerkt, viele griechische Wörter

vor; einige derſelben haben ſich — aus dem Talmud herſtammend — auch im Jüdiſchdeutſchen erhalten, wie z. B. Epitropos für Vormund, Epicur als Appellativum für Freidenker und Katégoros, Katégor in der aramäiſchen Form des griechiſchen Wortes. Letzteres, das im Neuen Teſtament im Sinne von Ankläger öfter vorkommt, lautet in der ſyriſchen Verſion Kategrono und Katregono, das dazu gehörige Zeitwort iſt Katreg. In demſelben Sinne ſagt man im Jüdiſchdeutſchen — nach talmudiſchem Sprachgebrauch — „mekatreg ſein" = Jemanden anklagen, zu ſeinen Ungunſten ſprechen. Ein griechiſch-aramäiſches Wort iſt auch in der jüdiſchdeutſchen Redensart enthalten „a Parzef wie a Schunre", d. h. ein Geſicht wie eine Katze, von einem häßlichen Menſchen gebraucht. Parzef iſt das aramäiſche Parzufo, und dieſes iſt das griechiſche Prósopon, Geſicht. Außerdem kommen im Jüdiſch-deutſchen viele — wiederum aus dem Talmud ſtammende — ſyriſche Wörter vor. Die ſyriſche Bibelüberſetzung heißt bekanntlich Peschito; daſſelbe Wort — peschite ausgeſprochen[44]) — iſt ein im Jüdiſchdeutſchen — nach talmudiſchem Sprachgebrauch — ſehr oft vorkommender Ausdruck in der Bedeutung: Das iſt einfach, klar, das verſteht ſich von ſelbſt. Perſiſchen Urſprungs iſt die Benennung des ſ. g. Paradiesapfels mit Ethrog, das Esrog ausgeſprochen wird.

Es ließen ſich noch mehrere andere Beiſpiele von Miſchſprachen und Sprachmiſchungen anführen, allein ich fürchte, allbereits die Grenzen eines Vortrags überſchritten zu haben.

Das Folgende iſt einer Zeitung entnommen, die in Doyleſtaun, Penn. (d. h. Doyleſtown in Pennſylvanien) erſcheint, oder vielmehr erſchien, denn wahrſcheinlich hat ſie jetzt zu erſcheinen aufgehört; der Titel derſelben lautet: „Der Morgenſtern, und Bucks- und Montgommery Cauntries Berichter." Hier heißt es alſo Cauntries ſtatt Counties und Taun ſtatt Town — die Wörter alſo ſo geſchrieben, wie ſie ausgeſprochen werden; ebenſo:

Waſchington, Taunſchip, Hilltaun (für Waſhington, Townſhip, Hilltown) und viele ähnliche Germaniſirungen der Schreibweiſe. Davon aber abgeſehen iſt die Zeitung in gutem Hochdeutſch geſchrieben; nur zuweilen entſchlüpft dem Redacteur ein Anglicismus, wie z. B. „Wir denken viel von Neutaun (we think a great deal of Newton wir halten große Stücke auf N.) oder Riegelweg ſtatt Eiſenbahn; wo aber eine vox hybrida vorkommt, wird ſie mit Gänſefüßchen bezeichnet, wie z. B.: Wie die Lädy Sniwizzel „gedreßt" iſt, ſo möchte auch Mrs. Zimpel gedreßt ſein — wobei aber natürlich abſichtlich dieſes Miſchwort gebraucht wird.

In den Annoncen — oder Advertiſements — kommen natürlich unzählige engliſche Wörter vor, auch Sätze wie „die Property iſt gefenzt." Daſſelbe iſt nun auch bei den außerhalb Pennſylvanien erſcheinenden deutſchen Zeitungen der Fall, nur werden in dieſen die engliſchen Wörter nach engliſcher Orthographie geſchrieben, während im „Morgenſtern" wie die geographiſchen Benennungen ſo auch die Haupt- und Zeitwörter der Ausſprache gemäß geſchrieben ſind, alſo: Hupps für Hoops, Schtorkieper für Storekeeper, Buchſtohr für Bookstore, geſchartert für chartered. Uebrigens iſt', je nach der Individualität der Advertiſers oder Annoncirenden, die Schreibweiſe ſehr wechſelnd. Dieſelbe Ausdrucks- und Schreibweiſe finden ſich übrigens auch in der zu Harrisburg erſcheinenden „Pennſylvaniſchen Staatszeitung" und in anderen Blättern.

Bei den Advertiſements im „Morgenſtern" kommt es aber oft vor, daß der Ankündigende am Schluſſe der Annonce plötzlich — als humoriſtiſche Captatio benevolentiae — in das Pennsylvania-Dutch übergeht, alſo gleichzeitig auch einen Sprung aus dem Hochdeutſchen in die Volksſprache macht, wie z. B.: „..... man glaubt gar nicht, daß ſo gute und prachtvolle Kleider ſo wohlfeil verkauft werden können. Sagt der Pit (Peter) am anderen Tage: „Wann ſei Lebtag Leut mich geplihſt han (von to please, mir gefallen haben, mich zufrieden geſtellt), watens die zweh Deutſche, ich mehn der Blum und Tau in der Marktſtrohs, No. 202. Do hab ich mir von denne a Suht (suite) kaft, un nau (now) fühl ich ſo ſtolz wie a General." „Wu war's?" ſchreit der Däv (David). „Ei, No. 202, Marktſtrohs, Philadelphia". „Well, loß der Stiem raus (let the steam out), do muß ich anne, un das heut noch. Halloh, verkahft numme nit Alles. Ich will ah noch a Biſſel eppes." Ein anderer Schluß lautet: „So ruft denn bei uns an (call on us), wir ſtehen da mit aufgerollten Hemdärmeln und ſind determt (determ[illegible] entſchloſſen), Bisnes zu thun." Darauf folgt ein Verslein:

[illegible]nd ſeht unſre Sachen, So ſchön, ſo neu, ſo billig und

gut, Kommt, wir wollen einen Bärgen (bargain) machen, der euch of kohrs am Beſten ſuht (which, of course, will suit you the best.)" So wird ferner erzählt, wie Jemand mit Bezug auf einen Wein-, Brändi- und Liquörſtohr geſagt habe: „Do will ich die Krummenoth kriege, wenn do nit Trinke verkahft wert, daß ehm das Herz im Leib lacht. Do hab ich a halb Gläſel voll zu mir geſchafft, das is nunter geritſcht wie Oel, un ich bin ufgeſchumpt (to jump, gumpen bei Schmeller I, 914) wie a junger Herſch. Noch Geld frogen ſie do gar nit, gebt ihne numme a kleh Biſſel un' ſie ſen geſätisfeit" (satisfied). Ein anderer Schluß iſt: „Ich geb nix ums Geld mache (to make money), Alles was ich will is: Bißneß thun. So kommt anihau (anyhow), ich triht (treat) wie a Gentleman." Die Ueberſchrift lautet: Alleweil kumm ich. Eine andere Annonce mit der Ueberſchrift: „Guten Morgen, meine Freunde!" und mit der Anpreiſung eines „Flintenſtohr" ſchließt mit den Verſen: „Un hot dei Flint nit recht geſchoſſe, dann geh zum Wurflein, loß ſie fikſe (to fix), Ja bei dem kannſt du ſie mache loſſe, Er iſt e Mehſchter vun die Bikſe."

Wie die americaniſch-engliſchen, ſo haben auch die deutſchen Zeitungen kein beſonderes Feuilleton „unter dem Strich", und ſo ſteht auch in dieſer Zeitung auf einer Spalte neben den politiſchen Nachrichten, alſo neben dem Hochdeutſchen, in pennſylvaniſcher Mundart, der folgende Brief:

Ein Leben gerettet durch die Lieb in der Wildniß.

Rauſender Dingerich vunem a Löb[45]): Ich kenn dich net perſönlich, aber deine Zeitung lees ich ſchon von Kind uf, und unſer ganze Nochbarſchaft ſteht alle Mittwoch[46]) uf den großen Zehen und wart mit großen Schmerzen uf der Morgenſtern. Ich hab ſchon ſo viel geleſen von annern Leut un nau[47]) heut mögen annere Leut ah mol Eppes[48]) leſen von mir.

Fors allererſt dät ich gern die Mäd wiſſe loſſe daß ich als noch[49]) ledig bin und im Sinn hab bald wieder mich mit ſie einzuloſſe .... Ich bin juſt in meine beſte Jahre, hab mein wilder Hafer geſäet[50]) und mei nächſte Soht[51]) ſoll ſauber Stoff ſein. Sechsmal war ich verſprochen zu heiraſpeln — viermol bin ich wieder ausgebäckt[52]) un zwei Mol ſin mein Mäd ausgebäckt. Ehne von den Mäd iſt ausgebäckt, weil ein Buchpedler[53]) der Weg kumma is un verſproche hot ſie zwei Tag eher zu heirathen daß ich[54]), die anner is ausgebäckt weil ſie geſtorbe iſt, ſell[55]) war ihr nit zu verdenken. In Illinois war ich inem a Inſching ſein Tochter[56]) in Lieb geborzelt[57]). Nau die Mäd vun der Inſchenkrick[58]), vom Hekſekop[59]) un vum Krubsberg lachen vielleicht über mich, aber loß mich euch ſagen ihr Mäd, ich will euch verzähle wie ſo. Ich hab mich in der Wildniß verlore gehatt und mein ſchöner brauchbarer

Körper hät bald zum Supper for Wildkatzen un Bären herhalte müsse — es war schon dunkelschwarze Nacht — über meim Kopf hen die Eule ihre Nachtlieder gebrummt, die Geier hen in den Bäume geflattert, uf einer Seite hen die Wölf uf der anner Seit hen die Pänter gebrüllt un hinner mir hen die Rasselschlangen[60]) getanzt un die Muskieters hen prowirt[61]) an Campmieting zu starten[62]) uf meiner Nahs. Des werd mei letzte Nacht sei in der hölzerne Welt, hab ich gedenkt, un war just räddy[63]) zu verzweiflen, do hab ich vun Weitem an Licht erblickt. Ich bin druf zu, un find, daß es ein Insching Hütt war[64]). Ein alter Insching un sein Tochter waren just dran ein Passum zu broten[65]) for ihr Supper. Wie der Alt mich erblickt, hot er mir an paar falsche feurige Auge hingeworfe[66]) un geht noch[67]) seine Instrumente for mich zu skalpire. Wie der Alt mir der Buckel gedreht hat, hab ich der Tochter mein freundlichste Blick hingeschmisse, sie gebt mir der Wink, ich reich ihr die Hand, un eh der Alt mit dem Tomahawk zurückkumme is, ware mir zweh[68]) schun so bekannt, wie zweh Zwilling in der Schockel[69]); die Tochter springt uf der Alt zu un wispert ihm Eppes ins Ohr, der Alt hot dann gleich der Kopp genuckt[70]), loßt sein Tomahawk falle un reicht mir die Hand. Nau waren mir drei bald die beste Freund. Ich hab mit Supper gessen un geplaudert daß wann[71]) der alt Insching mein Onkel wär. Darnach hab ich ihm mei Bottel gewe[72]), er hot fleißig getrunke un is bald eingeschlohfe un ich hab zu der Tochter getänd[73]) mit aller Plesihr. Do wor mir net getruwelt[74]) mit Lichter, Schockelstühl[75]) un Carpets im Parlor, net gebattert[76]) von Hupps[77]) oder 17 Unterröck, Teitläcing[78]) un seidne Dresses[79]). Die Insching Tochter hot a ganz annere Dreß angehat un dort hen mir im hinnerste Eck von der Hutt unser Platz genumme uf e'me Haufen Bären- Büffel- un Passum-Häut, un sell hot mein Leben geret.[80])

Nau Mäd, paßt uf, ich hab seit sellemol nix gehat, aber sobald daß mei neue Hosse fertig sin kum ich. Eddy.

Anmerkungen.

1) Das persische Schâl ist eines der vielen Wörter, deren ursprüngliche Bedeutung eine viel umfassendere ist, als die des entlehnten Wortes (Shawl), wie auch im Orient der Gebrauch des Kaschemirshawls sich auf weitere Kreise erstreckt als im Abendlande. In einem persischen Gedichte zum Lobe Kaschemir's (bei Wilken, Institut. ad fund. l. pers. p. 211) heißt es: Fröhlich scherzend sitzen die Bewohner Kaschemir's auf seidnen Teppichen. Alle sind in Schâls gekleidet, die Vornehmen wie die Geringen.

2) Bei Firmenich (Germanien's Völkerſtämmen III, 407) findet ſich „Maschandmodladen“. Bei Schmeller (I, 1035. 1654 2. A.) heißt es, daß Marchande des modes nicht ſelten wie Méchante mode ausgeſprochen werde.

3) Die heiligen Schriften der Parſen, II, LXIX.

4) Auch „Beefsteak“ — deſſen zweites Wort ebenfalls ein germaniſches iſt — heißt franzöſiſch Bifteck, bei Cherubini (Vocab. Milanese-Italiano) Biffstecch und Bistecch, neuarabiſch (bei M. Hartmann, Arabiſcher Sprachführer S. 124) Biftek und Biſtak.

5) Statt Autumn gebraucht man in America das Wort „Fall“. Dieſer poetiſche, vom Fallen der Blätter hergenommene, Ausdruck, der übrigens auch einen hübſchen Gegenſatz zum „Spring“ bildet, iſt nun ebenfalls germaniſchen Urſprungs.

6) Urſprung der Sprache, Sonderabdruck S. 50, kleinere Schriften I, 293.

7) Vor Kurzem hieß es in einem Reiſeberichte der Münchener Allgemeinen Zeitung: Die Maſchine wurde geſtoppt. So hört man auch oft von den Deutſchen in America: Die Inschein (Engine, Maſchine) iſt geſtoppt. Wie bei vielen anderen Wörtern begünſtigte wohl auch hier die Aehnlichkeit mit dem deutſchen „Stopfen“ den Gebrauch des engliſchen Wortes. Uebrigens wird auch bei Littré stopper und „Stop!“ angeführt, letzteres auch in den ruſſiſchen Wörterbüchern.

8) Driver iſt das in America gebräuchliche Wort ſtatt Coachman, eben ſo ſagt man Stage (Abkürzung von Stage-coach) ſtatt des in England gebrauchten Bus (Omnibus), Car ſtatt Waggon oder Wagon, Depot ſtatt Station-house, Railroad ſtatt Railway. Die Deutſchen in Pennſylvanien ſagen — in Ueberſetzung des letzteren Wortes — „Riegelweg“ ſtatt Eiſenbahn.

9) So z. B. im Journal asiatique, 1843, Nov. p. 365 ff.

10) As-salâm iſt — mit vorgeſetzter Verbindungspartikel — die gewöhnliche Schlußformel der Briefe. Dieſes W'as-salâm wird nun auch in der Umgangsſprache im Sinne von „Genug davon! Und damit basta!“ gebraucht, ebenſo Assalâm alaikum in ironiſchem Sinne für „Bedanke mich recht ſchön“, ähnlich dem franzöſiſchen ironiſchen Je vous baise les mains, oder je suis votre serviteur.

11) Angeführt bei Kriegk, Schriften zur allgemeinen Erdkunde, S. 263.

12) Caussin de Perceval, Grammaire arabe vulgaire, 3. ed. p. 128, Humbert Guide de la convers. arabe p. 262, Delaporte, Guide de la conversation fr. arabe 3. ed. p. 41. 56. 79 ff., Dozy, Supplément aux dictionn. arabes I, 614b.

13) Guide français-arabe vulgaire, p. 627.

14) Guide de la convers. arabe, p. 266.

15) Supplément I, 807b.

16) Dozy l. c. I, 603b.

17) Zeitſchrift der D. M. G. XI, 484, auch bei Dozy II, 283a.

18) Im Journal asiatique findet ſich irgendwo — ich erinnere mich nicht in welchem Jahrgange — eine längere Abhandlung über die Ausſprache dieſes Gain (von G. de Taſſy, wenn ich nicht irre). Die gewöhnliche Anſicht iſt, daß daſſelbe wie ein R grasseyé auszuſprechen ſei; in Shakeſpear's Hinduſtani-Dictionary heißt es (p. 1233), daſſelbe werde ähnlich wie das R in Northumberland ausgeſprochen, was wohl daſſelbe iſt.

19) Historia eccles. de la gran ciudad de Granada, pt. IV, cap. 84, fol. 239a.

20) In einer Beſchreibung Palermo's bei einem arabiſchen Autor aus dem 12. Jahrhundert, die Amari (Journ. asiat. 1845, Dec. p. 519 ff.) mittheilt, erzählt derſelbe (p. 522), daß die chriſtlichen Damen, welche während ſeiner Anweſenheit in Palermo am Weihnachtsfeſte die Hauptkirche beſuchten, in ihrer Toilette durchaus die Mode der Moslemiſchen Frauen nachahmten. Neben den Schmuckgegenſtänden und Parfums wird nun auch der Gebrauch des Henna erwähnt.

21) Das zum arabiſchen Sakijah gehörige Zeitwort iſt sakâ, Tränken, in gleicher Weiſe iſt vom hebräiſchen Zeitwort schakah, Tränken, das Hauptwort Schoketh, Tränkrinne, gebildet, und dieſes wird in den betreffenden Bibelſtellen (Gen. 24, 20. 30, 38) von einem jüdiſch-arabiſchen Ueberſetzer (dem ſ. g. Arabs Erpen.) mit Sakijah überſetzt. (Ebenſo im Wörterbuche Abûlwâlid's p. 743, Z. 17).

22) Cherbonneau im Journal asiat. 1855, Dec. p. 552.

23) So z. B. in einer Stelle des Buches über Agricultur von Ibn Awwam in De Sacy's Chrestomathie arabe (I, 226), woſelbſt in der Note auch der arabiſche Urſprung von Açequia und Anoria erwähnt wird.

24) Journal asiatique 1845, Janvier p. 114.

25) Nämlich in dem hebräiſch-(talmudiſch-)ſpaniſchen Glossar des David Cohen de Lara.

26) Dschawâlikî ed. Sachau p. 63, Lane WB. s. v. I, 1, 304b.

27) „Ueber die geographiſche Verbreitung des Zuckerrohrs" in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften 1839, S. 359 376.

28) Sachau zu Dschawâlikî, Anmerkungen p. 15 zu S. 29 des Textes. Nach E. W. Lane s. v. (I, 217c) iſt Baitar ein echt arabiſches Wort vom Zeitw. batara, ſchneiden.

29) Vestigios da lingua arabica em Portugal p. 54.

30) In den Abhandlungen der I. Claſſe der Akad. der Wiſſenſch. II. Th. III. Abth.

31) Auch im Italieniſchen begünſtigt die Abſchleifung und Verkürzung der urſprünglichen Wörter manches Bisticcio oder Wortſpiel, ſo z. B. 87, 77, 22, d. i. „O tanta sete!" „Se tanta sete, vin' ti do" (vintido venezianiſch für venti due).

32) So auch bei Schmeller I, 5722 und in Grimm's WB. V, 1035 (u. Klaus).

33) Im Londoner Punch war ein Mal als Grabschrift eines Waiters zu lesen: „Coming, Sir, coming!“

34) In einem bei Brockhaus (1882) erschienenen Buche „Jüdisch-deutsche Chrestomathie“ habe ich aus einigen Schriften lexicalischen und exegetischen Inhalts — darunter zwei ganz unbekannte Handschriften — Auszüge gegeben, in denen sehr viele, jetzt verschollene, mittelhochdeutsche Wörter und Wortformen vorkommen, sowie auch aus den romanischen Sprachen.

35) Vögele der Maggid (ed. 1870) p. 21, Mendel Gibbor p. 37 und an anderen Stellen.

36) Das Zeitwort chaschak, so wie das Hauptwort Cheschek kommt — wie aus Gesen. Thes. p. 536 zu ersehen — öfter in der Bibel vor, die Participialform Chaschuka ist eine spezifisch jüdisch-deutsche, die weder in der Bibel noch im Talmud vorkommt. Ein im Talmud sehr oft vorkommender Ausdruck ist Chibbah für Liebe, Wohlwollen, Chabib für Geliebter, Freund, von dem hebräischen, nur ein Mal vorkommenden, Zeitwort chabab, im Arabischen (chabba) das gewöhnliche Wort für „lieben“ (cf. Ges. thes. p. 437). Dieses Chibbah kommt nun auch in den jüdischdeutschen Schriften häufig vor.

37) Cf. Wagenseil Sotah p. 1133.

38) In der erwähnten Chrestomathie kommen sehr viele dieser Wörter vor, darunter auch, in den Bibelübersetzungen (S. 98. 99), das oben erwähnte „Botenbrod“, als Uebersetzung des hebräischen basser, besura, das dem oben angeführten arabischen Bischara, vom Zeitwort baschara, entspricht.

39) s' Gott's Willkumm in L. Komperts „Dorfgeher“ (Ed. 1866, S. 7. 9. 11) und in anderen Erzählungen desselben, in Mosenthal's „Jephtha's Tochter“ (in der Sammlung von Paul Heyse und Leistner S. 32) „Godelkum“; dieses entspricht dem „Gotlkum“ in Schöpf's tirolischem Idiotikon (unter „Gott“, S. 202).

40) Die deutschen Frauen in dem Mittelalter, 2. A. I, 27.

41) „Ungleich“ für „unpassend, ungeziemend“ kommt auch in der erwähnten Chrestomathie (S. 564) vor, und zwar in einer Stelle des „Jüdischen Theriak“, einer Gegenschrift gegen den „Abgestreiften Schlangenbalg“ von S. Brenz.

42) Zu einem solchen „Gleichredner“ sagte ein Mal Jemand, er möge doch Etwas „gleich reden“, worauf Jener: „Krieg' die Kränk!“ (eine in Frankfurt und Umgegend sehr gewöhnliche Verwünschung). „Soll das gleich sein?“ „Nein, es braucht nicht gleich zu sein, meinetwegen erst in einem Jahr.“

43) Mendel Gibbor, S. 13. 14. 17. 22 und sonst noch.

44) Bei Mosenthal (a. a. O. S. 18) „pschide“; Mosenthal kannte dieses jüdischdeutsche Wort — wie noch viele andere jüdischdeutsche Ausdrücke — nur vom Hörensagen; er wußte nur, in welchem Sinne ohngefähr dasselbe in der Rede gebraucht wird, der Ursprung und die eigentliche Bedeutung desselben war ihm unbekannt.

45) Löb ist der Name des Redacteurs; Dingerich ist nach Kehrein dasselbe, was „der Ding“ bei Schmeller (I, 520), Weinhold (Beitrag zu einem schles. WB.) führt die Redensart an: a Dingrich is a Lögesäck (Lügensack?). „Rausen“ habe ich nirgends gefunden.

46) Der „Morgenstern" ist — oder war — ein Weekly, ein wöchentlich ein Mal erscheinendes Blatt.
47) now. 48) Etwas. 49) immer noch.
50) I have sowed my wild oats, ich habe die wilden Jugendjahre ausgetobt.
51) Saat. 52) to back out, zurücktreten.
53) Bookpeddler. 54) als ich (than I).
55) Selbiges (Schmeller II, 259. 263).
56) in die Tochter eines Indianers (Indian).
57) fallen in love.
58) Indian creek, eine Ortsbenennung.
59) Hexenkopf, wahrscheinlich die Uebersetzung eines Ortsnamens.
60) Klapperschlange — rattle-snake.
61) Die Moskitos haben probirt.
62) to start a Camp-meeting, letzteres ist der bekannte Name für die unter freiem Himmel gehaltene Versammlung zu religiösen Zwecken, bei den Mormonen: Wood-meeting.
63) I was just ready. 64) an Indian hut.
65) ein Possum zu braten. Possum ist die in America übliche Abkürzung von Opossum (Beutelthier).
66) ... Augen (Blicke) zugeworfen.
67) nach. 68) wir zwei. 69) Wiege, Schaukel.
70) den Kopf genickt. 71) als wenn, als ob.
72) meine Flasche (Bouteille, Bottle) gegeben.
73) to tend.
74) troubled.
75) Schaukelstühle, Rocking-chairs.
76) not bothered.
77) Hoops.
78) tight lacing.
79) seidene Kleider (Dress).
80) gerettet.

Wer den pfälzer Dialekt kennt, wird in dem Obigen viele Wortformen und Redewendungen als alte Bekannte begrüßen; nur zuweilen entschlüpft dem Schreiber des Briefes — dem auch die Schriftsprache nicht fremd ist — eine hochdeutsche Form oder Schreibweise. Neben der pfälzer macht sich aber auch der Einfluß der schweizer (alemanischen) Mundart bemerkbar; dahin gehört „daß" für „als" (Tobler S. 131, Hunziker Aargauer Wörterbuch S. 46), „der" als Accusativ statt „den" (Stalder, die Landessprachen der Schweiz, S. 80); „hen" für „haben" (Stalder das. S. 123).

Das Specimen des Pennsylvania-Dutch bei Firmenich (III, 445 ff.) giebt durchaus kein getreues Bild dieses Idioms, auch kommen allzuviel hochdeutsche Wörter darin vor, wie auch einzelne Wörter unrichtig erklärt werden.

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerstr. 17a.

Die Liebe der Blumen.

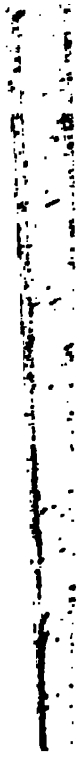
Von

Dr. A. Nagel.

Mit 10 Holzſchnitten.

CH
33858

Berlin SW., 1885.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.



Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbe

Wie Alles sich zum Ganzen webt! . .

Seit Jahrtausenden erfreut sich die Menschheit am Anblick der farbenprangenden Kinder Floras, hat sie dieser Zuneigung im Liede den innigsten Ausdruck verliehen; bot doch das Entfalten, Blühen und Vergehen der Blumen ein sprechendes Abbild des eigenen menschlichen Lebens. Bezeichnen nicht die frischen Kränze, mit denen die glückliche Sakuntala sich schmückt und die welkenden Veilchen der armen Ophelia besser als Worte die Endpunkte auf der großen Skala unserer Empfindungen? — Bei aller Verehrung für den jährlich sich erneuenden Schmuck der Erde indes kam das Alterthum wie das Mittelalter über das bloße Anschauen der blühenden Gewächse kaum hinaus. Soweit sie nutzbringend waren oder schienen, wurden sie beachtet, im Uebrigen ließ man sich an ihrer Schönheit genügen. Eine botanische Wissenschaft datirt erst aus dem Beginn der Neuzeit; speziell das Kapitel, welches den Gegenstand dieser Skizze bildet, und das noch weit davon entfernt ist, ausgebaut zu sein, gehört erst den letzten zwanzig Jahren an. Es behandelt, kurz ausgedrückt: die Befruchtung der Blüthen durch Beihilfe der Insekten. Ich hätte also diesen oder einen ähnlichen Titel als Aufschrift wählen können, zog es aber vor, dem Beispiel Dodel-Port's („Illustrirtes Pflanzenleben") folgend, dafür den

Ausdruck „Liebe der Blumen“ zu ſetzen, der den Kern der Sache vollkommen trifft.

Zwar iſt es ohne Zweifel ein ungeheurer Weg von den erſten Spuren der Entwickelung der beiden Geſchlechter, vom Verſchmelzen zweier einfachen Algenfäden bis zu Romeo's und Julia's Umarmung, aber er iſt ſtetig und keine Kluft unterbricht ihn. Hier wie dort im Grunde:

Nothing but love,
Take it for all in all

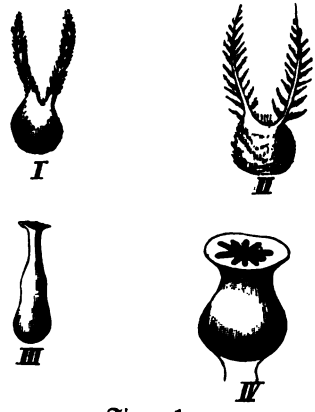
eine bekannte Stelle „Hamlet's“ variirend.

Eine ausführliche Rechtfertigung des gewählten Titels würde hier zu weit abführen, ich verweiſe in dieſer Beziehung auf das oben genannte Werk. Noch bemerke ich, daß der Ausdruck „Blumen“ hier im landläufigen Sinne gebraucht iſt, alſo alle mehr oder weniger durch Farbe, Duft u. ſ. w. ausgezeichnete Blüthen begreift; die Blüthen der Nadel-, der meiſten Laubhölzer, der Gräſer ſind ganz ausgeſchloſſen. Bevor wir unſerm Thema näher treten, haben wir uns über einige allgemeine botaniſche Ausdrücke zu verſtändigen, ſelbſtredend uns auf das Nothwendigſte dabei beſchränkend.

Zerlegen wir z. B. eine der leicht erreichbaren Blüthen einer Hahnenfußart (etwa Ranunculus Ficaria), ſo zeigt die gelbe aus 5—10 Blumenblättern beſtehende Blüthe, umgeben von dem grün gefärbten dreiblättrigen Kelche im Innern einen Kreis zahlreicher fadenförmiger Gebilde am obern Ende kolbig verdickt, die Staubfäden mit den Staubbeuteln (Antheren), welche den die Befruchtung bewirkenden Blüthenſtaub oder Pollen erzeugen.

Die Mitte nimmt eine Gruppe dichtgedrängt aufgewachſener andersgeſtalteter Organe, die Griffel, ein, an ihren Spitzen mit der Narbe (Stigma) verſehen, welche zur Aufnahme des

Pollens beſtimmt iſt. Das untere Ende der Griffel wird von den Fruchtknoten gebildet, worin, nach erfolgter Beſtäubung der Narbe durch den Pollen, die im Innern angewachſenen Samenknoſpen befruchtet werden und ſich zum Samen ausbilden. Am Grunde jedes Blüthenblattes finden wir hier eine kleine Schuppe angeheftet, welche ein honigführendes Grübchen, das Nectarium, bedeckt; derartige Honigbehälter finden ſich in den mannigfachſten Formen bei den verſchiedenſten blühenden



Figur 1.

Gewächſen ausgebildet, ihre Bedeutung für dieſelben wird weiter unten erörtert. — Eine wie die obige zuſammengeſetzte Blüthe nennt man eine Zwitterblüthe, die Staubgefäße repräſentiren die männlichen, die Griffel mit den Narben die weiblichen Organe. Blüthen, welche nur die eine Art der genannten Gebilde enthalten, ſind alſo rein männlich oder weiblich. Sehr verſchieden in ihrer Form ſind bei den einzelnen Pflanzenfamilien namentlich die Narben ausgebildet; Fig. 1 zeigt vier verſchieden geſtaltete (vergr.), I iſt die der Erle, II des Weizens, III der Weide und IV der Teichroſe. Wie man ſieht, ſind I und II

trotz bedeutender Unterschiede in der allgemeinen Anlage noch miteinander vergleichbar, ebenso III gegen IV. Dagegen ist der Abstand des ersten vom zweiten Paar ein außerordentlicher. Wir kommen hierauf noch einmal zurück.

Einer höchst wichtigen Erscheinung im Leben der Blüthe müssen wir hier erwähnen, der Dichogamie. Man begreift unter diesem Namen die Thatsache, daß bei Zwitterblüthen die Entwickelung von Antheren und Narben nicht gleichzeitig,

Figur 2.

vielmehr in zwei Perioden erfolgt, und zwar reifen bei den meisten Blüthen zuerst die Staubbeutel, später die Narben. Da eine solche Blume im frühesten Stadium einer rein männlichen, gar nicht mit Narben versehenen Blüthe gleicht, so bezeichnet man diesen Fall der Entwickelung als Proterandrie; der seltenere, das frühere Reifen der Narbe wird Proterogynie genannt. Die Fig. 2 stellt eine proterandrische Blume, eine Nelke, dar, in I ist sie rein männlich, in II rein weiblich. Die Erklärung dieser Einrichtung ist erst von Darwin gegeben worden, der als der Begründer der Lehre von der Befruchtung der

Blüthen durch Insektenvermittelung angesehen werden muß, trotz der weit früheren Beobachtungen eines deutschen Botanikers Konrad Sprengel. Darwin folgerte aus zahlreichen sorgfältig angestellten Versuchen: „daß kein organisches Wesen sich eine unbegrenzte Zahl von Generationen hindurch durch Selbstbefruchtung zu erhalten vermag, sondern daß gelegentliche, wenn auch oft erst nach langen Zeiträumen erfolgende Kreuzung mit getrennten Individuen unerläßliche Bedingung für dauernde Forterhaltung ist." (Ueber den Ursprung der Arten ꝛc.) Bei gleichzeitig sich entwickelnden Antheren und Narben — sofern nicht, wie bei der unten zu beschreibenden Veronica Chamaedrys, die gegenseitige Stellung der Organe eine Selbstbefruchtung verhindert — liegt die Gefahr nahe, daß der Pollen die Narbe derselben Blüthe befruchtet. Bei einer Einrichtung aber, wo die Narben noch nicht empfängnißfähig sind, wenn die Antheren bereits ihre Reife erlangt haben, schadet Bestäubung nicht, da der Pollen in diesem Falle unwirksam bleibt. In dem spätern Stadium der Narbenreife sind dann die Antheren bereits verwelkt und unwirksam, die Narbe dagegen bereit, den von besuchenden, nach Honig spürenden Insekten aus jüngern, noch männlichen Blüthen derselben Gattung verschleppten Pollenstaub aufzunehmen. Entsprechend erklärt sich der Nutzen der Dichogamie, Begünstigung der Kreuzung, bei proterogynen Pflanzen. — Alle diejenigen blühenden Gewächse, welche, zum Zwecke der Bestäubung ihrer Narben mit Blüthenstaub eines andern Individuums derselben Gattung, der Vermittelung der Insekten als unbewußter Verschlepper und Ueberträger des Pollens bedürfen, werden als Insektenblüthler oder entomophile Pflanzen zusammengefaßt; die, welche, wie die Nadelhölzer, viele Laubbäume, die Gräser, ihren Pollen durch den Wind fortführen und auf die Narben anderer Individuen verstäuben lassen, heißen

Windblüthler oder anemophile Pflanzen. Ich verweise noch einmal auf Fig. 1, I und II (Erle und Weizen) sind die Narben von Wind-, III und IV (Weide, Teichrose) von Insektenblüthlern. Es ist jetzt verständlich, warum I und II, namentlich das letztere, eine verzweigte, federartige Narbe besitzen, diese Form bietet offenbar dem stäubenden Pollen zahlreiche Anhalteplätze dar, die Narbenäste des Weizens wirken geradezu als ein feines Sieb, das die Luft durchläßt, die Pollenkörner zurückhält. Bei III und IV dagegen, die darauf eingerichtet sind, daß der haarige Körper von Insekten mitgebrachten Pollen darauf abstreift, würde eine derartige Verzweigung der Narbe nicht am Platze sein. Auch der Blüthenstaub ist in seiner physikalischen Beschaffenheit verschieden, je nachdem er wind- oder insektenblüthigen Pflanzen entstammt: während die ersteren stets trocknen, leicht verstäubenden Pollen führen, den schon ein mäßiger Wind fortzuführen im Stande ist, besitzen die andern meistens einen etwas klebrigen Pollen, der zwar durch das Haarkleid eines Insektes von den Antheren abgestreift, aber nicht vom Winde transportirt werden kann.

Mikroskopisch untersucht erweist sich der Blüthenstaub verschiedenster Pflanzen als ein Haufwerk mehr oder weniger runder Körner — bei der einen Art glatte Kugeln bildend, bei andern mit Stacheln besetzt. Eins aber haben sie in ihrem Wesen gemein: jedes Pollenkorn stellt eine sogenannte Zelle, d. h. das einfachst gebaute Lebewesen, ein organisches Individuum dar. Aus Zellen, in Form, Größe und physikalischer Beschaffenheit höchst mannigfach variirend, bauen die Pflanzen ihren Leib auf, vom niedern Moose bis zur königlichen Eiche. Gelangt eine solche Pollen-Zelle (»Korn) einer bestimmten Pflanze auf die reife Narbe einer Blüthe eben derselben Pflanzengattung, so gestaltet sich der weitere Verlauf bis zur Befruchtung im Großen

und Ganzen folgendermaßen. Die empfängnißfähige Narbe sondert auf ihrer aus zahlreichen zarten Zellen (Papillen) bestehenden Oberfläche eine klebrige Feuchtigkeit ab, die einmal die Pollenkörner festzuhalten dient, dann aber auch deren Entwickelung beschleunigt. Dieselbe äußert sich darin, daß das Plasma, der eigentliche lebendige Leib des Pollenkorns — wie aller andern Zellformen — an besondern, oft bestimmt gekennzeichneten Stellen der Wandung des Kornes einen, zuweilen mehrere Pollenschläuche hervortreibt, die, durch den Körper des Griffels wurzelartig hinabwachsend, in der Tiefe zu den Samenknospen (=Eichen) gelangen und in diesen auf eine noch ziemlich dunkle Art und Weise die als Befruchtung bezeichnete Veränderung bewirken, bestimmt, die erste Anlage einer neuen Pflanze zu bilden. Es ist kaum nöthig, zu bemerken, daß, bei der Kleinheit der in Rede stehenden Objekte, diese Thatsachen erst erkannt werden konnten, als die Botanik, aus der niedern Sphäre einer bloß klassificirenden Disciplin — zu welcher die blinden Nachbeter Linné's sie gemacht hatten — durch die ausgedehntere Anwendung mikroskopischer Untersuchungen zu dem Range einer wirklichen Wissenschaft sich erhob.

Die Befruchtung ist der Schlußakt im Blumenleben; zu zeigen, wie der in den oben angeführten Worten Darwin's betonte Nutzen der Kreuzung verschiedener Individuen derselben Gattung durch besondere, oft complicirte und so zu sagen „sinnreiche" Einrichtungen der Blüthen auf der einen Seite und der Anpassung von sie besuchenden, den Pollen übertragenden Insekten auf der andern zu Stande kommt, ist der Zweck der unten folgenden Schilderungen. — Ich habe oben neben Darwin's Namen, des größten Forschers auf diesem Gebiete — in Deutschland nimmt den ersten Platz der vor nicht langer Zeit verstorbene Herm. Müller, in Italien Delpino ein — eines Landsmanns Konrad Sprengel Erwähnung gethan. Die

Beobachtungen dieſes merkwürdigen Mannes ſind niedergelegt in ſeinem jetzt ziemlich ſelten gewordenen Werke „Das entdeckte Geheimniß der Natur im Baue und der Befruchtung der Blumen", Berlin 1793. Die dürftigen Nachrichten über Sprengel's Perſönlichkeit zeigen ihn uns als einen Mann von Scharfſinn, grübleriſch veranlagt, dabei ſtrenggläubig in religiöſen Dingen. Sein Werk, eine ſo große Menge intereſſanten Materials es auch bot, blieb faſt gänzlich unbeachtet und gerieth bald in völlige Vergeſſenheit. Erſt Darwin entriß es dem Dunkel und ließ ihm die gebührende Würdigung angedeihen, ſicherlich nicht das kleinſte Blatt in dem Kranze, der das Haupt des großen britiſchen Gelehrten ziert! Dem ausgeſprochenen Spürſinne unſeres Sprengel konnte die innige Wechſelbeziehung zwiſchen Blüthen und Inſekten auf die Dauer nicht entgehen. Er unternimmt es auf Grund ſeiner Beobachtungen, die Einrichtung vieler Blüthen als mit dem regelmäßigen Beſuche beſtimmter Inſekten zuſammenhängend zu erklären. So das Auftreten ſüßen Saftes in vielen Blumen und das Beſtehen beſonderer Vorrichtungen zum Schutze deſſelben vor Regen durch Härchen, Schuppen ꝛc., „damit die Inſekten denſelben rein und unverdorben genießen können". Sprengel findet auch, daß die zum Honigſaft leitenden Stellen der Blüthe durch beſondere Färbung von dem übrigen Theil derſelben ſich abheben — „Saftmale" — und ſchließt ſo ganz richtig, daß, wenn ein Theil einer Blüthe durch abweichende Farbe den auf der Blume befindlichen Inſekten als Wegweiſer zum Honigbehälter diene, ſo müſſe die Farbe der *geſammten* Blüthe überhaupt den Zweck haben, Inſekten herbeizulocken. Wie man bemerkt, faßte bis hierher Sprengel die Blumen nur als zum Nutzen der Inſekten beſtehende Schöpfungen auf, ſpäter gelangt er zu der Einſicht, daß vielen Blumenarten der befruchtende Blüthenſtaub nur durch Vermittelung von In-

sekten mitgetheilt werden kann, daß also die betreffenden Blumen aus dem Besuche einen entschiedenen Nutzen ziehen. Auch kannte Sprengel bereits die Erscheinung der Dichogamie. Zur völligen Klarheit hinsichtlich der Deutung seiner Beobachtungen kam er indeß nicht, es hinderten ihn daran zwei Umstände. Einmal die von ihm, wie von den Botanikern jener Zeit überhaupt gemachte falsche Voraussetzung, daß jede Pflanze, so wie wir sie sehen, von Anfang her „erschaffen" sei, also eine absolute Unveränderlichkeit der Art, eine Annahme, die den Begriff der Anpassung von Blume und besuchendem Insekt natürlich garnicht aufkommen läßt, sodann das Uebersehen der Vortheile, welche die Kreuzung für die Pflanze hat. Zwar bemerkt er einmal, „daß die Natur es nicht zu wollen scheine, daß Pflanzen mit eigenen Pollen sich befruchten," im Grunde aber huldigte er der Ansicht, daß Selbstbefruchtung die Regel sei. Daß in diesem Falle die Besuche der Insekten für die Blumen nutzlos sein würden, letztere nur als Nahrungslieferer der ersteren in Betracht kämen, liegt auf der Hand. Hier war die schwache Stelle in Sprengel's Lehre und sie war wohl die Ursache, daß mit der faschen Deutung seiner schönen Beobachtungen unverdienter Weise auch diese selbst in Vergessenheit geriethen. Soviel über Konrad Sprengel. Indem wir nun zur Betrachtung einiger interessanten und leicht zugänglichen Blumenarten übergehen, nehmen wir als Geleitspruch die im Eingange citirten Worte Darwin's über die Kreuzung mit auf den Weg, alles sonst Nöthige an Ort und Stelle erläuternd.

Unser erstes Untersuchungsobjekt soll die Schlüsselblume (Primula officinalis), der lieblichste unter den Boten des Frühlings, sein. Jedermann ist die zierliche, man möchte sagen elegante Pflanze bekannt, ihrem äußern Ansehen nach; nur wenig verbreitet indeß ist die Kenntniß — wenigstens in Deutsch-

land —, daß die Primel in zwei sich wesentlich unterscheidenden Blüthenformen vorkommt. Die Differenz ist diese: die eine Form, Fig. 3 I, besitzt einen bis nahe an die Oeffnung der Blumenkrone reichenden Griffel, während ihre fünf Antheren etwa in der halben Höhe des Griffels an der engsten Stelle der Blüthenröhre angeheftet sind; dagegen hat II einen sehr

Figur 3.

kurzen Griffel und die Staubbeutel um etwa die halbe Höhe des Griffels über demselben angewachsen, ein, wie sich zeigen wird, sehr bedeutsamer Unterschied, der in England auch dem Auge des gemeinen Mannes nicht entgangen ist: die beiden Blüthenformen werden dort, nach Darwin, volksthümlich als thrum-eyed und pin-eyed unterschieden. Man pflegt beide Formen als lang- und kurzgrifflige zu bezeichnen. Außer-

dem zeigt sich eine Differenz in der Größe der Pollenkörner; die Fig. 3 stellt zwei zu I und II gehörige Pollenkörner in dreihundertfacher Vergrößerung dar; wir sehen, daß die zur langgriffligen Form gehörigen einen etwa nur $\frac{2}{3}$ vom Durchmesser des zur kurzgriffligen Form gehörenden langen Durchmesser besitzen. Wir wollen nun sehen, wie die beschriebene Einrichtung dem Zwecke der Kreuzung dient, der, von Darwin als *legitim* bezeichneten Art der Befruchtung, durch welche der meiste und kräftigste Same erzeugt wird.

Sorgfältig angestellte zahlreiche Versuche haben dargethan, daß für unsere Primel die beste Art der Bestäubung diejenige ist, welche durch Uebertragung des Pollens der langgriffligen Blüthenform auf die Narbe einer kurzgriffligen Blüthe und umgekehrt zu Stande kommt. In Fig. 3 deuten die von I nach II und II nach I gezogenen Linien den Vorgang an. Welches sind nun in der Natur die Vermittler dieses Aktes? Zur Uebertragung durch den Wind eignet sich der Pollen der Primel nicht, auch wäre es schwer, sich zu denken, daß auf diese Weise, welche dem Zufall freies Spiel läßt, in der genannten Art eine Kreuzung der mit langgriffligen Blüthen besetzten Exemplare mit kurzgriffligen Blüthenstöcken erfolgen sollte. Vielmehr sehen wir mit Nothwendigkeit uns auf die Vermittelung fliegender Insekten angewiesen. Bienen, Hummeln und Schmetterlinge gehören in der That zu den eifrigsten Besuchern unserer Blume. Ihre langen Saugrüssel befähigen sie, den im Grunde der Blüthe verborgenen Nectar sich anzueignen. Da auf einem mit Primeln bestandenen Terrain Stöcke beider Blüthenformen sich in nahezu gleicher Anzahl finden, so werden die genannten Besucher in der Regel die legitime Bestäubung zu Stande bringen. Man kann thatsächlich bei ihnen an zwei verschieden hoch gelegenen Stellen ihres Rüssels vorwiegend viel Pollenstaub bemerken, an den

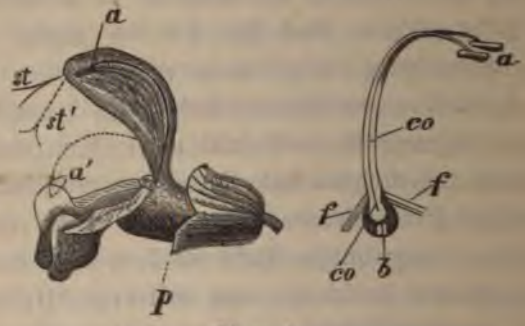
Punkten nämlich, welche den Sitzen der Antheren in beiden Blüthenformen entsprechen. Kommt also eine Hummel von einem Stocke kurzgriffliger Blüthen, und die ihr zunächst gelegene Primel ist von der langgriffligen Art, so streift sie beim Honigsuchen in letzterer bei der Enge des Blumenschlundes nothwendigerweise einen Theil des an ihr haftenden Pollens auf der herausragenden langgriffligen Narbe ab und erzeugt so legitime Befruchtung. Natürlich wird es sich auch oft genug ereignen, daß Insekten Blüthen gleicher Form nacheinander besuchen oder daß die Narben der kurzgriffligen Blüthen durch Herabfallen des eigenen Pollens aus den höher gelegenen Antheren bestäubt werden, also in illegitimer Weise — aber dies wird dadurch unschädlich gemacht, daß in diesem Falle der Pollen weit weniger energisch und so viel langsamer wirkt, daß es seltsam zugehen müßte, wenn nicht inzwischen erneute Insektenbesuche fremden, wirksameren Pollen auf die Narbe brächten. Der Concurrenz mit diesem ist aber der eigene Blüthenstaub nicht gewachsen und die vortheilhafte Fremdbefruchtung kommt auch in diesem Falle zu Stande. Die verschiedene Größe der Pollenkörner in beiden Formen ist ebenfalls von Bedeutung. Es leuchtet ein, daß, um den langen Griffel mit seinem Keimschlauche zu durchwachsen, ein Pollenkorn mehr Inhalt und demnach auch ein größeres Volumen besitzen muß als ein solches, dessen Schlauch nur die Länge des kurzen Griffels zu durchmessen hat, um zum Fruchtknoten zu gelangen. Daher sind die in kurzgriffligen Blüthen erzeugten Pollenkörner, als für die Narbe der langgriffligen Form bestimmt, die größern, die andern die kleinern.

Primula officinalis ist nicht die einzige Pflanze, welche die besprochene Einrichtung zeigt, das Lungenkraut (Pulmonaria off.), der großblüthige Lein (Linum grandiflorum) weisen sie ebenfalls auf, man kennzeichnet sie kurz als Dimorphie.

Auch begnügt sich die Natur nicht hiermit, sie schreitet bei verschiedenen Pflanzen bis zur Trimorphie vor. So zeigen der gemeine Weiderich (Lythrum salicaria), der zierliche Sauerklee (Oxalis gracilis) drei verschiedene Blüthenformen: eine langgrifflige, in welcher die Narbe die höchste Stelle einnimmt, die Staubbeutel zur Hälfte eine mittlere, zur andern Hälfte die niederste Stellung innehaben, eine mittlere, bei der die Narbe die Mittel-, die Antheren die höchste und tiefste Lage behaupten und endlich eine kurzgrifflige, die Narbe also am tiefsten, die Antheren in mittlerer und höchster Höhe gelegen. Auch hier hat sich gezeigt, daß die wirksamste Befruchtung erfolgt, wenn nicht Blüthen derselben Form, auch selbst von verschiedenen Stöcken sich befruchten; vielmehr bringt diejenige Art der Bestäubung den kräftigsten Samen hervor, welche mit Antheren und Narben vorgenommen werden, die in den drei Blüthenformen die gleiche Höhe einnehmen: Belegung einer langgriffligen Narbe mit Pollen, der den obern Antheren entweder der kurz- oder mittelgriffligen Form entstammt, zweitens Bestäubung einer mittelgriffligen Narbe mit Pollen aus den Antheren der Mittelstellung in lang- oder kurzgriffeligen Blüthen, drittens Bestäubung der kurzgriffeligen Narbe mit dem Blüthenstaub der zu unterst sitzenden Staubbeutel aus der mittel- oder langgriffeligen Blüthe. Man pflegt diese Art von Pflanzen nach Darwin als heterostyle zu bezeichnen. Die Erscheinung ward bereits 1794 von Persoon entdeckt, aber erst von Darwin richtig gedeutet.

Wir wenden uns einer andern Wiesenblume zu, der schön dunkelblau, zuweilen auch rosa oder weiß blühenden Salbei (Salvia pratensis). Sie gehört der Familie der Lippenblüthler (Labiaten) an, deren Aussehen im Großen und Ganzen ja aus zahlreichen Beispielen (Taubnessel, Brunelle,

Thymian u. a. m.) Jedem bekannt ist. Charakteristisch ist die Differenzirung der Blumenkrone in einen obern helmartig gewölbten Theil, die Oberlippe und einen untern, mehr horizontal gestreckten, die Unterlippe (Fig. 4). Die erstere verbirgt bei Salbei den größten Theil des Befruchtungsapparates, der das Leben dieser Blume so anziehend für uns macht. Wie die Zeichnung angiebt, befindet sich in der Oberlippe, deren Krümmung genau angepaßt, der Griffel, sein hervorragendes Ende mit der Narbe ist mit st bezeichnet. Um die im Innern ver-



Figur 4.

borgenen Staubgefäße sichtbar zu machen, ist die Blüthe als durchsichtig gedacht gezeichnet. Die Staubgefäße, das für uns Wichtigste, sind in einer zweiten Abbildung noch einmal vergrößert, besonders gezeichnet, und zwar etwas schräg von vorn her betrachtet. Sie bestehen aus zwei langen, vorne gekrümmten fadenartigen Gebilden, den Connectiven co, an deren Spitzen die Antheren a befestigt sind. Zwei Stützen, die hier sehr kurzen Staubfäden oder Filamente f, f, dienen zur Befestigung der Vorrichtung an zwei symmetrisch gelegenen Stellen der Innenwand der Blumenkrone (ungefähr bei p). Der untere Theil co der Connective trägt 2 bei b verwachsene Gebilde, die als im Laufe der Zeiten überflüssig und daher steril ge-

wordene Antheren betrachtet werden; bei andern Labiaten sind sie dagegen vollkommen funktionsfähig. Diese untere Partie hat die Gestalt einer kleinen Platte, welche den honigsuchenden Insekten den Eintritt in den Schlund der Blumenkrone verwehrt. Das Ganze ist, wie man sieht, eine Hebelvorrichtung und zwar eine doppelarmige, die beiden Drehpunkte sind die Verwachsungsstellen der Filamente mit den Connectiven. Wird der untere Theil des Apparates b zurückgestoßen (in die Ebene der Zeichnung hinein), so schnellen natürlich die langen Hebelarme mit den Antheren heftig hervor. Denken wir uns ein kräftiges rüsselbewehrtes Insekt, etwa eine Hummel, auf der, einen bequemen Ankerplatz bietenden Unterlippe angeflogen sitzend. Sie steckt, nach Honig suchend, den Rüssel in den Eingang des Blumenschlundes und trifft dabei unvermeidlich auf den geschilderten plattenförmigen Theil b der Hebelanlage. Dadurch bewirkt sie nothwendig ein Hervorschnellen der Connective, welche durch ihre Krümmung im Stande sind, mit den Staubbeuteln bis auf den dicht bepelzten Rücken der Hummel zu reichen und dort einen Theil ihres Pollens abzustreifen, der in den Haaren des Insekts haften bleibt. Erinnern wir uns nun an das Eingangs über die Dichogamie Gesagte, an die Bedeutung der Worte Proterandrie und Proterogynie. Die Salvien sind ausgesprochen proterandrisch, ihre Antheren reifen vor der Narbe. Fig. 4 zeigt die Blüthe im männlichen Zustand; wie man sieht, befindet sich in diesem ersten Stadium die gabelig gestaltete Narbe in einer solchen Höhe, daß nicht daran zu denken ist, sie werde etwa von dem Rücken eines auf derselben Blüthe mit Pollen eingestäubten Insekts berührt und so mit eignem Blüthenstaub belegt werden. Sollte aber durch einen Zufall eigner Pollen auf die Narbe gelangen, so bleibt dieser bei der Unreife des letztern Organes wirkungslos, wird jeden-

falls durch später hinzukommenden fremden Pollen unschädlich gemacht, die Kreuzung getrennter Blüthen ist also gesichert. Die punktirte Linie st' zeigt nun, welche Lage der Griffel mit der Narbe im zweiten (weiblichen) Stadium der Blüthe einnimmt, wenn die Antheren derselben bereits verwelkt sind. Es ist klar, daß eine solche reife Narbe unvermeidlich den behaarten Rücken eines größeren Insektes, das auf den noch jüngeren Blüthen eines anderen Salviastockes mit Pollen ein-

Figur 5.*)

gestäubt worden, förmlich durchpflügen und sich dadurch mit fremden Pollen behaften muß. Das Anhaften der Pollenkörner ist noch durch die um diese Zeit sich absondernde Narbenfeuchtigkeit gesichert.

Es ist noch hervorzuheben, daß die Proterandrie bei

*) Figur 5 zeigt (nach Dodel-Port) den besprochenen Vorgang bei Salvia Sclarea (Muskateller Salbei), einer nahen bei uns nicht einheimischen Verwandten von S. pratensis. Das besuchende Insekt ist die violette Holzbiene (Xylocopa violacea). In Figur 4 ist die Senkung der Connective durch die punktirte Linie a' angedeutet. Sie läßt sich durch Einführen eines spitzen Bleistiftes in die Blüthe nachahmen.

Salvia nicht nur die Selbſtbefruchtung einer einzelnen Blüthe, ſondern auch in ſehr wirkſamer Weiſe die Befruchtung der Blüthen eines und deſſelben Stockes untereinander verhindert. Die unterſten Blüthen eines Stockes befinden ſich naturgemäß als die älteſten im weiblichen Zuſtande und werden von Hummeln und Bienen, den hauptſächlichen Beſuchern, ſtets zuerſt aufgeſucht. Dabei hinterlaſſen ſie den etwa mitgebrachten Pollen dort. Sie ſteigen nun dem Honig nachgehend zu immer jüngeren, noch männlichen Blüthen auf, die ihnen neuen Pollen aufheften, der beim nächſten Stocke zur Verwendung kommt. Der Hebelapparat ſpringt übrigens nach dem Aufhören des durch den Inſektenrüſſel ausgeübten Druckes in ſeine erſte Lage zurück und kann ſo öfter ſeinem Zwecke dienen.

Noch ſei bemerkt, daß in den, neben der großblumigen Wieſenſalbei ſich findenden kleinblumigen Pflanzen derſelben Gattung die Hebelvorrichtung verkümmert iſt und kein Blüthenſtaub erzeugt wird; ſie werden von denſelben Inſekten wie die großblumigen aufgeſucht und mit deren Pollen befruchtet. — Ich habe oben die Bienen- und Hummelarten als die vorwiegenden Beſucher reſp. Befruchter der Salvia genannt; analoge Beobachtungen für andere Blumen reſp. andere Inſekten haben zu dem allgemeinen Begriffe der Anpaſſung geführt. Anpaſſung — im Darwin'ſchen Sinne — bezeichnet eine Summe von zweckmäßigen Abänderungen früherer Zuſtände, wie ſie im Laufe einer außerordentlich großen Zahl von Generationen Platz greifen konnten. Ungeheuere Zeiträume und ſehr kleine, ſich allmählich ſummirende Veränderungen — darin liegt der Schlüſſel zu der wunderbaren gegenſeitigen Anpaſſung beſtimmter Inſekten an beſtimmte Blumen. Denken wir uns in eine um viele Jahrhunderttauſende zurückliegende Zeit verſetzt, ſo müßte uns der Anblick der damals exiſtirenden blühenden

bei Salvia Sclarea gegen die andern Salvien unverkennbar. Bienen und Hummeln ſind die unbewußten Züchter der Salvia-Arten geweſen; der Größe ihres Kopfes, der Länge ihres Rüſſels entſprechen die Dimenſionen der Blüthen.

Und nun das Gegenſtück der Sache. Die einmal von langrüſſeligen Inſekten zu deren Gunſten hervorgebrachte Form der Salviablüthen hat nicht verfehlt, ihrerſeits allmählich umzüchtend auf die Geſtalt ihrer Beſucher zu wirken, inſofern, als unter Hummel- und Bienenarten die größten und mit den längſten und zugleich kräftigſten Saugorganen bewaffneten durch reichlichere Nahrung vorzugsweiſe befähigt waren, ſich fortzupflanzen.

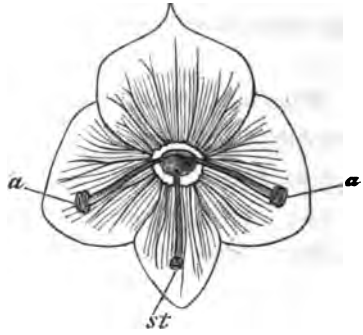
Das hier über Anpaſſung Geſagte gilt — mutatis mutandis — für alle Inſektenblüthler.

Das Ehrenpreis, auch Männertreu genannt, (Veronica Chamaedrys) eine, namentlich auf Grasplätzen ſehr häufig wachſende, kleine, ſchön blaue Blume erſcheint auf den erſten Blick viel zu einfach gebaut, um einer beſtimmten Inſektenart angepaßt zu ſein, und doch iſt Dem ſo. Die Fig. 6 zeigt die Blüthe (vergr.) annähernd in der Stellung, die ſie an der Pflanze einnimmt, nahezu ſenkrecht, das unterſte Blumenblatt um ein Geringes nach vorne geneigt. Die Staubfäden ſind am Grunde verdünnt, während ſie nach den Staubbeuteln a, a zu ſich keulenartig verdicken, und ſtark nach beiden Seiten hin auseinander geſpreizt ſind. Der Griffel liegt in der Mittellinie der Blüthe, etwas nach außen gekrümmt (st.).

Narbe und Antheren reifen hier gleichzeitig, daher erſcheint eine möglichſt große Entfernung zwiſchen denſelben zur Verhütung der Selbſtbefruchtung geboten. Der Beſucher, dem das Ehrenpreis ſich nun ganz vortrefflich angepaßt hat, iſt eine kleine Schwebfliege (Ascia podagrica), bekannt durch ihren

zierlichen, weſpenähnlichen Bau und die auffallende Gewohnheit, ſekundenlang auf einem Flecke ſchwirrend zu verharren, um dann plötzlich eine Strecke weit fortzuſchießen und wieder ſtill zu ſtehn. Ich wüßte keine beſſere Beſchreibung der hübſchen Wechſelbeziehung zwiſchen Inſekt und Blume, als die eines ſo ausgezeichneten Beobachters wie Herm. Müller. Seine Schilderung ſei daher hier wörtlich aufgeführt.

„Selbſt ſchön gefärbt und mit ausgeſprochenem Farbenſinne verſehen, ſchwebt eine ſolche Schwebfliege vor der farbenprächtigen Blume ſekundenlang an einer und derſelben Stelle, anſcheinend am Anblick derſelben ſich weidend, ſchießt dann plötzlich vorwärts und ſetzt ſich auf das unterſte Blumenblatt, wobei ſie den über die Mittellinie deſſelben frei hervorſtehenden Griffel, der ſeinem Hintergrunde gleich gefärbt, völlig überſieht und die Narbe mit der Bauchſeite ihres Hinterleibes trifft, rückt dann mit ein paar Schritten bis zu der (durch den weißen Ring inmitten der himmelblauen Fläche und der noch dunkler blauen nach der Mitte zuſammenlaufenden Linien) ſo ſcharf ſich abhebenden Blüthenmitte vor und verſucht, mit den Vorderbeinen am Blütheneingang ſelbſt Halt zu gewinnen, um den kurzen



Figur 6.

Rüſſel in das kurze honighaltige Blumenröhrchen zu ſtecken. Wie der Griffel, ſo ſind auch die Staubgefäße, die rechts und links über den beiden ſeitlichen Blumenblättern divergirend hervorſtehen, ſo weit ſie über dem weißen Ringe liegen weiß, ſo weit ſie über der himmelblauen Fläche liegen, himmelblau gefärbt und dadurch der Wahrnehmung der Schwebfliege entzogen. Indem dieſelbe nun mit den beiden Vorderbeinen im Blütheneingange ſelbſt feſten Halt ſucht, ſchlägt ſie ſich die beiden Staubgefäße, die aus verdünnter, auswärts gebogener Baſis ſich allmählich keulig verdicken, ohne es zu wiſſen und zu wollen unter der Bauchſeite ihres Hinterleibes zuſammen, die ſich dadurch reichlich mit Blüthenſtaub behaftet. Auf jeder folgenden Blüthe wird daher von dieſer kleinen Schwebfliege ſowohl Belegung mit dem von vorher beſuchten Blüthen mitgebrachten Pollen, als Behaftung der Bauchſeite mit neuem Pollen bewirkt".

Außer dieſer Schwebfliege beſuchen noch größere Fliegen- und Bienenarten die Veronica Chamaedrys, ſowohl des Honigs als des Pollens wegen, die von dieſen bewirkte Kreuzung iſt aber eine unregelmäßigere, zufälligere; nur der Schwebfliege erſcheint der Beſtäubungsmechanismus völlig angepaßt. Ein ähnlicher findet ſich übrigens noch bei dem bekannten Hexenkraut (Circaea lutetiana).

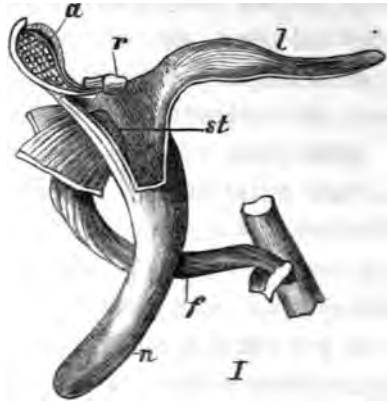
Wir haben, namentlich im letzten Beiſpiel, das Anziehende der Farben auf beſtimmte Inſekten, ein gewiſſes Wohlgefallen derſelben an der bunten Färbung der Blüthen betont und wollen einen Augenblick bei dieſer Seite unſeres Gegenſtandes verweilen. Die farbenfreudigſten unter den Inſekten ſind Bienen, Hummeln, Schwebfliegen und Schmetterlinge, und es iſt intereſſant zu ſehen, in welchem Grade die einzelnen Farben anziehend auf dieſe Blüthenbeſucher einwirken. Am meiſten ſcheint,

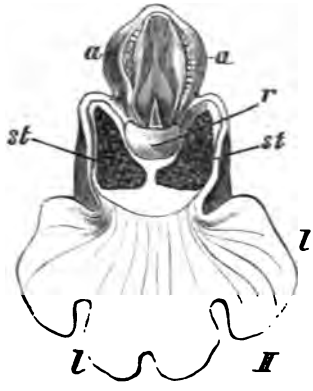
Bienen und Hummeln wenigstens, Gelb und Weiß zu behagen, die Schmetterlinge lieben außerdem noch das intensive Roth mancher Orchis- und Dianthus-Arten. Blau und Violett dagegen, so leuchtend sie unsern Augen erscheinen mögen, ziehen die Aufmerksamkeit der Insekten weit weniger auf sich. Sir J. Lubbock hat dies für Bienen durch direkte Versuche bewiesen, in denen er Honig auf Glasplatten ausgebreitet den Bienen von verschiedenfarbigen Papierunterlagen bot. Doch wird die geringere Tauglichkeit von Blau und Violett auf verschiedene Weise durch die Pflanze erhöht. Das Leberblümchen (Hepatica triloba) treibt seine blauen Blüthenkelche bevor es Laubblätter entwickelt, und zu einer Jahreszeit (April), wo nur wenige andersblühende Pflanzen die Insekten anlocken. Oder die Blüthen werden durch ihre Größe auffallender gemacht (Salvia, Campanula), oder endlich, sie stehen zu Trauben vereinigt wie bei Veronica und wirken durch massenhaftes Auftreten an einer Stelle. Wie sehr das Entstehen recht zahlreicher, wenn auch an sich unscheinbarer Blüthen auf den Insektenbesuch von Einfluß ist, zeigen recht schön die Weiden, welche an sonnigen Frühlingstagen von Honig- und Pollensuchern wimmeln.

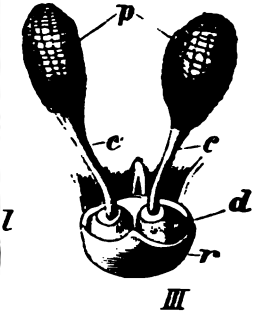
Daß übrigens der Satz „Gelb und Weiß behagen den Insekten mehr als Blau und Violett" nicht so zu deuten ist, als brächten diese Farben bei den Insekten die von uns mit jenen Namen belegten Gesichtsempfindungen hervor — braucht wohl kaum ausdrücklich hervorgehoben zu werden. Welcher Art aber auch Farbe sein mag, die in der Vorstellung dieser Wesen zu Stande kommt, sie muß ihnen angenehm sein, da sie ein so ausgezeichnetes Anlockungsmittel abgiebt.

Orchis mascula (männl. Knabenkraut), im Mai und Juni die leuchtende Zierde der idyllischen Waldwiesen Mittel-

deutſchlands, iſt eins der ſchönſten Beiſpiele für die Beſtäubung durch Inſekten und eine, ſeit Darwin's berühmten Unterſuchungen, geradezu „klaſſiſche" Pflanze. Sie gehört den Orchideen, einer der größten Pflanzenfamilien an, von welcher bereits über 3000 Arten beſchrieben ſind. Ihr Verbreitungskreis umfaßt, mit Ausnahme der kälteren Zonen, die ganze Erde. Im Gebiete des deutſchen Reiches werden 21 Arten aufgezählt, zu den bekannteſten gehören Orchis, Gymnadenia und Cypripedium (Frauenſchuh), das letzte iſt ſchon ſeltner, am häufigſten noch auf den Waldwieſen Thüringens. O. mascula trägt ihre purpurrothen Blüthen, wie die übrigen, zu Aehren auf einem Schafte vereinigt, d. h. die Blüthen ſitzen ohne den vermittelnden Blüthenſtiel unmittelbar am Stengel. Was auf den erſten Blick einem Stielchen ähnelt iſt der, hier eigenthümlich ſchraubig gedrehte Fruchtknoten (f in Fig. 7 I). Machen wir uns jetzt mit dem Baue der Orchisblüthe näher bekannt. Er iſt gegen den der bisherigen Beiſpiele gehalten ſehr complicirt und am beſten durch eigene Zergliederung der friſchen Blüthe oder einer ihr ähnlichen, wie der von O. maculata, kennen zu lernen. Ich will an der Hand der Zeichnung Fig. 7 — Darwin's Werk über die Orchideen entnommen — das Nothwendigſte zu erläutern verſuchen. I ſtellt die vergrößerte Blüthe von der Seite her betrachtet dar; ſie iſt etwas ſchräg gegen die Symmetrieebene, deren Lage aus der Vorderanſicht II der Blüthe klar iſt, aufgeſchnitten, um die Lage der Narbe st und der Antheren a zeigen zu können; die Kronen- und Kelchblätter ſind ebenfalls entfernt. Man ſieht, daß das vordere Blumenblatt in eine breite, dreifach gelappte Fläche ſich verbreitert (II l) die den Beſuchern als Anflugplatz dient; dieſer Theil l wird Lippe oder Labellum genannt. I zeigt daſſelbe in der Mitte durchſchnitten. Nach unten zu iſt das



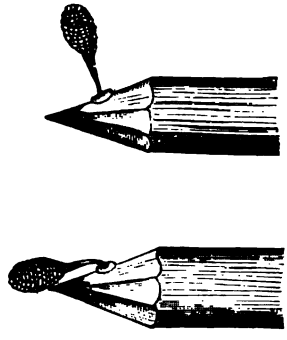




Figur 7.

Labellum in den hornartig gekrümmten, hohlen Theil ausgezogen (n), der als Sporn oder Nektarium bezeichnet wird, in Uebereinstimmung mit der Benennung dieſes Theils bei andern Orchisarten, wo er Honig abſondert. O. mascula führt dagegen keinen freien Nektar, wie Herm. Müller nachgewieſen hat, die beſuchenden Inſekten bohren aber die zarte innere ſaftreiche Membran des Sporns an, und ſo iſt die Benennung Nektarium hier ebenfalls ganz am Platze. Die Lage der beiden, in der Mitte faſt zuſammenfließenden Narben erhellt aus I und II st deutlich, ebenſo Stellung und Befeſtigungsweiſe des die Pollenmaſſen oder Pollinien tragenden Apparates ar. Dieſelben liegen (II) in zwei ziemlich weit auseinander geſtellten Fächern, die der Länge nach geöffnet ſind. III zeigt die Pollenmaſſen (p) frei von ihren Behältern bedeutend vergrößert. Es ſind keulenförmige Gebilde aus Pollenmaſſe, die dadurch zu Stande kommen, daß eine große Anzahl keilförmiger, durch ſehr elaſtiſche feine Fäden untereinander verbundener Päckchen von Pollenkörnern aneinander gefügt ſind; die zuſammenfließenden Fädchen bilden in ihrer Geſammtheit den elaſtiſchen Stiel oder das Stöckchen c. Am untern Ende trägt daſſelbe ein, für den zu beſchreibenden Befruchtungsvorgang ſehr wichtiges Gebilde, den Klebballen d, der aus einem kleinen ovalen Hautſcheibchen und einer unter demſelben angehefteten runden klebrigen Maſſe beſteht. Jedes der beiden Pollinien beſitzt ſeinen eignen Klebballen. Faſſen wir das, dieſelben umhüllende taſchenartige Gebilde, das Roſtellum oder Schnäbelchen r näher in's Auge. I und II zeigen das Roſtellum als einen rundlichen, vorne etwas zugeſpitzten, über die beiden Narben hinwegragenden Fortſatz, der die Klebmaſſen vollkommen einhüllt; IV giebt die Anordnung im Durchſchnitt. Beide Ballen ſtehn mit der äußern Haut des Roſtellums nur an ihrer hintern Seite durch eine dünne Membran

in Zuſammenhang; im Uebrigen liegen ſie völlig frei, von einer das Roſtellum erfüllenden Flüſſigkeit umgeben. Die Beſtimmung der letztern wird unten erklärt werden. Das Roſtell zeigt nun die Eigenthümlichkeit, ſobald die Pollinien ihre Reife erlangt haben, bei der leiſeſten Berührung längs einer beſtimmten Linie der Quere nach aufzureißen, ſodaß beim Niederdrücken der dadurch entſtandenen Lippe oder Taſche die Klebballen frei zu liegen kommen. Man kann dieſen Verſuch leicht an einer reifen Blüthe in der Art anſtellen, daß man einen zugeſpitzten



Figur 8.

Bleiſtift in den Eingang des Nektariums drückt, es klebt dann beim Herausziehen ein Pollinium oder auch beide in der Weiſe feſt, wie Fig. 8, obere Zeichnung dies verſinnlicht. Ein Experiment wie dieſes ahmt die Funktion eines rüſſelbewehrten Inſektenkopfes ſehr gut nach. Wir könnten nun weiter verſuchen, mit dieſem aufrechtſtehenden feſtſitzenden Pollinium die Befruchtung der Narbe einer zweiten Blüthe vorzunehmen, aber man ſieht ein, daß, bliebe das Pollininum in ſeiner urſprünglichen aufrechten Stellung, es keineswegs die tiefer ſitzenden Narben, ſondern die pollinienhaltigen Taſchen der andern Blüthe berühren würde, eine Befruchtung ſonach nicht möglich wäre.

Hier greift nun eine überraſchende Eigenthümlichkeit — a beautiful contrivance nennt es Darwin — der Pollinien hülfreich ein. Beobachten wir nämlich das auf die Bleiſtiftſpitze gebrachte Pollinium, ſo bemerken wir, daß es nur einen Augenblick lang ſeine ſenkrechte Stellung behält, bald aber mehr und mehr ſich nach vorne krümmt, bis es, nach ca. 30 Sekunden, die in der untern Figur gezeichnete Lage angenommen hat. Bei dieſer Lage trifft das Pollinium, wie man ſich leicht überzeugt, eine zweite Narbe mit Sicherheit. Es kommt, nach Darwin, dieſer ſeltſame Vorgang höchſt wahrſcheinlich hauptſächlich zu Stande durch eine Zuſammenziehung des kleinen, bereits aufgeführten Hautſcheibchens über den Klebmaſſen. Noch müſſen einige wichtige Punkte in der Einrichtung des Roſtellums hervorgehoben werden. Macht man den beſchriebenen Verſuch, ſo kann man ſich von dem außerordentlich feſten Anhaften des Polliniums am eingeführten Gegenſtande leicht überzeugen. In der That hat Darwin gezeigt, daß der Klebſtoff der Ballen, an die Luft gebracht, wie ein ſchnell erhärtender Kitt wirkt; der Nutzen davon iſt klar: ein langſames Erhärten könnte ſehr leicht ein Abfallen des Polliniums vom Inſektenkopfe, oder eine Verſchiebung in eine falſche Lage zur Folge haben, ſo daß die Narbe verfehlt werden müßte. Jetzt leuchtet auch ein, daß die oben erwähnte Umſpülung der Klebballen im Roſtellum durch eine Flüſſigkeit eine unumgänglich nothwendige Einrichtung iſt, ohne welche die Pollinien nach kurzer Zeit ſchon nicht mehr ſich anzuheften vermöchten, alſo nutzlos ſein würden. Dies hieße aber auf die Dauer die Exiſtenz der geſammten Gattung in Frage ſtellen. Ein weiteres Mittel zur Erhaltung der Klebkraft der Ballen iſt die Elaſticität der durch den Querriß des Roſtellums geſchaffenen Lippe: ſobald der Druck des Rüſſels reſp. der Bleiſtiftſpitze aufhört, ſpringt ſie in die erſte Lage

zurück und deckt die Ballen wieder. Endlich fällt noch die Zusammensetzung der Pollenmasse aus vielen Päckchen von Pollenkörnern, verbunden durch elastische Fädchen sehr in's Gewicht. Da nämlich die Narben nicht in einem solchen Grade klebrig sind, der das Abreißen der gesammten Pollenmasse vom Stöckchen gestatten würde, so trennen sich immer nur einige Päckchen vom Gros los, die aber zur Befruchtung hinreichen. Dadurch wird erreicht, daß ein und dasselbe Pollinium zahlreichen Narben dienen kann. Infolge dieses allmählichen Verbrauches trifft man zuweilen Insekten an, welchen zum Theil ganz, zum Theil halb geleerte Stöckchen anhaften. Auch die, oben auf 30 Sekunden angegebene Zeit, welche zur Krümmung des Stöckchens c erforderlich ist, hat Bedeutung. Sie entspricht durchschnittlich der Minimaldauer des Aufenthaltes auf einem Blüthenstocke plus der Dauer des Fluges, der das Insekt nach einer neuen Pflanze führt, so daß es dort mit schon gekrümmten Pollinien anlangt. Direkte Beobachtungen hierüber hat der schon mehrfach genannte ausgezeichnete Botaniker Herm. Müller an mehreren Hummelarten angestellt, welche neben Schmetterlingen verschiedener Gattungen, sowie einer Schnepfenfliege (Empis livida) zu den eifrigsten Besuchern der Orchis gehören.

Der Befruchtungsvorgang ist nach dem oben Gesagten klar. Das anfliegende Insekt läßt sich auf dem, einen bequemen Ruheplatz bietenden Labellum nieder und steckt seinen Rüssel in das Nektarium. Hierbei drückt es mit dem Kopfe auf das gereifte Rostellum, welches, wie schon beschrieben, der Quere nach aufreißt, und heftet sich die Klebballen mit ihren Pollinien an, entweder direkt auf den Kopf oder, wie bei der Schnepfenfliege z. B. auf die großen kugeligen Augen. Es tritt die Beugung

der Pollinienſtöckchen ein und beim Beſuch neuer Blüthen hinterlaſſen dieſe ein Theil ihres Pollens auf den Narben.

Der gegebenen Beſchreibung entſprechen auch die Vorgänge bei Orchis maculata, O. Morio, O. fusca und O. latifolia. Dagegen hat O. pyramidalis ſich ganz ausſchließlich Schmetterlingen angepaßt; die beiden Pollinien ſtehn hier auf einer, ſattelförmig geſtalteten Klebſcheibe, welche, den dünnen Rüſſel umfaſſend, ſich daran feſtkittet und darauf eine ähnliche Krümmung ihrer Pollinien ausführt wie die obige. Fig. 9 ſtellt den

Figur 9.

(vergr.) Kopf eines Schmetterlings dar, deſſen Rüſſel mit ſieben Pollinienpaaren behaftet iſt.

Wie wichtig für faſt alle Orchisarten die Kreuzung und, als ſie vermittelnd, der Beſuch der Inſekten iſt, erhellt aus der Thatſache, daß der eigene Pollen eine Blüthe nicht nur unbefruchtet läßt, ſondern gradezu als Gift auf dieſelbe wirkt. So behandelte Narben ſchrumpfen, welken und fallen ſchließlich ab, wie dies Fritz Müller durch eingehende Verſuche bewies, während andere, nicht ſo behandelte Narben deſſelben Stockes vollkommen geſund blieben. Wer über die Orchideen ſich eingehend zu unterrichten wünſcht, ſei auf Darwin's klaſſiſches Werk über dieſe Pflanzenfamilie verwieſen.

Ein sehr seltsames, weniger schön als bizarr zu nennendes Gewächs mag die Reihe unserer Beispiele abschließen. Es ist der gefleckte Aronsstab (Arum maculatum), eine Giftpflanze, der Araceen-Familie angehörend, die in den Tropen gigantische Vertreter besitzt. Sie kann uns als ein gutes Beispiel der von Herm. Müller als Kesselfallblumen bezeichneten Blütheneinrichtungen dienen. Was auf den ersten Blick man als Blüthe zu bezeichnen geneigt sein wird, eine tütenförmige, weißlich gefärbte Hülle, unten geschlossen, oben offen und in eine Spitze ausgezogen, stellt sich bei näherer Untersuchung als ein umgewandeltes, auffallend vergrößertes Hochblatt heraus d. h. als jener Gattung von Laubblättern angehörig, welche in der Blüthenregion des Stengels als Tragblätter der blüthentragenden Zweige auftreten. Die Zeichnung Fig. 10 stellt diese Hülle oder Spatha aufgeschnitten dar. Der untere Theil bis etwa zum Punkte K ist durch Uebereinandergreifen der Blattränder fest geschlossen, von da ab aufwärts ist die Spatha fahnenartig ausgebreitet und versieht durch ihre helle Färbung physiologisch den Dienst einer echten Blüthenkrone. Auffallend hebt sich von der hellen Hülle ein seltsames dunkel schwarzrothes keuliges Gebilde ab, das der Pflanze den Namen verschaffte, es ist die, die Blüthen tragende Verlängerung des Stengels, kurz als Kolben bezeichnet. Demselben abwärts folgend stoßen wir zuerst auf eine Gruppe von Fäden a', die von der tragenden Axe nach allen Seiten sich bis zur Spatha hin erstrecken und eine Art von Netz- oder Gitterwerk repräsentiren; sie werden als verkümmerte funktionsunfähige Antheren betrachtet. Etwas weiter unten sitzen dicht aneinander gedrängt die zahlreichen Staubgefäße a, dem Grunde zunächst schließlich die nicht minder zahlreichen Narben st. Die Staubbeutel befinden sich also über den Narben, der von ihnen erzeugte Pollen ist ein lockeres

mehliges Pulver, und es ſcheint bei einer ſolchen Anordnung Selbſtbefruchtung unvermeidlich durch den herabfallenden Pollen erfolgen zu müſſen. Allein dem iſt nicht ſo. Arum iſt proterogyn, die Narben ſind empfängnißfähig, wenn die Antheren deſſelben Exemplars noch unreif ſind. Der lockere trockene Pollen ruht nach dem Herausfallen aus den Antheren auf dem

Figur 10.

Grunde der dicht geſchloſſenen Tüte ſo geſchützt, daß nur ein äußerſt heftiger Wind vielleicht ihn entführen könnte, anemophil iſt demnach Arum maculatum nicht. Welches ſind

nun hier die Narbenbeſtäuber? Eine Art winziger Mücken (Psychoda phalaenoides) wird durch die helle Spatha, ſowie den, für menſchliche Riechorgane ſehr widerlichen Geruch der Pflanze herbeigelockt. Einen bequemen Anflugplatz bietet ihnen das freiherausragende Kolbenende, an dem ſie, dem Geruche folgend, abwärts kriechen. So gelangen ſie zwiſchen den Fäden a' hindurch über Antheren und Narben hinweg auf den Grund der Hülle, der ihnen einen willkommenen warmen Schlupfwinkel bietet, und laſſen dabei, wenn ſie ſchon von anderen Arumblüthen kommen, den Pollen derſelben auf den Narben. Nach Mückenart verſuchen die Pſychoden nun dem einfallenden Lichte entgegen wieder aufwärts zu fliegen, ſtoßen aber dabei unvermeidlich gegen die ſtrahlig ausgebreiteten Fäden a', die zwar den abwärts kriechenden Thieren kein Hinderniß waren, den empor fliegenden aber ſich als höchſt wirkſames Kerkergitter entgegenſtellen. So hat die Pflanze ihre kleinen Gäſte eingekerkert; eine Entſchädigung für die unwillkommene Haft wird den Mücken indeß geboten: in der zweiten Periode der Blüthenentwickelung laſſen die befruchteten Narben aus ihrer Mitte je ein Honigtröpfchen austreten. Endlich ſind die Antheren gereift und ſtreuen ihren Pollen in den Grund der Spatha, den „Keſſel"; die kleinen Gefangenen, darin umherkriechend, bepudern ſich über und über damit. Bisher waren die den Verſchluß bildenden Fäden ſteif, in der letzten Periode jedoch erſchlaffen ſie mehr und mehr, ſenken ſich am Kolben herab und öffnen dadurch den Mücken den Ausweg aus ihrem Gefängniß. Die Entlaſſenen verſchleppen den ihnen anhaftenden Blüthenſtaub auf ein anderes Exemplar und es ſpielt ſich der Vorgang auf's Neue ab.

Wir haben in dem Beſtäubungsvorgange bei der letztgenannten Pflanze einen bemerkenswerthen Gegenſatz zu den

vorhergehenden Beispielen zu konstatiren. Dort sahen wir einen in jeder Beziehung feinsinnigen und intelligenten Besucherkreis bei den Pflanzen das Liebeswerk der Bestäubung vermitteln — hier werden die dazu tauglichen sehr niedrig stehenden Insekten durch für die höheren abstoßende Düfte angezogen. Auch steht der ganze Bestäubungsmechanismus augenscheinlich hier auf einer weit tieferen Stufe. Der Eindruck, den wir von Arum maculatum und seinem Liebes-Leben empfangen, wirkt nicht frei und erhebend, wie es bei der Orchis der Fall war; bizarr für das Auge, abstoßend für die Nase, von unangenehmen Thieren aufgesucht — es ist kein Wunder, daß die Pflanze in der mystischen Botanik des Mittelalters eine so große Rolle spielte!

Wir kommen zum Schlusse. Einige allgemeinere Bemerkungen mögen hier noch Platz finden. Wenn den Botanikern vergangener Jahrhunderte die Blumen, ihre Farben, ihr Duft nur als Gebilde eines nach Willkür gestaltenden Blumenschöpfers erschienen, so treten sie uns jetzt als durchaus nothwendige Einrichtungen entgegen, deren Verschwinden bei einer bestimmten Pflanzenart, ebenso wie das dauernde Ausbleiben der angepaßten Insekten, das Aussterben eben dieser Art zur Folge haben müßte.

Armuth an Insekten fordert in gebirgigen Gegenden mit Nothwendigkeit größeren Aufwand in der Intensität der Farben bei den Blüthen, um desto sicherer Besucher anzulocken, und die leuchtenden, schon von Weitem bemerkbaren Blüthen der Alpenblumen bestätigen die Richtigkeit dieses Schlusses. Für windblüthige Pflanzen ist eine ins Auge fallende Blüthenhülle nutzlos, und in der That finden farbenprächtige Corollen sich hier niemals.

Warum beginnt das Geisblatt erst nach Einbruch der

Dämmerung ſeine ſüßen Düfte zu verhauchen, weshalb duftet es nicht auch im Sonnenſchein? Nun, ſeinen langröhrigen Blüthen hat eine mit ausgeſprochenem Geruchsſinne begabte große Nachtfalterart vorzugsweiſe ſich angepaßt, ihr langer Rüſſel ſichert ihren Vertretern eine reichliche Ausbeute an Honig, während ihr Leib und die Flügel, mit Pollen behaftet, unbewußt die Beſtäubung der Narbe vollbringen.

Man hat wohl verſucht, einen durchgreifenden Unterſchied zwiſchen Anorganiſchem und Organiſchem in dem Umſtande zu finden, daß in dem Reiche des erſteren niemals ein Luxus Platz greife, der in der organiſchen Natur doch offenbar ſo vielfach herrſche. In Göthe's Geſprächen mit Eckermann finden ſich manche, eine ſolche Auffaſſung vertretende Stellen. Seit Darwin wiſſen wir, und ich glaube dies in meiner Skizze gezeigt zu haben, daß eine ſolche Anſicht durchaus irrig iſt, der Farbenſchmelz der Blumen wie der prächtige Federſchmuck tropiſcher Vogelarten ſie repräſentiren nur Einrichtungen, unentbehrlich für das Beſtehen der Gattung.

Die Zeichnungen der zehn Holzſchnitte ſind den Werken von Darwin, Dodel-Port, Herm. Müller und Reinke entnommen.

(696)

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerſtr. 17a.

Politiſche Wandlungen

der

Stadt Zürich.

Vortrag,

gehalten auf dem Rathhauſe in Zürich den 10. Januar 1884

von

Dr. J. J. Treichler,
ordentlichem Profeſſor des Rechtes an der zürcheriſchen Hochſchule.

33857

Berlin SW., 1885.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'ſche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorb

Groß und mannigfach sind die Wandlungen, welche die Stadt Zürich seit einem Jahrhundert in ihrem Aeußern durchgemacht hat. Noch vor fünfzig Jahren war sie mit Mauern, Wällen und Gräben umgeben und in stolzer Abgeschlossenheit vom Lande lag sie da; heute bezeichnet keine Mauer, kein Thurm, kein Thor mehr den Umkreis der Stadt; bis weit in das Land hinaus scheint sie jetzt ihr Gebiet vergrößert zu haben.

Aber größer noch und überraschender sind die Wandlungen, welche die Stadt innerhalb desselben Zeitraums in politischer Beziehung durchgemacht. Noch im Jahre 1798 war die Stadt souverän und die Landschaft ihr unterthan; jetzt ist die Stadt zwar noch Hauptstadt des Kantons, aber im Uebrigen eine einfache Gemeinde, ohne alle und jede Vorrechte.

Wie ist das gekommen? Wie war das möglich?

Forschen wir genauer nach, so entdecken wir bald, daß die äußere Umwandlung der Stadt mit der innern auf das Genaueste zusammenhängt, ja sogar durch diese bedingt ist; wir finden im Weitern, daß die politische Wandlung der Stadt nur das Endergebniß des Kampfes ist, der seit Jahrhunderten auf diesem schönen Fleck Erde um die Macht oder Herrschaft geführt wurde.

Diesen Kampf um die Macht, soweit er sich als einen Kampf um die Rechtsgleichheit darstellt, und seinen Einfluß auf die rechtliche Stellung der Stadt wollen wir nun etwas näher betrachten. Zwar nicht im Einzelnen, sondern nur im großen Ganzen. Wir wollen uns die einzelnen Phasen dieses Kampfes in ihrem Zusammenhang vergegenwärtigen und dem rothen Faden nachgehen, der sich durch die verschiedenen Aufzüge unseres Dramas hindurchzieht.

Dabei müſſen wir, wie mir ſcheint, vier Akte unterſcheiden: im erſten kämpfen die Patrizier gegen die Aebtiſſin, im zweiten die Handwerker gegen die Patrizier, im dritten die Bauern gegen die „Herren und Burger" der Stadt, im vierten die Niedergelaſſenen gegen die Bürger in der Gemeinde.

I. Die Aebtiſſin und die Geſchlechter.

Als Stadt, als befeſtigter Ort, erſcheint Zürich ſchon in einer Urkunde von 929. Damals ſtand die Stadt unter einem monarchiſchen Regiment. Ein Reichsvogt übte Namens des Kaiſers die Reichsgewalt, namentlich den Blutbann, die Aebtiſſin am Frauenmünſter durch ihre Beamten die örtliche oder ſtädtiſche Polizeigewalt und die niedere Gerichtsbarkeit.

Die Abtei zum Frauenmünſter iſt bekanntlich durch einen Enkel Karl's des Großen, durch Ludwig den Deutſchen geſtiftet worden. Derſelbe beſaß in Zürich außer dem Kaſtrum noch ausgedehnte Liegenſchaften. Auf dieſen ſtand ein kleines Frauenkloſter. Dieſem Kloſter ſchenkte der König im Jahre 853 ſeinen ganzen Hof in Zürich mit dem Forſt am Albis und dem Ländchen Uri und verlieh ihm volle Reichsunmittelbarkeit. Dann übergab er die Stiftung ſeiner Tochter Hildegard. Eine Königstochter war ſomit die erſte Aebtiſſin. Ihr folgte im Amte ihre Schweſter Bertha. Unter dieſen königlichen Vorſteherinnen nahm das Kloſter raſch einen ungeahnten Aufſchwung. Bald ſiedelten ſich Handelsleute und Handwerker um daſſelbe an. Schon Hildegard begann mit ihren reichen Mitteln den Bau einer Kirche und Bertha vollendete ihn.

Die Abtei bildete nun mehrere Jahrhunderte hindurch den geiſtigen und in gewiſſem Sinne auch den rechtlichen Mittelpunkt Zürichs. Ihre Rechte und ihre Beſitzungen hatten ſich im Laufe der Zeit noch vermehrt. Ein ſehr großer Theil des ſtädtiſchen Bodens gehörte ihr. Sie beſaß den Zoll, das Markt- und Münzrecht; ſie ſorgte für Maß und Gewichte. Die Aebtiſſin

ernannte den Schultheißen, den Vorsitzer des städtischen Gerichtes für Schuldsachen und Frevel. Zur Berathung und zur Handhabung ihrer Rechte versammelte die Aebtissin von Alters her ihre Ministerialen um sich. Gewiß regierte die Aebtissin milde (Frauen üben überhaupt nur milde Herrschaft), allein sie regierte immerhin in ihrem Interesse. Vom Standpunkt des historischen Rechtes war sie hierzu berechtigt. Nun waren aber die verschiedenen Elemente der Stadt im Laufe der Zeit zu Einem Gemeinwesen zusammen gewachsen und in Folge dessen fühlten sich auch die Räthe der Aebtissin immer mehr als Vertreter der Bürgerschaft, denn als Vertreter der Abtei. Schließlich, wahrscheinlich schon um die Mitte des 12. Jahrhunders, machte sich der Rath von der Aebtissin unabhängig. Der Rath wird nun von der Bürgerschaft bestellt, und die Gemeinde schwört bei dieser Gelegenheit, den Nutzen und Ehre der Stadt zu fördern und Schaden von ihr abzuwenden.

Jetzt tritt klar und bewußt dem Privat-Interesse der Aebtissin das allgemeine Interesse der neuen Bürgerschaft gegenüber; die Bürgerschaft hat zur Wahrung desselben ein eigenes Organ, den städtischen Rath.

Die erste Stufe zu einem freien Gemeinwesen ist erklommen, erklommen durch die, welche der Aebtissin im Range am nächsten standen, durch die sogenannten Geschlechter oder Patrizier. Anfänglich war die Thätigkeit des Rathes noch vielfach gehemmt durch die wohlerworbenen Rechte der Aebtissin einerseits und durch die Gewalt des Reichsvogtes anderseits. Von 1173—1218 führten die Herzoge von Zähringen mit voller kaiserlicher Autorität die Herrschaft über Zürich, selbst förmliche Gesetze erließen sie für die Stadt. Schon drohte die Reichsvogtei, sich in ihren starken Händen in Landeshoheit zu verwandeln. Zürich ist auf dem Punkte, Theil eines Zähringischen Fürstenthums zu werden. Da stirbt 1218 Herzog Berchtold V. ohne Nachkommen; nun nimmt der König die Reichsvogtei

wieder an das Reich zurück und es gelingt später dem städtischen Rathe, die urkundliche Zusicherung zu erhalten, daß dieselbe in Zukunft auch beim Reiche behalten und nicht mehr veräußert werden solle (1262). Die Reichsvögte werden jetzt nur noch für eine bestimmte Zeit gewählt und zu solchen auch in der Stadt verbürgerte Ritter ernannt.

Zürich ist nun in Wirklichkeit, nicht bloß dem Namen nach, eine freie Reichsstadt. Ein Rath von zwölf Mitgliedern, aus Rittern und Bürgern bestehend, ist ihr Mittelpunkt. Nach vier Monaten tritt derselbe ab und ist erst nach einem Jahr wieder wählbar. In wichtigen Angelegenheiten wird der Rath durch eine größere Anzahl Bürger (100—200) verstärkt. Nur Sachen von höchster Wichtigkeit, wie die Wahl eines Schirmherrn und die Entscheidung darüber, wer als rechtmäßiger König anzuerkennen sei, stehen der ganzen Gemeinde zu. Noch besitzen wir einen Zeugen jenes umsichtigen und zugleich urkräftigen freiheitlichen Geistes, mit welchem die Räthe und Burger des 12. und 13. Jahrhunderts für eine feste Rechtsordnung im Innern der Stadt und für Anerkennung und Wahrung ihrer Freiheiten nach Außen wirkten. Ich meine den alten Richtebrief, das erste Gesetzbuch der Stadt Zürich.

Der Stern der Aebtissin aber neigt sich seit 1218 abwärts. Zwar steht sie noch längere Zeit hindurch in hohen Ehren; 1234 begrüßt König Heinrich sie sogar als Fürstin. Gegen Ende des 13. Jahrhundert lauschten Grafen und Freiherren an ihrem Hofe den Sängern und Dichtern, die sie um sich versammelte. Willig läßt noch im Anfang des 14. Jahrhunderts der städtische Rath ihr den Vortritt, wenn er einem Kaiser oder König zu dessen Empfang entgegenzieht; selbst der allmächtige Bürgermeister Brun nimmt keinen Anstand, urkundlich auszusprechen, daß er seine Verfassung mit „Gunst und Willen" der Aebtissin erlassen und sie ersucht habe, zu Urkunde dessen ihr Siegel an dieselbe zu der Stadt Siegel zu hängen; und es

verletzt ihn nicht, daß die Aebtissin dies thut unter Berufung auf das „Recht ihres Fürstenamtes", mit der Erklärung, „daß sie den ehrbaren bescheidenen Lüten, unsern lieben Burgern, dem Meister und dem Rathe und allen Burgern in Zürich, mit diesem Briefe erlaubt habe und ewiglich erlaube, alle ihre Gerichte, ihre Zünfte und Einungen zu besetzen und zu entsetzen", — allein trotz alledem besitzt die Aebtissin längst keine wahre Macht mehr über die Stadt. Durch Genehmigung des geschworenen Briefes erlaubt sie bloß, was sie nicht verhindern kann.

Die Stadt steht faktisch bereits über der Abtei, der Rath über der Aebtissin. Längst schon gingen die freiheitsstolzen Ritter und Bürger darauf aus, die Fürstin unter ihre Herrschaft zu beugen und sie scheuten zu dem Ende auch offenbare Usurpation nicht. So schädigte der Rath 1241 das Münzrecht der Aebtissin durch Zulassung fremder Münzen, und der König mußte eine ernste Mahnung erlassen, die Aebtissin in diesem und in allen ihren übrigen Rechten und Gewohnheiten ungekränkt zu lassen.

Etwa hundert Jahre später mischt sich der Rath sogar in die innere Verwaltung der reichsunmittelbaren Abtei. 1397 setzt er die verschwenderische Aebtissin Beatrix von Wohlhusen förmlich unter Vormundschaft, zwingt sie schließlich, die Abtei zu verlassen und eidlich zu versprechen, dieselbe gegen den Willen des Bürgermeisters und Raths nicht wieder zu betreten. Früher hatte der Rath das Münzrecht von der Aebtissin gepachtet; 1417 fängt er an, auch ohne Verleihung eigene Münzen zu schlagen und der Kaiser bestätigt das Recht, als hätte es von jeher bestanden. „Als nun", sagt der berühmte Verfasser der Geschichte der Abtei Zürich, „zum äußern Verfall mehr und mehr auch der innere, kirchliche sich gesellte, Ausgelassenheit und Ueppigkeit an die Stelle klösterlicher Eingezogenheit getreten waren, ging die alte Stiftung ihrem Untergang vollends ent-

gegen. Die Reformation fand nur noch den Schatten der einstigen fürstlichen Abtei, als sie 1524 zur Auflösung derselben schritt."

II. Die Geschlechter und die Handwerker.

Den Geschlechtern gebührt der Ruhm, die Macht der Aebtissin über die Stadt gebrochen, die Selbstregierung in städtischen Angelegenheiten erkämpft und dadurch den Grundstein zu einem freien und blühenden Gemeinwesen gelegt zu haben.

Allein nach kaum 200 Jahren werden auch sie aus dem ausschießlichen Besitz der Gewalt von einem Niedrigeren verdrängt und gezwungen, die Herrschaft mit ihm zu theilen.

Nach dem geschworenen Brief und der Urkunde, wodurch Kaiser Ludwig denselben bestätigte, hat das damalige Regiment seinen Sturz durch argen Gewaltmißbrauch herbeigeführt. Der Kaiser legt den Bürgern, die „in der Statt der Gerichte gewaltig warend", zur Last, daß sie „arm Lüt smächlich hieltend mit iren Worten, so sy ir notturft vor inen suchtend, daß sie Edel und ander Erwürdig lüt trucktend an iren lähen und an andern iren Güetern, daß sie Nieman nit richteten, dann wenn es inen zu willen stund, daß sie der burgern ihr gülte in namend und die mit wieder reite kuntent und sich in vil stucken also hieltend, daß sy missetatend von heimlichen eide und pünt-nissen wegen, die sy zusammen gesworen und getan hattend."

Eine Missethat aber nennt weder der geschworene noch der kaiserliche Brief, die Missethat nämlich, daß dieses aristokratische Regiment den aufstrebenden, zahlreichen Handwerkerstand gewaltsam darnieder zu halten suchte.

Eifersüchtig wachten Räthe und Bürger darüber, daß Niemand unter den Handwerkern eine Zunft oder Meisterschaft oder Gesellschaft werbe. „Wenn aber Einer das thäte", sagt [illegible]ichtebrief, „so soll man ihm sein bestes Haus niederreißen

und ſoll er überdem der Stadt in 10 Mark Buße verfallen ſein. Hat er aber kein Haus in der Stadt, ſo ſoll er 5 Jahre lang aus der Stadt verwieſen ſein und überall nicht mehr zurückkehren, wenn er nicht vorher 50 Mark Silber Buße bezahlt hat."

Die Handwerker, urſprünglich größtentheils Hörige, galten nicht als würdig im Rathe zu ſitzen oder am Gerichte des Reichsvogtes Theil zu nehmen; ſie durften auch nicht in der Gemeinde der Bürger erſcheinen. Dagegen mußten ſie, wie dieſe, an den Laſten des ſtädtiſchen Gemeinweſens beitragen, an den Fehden der Stadt Theil nehmen und die nöthigen Gelder herbeiſchaffen helfen. Kein Zweifel, daß nunmehr die Handwerker unter dem ariſtokratiſchen Regiment der Patrizier ſchlimmer ſich befanden, als unter dem monarchiſchen der Aebtiſſin; daß ſie dieſen Druck um ſo widerwilliger ertrugen, je mehr ſich durch ihren Fleiß Bildung und Wohlſtand unter ihnen mehrte und je mehr ihre Zahl zunahm. Nun hörten ſie gar, wie es in einigen Städten den Handwerkern gelungen ſei, ſich einen Antheil an der Regierung zu erkämpfen, ſo 1330 zu Speyer und Magdeburg, 1331 zu Mainz und Straßburg. Jetzt warteten ſie nur noch auf eine paſſende Gelegenheit und einen entſchloſſenen Führer, um aus ihrer paſſiven Stellung herauszutreten. Die Gelegenheit verſchaffte ihnen die Mißregierung des Rathes, und der Führer fand ſich in einem Mitgliede desſelben, in dem Ritter Rudolf Brun. Wir kennen den Verlauf dieſer Bewegung. Eine außerordentlich verſammelte Gemeinde wählte Brun am 7. Juni 1336 auf Lebenszeit zum Bürgermeiſter; ſchon am 16. Juli deſſelben Jahres wurde die von Brun ausgearbeitete Verfaſſung von der Bürgerſchaft, zu welcher jetzt auch die Handwerker gehörten, angenommen und feierlich beſchworen.

Wir kennen auch die Grundzüge dieſes erſten „geſchworenen Briefes".

Was der Richtebrief noch mit ſchwerer Strafe bedrohte, das iſt nunmehr eine konſtitutionelle Einrichtung. Die Verfaſſung ſelbſt theilt die Handwerker nach den einzelnen Berufsarten in 13 Korporationen oder Zünfte, damit ſie in denſelben ihre politiſchen Rechte ausüben und ihre beſondern Handwerks-Angelegenheiten ſchlichten.

Jede Zunft wählt einen Zunftmeiſter auf eine Amtsdauer von 6 Monaten. Dieſer iſt nicht bloß erſter Vorſteher der Zunft, er iſt während ſeiner Amtsdauer auch Mitglied der Regierung.

Allein Brun wollte kein ausſchließliches Handwerker-Regiment. Iſt er doch ſelber ein Patrizier und offenbar unter Mitwirkung von Patriziern zu ſeinem Amte gewählt worden. Die Geſchlechter ſollen auch weiterhin eine bevorrechtete Stellung einnehmen. Daher vereinigt Brun ſie ebenfalls zu einer Korporation, aber dieſe nennt er nicht Zunft, ſondern Konſtafel, und dieſe Konſtafel hat für ſich allein mehr zu bedeuten, als alle 13 Zünfte zuſammen genommen.

Aus der Konſtafel allein werden die Räthe im engern Sinne genommen, im Ganzen 13, ſechs Ritter und ſieben Burger, welche mit dem Bürgermeiſter und den 13 Zunftmeiſtern je ein halbes Jahr lang die Regierung bilden. Die Konſtafel allein führt das Stadtbanner; die Zunft hat nur ein Zunftbanner. Der Bürgermeiſter ſelber gehört zur Konſtafel und gilt als Haupt derſelben. Nur aus den vier in der Verfaſſung zum Voraus bezeichneten Patriziern durfte beim Tode Brun's der Bürgermeiſter ernannt werden.

Die alten Geſchlechter haben ferner vor den Handwerkern ihre einheitliche Organiſation voraus. Nur in einer Beziehung ſteht die Konſtafel hinter den Zünften zurück: jede Zunft wählt ihren Vertreter im Rathe ſelbſt; die Räthe der Konſtafel wählt der Bürgermeiſter in Verbindung mit zwei Rittern und vier Burgern, welche er zu dieſem Zweck halbjährlich aus dem ab-

gehenden Rathe bezeichnet. Aber auch dieſe Einrichtung lag, einſtweilen wenigſtens, im Intereſſe der Konſtafel, denn es war ihr dadurch die Möglichkeit benommen, durch reaktionäre Wahlen die neue Ordnung der Dinge und dadurch ihre eigene Stellung zu gefährden.

Die Geſchlechter waren alſo immer noch bevorrechtet. Wußten ſie ſich nur einigermaßen in die Zeit zu ſchicken, ſo konnten ſie noch lange einen entſcheidenden Einfluß in den ſtädtiſchen Angelegenheiten üben.

Anfänglich ſchien ſich alles gut anzulaſſen. Die neue Verfaſſung wurde allſeitig anerkannt. Auch die entſetzten Räthe ſchwuren, nichts gegen dieſelbe zu unternehmen. Allein wir wiſſen, wie ſie ihren Schwur gehalten. Unterſtützt von ihren Freunden und vom benachbarten Adel, befehden ſie Zürich von Rapperswyl aus Jahre lang, ſchließen endlich Frieden und brechen auch dieſen Friedensvertrag wieder treulos; zuletzt verſuchen ſie ſogar in blutiger Mordnacht ihr Heil (1350).

Was hat's ihnen gefrommt? Daß ihre Reihen durch die Beile der Metzger und durch die Hand des Henkers ſich lichteten und daß ſich Zürich auf ewig mit der jungen demokratiſchen Eidgenoſſenſchaft verband.

Trotz der Mordnacht taſtete Brun die Vorrechte der Konſtafel nicht an; allein ſchon 13 Jahre nach ſeinem Tode wurde die Verfaſſung im demokratiſchen Sinne geändert.

Die Veranlaſſung hierzu gab eine Gewaltthätigkeit zweier Söhne Brun's, von denen der eine Probſt am Großmünſter war. Dieſelben hatten den Schultheißen Gundoldingen von Luzern bei Wollishofen gefangen genommen, als er vom Markt in Zürich heimkehrte (1370). Ein Theil der Räthe, mit den beiden Brun befreundet, beobachtete eine zweideutige Haltung. Da trat am folgenden Tage die empörte Bürgergemeinde im Großmünſter zuſammen und forderte beförderliche Freilaſſung des Schultheißen und Beſtrafung des Friedensbruches. Zugleich

faßte sie die allgemeine Schlußnahme: Wenn die Räthe, d. h. die von der Konstafel gewählten Mitglieder der Regierung, säumig seien, so mögen die Zunftmeister zusammentreten und mit den Räthen, die zu ihnen halten, das Nöthige verfügen und die Gemeinde verspricht, die Zunftmeister bei ihrer Schlußnahme zu schützen. Diese Bestimmung wurde dann 1373 in die Verfassung aufgenommen; zugleich wurde die Gewalt des Bürgermeisters gemindert und die Wahl der Räthe aus der Konstafel der ganzen abtretenden Regierung übertragen. Es nehmen also jetzt auch die Zunftmeister an der Wahl der Räthe im engeren Sinne Theil.

Schon 20 Jahre später (1393) wurden die Rechte der Konstafel weiter beschränkt und wieder ist ein arger Gewaltmißbrauch hierzu die Veranlassung.

Bürgermeister Schön hatte nämlich mit Zustimmung der Mehrheit des Rathes, entgegen den Ermahnungen der eidgenössischen Boten, mit Umgehung des Großen Rathes und der Gemeinde ein verrätherisches Bündniß mit Oesterreich geschlossen, „darauf berechnet, die Stadt Zürich von der Eidgenossenschaft zu trennen, sogar wieder die Eidgenossen auf Seite Oesterreich's hinüber zu ziehen".

Darüber große Aufregung in der Stadt. Auf Begehren der eidgenössischen Boten beruft der kleine Rath den großen Rath, dieser die Gemeinde ein. Bürgermeister Schön und seine Mithelfer werden verbannt und die Bestimmungen des geschworenen Briefes auf's Neue durchgesehen.

Der Große Rath ist nun nach der Verfassung von 1393 die höchste Behörde. Was er beschließt, das soll der Rath, d. h. die Regierung, nicht mehr ändern. Diese besteht wie bisher aus 27 Mitgliedern, dem Bürgermeister, den 13 Räthen im engeren Sinne (beide nunmehr vom Großen Rathe gewählt) und aus den 13 Zunftmeistern. Die Konstafel hat zwar bei der Bestellung des Rathes Anspruch auf Vertretung; aber eine

bestimmte Zahl Räthe ist ihr nicht mehr garantirt. Es können und sollen jetzt, nach dem Wortlaut der Verfassung, Räthe im engeren Sinne auch aus den Zünften und den Handwerkern gewählt werden. Damit ist den Handwerkern die Mehrheit in der Regierung gesichert und zugleich der Zutritt zur höchsten Würde eröffnet.

Schon 1415 besteigt ein Zunftmeister, Jakob Glentner, den Bürgermeisterstuhl. Von den 17 Bürgermeistern des 15. Jahrhunderts gehören nur noch 8 der Konstafel an. Nach der Verfassung von 1393 hing es ganz vom Großen Rathe ab, ob die Konstafel im Kleinen Rathe stark oder schwach vertreten sein solle. Kein Wunder, daß jetzt die Patrizier anfingen, sich um die Gunst der Handwerker zu bewerben, und einzelne sich sogar in die Zünfte aufnehmen ließen, um dadurch in denselben zu Einfluß, vielleicht gar zur Zunftmeisterstelle zu gelangen.

Aber es treten nun auch die Zunftmeister immer entschlossener und fester auf und suchen den Einfluß der Konstafel mehr und mehr zurückzudrängen. In Folge dessen entspinnt sich zwischen Beiden ein heftiger Kampf, der fast ein Jahrhundert hindurch dauert und schließlich zu blutiger Katastrophe führt.

1415 beschließen die Zunftmeister, „daß die von der Konstafel inen nie in ihr Zunft langind oder Jemand darus zühind; wenn es geschehen sollte, so wollen sie einander schirmen".

1424 verordnen die Zunftmeister, daß zu dem, was sie vor die Räthe und Burger, d. h. den Großen Rath bringen, und worüber sie sich vorher geeinigt, ein Jeder der Ihrigen unbedingt stehen solle; wenn Einer das nicht thue, so wollen sie ihn so strafen, daß sich Andere in Zukunft davor hüten.

1441 erkennt der Große Rath auf Anregung der Zunftmeister, daß inskünftig Keiner von der Konstafel oder den Zünften in den Großen Rath gewählt werden solle, bevor die Zunftmeister sich darüber unterredet hätten.

Ja sogar über die Räthe suchten sich jetzt die Zunftmeister

allmälig zu erheben, indem ſie den Artikel der Verfaſſung, wonach ſie, wenn die Räthe ſäumig ſind, auch allein gültig beſchließen können, ganz ungebührlich anwenden. Beſonders ſchroff wurde der Gegenſatz zwiſchen der Konſtafel und den Zunftmeiſtern unter Waldmann. Auf ſeinen Antrag einigte ſich das Zunftmeiſterkollegium dahin, daß die Konſtafel nicht mehr als ſechs Räthe im Kleinen und nicht mehr als 18 Mitglieder im Großen Rathe haben ſolle. Die übrigen Räthe ſollen aus den Zünften genommen werden. Ferner ſoll kein Glied der Konſtafel in eine Zunft aufgenommen oder zum Zunftmeiſter gewählt werden. Beides ward ihm vom „hörnenen Rathe“ als todeswürdiges Verbrechen angerechnet. Davon, daß Waldmann die Rechte des Landvolkes angetaſtet, iſt im Todesurtheil keine Rede.

So fällt denn der Held von Murten durch das Schwert des Henkers als ein Opfer des Kampfes zwiſchen der Konſtafel und der Zunftpartei. Ihm folgen noch ſechs Zunftmeiſter in den Tod; vier, darunter der 80jährige Obriſtzunftmeiſter Widmer, wurden enthauptet, zwei eingemauert, andere an Ehre und Gut beſtraft.

„Das den Konſtafelherren verhaßte Inſtitut der Zunftmeiſter“, ſagt Bluntſchli in ſeiner Geſchichte der Republik Zürich II. 77, „ſollte für immer gedemüthigt und der ganze Körper, auf den vornehmlich Waldmann ſich geſtützt hatte, vernichtet werden.“

Und welches, frage ich auch hier wieder, war der Erfolg dieſer blutigen Politik?

Gelangen jetzt die alten Geſchlechter der Konſtafel wieder zur Herrſchaft?

Nein! Schon wenige Wochen nach der Hinrichtung Waldmann's wurde die durch Aufruhr geſtürzte Zunftverfaſſung wieder hergeſtellt. Durch den Geſchwornen-Brief von 1498 wurde die Gewalt der Zunftmeiſter noch mehr verſtärkt. Ein beſonderes

Kollegium von drei Obriſtzunftmeiſtern ſoll die Zünfte bei ihren Rechten und Gewohnheiten ſchirmen, Stadt und Land vor Gewalt und Beſchwerde behüten und darüber wachen, daß Arm und Reich gleiches Recht gehalten werde. Die drei Obriſtzunftmeiſter bilden mit den beiden Bürgermeiſtern einen geheimen Rath, der bei plötzlicher Gefahr von ſich aus die nöthigen Anſtalten trifft, dann aber an den Großen Rath berichten ſoll. Der erſte Obriſtzunftmeiſter iſt von Amtswegen der Stellvertreter des Bürgermeiſters.

Und die Konſtafel? Ein Vorrecht iſt ihr geblieben. Während jede andere Zunft bloß drei Mitglieder im Kleinen und zwölf im Großen Rathe hat, hat die Konſtafel ſechs Mitglieder im Kleinen und achtzehn im Großen Rathe; genau ſo viel, als ihr die Zunftmeiſter ſchon unter Waldmann zugeſtanden hatten.

Umſonſt hatten ein Göldli und Andere ihre Hände mit Blut befleckt.

Auch dieſes Vorrecht wurde der Konſtafel bald nachher für kurze Zeit entzogen. Von Räthen der Konſtafel ging hauptſächlich die Oppoſition gegen die Politik Zwingli's aus; im Intereſſe ſeines Reformationswerkes glaubte Zwingli, dieſen Widerſtand möglichſt brechen zu ſollen. Am 28. Juni 1529 beſchloß der Große Rath „us etwas Urſachen", daß die Konſtafel in Beſetzung der Räthe und Zwölfer gehalten werden ſolle, wie jede andere Zunft. „Sie mögen auch jetzt," ſagt der Beſchluß wörtlich, „wie eine andere Zunft ihre Räth und Zunftmeiſter beſetzen".

Jetzt blieb der Konſtafel als einzige Auszeichnung nur noch das Stadtbanner! Mit welcher Begeiſterung mögen da die Konſtafelherren nach dieſer Demüthigung im Oktober 1531 mit Zwingli nach Kappel gezogen ſein! —

Kurz nach Zwingli's Tode wurde der Beſchluß vom 28. Juni 1529 wieder aufgehoben. „Ungern nur", ſagt Hottinger, „hatten dazu die entſchiedenen Reformfreunde ihre Ein-

willigung gegeben und sie mußten bisweilen die spöttende Aeußerung hören: „„Dem Rüden““ sei sein Halsband nun wieder abgenommen“.

Von da an blieb die Konstafel bis 1798 im ungeschmälerten Besitze ihrer geringen Vorrechte; auch der geschworne Brief von 1713 minderte dieselben nicht.

III. Die „Herren und Burger“ von Zürich und die Bauern.

Nach vier Richtungen namentlich hat das Eintreten des Handwerkerstandes in das Regiment der Stadt entscheidend und rühmlich gewirkt.

Die Handwerker haben erstens die Macht der Patrizier gebrochen und dem Sonderinteresse der letzteren gegenüber das allgemeine Interesse des gesammten städtischen Gemeinwesens zur Geltung und Anerkennung gebracht.

Im Handwerkerstande besonders hatte zweitens der Bund Zürichs mit den Eidgenossen seine Wurzel und seine Kraft. Die Konstafel dagegen neigte sich längere Zeit hindurch mehr Oesterreich zu.

Im Handwerker- und Bürgerstande fand drittens das Reformationswerk Zwingli's seinen fruchtbaren Boden und seine festeste Stütze; die Konstafel in ihrer Mehrheit folgte der Neuerung nur unwillig, und ungescheut wurde nach dem Tode Zwingli's in den Zusammenkünften auf der Konstafel von Wiederherstellung der alten Zustände gesprochen.

Endlich ist viertens auch die Erwerbung der Landschaft zu einem nicht geringen Theile dem Fleiße und der Sparsamkeit der Handwerker und der Umsicht ihrer Führer zu verdanken.

Aber auch dem bürgerlichen Regimente erwächst frühzeitig ein Gegner. Noch ist der Kampf der Handwerker mit den Patriziern nicht beendigt, so beginnt schon der Kampf der Bauern gegen die „Herren und Burger“ der Stadt.

Geschickt hatte die Stadt im Jahre 1400 — es waren damals bereits die Handwerker in der Regierung in der Mehrheit, — die schlechte Finanzlage des Königs Wenzel benutzt, um für ihren Rath das Recht zu erwerben, den Reichsvogt aus ihrer Mitte zu bestellen. Locker nur hing sie noch mit dem Reiche zusammen und bereits fühlte sich die Stadt als souveräner Staat.

Noch besaß sie außerhalb ihrer Mauern nur ein kleines Gebiet. Nun aber fängt die Stadt an, dasselbe rasch zu vermehren, nicht durch Waffengewalt, denn dadurch wären Handel und Gewerbe gestört worden, sondern auf privatrechtlichem Wege, indem sie verschuldeten Landesherren ihre Herrschaftsrechte entweder geradezu abkauft, oder sich dieselben gegen ein Darlehen verpfänden läßt. Dadurch kam sie in den Besitz der Herrschaft und da der Borger das Pfand in der Regel nicht mehr lösen konnte, so blieb die Stadt im Besitze. Den so erworbenen Herrschaften setzte sie einen Vogt und ließ sich von denselben huldigen. So eifrig wurden die Erwerbungen betrieben, daß die Herrschaft der Stadt sich schon zu Waldmann's Zeiten über den größten Theil des Kantons erstreckte.

Unter sich standen diese Herrschaften und Vogteien in keiner rechtlichen Verbindung; jede hatte ihre besonderen Rechte und Freiheiten und die Stadt hatte bei der Erwerbung versprechen müssen, die Leute dabei zu schützen; allein kein Theil wurde von der Stadt als freies und gleichberechtigtes Glied angenommen.

Die Stadt machte eben alle diese Gebietserwerbungen nur in ihrem Interesse; ihre Sicherheit, ihre Macht und ihr Einfluß sollten dadurch erhöht und ihr Wohlstand gehoben werden. Diesen Zweck glaubte die Stadt am besten dadurch zu erreichen, daß sie die Landschaft als Unterthanenland behandelte.

An ihrer Berechtigung hierzu zweifelten die „Herren und Burger" von Zürich nicht im Geringsten; sie hatten ja, wie sie den Bauern wiederholt sagten, ihre Herrschaften und Vogteien

nicht mit Gewalt erworben, sondern treu und redlich erkauft. Aber war denn ihr Titel besser als der der Aebtissin, die Land und Leute direkt aus des Königs Hand empfangen hatte? Und indem die Stadt sich ein Unterthanenland schuf, verleugnete sie nicht das Prinzip der Freiheit, durch das sie groß geworden? Versuchte sie nicht etwas, was auf die Dauer unmöglich Bestand haben konnte? Hatten die Patrizier die Herrschaft der Aebtissin, die Handwerker die Herrschaft der Patrizier abgeworfen, warum sollten die Bauern nicht auch die Herrschaft der Städter abwerfen, sobald sie sich hierzu stark genug fühlten?

Und wie gefährlich für die Stadt, wenn ein solcher Versuch in einem Momente gemacht wurde, wo ihr auch von Außen Gefahr drohte! Wie stark und mächtig mußte dagegen die Stadt werden, wenn sie sich mit den neuen Landestheilen zu einem einheitlichen, freien Gemeinwesen verband!

Allein solche Betrachtungen lagen nicht im Geiste der damaligen Zeit. Nicht nur Zürich, sondern auch andere Städte hatten Unterthanenländer. Nicht nur Waldmann, sondern auch Zwingli sah in der Stadt den natürlichen und rechtmäßigen Herrn der Landschaft; stand doch die letztere an Bildung und Wohlstand tief unter der Stadt.

Und in der That, was der Aebtissin und den Patriziern mißlungen war, die Herstellung eines bleibenden Unterthanenverhältnisses — das schien lange Zeit den Handwerkern vollständig gelingen zu wollen.

Noch vor hundert Jahren schien das Regiment der Stadt felsenfest zu stehen. Nicht nur war es der Landschaft nicht gelungen, der Stadt auf die Dauer neue Rechte abzuringen; sie hatte auch vielfach alte Rechte und Freiheiten eingebüßt und war jetzt ökonomisch fast vollständig abhängig von der Stadt.

Einst genoß jeder Theil der Landschaft, bevor er an die Stadt kam, in größerem oder geringerem Umfange Handels- und Gewerbefreiheit; jetzt ist der Handel ein ausschließliches

Vorrecht der Stadtbürger. Der Fabrikant auf dem Lande muß den Rohstoff von Bürgern in der Stadt kaufen und sein Arbeitsprodukt wieder an Stadtbürger verkaufen, natürlich zu dem Preise, den dieser kleine Kreis von Käufern zu zahlen für gut findet. Alles bei empfindlicher Strafe und Verlust des Gewerbes.

Gewisse Handwerke und Gewerbe, wie z. B. das Handwerk der Buchbinder, der Gold-, Silber- und Kupferschmiede dürfen auf der Landschaft entweder gar nicht oder nur an gewissen Orten ausgeübt werden. Selbst dem vielfach begünstigten Winterthur gegenüber erklärte der Rath rundweg, daß er die Seidenfabrikation als ein ausschließliches Privilegium für die Stadt Zürich in Anspruch nehme. Mit Mühe nur errang Winterthur das Recht zur Errichtung einer eigenen Buchdruckerei.

Kein Handwerker oder Krämer vom Lande darf in der Stadt seinen Beruf ausüben oder seine Waare daselbst verkaufen; sonst wird er bestraft und seine Waare unter Umständen konfiszirt.

Einst war jede Vogtei unter ihren eigenen Führern ausgezogen und noch im Kappelerkriege hörte man auf sie auch im Kriegsrathe; jetzt befinden sich alle höheren Offiziersstellen in den Händen von Stadtbürgern.

Einst bestand ein großer Theil der Geistlichen aus Bürgern der Landschaft; ja die Reformation, sagt Hottinger, wurde hauptsächlich mit Beihülfe solcher durchgesetzt; jetzt ist der Zutritt zu geistlichen Aemtern den Landbürgern wenigstens faktisch unmöglich gemacht.

Einst, und zwar ebenfalls noch zur Reformationszeit, konnte jeder Landbürger, der sich in der Stadt niederließ, gegen eine Gebühr von drei Gulden das städtische Bürgerrecht erwerben; jetzt ist auch dieses seit mehr als hundert Jahren den Landleuten absolut verschlossen.

Indeß hatte es die Stadt nicht ohne Widerstand von Seiten

der Landschaft so weit gebracht. Ich erinnere bloß an die Erhebung der letztern im Jahre 1489, an die Unruhen in Töß und in der Herrschaft Grüningen im Jahre 1525; an die Forderungen der Landschaft nach dem unglücklichen Ausgange des Kappelerkrieges; an die Steuerverweigerung der Herrschaft Wädensweil im Jahre 1646; aber seit die Stadt die letztere mit Kriegsmacht überzogen, dieselbe wichtiger Freiheitsrechte zur Strafe beraubt und sieben Rädelsführer auf's Schaffot geschickt hatte, herrschte im ganzen Lande vollkommene Ruhe und selbst der Ausbruch der französischen Revolution vermochte nicht dieselbe zu stören.

Uebrigens hatte bis jetzt noch kein Theil der Landschaft auf Rechtsgleichheit mit der Stadt Anspruch zu machen gewagt. Um so größer war daher das Erstaunen meiner „gnädigen Herren", als sie vernahmen, daß am 19. November 1794 Ausschüsse aus verschiedenen Gemeinden in Meilen eine Denkschrift an die Regierung beschlossen hätten, betitelt „ein Wort zur Beherzigung an die theuern Landesväter", eine Denkschrift, in welcher verlangt wurde: Erwerbsfreiheit, Studienfreiheit, Zutritt zu allen Militärstellen, gerechtere Vertheilung der Steuern, Ablösbarkeit der Grundzinse und Zehnten, Beseitigung der letzten Spuren der Leibeigenschaft, endlich die Erlassung einer einheitlichen Verfassung für Stadt und Land, mit voller Rechtsgleichheit.

„Väter des Vaterlandes", ruft das Memorial, „schließt doch Freiheit und Gleichheit nicht in düstre Mauern, sondern verpflanzt sie uneigennützig und großmüthig bis an die äußersten Grenzen Eures Gebietes, damit Friede, Ruhe und Eintracht ewig auf Eurem Lande wohnen".

Und zur Unterstützung ihrer Begehren wagen die Bittsteller sich auf das unveräußerliche Menschenrecht zu berufen und sogar [illegible]erdiensten der Landschaft um die Stadt zu sprechen. [illegible]f, fragen sie, im 14. und 15. Jahrhundert der Stadt

Zürich so muthig ihre Freiheit vertheidigen, die von der Rachsucht des gekränkten Adels, den Intriguen des Hauses Oesterreich und der Macht Karls von Burgund zernichtet werden sollte? Woher kam der schnelle Sukkurs, der den Ritter Maneß und sein kleines Heer bei Tätwyl rettete, als der feige Brun die Flucht nahm? Gründete sich nicht auf diesen glücklichen Sieg die schwankende bedrohte Freiheit der Stadt? Wer schlug ferner mit Waldmann für Zürich in den burgundischen Kriegen? Und wie treu hielt sich die Landschaft in den Fehden der Eidgenossen an Zürich!"

Noch war der Wortlaut des Memorials nicht definitiv festgestellt, so ließ der geheime Rath die Verfasser desselben, den Hafner Neeracher und den Arzt Pfenninger in Stäfa, verhaften. Der Rath der Zweihundert verbannte sodann „in Gnaden", wie das Urtheil sagt, den Neeracher auf 6, den Pfenninger auf 4 Jahre aus der Eidgenossenschaft, verurtheilte ferner über 50 Personen wegen Verbreitung des Memorials zu größern oder geringern Strafen. Das Memorial aber ward vernichtet.

Im Exil, fern von der Heimat, starb der, der die Enkel jener Handwerker, welche die Patrizier aus ihrer ausschließlichen Herrschaft verdrängt, zum ersten Mal um Rechtsgleichheit zu bitten wagte.

Mit ihrer Berufung auf das unveräußerliche Menschenrecht abgewiesen, suchen nun die Stäfner ihr Heil im historischen Rechte.

Sie forschen in den Gemeindearchiven der Landschaft nach alten Dokumenten für ihre verlorenen Rechte und Freiheiten und finden sie.

Da ist erstens der Spruchbrief der sieben Orte der Eidgenossenschaft vom Jahr 1489 (9. Mai) zwischen der ganzen Gemeinde in der Stadt und der ganzen Gemeinde vor der Stadt Zürich, d. h. der Landschaft, „wonach jeder das Seinige

zu Markte fahren, treiben, tragen, kaufen und verkaufen kann, wo und wie er es für gut findet"; wonach die Stadt kein Salzmonopol einführen und von den Bürgern der Landschaft eine Kopf- und Vermögenssteuer bloß erheben darf, wenn auch die Bürger der Stadt in gleicher Weise besteuert werden; wonach am Zürichsee zwei oder drei Kirchgemeinden zur Berathung gemeinsamer Angelegenheiten sich zusammenthun und dieselben den Eidgenossen in Zürich durch Ausschüsse vortragen dürfen.

Da ist zweitens der sog. Kappelerbrief vom 9. Dezember 1531, wodurch die Stadt der Landschaft zusichert, daß sie keinen Krieg mehr anfangen und kein Bündniß mehr eingehen wolle ohne deren Wissen und Willen und daß sie dieselbe auch in anderen besonders wichtigen Angelegenheiten berathen werde.

In regelrecht versammelter Hofgemeinde beschlossen nun die Stäfner am 16. Mai 1795 nach Verlesung dieser Urkunden: es solle ein Ausschuß der angesehensten Männer vor M. G. Herren treten und, es sind das die eigenen Worte des Beschlusses, „mit Hochachtung und gebührendem Respekt Aufschluß über die Gültigkeit oder Ungültigkeit der Urkunden verlangen"; im Uebrigen wollen sie Alle für Einen und Einer für Alle stehen; ohne Einwilligung der Gemeinde soll Keiner einer Vorladung Folge leisten; denn man gedachte nöthigenfalls die sieben Orte, die Garanten des Spruchbriefes, als unparteiischen Richter zwischen sich und der Stadt anzurufen.

Der weitere Verlauf der Bewegung ist bekannt. Der Rath behandelte ein solches Vorgehen als Versuch zur Empörung und mahnte Bern sofort zum eidgenössischen Aufsehen. Als die Vorgeladenen ihr Erscheinen unter Berufung auf einen unparteiischen Richter ablehnten, die Gemeinde Stäfa auf die Aufforderung, von ihren Beschlüssen abzustehen, einmüthig antwortete: „Wir bleiben bei Brief und Siegeln und weichen nicht von unsern Hofbeschlüssen", schritt die Regierung zur Gewalt.

„In einer Zeit, wo ohnehin Mangel stattfand", sagt J. J. Hottinger, „wurde der Gemeinde Stäfa alle Zufuhr von Lebensmitteln abgeschnitten, alle Armenunterstützung entzogen, der Spital verschlossen, ihre in der Stadt niedergelassenen Bürger, Dienstboten, zum Theil sogar Kranke zurückgeschickt, auch Winterthur und Stein aufgefordert, ebenso allen Verkehr mit ihr abzubrechen".

Sonntags den 5. Juli 1795 während des Morgengottesdienstes besetzte sodann General Steiner mit 1700 Mann Truppen die Gemeinde und entwaffnete sie. An Gegenwehr dachte Niemand. Hatten doch Führer der Bewegung noch vor zwei Tagen in einem Memorial an die sieben Orte erklärt: „Alle und jede Waffen, die wir zu gebrauchen gedenken, sind unsere Dokumente".

Jetzt fand der Rath der Zweihundert auch den Zeitpunkt für geeignet, um sich in einer Proklamation über die Bedeutung dieser Dokumente zu erklären.

Der Waldmannische Spruchbrief, sagt der Rath, sei zur Zeit eines offenbaren Aufruhrs zu Stadt und Land mit einer unordentlichen Gemeindegewalt errichtet, von den eidgenössischen Gesandten im Drange der Umstände, um ärgeres Uebel zu verhüten, vermittelt und in nächster Zeitfolge von den redlichen, auf ihre Freiheit nicht weniger aufmerksamen Vorvätern selbst so beschaffen gefunden worden, daß sie sich scheuten, das Andenken an jene Zeit aufzufrischen.

Und doch hatte der Große Rath den Seegemeinden noch im Jahr 1525 eine amtliche Abschrift dieses Briefes vertheilt und doch hatte die Regierung denselben noch im Jahr 1549 der Gemeinde Horgen vorlesen lassen, um von ihr zu vernehmen, in welchen Punkten sie nach Ansicht der Gemeinde dem Briefe zuwider gehandelt haben sollte.

Der Kappelerbrief, behauptet die Proklamation weiter, sei eigentlich nur auf die damaligen Zeiten, Personen, Sitten und

Umſtände gerichtet geweſen und habe mit ſeiner Ausübung und treuen Erſtattung von beiden Seiten wirklich ſeine Endſchaft erreicht.

Und doch hatte der Brief nur deshalb ſein Ende erreicht, weil meine „gnädigen Herren und Oberen", wie aus einem amtlichen Aktenſtück hervorgeht, allmählig fanden, „es ſei wider die Freiheiten der Stadt, erkauften Unterthanen Rechenſchaft zu geben". (1614).

Während das Recht hier im Saale bei Berathung dieſer Proklamation durch Eigennutz verdunkelt war, ſtrahlte es um ſo heller in den ſonſt düſtern Kerkermauern des Wellenberg.

In jenem Thurme ſaß der greiſe Seckelmeiſter Bodmer von Stäfa wegen ſeiner Theilnahme an der Bewegung und die Geiſtlichen am Großmünſter bereiteten ihn in hohem Auftrage zum Tode vor. Allein es will ihnen nicht gelingen, den Gefangenen von irgend welcher Schuld zu überzeugen.

„Er ſei", ſagte Bodmer, „es der Gemeinde ſchuldig geweſen, ſich der Sache anzunehmen bei der Ueberzeugung, die er von der Rechtmäßigkeit ihres Begehrens gehabt; eine Ueberzeugung, die ihm noch von Niemandem umgeſtoßen worden ſei".

Die Geiſtlichen eröffnen ihm, daß er wahrſcheinlich in Bälde ſterben müſſe; aber auch damit erſchüttern ſie ihn nicht. „Er äußert", fährt der Bericht der Geiſtlichen fort, „ſeine Geſinnung mit ſteigender Wärme und dringt auf's Stärkſte in uns, daß wir es einmal für bekannt annehmen, er ſei ſeiner Sache gewiß; auch wenn er ſterben müſſe, werde er mit dem vollen Bewußtſein, das Schickſal nicht verdient zu haben, in den Tod gehen und es dem ewigen Richter anheimſtellen, ſein Recht auszuführen".

Aber noch iſt es Bodmer unmöglich, an ſeine Hinrichtung zu glauben. „Wenn er auch bisweilen den Todesgedanken Raum gibt", ſo berichten die Geiſtlichen an die Regierung, „ſo unterbricht er ſich doch bald wieder und pflegt auszurufen:

„Nein ich hoffe, ich hoffe doch, es werde nicht geſchehen, es werde in Zürich, wo man ſelbſt den ſtrafbarſten Miſſethäter nicht ohne ſchweres Bedenken hinrichtet, da werde kein unſchuldiges Blut vergoſſen werden".

Und in der That, es wurde auch kein unſchuldig Blut vergoſſen, Dank der Fürſprache des edlen Joh. Caſpar Lavater. Zwar erklärte der Rath der Zweihundert einſtimmig, Bodmer habe durch ſein Verbrechen den Tod verdient; „dennoch aber", ſagt das Urtheil wörtlich, „ſoll er aus beſonderer Gnade dahin verurtheilt ſein, daß er Morgens um 8 Uhr (nach vorangegangenem Läuten der drei Zeichen) auf dem Fiſchmarkt ſein Urtheil anhören, hernach vorwärts gebunden auf den Richtplatz geführt, daſelbſt auf den Rabenſtein knien, durch den Scharfrichter das Schwert über ihn geſchwungen und er nach Anzeige ſeiner Begnadigung durch den Herrn Reichsvogt zu lebenslänglicher Gefangenſchaft in das Zuchthaus gebracht werden ſolle; in der beſtimmten Meinung, daß niemals eine Bittſchrift für ſeine Loslaſſung angenommen und ſein Hab und Gut an die Kriegskoſten auf Gnade hin konfiszirt werde".

Noch folgten über 200 weitere Strafurtheile; auch die Gemeinde Stäfa als ſolche wurde um 60 000 fl. gebüßt.

Jetzt wähnte man die Ruhe auf der Landſchaft für lange Zeit befeſtigt zu haben; man rühmte ſich ſogar in amtlichen Aktenſtücken des wohlthätigen Erfolges der angewendeten Strenge.

Da urplötzlich ändert ſich die Szene. Eine franzöſiſche Kriegsmacht nähert ſich der Schweiz. Franzöſiſche Truppen beſetzen Ende Dezember 1797 das Bisthum Baſel. Am 13. Januar 1798 verlangt Baſelland Vereinigung der Landbürger mit den Stadtbürgern mit gleichen Rechten und Freiheiten. Am 20. Januar erklärt der Große Rath von Baſelſtadt, daß er dieſe Forderung einhellig angenommen habe. Am 24. Januar bricht die Revolution im Waadtlande aus; am 27. Januar rücken die Franzoſen auch dort ein; im Thurgau und Toggenburg er-

richtet man Freiheitsbäume. — Es beginnt überall, es beginnt auch im Kanton Zürich wieder unruhig zu werden. Am See finden neue Versammlungen statt; es werden auf's Neue Ausschüsse bestellt.

Jetzt — am 29. Januar 1798 — proklamirt der Rath der Zweihundert der Stadt Zürich einstimmig eine vollkommene Amnestie, beschließt Rückerstattung der Bußen und Kriegskosten und der konfiszirten Güter; er anerbietet sich ferner zur Beförderung der so nöthigen Eintracht zwischen Stadt und Land allen Herrschaften oder Gemeinden der Landschaft auf Verlangen auch die Waldmannischen und Kappelerbriefe zurückzugeben; ja er beauftragt jetzt sogar den geheimen Rath, schleunigst zu berathen, „auf was für Art und Weise die genossenen alten Rechte und Freiheiten der Landschaft neuerdings befestigt und derselben auch neue Rechte und Freiheiten ertheilt werden können". Noch mehr: M. G. Herren und Oberen erklären sich schon jetzt bereit, „diese neuen Rechte zu Handen der sämmtlichen Herrschaften und Vogteien durch besondere Instrumente feierlich zu verbriefen und deren genaue Befolgung bei der jedesmaligen Huldigung durch die Ober- und Landvögte eidlich zusichern".

Zu spät; ihr Wort findet kein Vertrauen mehr; denn wer bürgt der Landschaft dafür, daß der Rath nicht später, sobald die Gefahr vorüber, die Berufung auf diese Briefe ebenfalls als todeswürdiges Verbrechen verfolgen werde?

Mit Mühe nur, durch Bitten und Flehen, bringt die Regierung im ganzen Lande zwei Bataillone zusammen, um dem von den Franzosen bedrohten Bern Hülfe zu leisten.

Dagegen versammeln sich am 3. Februar 1798 in der Kirche zu Wädensweil die Ausschüsse von 70 Gemeinden und verlangen:

„Enge Vereinigung der Stadtbürger mit den Landbürgern zu Einem Körper mit gleichen Rechten und gleichen Freiheiten".

In dieser höchst bedenklichen Lage des Vaterlandes entschließt sich der Rath der Zweihundert auch zu diesem Zugeständniß.

Unterm 5. Februar 1798 proklamirt er mit ausdrücklicher Zustimmung seiner „guten löblichen Bürgerschaft" förmlich und feierlich: „daß eine durchaus vollkommene Freiheit und Gleichheit aller und jeder politischen und bürgerlichen Rechte zwischen den Einwohnern der Stadt und des Landes und der Munizipalstädte festgesetzt sein solle".

Schon am 21. Februar tagt auf dem Rüden ein Landesausschuß von 176 Abgeordneten, zu ¾ aus Landbürgern, zu ¼ aus Stadtbürgern bestehend, zur Berathung einer neuen Verfassung.

An der Stelle der souveränen Stadt steht nunmehr der souveräne Kanton.

Aber kaum erstanden, geht derselbe für kurze Zeit unter in der einen und untheilbaren helvetischen Republik, und es beginnt nun die Stadt ihr Leben als bloße Gemeinde.

Auch nach dem Sturze der Helvetik erlangt sie ihre verlorene Souveränität nicht wieder; diese ist für immer dahin.

Dagegen gelangte die Stadt durch die Napoleonische Mediationsverfassung wenigstens in eine bevorrechtete Stellung gegenüber der Landschaft.

Zwar erklärt diese Verfassung ausdrücklich, es gebe in der Schweiz keine Vorrechte des Ortes und der Geburt; allein nichtsdestoweniger garantirt sie der Stadt ⅓ sämmtlicher Mitglieder des großen Rathes und begünstigt dieselbe auch durch das indirekte Wahlsystem. Schon in der ersten Sitzung des Großen Rathes zeigte es sich, daß die Aristokraten über mindestens 100 entschlossene Stimmen, ihre Gegner bloß über 80 bis 90 verfügten.

Natürlich waren die Aristokraten ihren Gegnern auch an Geschäftstüchtigkeit, Reichthum und Ansehen weit überlegen; natürlich scheuten sich diese Aristokraten auch nicht, ihr Ueber-

gewicht im Interesse der Stadt rücksichtslos auszubeuten. So besetzten sie den Regierungsrath mit 20 Stadtbürgern und 5 Landbürgern (4 Landbürger mußten nach der Verfassung gewählt werden).

Und mit welch' gewaltiger Macht hatte die Verfassung diese zu $^4/_5$ aus Stadtbürgern bestehende Regierung ausgerüstet! Nicht nur waren alle wichtigen Wahlen in ihren Händen; auch alle Vorschläge zu Gesetzen, Verordnungen und andern Souveränitätsrechten gingen einzig und allein von ihr aus. Der Große Rath hatte blos das Recht der unbedingten Annahme oder unbedingten Verwerfung; nicht das Geringste konnte er ändern.

Auf der Landschaft waren Tausende erbittert, daß die vor fünf Jahren feierlich proklamirte Rechtsgleichheit nicht mehr gelten sollte. Als nun gleich beim ersten Auftreten des neuen Regimentes den Gemeinden noch das Recht versagt wurde, ihre Zunftrichter, Lehrer und Geistlichen zu wählen; als man ihnen für die letzteren nicht einmal ein Vorschlagsrecht gestattete; als die verfassungsmäßig zugesicherte Loskäuflichkeit des Zehnten durch drückende Bestimmungen fast unmöglich gemacht wurde und ehrerbietige Vorstellungen kein Gehör fanden, verweigerten viele Gemeinden, manche tumultuarisch, den Huldigungseid.

Doch wäre die Ruhe durch Milderung des harten Zehntenloskaufsgesetzes leicht herzustellen gewesen. Allein die Regierung fand es nicht für nöthig, dem Großen Rathe von den Beschwerden der Landschaft Kenntniß zu geben; sie zog vor, sich vorerst des Beistandes des Landammanns der Schweiz zu versichern und dann von sich aus sofort zur Gewalt zu schreiten.

So kam es denn am 28. März 1804 auf der Bocken zum blutigen Kampf. Wieder füllen sich die Gefängnisse; noch einmal raucht das Blut von drei Landbürgern auf dem Schaffot und einer stirbt durch Pulver und Blei.

Mannhaft gehen alle in den Tod. „Ich muß sterben, aber

unschuldig; der Feind hat mich gerichtet", sagte Schneebeli beim Abschied von den Seinigen.

Nun Stille auf der Landschaft; Stille sogar, als nach dem Sturze Napoleons der Große Rath die Mediationsverfassung von sich aus durch eine andere ersetzte, welche der Stadt noch größere Vorrechte einräumte.

Zwar stellte die Verfassung von 1814 das Unterthanenverhältniß nicht wieder her (an der Festigkeit einiger damaliger Staatslenker scheiterten diesfallsige Gelüste eines Theils der städtischen Bürgerschaft); zwar sicherte dieselbe allen Bürgern des Kantons auch für die Zukunft die gleiche Freiheit mit Bezug auf Gewinn und Erwerb zu; allein sie garantirt jetzt der Stadt 130 Stellen im Großen Rathe, den Landbürgern blos 80. Es kommt also in der Stadt schon auf ungefähr 100 Seelen ein Kantonsrath, auf der Landschaft erst auf ungefähr 2200. Somit ist die höchste Gewalt und damit auch die Regierung durchaus wieder in Händen der Stadt.

Ich öffne den Staatskalender von 1825 und sehe, daß das Verhältniß der Stadtbürger zu den Landbürgern ist im Regierungsrathe wie 20 : 5; im Obergericht wie 12 : 2; im Erziehungsrathe wie 14 : 1; im Kirchenrathe wie 18 : 0; im Stabspersonal wie 20 : 2; bei den Oberamtmännern wie 8 : 3. Von den bezeichneten 105 Stellen haben also die Stadtbürger 92; die Landbürger blos 13 inne.

Nun finden wir unter jenen 92 Stadtbürgern auch einige entschieden fortschrittlich gesinnte Männer, so einen Paulus Usteri, einen L. Meyer von Knonau, einen J. J. Hottinger; allein in wichtigen und entscheidenden Fragen vermögen sie nicht durchzudringen. Die große Mehrheit der Behörden glaubt ihr Mandat von der Stadt und nicht vom ganzen Kanton zu haben und daher in allen Dingen vorerst das Interesse der Stadt berücksichtigen zu müssen.

Und damit der Landschaft ihr untergeordnetes Verhältniß

zur Stadt wieder recht klar werde, so hausen jetzt in den ehemals landvögtlichen Schlössern die von der Regierung fast ausschließlich aus Stadtbürgern bestellten Oberamtmänner mit beinahe unbeschränkter Gewalt in Verwaltungs- und Rechtssachen.

Dennoch murrt die Landschaft nicht, obgleich sie weder die alten Landvögte noch die Zusicherung vollkommener Rechtsgleichheit vom 5. Februar 1798 vergessen hat.

Doch hört sie mit steigendem Interesse, wie in der Stadt selbst ein Häuflein jüngerer, wissenschaftlich gebildeter Männer der Regierung eine immer rücksichtslosere Opposition macht; wie diese Männer, zwar nicht auf Gleichstellung der Landschaft mit der Stadt, aber doch auf Freiheit der Presse, Trennung der Gewalten, Reform der Verwaltung und Rechtspflege, Hebung der Volksbildung dringen und selbst an den Personen einzelner Regenten so scharfe Kritik üben, daß diese bereits ein unheimliches Grauen beschleicht.

Da stürzt in Paris im Juli 1830 das absolute Regiment Karls X., des Unterdrückers der freien Presse. Auf's Neue geht eine freiheitliche Bewegung elektrisch durch die Völker. Es erhebt sich auch die Landschaft des Kantons Zürich. Aus allen Theilen derselben, selbst aus dem bisher so ruhigen Winterthur, strömen sie am 22. November 1830 nach Uster und verlangen da in imposanter, selbstbewußter Volksversammlung Anerkennung der Grundsätze der Rechtsgleichheit und Volkssouveränität, Revision der Verfassung durch einen neu zu wählenden Großen Rath zu $\frac{2}{3}$ aus Landbürgern, zu $\frac{1}{3}$ aus Stadtbürgern bestehend.

Schon drei Tage später entspricht der Große Rath dem Begehren und zwar einstimmig; so allgemein ist jetzt das Gefühl der Unhaltbarkeit der bisherigen Zustände.

Bereits im März 1831 tritt die neue Verfassung in Kraft, in Kraft durch den Willen des gesammten Zürcherischen Volkes. Mit dem erdrückenden Mehr von 40 503 Stimmen gegen 1702

hatte sie die Aktivbürgerschaft, mit 1791 gegen blos 138 Stimmen selbst die Stadt angenommen.

Allseitig anerkannt ist jetzt der Grundsatz der Volkssouveränität und der Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetze; getrennt sind nunmehr die Gewalten und gewährleistet das Petitionsrecht, die persönliche Freiheit, die Preßfreiheit, die Niederlassungsfreiheit, und im Princip auch die Handels- und Gewerbefreiheit.

Zwar gewährt die Verfassung den Stadtbürgern noch einen Drittheil sämmtlicher Stellen im Großen Rathe, aber schon im Jahr 1838 wird auch dieses Vorrecht ohne irgend welchen ernstlichen Widerstand von Seiten der Stadtbürger aufgehoben! Im Jahr 1798 besetzte die Stadt diesen Rathsaal noch ganz; von 1814—1831 zu $\frac{2}{3}$; von 1831—1838 zu $\frac{1}{3}$; jetzt blos noch im Verhältniß ihrer Bevölkerung, vielleicht zu $\frac{1}{13}$.

Der Sieg der „Bauern" ist womöglich noch vollständiger als der der Handwerker über die Konstafel.

Auch auf ihren Sieg folgt, wie auf denjenigen der Patrizier über die Aebtissin, den der Handwerker über die Patrizier, ein neuer Aufschwung in unserm Gemeinwesen; denn nun finden die Vertreter der Landschaft auch hochbegabte Führer in den Reihen der liberalen Städter.

Unter ihren wuchtigen Schlägen fallen Tortur, Pranger und Galgen, diese Ueberbleibsel barbarischer Strafjustiz; es fallen die Thore, Mauern und Wälle der Stadt und damit auch die Versuchung der Stadtbürger, der Landschaft hinter denselben Trotz zu bieten. Es fallen die alten Zunfteinrichtungen und die Zölle; es fällt selbst das uralte Chorherrenstift zum Großmünster.

Allein diese Männer verstehen nicht blos niederzureißen, sondern auch aufzubauen. Ich erinnere blos an die gänzliche Umgestaltung der Civil- und Strafrechtspflege; an das klare Strafgesetzbuch, durch welches sie der Willkür des Richters eine Schranke gesetzt; an das schöne Straßennetz, womit sie die

verschiedenen Gegenden des Kantons verbanden; an den Kranz von Bildungsanstalten, von der allgemeinen Volksschule bis zur Hochschule, mit welcher sie in unglaublich kurzer Zeit das Land geschmückt; an die Reform des Finanz-, des Gesundheits-, und Armenwesens.

Selbst die Kirche glaubten sie reformiren zu sollen.

Aber man versucht nicht ungestraft, das Werk eines Jahrhunderts in einem Jahrzehnt zu thun.

Jene schöpferische Regierung fiel, wie einst diejenige Waldmanns, durch einen allgemeinen Volksaufstand; allein ihre Werke blieben bestehen und an die Grundsäulen der Verfassung wagte Niemand Hand anzulegen.

IV. Die Niedergelassenen und die Bürger.

Noch bleibt mir übrig, mit ein paar Worten den vierten Akt unseres Dramas zu charakterisiren: den Kampf der Niedergelassenen gegen die Bürger. Dieser Kampf spielt in allen Gemeinden des Kantons, aber in der Stadt nimmt er ein eigenthümliches Gepräge an.

Im Anfang der dreißiger Jahre glich Zürich fast einer von der Landschaft eroberten Stadt. Mit Unwillen nur sah der größte Theil der Stadtbürger, wie das Bauernregiment in wilder Hast Thore, Mauern und Wälle niederriß und wie von Tag zu Tag sich das Aeußere Zürichs änderte. Sie fürchteten, ihre altehrwürdige Stadt werde zum bloßen Dorfe herabsinken.

Nun strömten gar noch von allen Seiten die Angehörigen der Landschaft nach Zürich, um sich in der Stadt oder vor der Stadt niederzulassen und den Bürgern auf allen Gebieten, namentlich aber in Handel und Gewerbe eine mörderische Konkurrenz zu machen. Das war für manchen ehrenwerthen Städter eine schwere Zeit.

Aber man glaubte sich in der Stadt wenigstens mit Einem trösten zu können: Die ganze Gemeindeverwaltung lag

noch ganz und ausschließlich, sowohl rechtlich als faktisch in den Händen der Stadtbürger; auf dem Stadthause wenigstens flatterte die Stadtfahne noch intakt. Die Niedergelassenen waren von jeder Theilnahme an der Gemeindeverwaltung ausgeschlossen.

Zwar war das unter der Helvetik und theilweise auch unter der Mediationsverfassung anders gewesen; 1814 aber hatte man den Niedergelassenen ihre Rechte wieder entzogen und die Verfassung von 1831 sanktionirte einfach das Bestehende.

Allein war das nicht eine arge Inkonsequenz? Sind denn die Gemeindeangelegenheiten eine Privatangelegenheit ihrer Bürger? Ruht nicht auf den Gemeinden der Staat? Haben nicht die Niedergelassenen an guten Schulen, guten Straßen, an einer guten Gemeindepolizei dasselbe Interesse wie die Bürger? Müssen sie nicht wie diese alle Gemeindelasten mittragen? Beruht nicht der Wohlstand vieler Gemeinden auf dem Zuzuge der Niedergelassenen? Und wenn, was Niemand leugnen wird, die Theilnahme an der Gemeindeverwaltung eine vortreffliche politische Schule ist, wie kann denn die Verfassung die Niedergelassenen von derselben ausschließen? Kann man da Angesichts solcher Beschränkungen noch von wahrer Niederlassungsfreiheit sprechen?

Nein, es ist ganz klar:

Nach demselben Prinzipe, nach welchem die Aebtissin den Geschlechtern die Selbstverwaltung ihrer städtischen Angelegenheiten nicht verwehren konnte, nach demselben Prinzipe, nach welchem die Geschlechter ihre Herrschaft mit den Handwerkern, die Städter die Herrschaft mit den Landbürgern theilen mußten, nach demselben Prinzipe müssen jetzt die Bürger — diese alten Geschlechter in den Gemeinden — ihre Herrschaft mit den Niedergelassenen theilen.

Und so geschah es auch. Gegenwärtig sind die schweizerischen Niedergelassenen den Bürgern in Gemeindesachen fast durchweg gleichgestellt.

Zuerst brach sich das Prinzip Bahn auf dem Gebiet der Schule; etwas früher auf dem Lande, etwas später in der Stadt, die in dieser Beziehung in Folge eines besonderen Gesetzes noch eine bevorzugte Stellung hatte.

Noch in den fünfziger Jahren hatten die Niedergelassenen zum städtischen Schulwesen rein nichts zu sagen. Die städtischen Schulen waren ihren Kindern zwar nicht verschlossen, aber wenn sie das hohe Schulgeld von 12 bis 20 Franken für einen Primarschüler nicht bezahlen konnten oder bezahlen wollten, so mochten sie ihre Kinder in die von mildthätiger Hand gestiftete Armenschule zum Brunnenthurm schicken. Eine Knabensekundarschule gab es nicht.

Endlich verlangten die Niedergelassenen, im Schulwesen in der Stadt nicht schlechtern Rechtes zu sein, als in jeder Landgemeinde.

Die Forderung war selbstverständlich nicht abzuweisen, zumal die Niedergelassenen bereits in der Stadt die Mehrheit bildeten. Aber gerade das war der Stein des Anstoßes bei einem Theile der Bürgerschaft. Wie, die Bürgerschaft sollte durch Herstellung einer einheitlichen Schulgemeinde in die Minderheit sich begeben?

Unmöglich!

„War es da," sagte man allen Ernstes und tiefbekümmert, „nicht eine Pflicht der Behörde gegen die vorangegangene und die kommende Generation, wenigstens die hergebrachten bürgerlichen Schulen gegen die Fluktuationen einer so zahlreichen, allen Zufälligkeiten preisgegebenen Gemeindeversamlung sicher zu stellen?"

Daher verlangten die, welche so sprachen, einen doppelten Schulorganismus für die Stadt Zürich: Bürgerliche Schulen unter einer bürgerlichen Behörde, Gemeindeschulen unter einer besonderen Gemeindeschulpflege.

Doch siegt auch hier und zwar unter der Bürgerschaft elbst schließlich der Einheits- und Solidaritätsgedanke: Nur Eine städtische Schulgemeinde; nur Eine Stadtschul-

pflege; nur Ein Schulfond. Ja die neue, nunmehr aus Bürgern und Niedergelaſſenen beſtehende Schulgemeinde geht noch einen Schritt weiter: Einſtimmig beſchließt ſie 1860 auf Antrag der neuen Stadtſchulpflege, daß in Zukunft in Zürich wie in allen andern Gemeinden des Kantons nur noch Eine, die Kinder aller Volksklaſſen umfaſſende Primarſchule beſtehen ſoll; daher ſeien die beiden Schulanſtalten, in welche die Primarſchule der Stadt Zürich bis anhin zerfiel, nämlich die ſtädtiſche Knaben- und Mädchenſchule und die ſogenannte Gemeindeſchule im Brunnenthurm in Eine Primarſchule verſchmolzen!

Jetzt iſt die letzte Poſition, welche die Stadtbürger noch inne gehabt, genommen. Die rein bürgerliche Fahne auf dem Stadthauſe iſt verſchwunden. In der Gemeindeverſammlung ſind die Niedergelaſſenen mit mehr als tauſend Stimmen in der Mehrheit, obgleich gegenwärtig jeder aufrecht ſtehende Schweizerbürger nach zehnjähriger Niederlaſſung in der Stadt ſogar ohne Einkauf das Stadtbürgerrecht erwerben kann. Die ſtädtiſchen Behörden fühlen ſich nun als Vertreter der geſammten ſchweizeriſchen Einwohnerſchaft Zürichs.

Beginnt nun der Niedergang der Stadt?

Geht jetzt des Dichters Spruch in Erfüllung?

„Wo rohe Kräfte ſinnlos walten,
Da kann ſich kein Gebild geſtalten:
Wo ſich die Völker ſelbſt befrei'n,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n."

Nein. Auch diesmal wieder bezeichnet das Eintreten eines neuen Volkskreiſes in das öffentliche Leben die Zeit eines neuen Aufſchwunges. Jetzt reißen die Bürger — noch ſind ſie in den ſtädtiſchen Behörden in der Mehrheit und werden es wohl noch lange ſein, — im fröhlichen Verein mit den Niedergelaſſenen das letzte Thor, den letzten Thurm noch ein, und Zürich erhebt ſich im Glanze der Neuzeit, wie eine Roſe unter den Schweizerſtädten.

Jetzt gilt ein anderer Spruch deſſelben Dichters, das Wort, das der Freiherr von Attinghauſen ſprach, als er von Stauffacher hörte, im Rütli habe der Landmann nur geſchworen:

„Hat ſich der Landmann ſolcher That verwogen,
Aus eignem Mittel, ohne Hilf' der Edlen,
Hat er der eignen Kraft ſoviel vertraut —
Ja, dann bedarf es unſerer nicht mehr,
Getröſtet können wir zu Grabe ſteigen,
Es lebt nach uns — durch andre Kräfte will
Das Herrliche der Menſchheit ſich erhalten.
Aus dieſem Haupte, wo der Apfel lag,
Wird Euch die neue beß're Freiheit grünen;
Das Alte ſtürzt; es ändert ſich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen."

(732)

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerſtr. 17 a.

Die

Anfänge der Eiſenkultur.

Von

Moritz Alsberg.

33860

Berlin SW., 1885.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vor

Wenn es wahr iſt, was Niemand bezweifelt, daß die Benutzung von Werkzeugen und mechaniſchen Hilfsmitteln eines der hauptſächlichſten Merkmale darſtellt, wodurch ſich der Menſch vom Thier unterſcheidet, ſo muß die erſte Verwendung von Metallen zur Herſtellung von Geräthen und Waffen als eines der wichtigſten Ereigniſſe in der Geſchichte der menſchlichen Kulturentwickelung betrachtet werden. Im Gegenſatz zu jenem ungezählte Jahrtauſende umfaſſenden Zeitraum, während deſſen durch die Unvollkommenheit der aus Stein, Knochen, Horn und Holz beſtehenden Werkzeuge und Geräthſchaften dem auf niederer Bildungsſtufe befindlichen Menſchen der Kampf um's Daſein außerordentlich erſchwert wurde — im Gegentheil hierzu hat die Benutzung von Metallen zu den beſagten Zwecken die Ueberlegenheit des Menſchen über die Thierwelt erſt völlig geſichert. Dieſelbe bezeichnet auch inſofern einen Wendepunkt in der Geſchichte der Menſchheit, als die aus dem Metallgebrauch hervorgehende größere Freiheit und Selbſtſtändigkeit des Menſchengeſchlechts allmählig politiſches Bewußtſein heranreifen ließ und auf dieſe Weiſe den Anſtoß gab zur Errichtung von Denkmälern — dazu beſtimmt, die Erinnerung an bedeutſame Ereigniſſe auf kommende Generationen zu vererben — ſowie zu jenen Aufzeichnungen, welche für die hiſtoriſche Forſchung von größter Wichtigkeit ſind. Da aber die ſoeben erwähnten Hülfsmittel der Geſchichtsſchreibung einem Kulturzuſtande ihre Ent-

ſtehung verdanken, welcher erſt nach der Einführung der Metalle ſich allmählig entwickelte, ſo darf es nicht verwundern, daß wir über Urſprung und Verbreitung der metallurgiſchen Kenntniſſe nur wenige und ſehr unvollſtändige hiſtoriſche Zeugniſſe beſitzen. Trotzdem erſcheint es wohl möglich über die Umſtände, unter denen ſich die Einführung der Metalle bei verſchiedenen Völkern und in verſchiedenen Ländern vollzogen hat, Genaueres zu erfahren — letzteres um ſo mehr, als Sagen und dichteriſche Ueberlieferungen, ferner die aus ſprachlichen Bezeichnungen zu ziehenden Schlüſſe, ſowie vor Allem die in den Gräbern und Trümmerſtätten der Vorzeit erhaltenen Metallobjekte, die Reſte uralter Bergwerke und Induſtrieanlagen u. ſ. w. dem Urgeſchichtsforſcher behufs Löſung des in Rede ſtehenden Problems wichtiges Material bieten. — Im Nachfolgenden wollen wir verſuchen, den Einfluß, welchen ſpeziell das Eiſen in vor- und frühgeſchichtlicher Zeit auf den Entwicklungsgang der Menſchheit ausgeübt hat, in ſeinen Hauptumriſſen darzulegen.

Daß von allen Metallen das in der Natur hier und da in gediegenem Zuſtande vorkommende und nicht ſelten im Sande der Flüſſe auftretende Gold wohl zuerſt die Aufmerkſamkeit des vorgeſchichtlichen Menſchen auf ſich lenkte, iſt in hohem Grade wahrſcheinlich. Andererſeits unterliegt es aber keinem Zweifel, daß nicht die wegen ihrer Schönheit und ihres ſeltenen Vorkommens ſchon in früheſter Zeit geſchätzten Edelmetalle, ſondern vielmehr die Hartmetalle — insbeſondere Eiſen und Kupfer, ſowie die Legirung des letztgenannten Metalls mit Zinn: die Bronze — vermöge jener Eigenſchaften, welche ſie zu ſchneidenden Werkzeugen geeignet machen und indem ſie den Anforderungen kriegeriſcher und friedlicher Beſchäftigungen entſprachen, im Leben des vorgeſchichtlichen Menſchen eine hervorragende Rolle geſpielt haben. Mit der Bezwingung des Eiſens

— jener Substanz, welche als Material für Schienenwege, Wagen, Schiffe, zahllose Maschinen und Utensilien noch heute die Grundlage unserer gesammten modernen Kultur bildet — sowie mit der Erfindung der Bronze war es möglich geworden, den Widerstand der Festigkeit zu brechen, war die Aufgabe massive Bauten zu errichten, zur Erleichterung des Verkehrs Straßen herzustellen und den Betrieb zahlreicher Gewerbe und Industrien durch Herstellung geeigneter Werkzeuge und Geräthe zu fördern, außerordentlich erleichtert. — Was ferner die Frage anlangt, welchem von den beiden soeben erwähnten Nutzmetallen, dem Kupfer resp. der Bronze — oder dem Eisen in der Geschichte der menschlichen Kultur das Anciennetätsrecht zukomme, so waren es skandinavische Forscher, welche sich stützend auf die Thatsache, daß in Gräbern aus vorgeschichtlicher Zeit Bronze häufig, Eisen dagegen relativ selten angetroffen wird und daß an Fundstätten, deren hohes Alter durch anderweitige Umstände bezeugt wird, die Bronzeartikel in der Regel vorherrschen, zuerst die Ansicht aussprachen, daß dem Gebrauche des Eisens derjenige der Bronze vorausgegangen sei und daß dementsprechend von den ersten Kulturanfängen des Menschengeschlechts zur geschichtlichen Epoche vorwärtsschreitend Steinzeit, Bronzezeit und Eisenzeit unterschieden werden müsse. Wenn nun auch freilich gegen die soeben erwähnten Anschauungen während der letzten Jahre vielfach Einwände erhoben wurden und obwohl von deutschen Forschern wiederholt darauf hingewiesen wurde, daß in solchen Ländern in welchen Kupfer selten oder gar nicht, dagegen Eisenerze in allgemeiner Verbreitung angetroffen werden, von den Bewohnern wohl zuerst Eisen hergestellt worden sei — trotz dieser Einwände zählt die Lehre von der Bronzezeit d. h. einer besonderen Kulturepoche, innerhalb deren die Legirung von Kupfer und Zinn als einziges Nutzmetall im Gebrauche gewesen

ſein ſoll, in den Kreiſen der Urgeſchichtsforſcher und Archäologen immer noch zahlreiche Anhänger. Bei der Beurtheilung dieſer Verhältniſſe wird aber häufig überſehen, daß Eiſenfunde ſich hier und da — wenn auch nur in vereinzelten Fällen — erhalten haben aus Zeiten, in welcher die Bronze noch nicht nachgewieſen werden kann und daß auch in ſolchen Fällen, wo in Gräbern, Trümmerſtätten und an ſonſtigen Fundorten Eiſen fehlt, Bronze dagegen angetroffen wird, die urſprüngliche Abweſenheit des zuerſt genannten Metalls in den betr. Lokalitäten keineswegs ohne Weiteres angenommen werden darf, daß vielmehr nur unter beſonders günſtigen Umſtänden das leicht oxydirbare Eiſen der Zerſtörung durch Roſt und Bodenfeuchtigkeit entgehen konnte. Zu erwägen iſt ferner, daß auch da, wo das Eiſen in Gräbern von vornherein gefehlt hat, dieſer Umſtand für den Nichtgebrauch dieſes Metalles in der betr. Kulturepoche an und für ſich keinen Beweis liefert, daß vielmehr die größere Koſtſpieligkeit und Werthſchätzung der Bronze in vor- und frühgeſchichtlicher Zeit in vielen Fällen dazu geführt haben mag, dieſelbe mit Ausſchluß von Eiſenobjekten den Todten mit in's Grab zu geben. Endlich ſind es — und dies iſt ein Punkt, der nicht genug hervorgehoben werden kann — vor Allem metallurgiſche Gründe, welche die obenerwähnte Theorie von einer dem Gebrauche des Eiſens vorangehenden Bronzezeit in hohem Grade zweifelhaft erſcheinen laſſen. Fragen wir nämlich, wie wir uns die erſte Darſtellung der Bronze vorzuſtellen haben, ſo iſt zwar die Möglichkeit, daß ein zufälliges Zuſammenſchmelzen von Kupfer- und Zinnerzen zur Erfindung der Bronze geführt habe, nicht ausgeſchloſſen; andererſeits deutet aber das Innehalten eines beſtimmten Miſchungsverhältniſſes, wie es ſich bei der überwiegenden Mehrzahl der prähiſtoriſchen Bronzen mit Sicherheit nachweiſen

läßt, darauf hin, daß die Kenntniß und Ausschmelzung des metallischen Kupfers und Zinnes der Herstellung der Legirung vorausgegangen ist. Praktisch läuft also die Entscheidung der Frage, ob Bronze oder Eisen zuerst zur Herstellung von Geräthschaften und Waffen benutzt wurde, darauf hinaus, ob Kupfer oder Eisen am Frühesten bekannt war. Was letzteren Punkt anlangt, welcher, wie oben bemerkt, durch historische Beweismittel nicht entschieden werden kann, so hebt Beck[1]) hervor, daß keineswegs, wie man irrthümlicherweise häufig annimmt, technische Gründe für die Priorität des Kupfers sprechen. Allerdings wird dieses Metall häufig in gediegenem Zustande angetroffen, aber doch nur an wenigen Orten (wie z. B. am Oberen See in Nordamerika) in solchen Massen, daß man dasselbe direkt zu Werkzeugen verarbeiten kann. Für die Gewinnung im Großen kam vielmehr, wie dies noch heutzutage der Fall ist, auch in vor- und frühgeschichtlicher Zeit lediglich die Darstellung des Metalles aus seinen Erzen in Betracht, wobei wir mit ziemlicher Sicherheit voraussetzen dürfen, daß sowohl Kupfer wie Eisen in der Vorzeit aus ihren oxydischen Erzen (die heutzutage vielfach Verwendung findenden Schwefelerze stellen der Bearbeitung größere Schwierigkeiten entgegen als die Oxyderze) dargestellt wurden. — Dies nur beiläufig. Um auf die Frage zurückzukommen, ob die Darstellung des Kupfers oder diejenige des Eisens älteren Ursprungs ist, so sind 2 Punkte in dieser Streitfrage von hervorragender Wichtigkeit, nämlich 1. die Thatsache, daß Kupfererze weit weniger verbreitet sind als Eisenerze (ein Umstand der durch die auffallendere Färbung der zuerst erwähnten Substanzen keineswegs ausgeglichen wird) sowie 2. die Thatsache, daß die Gewinnung des Eisens aus seinen Erzen aus sogleich zu erwähnenden Gründen für den vorgeschichtlichen Menschen eine weniger schwierige Aufgabe war als diejenige

des Kupfers aus den Kupfererzen. Während man nämlich, um das zuletzt erwähnte Metall aus seinen Erzen abzuscheiden, letztere bis über den Schmelzpunkt des Kupfers (1100° C.) hinaus erhitzen muß, besitzt das Eisen, dessen Schmelzpunkt allerdings noch etwas höher als derjenige des Kupfers gelegen ist, die wichtige Eigenschaft, schon vor dem Schmelzen in einen wachsartigen Zustand überzugehen, in welchem die einzelnen Theilchen leicht zu einem Klumpen zusammenkleben, und wird es auf diese Weise möglich, schon bei verhältnißmäßig niedriger Temperatur (ca. 700° C.) das Eisen als eine lose zusammenhängende, schwammartige Masse, die sich aber durch wiederholtes Glühen und Ausschmieden wie unser Stabeisen zu jedem beliebigen Zwecke verarbeiten läßt, aus seinen Erzen abzuscheiden. Daß aber gerade der soeben erwähnte Punkt, nämlich die Gewinnung des Eisens bei niedriger Temperatur für die Entscheidung der Prioritätsfrage von höchster Bedeutung ist, unterliegt wie schon bemerkt, keinem Zweifel. Speziell in der Erreichung hoher Schmelztemperaturen lag für die in ihren Hülfsmitteln beschränkten Metallurgen des Alterthums und der vorgeschichtlichen Zeit die größte Schwierigkeit — eine Schwierigkeit, die heutzutage nur durch zweckentsprechende Konstruktion des Schmelzapparats, gute Qualität des Brennmaterials und geeignete Windzuführung überwunden wird.

Aus dem Gesagten dürfte wohl zur Genüge hervorgehen, daß die metallurgischen Thatsachen der Theorie von einer dem Gebrauche des Eisens vorangehenden Bronzezeit keineswegs das Wort reden. Während einerseits angenommen werden muß, daß in jenen vereinzelten Lokalitäten, wo gediegenes Kupfer in größerer Menge sich vorfand, dieses Material als erstes Nutzmetall verwendet wurde, so ist es andererseits doch wahrscheinlich — wir sagen: wahrscheinlich; denn eine endgültige Ent-

ſcheidung dieſer Frage muß der Zukunft vorbehalten bleiben — daß der vorgeſchichtliche Menſch Eiſen im Allgemeinen früher als Bronze darſtellte. Zu letzterem Schluſſe führt auch die Erwägung, daß die Herſtellung von Bronzegeräthen und Waffen, inſofern als ſie die Kenntniß des Kupferausbringens, des Zinnſchmelzens und der Kunſt zu formen und zu gießen bedingt, einen Kulturzuſtand vorausſetzt, höher als derjenige, welchen die Gewinnung und Verarbeitung des Eiſens erheiſcht, und daß die Erfindung der Legirung bereits einen bedeutenden Fortſchritt in der Metallurgie darſtellt. Auch liegt es auf der Hand, daß wegen des ſeltenen Vorkommens der Zinnerze, reſp. der Entfernung der Bezugsquellen von den Kulturcentren der alten Welt die Bronze erſt zu einer Zeit, wo bereits ein ausgedehnter Handelsverkehr exiſtirte, eine allgemeine Verbreitung und Verwendung finden konnte. — Um auf die Gewinnung des Eiſens zurückzukommen, ſo darf nicht überſehen werden, daß dieſes Metall, wie es mit den beſchränkten Hülfsmitteln des vor- und frühgeſchichtlichen Menſchen durch einfache Reduktion des Eiſenſteines hergeſtellt wurde, im Anfang noch unrein und unvollkommen war, daß, ob ein härteres (ſtahlartiges) oder weicheres (unſerm Schmiedeeiſen ähnliches) Produkt fiel, zum Theil von der Natur der Erze, zum Theil auch von Zufälligkeiten abhängig war und daß die Technik des Eiſenguſſes — bei allen Metallen iſt die Kunſt des Schmiedens als der einfachere Prozeß derjenigen des Gießens vorausgegangen — nicht nur in prähiſtoriſcher Zeit, ſondern, wie es ſcheint, während des ganzen Alterthums, ja bis gegen den Schluß des Mittelalters unbekannt geblieben iſt. — Bezeugt wird das hohe Alter der Eiſeninduſtrie durch eine Anzahl anderer Umſtände, die mir bei Betrachtung der Verwendung des Eiſens bei verſchiedenen Völkern und in verſchiedenen Ländern zu er-

wähnen Gelegenheit haben werden. Für den Augenblick sei hier nur bemerkt, daß die meisten alten Völkern den Ursprung oder die Entdeckung des Metalles einem Gott oder einem göttlichen Wesen — die Egypter dem Osiris, die Römer dem Vulkan, die Germanen dem Odin, die Griechen dem Kadmos, dem Prometheus, den Kabiren u. s. w. — zuschrieben und daß auch diejenigen Angaben, welche in das Gewand der Geschichte gekleidet erscheinen, wie z. B. diejenige der parischen Marmorchronik — wonach phrygische Daktylen das Eisen im Jahre 1432 v. Chr. entdeckt hätten — und die Mittheilung der chinesischen Annalen — derzufolge das Eisen in China um 2940 v. Chr. erfunden wäre — in das Gebiet der Sage zu verweisen sind.

Eine Frage, die wir nicht unerörtert lassen dürfen, ist die, ob nicht die Eisenindustrie in vor- und frühgeschichtlicher Zeit von der Verarbeitung des Meteoreisens ihren Ausgang genommen hat. Was diesen Punkt anlangt, so liegt es nahe daran zu denken, daß jene Meteoreisenklumpen, welche von Zeit zu Zeit aus dem Weltenraum auf unsere Erde niederfallen, zuerst die Aufmerksamkeit des prähistorischen Menschen erregten und von demselben zu technischen Zwecken benutzt worden seien — eine Vermuthung zu deren Gunsten die Thatsache angeführt worden ist, daß Meteoreisen sich zu einer harten, allerdings zugleich spröden Masse ausschmieden läßt, sowie der Umstand, daß dasselbe noch jetzt von einzelnen Völkern (so z. B. von den Bewohnern des Tolukathales in Mexiko) zu Werkzeugen und Geräthen verarbeitet wird. Andererseits darf aber nicht übersehen werden, daß die Seltenheit des Meteoreisens — dessen größere, mit den dem vorgeschichtlichen Menschen zu Gebote stehenden Hülfsmitteln nicht zu zertheilende Blöcke für die Verwendung nicht in Betracht kommen — und die Mangelhaftigkeit des aus diesem Material zu gewinnenden Produktes

die Annahme von der Verarbeitung der aus dem Weltenraum stammenden Eisenmassen in fern entlegener Zeit keineswegs unterstützen. Auch wäre selbst, wenn die gelegentliche Auffindung eines Meteoriten zu dem Versuch einer Verarbeitung geführt haben sollte, doch immer noch jenes andere Verfahren — nämlich die Ausschmelzung der Eisenerze — aufzufinden gewesen, dessen Kenntniß allein zu einer metallurgischen Industrie führen konnte. Immerhin ist die wohlbeglaubigte Thatsache, daß die Natur der Meteoriten schon vor Jahrtausenden erkannt wurde, insofern von Wichtigkeit, als dieselbe zu den anderen Umständen, welche das hohe Alter der Eisenindustrie bezeugen, noch einen weiteren Beweis hinzugesellt. Wenn z. B. der Bewohner des alten Egyptens das Eisen als Baaenepe (koptisch benipe) d. i. Metall des Himmels, der Hellene dasselbe als σιδηρος — ein Wort, welches ursprünglich wohl die nämliche Bedeutung hatte — bezeichnet, so erhellt daraus, daß er sich der Identität des Meteoreisens und der aus den Eisenerzen gewonnenen Substanz sehr wohl bewußt war und damit ist zugleich erwiesen, daß diese Völker zur Zeit, wo die besagten Bezeichnungen gebildet wurden, mit der Gewinnung resp. Verarbeitung des Metalles bereits vertraut waeen.

Unsere Ansicht, daß nicht etwa, wie vielfach angenommen wird, der Gebrauch der Bronze demjenigen des Eisens vorausgegangen sei, sondern daß vielmehr beide Substanzen von gleich hohem Alter seien, wenn nicht gar die Darstellung und Verwendung des Eisens für älter als diejenige der Bronze gelten muß — diese Ansicht haben wir im Vorhergehenden zum Theil damit motivirt, daß wir auf die im Verhältniß zur Ausschmelzung der Kupfererze einfache Gewinnung des Eisens aus seinen Erzen aufmerksam machten. Was diesen Punkt anlangt, so sind die Erfahrungen, welche wir über die Eisenindustrie

der Neger besitzen, insofern von höchstem Interesse, als sie zeigen, wie Völker, welche im Uebrigen noch auf sehr niedriger Kulturstufe stehen und in ihren technischen Hülfsmitteln außerordentlich beschränkt sind, doch bereits das Nutzen spendende Metall aus seinen Erzen zu gewinnen verstehen. Auch gestattet die bei den afrikanischen Stämmen sich gegenwärtig findende Eisenindustrie schon deshalb einen Rückschluß auf die in vor- und frühgeschichtlicher Zeit fallende Entwicklung der Metallurgie bei den Völkern Europas und Asiens, weil jene Einflüsse, denen die zuletzterwähnten Erdtheile ihre kulturelle Entwicklung verdanken, auf die Bevölkerung des dunklen Continents entweder gar keine oder nur eine oberflächliche und vorübergehende Einwirkung ausgeübt haben und weil wir aus den übereinstimmenden Berichten von älteren und neueren Beobachtern und Reisenden schließen müssen, daß die Eisen-Gewinnung und -Bearbeitung, wie sie von den Anwohnern des Zambese, von Kaffern und Hottentoten, von Ashanti's und Guineanegern, von den Bambarra's und Maruzzi's, sowie von vielen anderen afrikanischen Stämmen betrieben wird, eine auf afrikanischem Boden autochthon entstandene Industrie ist und daß dieselbe in Folge der Isolirung dieses Erdtheils und der für fremde Kultureinflüsse wenig zugänglichen Natur des Negers Jahrtausende hindurch ihren ursprünglichen Charakter bewahrt hat. Ebenso wie bei den prähistorischen Völkern Asiens und Europas die Ausschmelzung der Erze als Ausgangspunkt aller metallurgischen Operationen zu betrachten ist, so beginnt nach den Schilderungen Schweinfurth's die Metallindustrie der centralafrikanischen Völker mit der Herstellung jener thöneren Schmelzöfen, in deren unterem Theil 4 sich diametral gegenüberstehende, zur Aufnahme von Düsen bestimmte Löcher sich befinden, durch welche mit Hülfe von höchst primitiven Gebläsevorrichtungen dem Boden des

Ofens ein ſtarker Luftzug zugeführt werden kann. Der Ofen wird bis zu ¾ mit den aus dem Holze der Mimoſe hergeſtellten Kohlen gefüllt, auf letztere wird der zerkleinerte Eiſenſtein geſchüttet und dann das Feuer von unten angezündet. Nach Verlauf von etwa 40 Stunden beginnt die Schmelzung. Schlacke und reduzirtes, unvollſtändig gekohltes und halbgeſchmolzenes Eiſen ſinken in den am Boden des Ofens befindlichen Herd hinab, wo das ſtahlartige Eiſen ſich zu einem Klumpen (Luppe) zuſammenballt, der durch eines der Formlöcher herausgezogen und ſpäter durch wiederholtes Hämmern mit Steinen und Erhitzen am Feuer des Schmiedeofens von der beigemengten Schlacke gereinigt wird. Das Produkt iſt ein zur weiteren Verarbeitung wohlgeeignetes Eiſen. — So viel über die Technik der Eiſenſchmelzung, wie ſie zufolge den Berichten der Afrikareiſenden mit unweſentlichen Abweichungen bei den meiſten eiſenproduzirenden Negerſtämmen Central- und Südafrikas ſich wiederholt. Wir haben dieſelbe eingehender beſchrieben, weil dieſes Verfahren auch bei anderen Völkern in vor- und frühgeſchichtlicher Zeit vielfach in Anwendung kam. Auch ſei hier noch darauf hingewieſen, daß während die Eiſen-Gewinnung und -Verarbeitung von afrikaniſchen Eingeborenen ſchon vor Jahrtauſenden ausgeübt wurde — (das hohe Alter der afrikaniſchen Eiſeninduſtrie wird durch gewiſſe im Nachfolgenden zu erwähnende bildliche Darſtellungen in den egyptiſchen Königsgräbern bezeugt) — Kupfer im Allgemeinen in Afrika nur ſehr ſelten verarbeitet wird und daß von den afrikaniſchen Naturvölkern kein Einziges bis jetzt weit genug fortgeſchritten iſt, um kieſiges Kupfererz verhütten zu können. — Das was wir ſoeben über das Alter der afrikaniſchen Eiſengewinnung und Verarbeitung bemerkten, gilt beſonders für die nordafrikaniſchen Gebiete, vor Allem für die Provinzen Kordofan und Darfur, welche zweifels-

ohne auf die Metallkultur des alten Egyptens einen wichtigen Einfluß ausgeübt haben. In diesen Gebieten hat z. B. Russegger auf einer Fläche von 400 bis 500 Quadratklaftern nicht weniger als 350 theils offene, theils verbrochene Schächte — die Ueberbleibsel eines Jahrtausende alten Bergbaus — angetroffen und wird daselbst noch heute fast in jedem Dorfe Eisen geschmolzen. Auch unterscheidet sich, wie wir beiläufig bemerken, die Eisenschmelzung Kordofans und Darfurs von derjenigen, wie sie in Central- und Südafrika betrieben wird, im Wesentlichen nur dadurch, daß nicht wie in den zuletzt genannten Gegenden Oefen aus Thon konstruirt werden, sondern daß die Schmelzung des im Sudan und den angrenzenden Gebieten verbreiteten Raseneisensteins, welcher zur Herstellung eines graupigen, von Schlacken mehr oder weniger durchsetzten, aber in Folge seines Gehalts an Phosphorsäure wenig kaltbrüchigen Eisens dient, daselbst in Schmelzgruben vorgenommen wird.[2])

Soviel über die Eisen-Gewinnung und -Verarbeitung der Negerstämme Afrikas — eine Industrie, die, wie schon bemerkt, für die Entscheidung der uns beschäftigenden Frage in sofern von Bedeutung ist, als sie zeigt, wie Völker, welche sich noch auf sehr niedriger Kulturstufe befinden und denen die Bronze völlig fremd ist, mit Hülfe eines einfachen Schmelzverfahrens die in den von ihnen bewohnten Ländern sich findenden Eisenerze zur Herstellung des Metalles zu benutzen und Letzteres zu bearbeiten verstehen. — Werfen wir einen Blick hinüber nach dem amerikanischen Continent, wo bekanntlich von den spanischen Entdeckern in Peru und Mexiko eine alte hochentwickelte Kunst der Metall-Gewinnung und -Verarbeitung angetroffen wurde, so hat sich die Alterthumsforschung bezüglich der Frage, ob das Eisen bereits vor der europäischen Invasion in Amerika bekannt gewesen sei, bis vor Kurzem durchaus ablehnend verhalten.

Noch auf dem im September 1877 zu Conſtanz abgehaltenen Congreß der deutſchen Anthropologen äußerte Rudolf Virchow: „Ich darf wohl daran erinnern, daß bis zu dieſem Augenblicke aus ganz Amerika keine Beobachtung bekannt iſt, welche darthäte, daß die amerikaniſchen Völker zur Zeit der Entdeckung ihres Landes Eiſen bearbeitet hätten.“ — Gegen dieſe Anſchauung iſt jedoch neuerdings Hoſtmann (Vergl. Beck a. a. O.) aufgetreten, indem er einerſeits zeigt, wie in Folge der durch die ſpaniſche Beſitzergreifung bewirkten plötzlichen und abſoluten Vernichtung der einheimiſchen Kultur über die Urzuſtände der amerikaniſchen Bevölkerung ſich leicht irrige Anſichten verbreiten konnten und indem er andererſeits aus den Beſchreibnngen und Berichten von Reiſenden des 16. und 17. Jahrhunderts eine Anzahl von Beobachtungen zuſammenſtellt, welche es wahrſcheinlich machen, daß von den Völkern Nord- und Südamerikas einzelne mit dem Eiſen und ſeiner Verarbeitung vertraut waren, ehe ſie noch mit europäiſcher Kultur in Berührung kamen. So bediente man ſich, wie José de Acoſta berichtet, in Paraguay zur Zeit, als die erſten Europäer dies Land betraten, an Stelle des Geldes ſtempelförmiger Eiſenſtückchen; ſo entdeckte Amerigo Vespucci an der La Plata-Mündung einen Stamm, welcher eiſerne Pfeilſpitzen verwendete, und weiter im Innern des Landes ſtieß der Gouverneur Jaime Rasquin in 1559 auf eine Bevölkerung, die mit Meſſern, Aexten und Wurfſpeeren aus Eiſen verſehen war und auch den Griff der Holzſchwerter mit Eiſendraht verziert hatte. So läßt ferner auch das Buch, worin Fernando Columbus die Reiſen ſeines berühmten Vaters nach deſſen Tode ſchildert, ferner die Berichte von Juan Perez, Juan de la Bodega y Quadra, Cook, Behring u. A. keinen Zweifel darüber beſtehen, daß in verſchiedenen Gebieten Nord- und Südamerikas, ſowie auch der Inſel Guadeloupe

zur Zeit, als die Entdecker daselbst landeten, Eisen bereits bekannt und in Gebrauch war, womit jedoch keineswegs gesagt sein soll, daß in dem mit gediegenem Kupfer besonders reich ausgestatteten Nordamerika die Verwendung des Eisens an Häufigkeit und Bedeutung derjenigen des Kupfers gleichgekommen wäre. Als einen weiteren Beleg für seine Ansicht, daß das Eisen schon vor der Entdeckung des Columbus in der neuen Welt bekannt gewesen sei, führt Hostmann an, daß nordamerikanische Archäologen eiserne Geräthe und dergl. in alten Grabstätten, in Felsspalten, unter alten Baumwurzeln und an anderen Orten aufgefunden haben, wobei freilich entsprechend der bis vor Kurzem allgemein verbreiteten Ansicht, daß den Eingeborenen Amerikas das Eisen erst durch die eingewanderten Europäer zugeführt worden sei, das Alter dieser Funde in den meisten Fällen bestritten wurde. — Was speziell die Bewohner Mexikos und Perus anlangt, so macht es die hohe Entwicklung der Metallurgie — die große Geschicklichkeit, welche die auf hoher Kulturstufe befindliche Bevölkerung dieser Länder in der Bearbeitung des Kupfers, Goldes und Silbers an den Tag legte — von vornherein unwahrscheinlich, daß diesen Völkern die eminent praktische Bedeutung des Eisens entgangen sein sollte, und andererseits lassen die von der Inka-Bevölkerung Perus und den Azteken Mexikos hinterlassenen Architektur- und Skulpturwerke — Bauten und Kunstwerke, welche zum großen Theil aus den härtesten Gesteinen, wie: Grünstein, rothem Porphyr, Basalt, Syenit, Granit und dergl. hergestellt sind — mit Sicherheit darauf schließen, daß zur Herstellung dieser Schöpfungen, welche uns noch heute durch ihre Großartigkeit in Erstaunen setzen, stählerne Werkzeuge verwendet worden sind.[2])

Wenden wir uns, nachdem wir im Vorhergehenden den

Gebrauch des Eisens bei den afrikanischen Negerstämmen und den autochthonen Völkern Amerikas besprochen haben, zu der Eisen-Gewinnung und -Verarbeitung bei den Kulturvölkern der alten Welt, so ist es zunächst Egypten, welches in seinen Grabkammern, Tempel- und Palastbauten und in den in diesen Baulichkeiten aufgefundenen bildlichen Darstellungen und hieroglyphischen Aufzeichnungen der Nachwelt ein höchst wichtiges Material für die Beurtheilung der frühesten Kulturzustände des Pharaonenlandes, sowie insbesondere auch für die Kenntniß der daselbst in vor- und frühgeschichtlicher Zeit heimischen Metallkultur hinterlassen hat. Daß der quarzhaltige Granit, der feste Porphyr und Basalt, aus dem die wohlbehauenen und kunstvoll zusammengefügten Blöcke der soeben erwähnten Bauten zum größten Theile bestehen, nur mit Hülfe von eisernen Werkzeugen bearbeitet werden konnte — diese Thatsache würden wir auch dann als zweifellos feststehend betrachten dürfen, wenn die Verwendung des Eisens bei der Erbauung der Pyramiden von Herodot nicht ausdrücklich erwähnt würde. Wie außerordentlich alt die Eisenkultur in Egypten ist — hierauf dürfen wir wohl daraus schließen, daß bereits der sechste König nach Menes (der Regierungsantritt des zuletztgenannten Herrschers hat nach Lepsius um das Jahr 3892 v. Chr. stattgefunden) den Namen Mybempes d. h. Eisenfreund führt und daß bereits die aus der Zeit der 4. Dynastie (um 3000 v. Chr.) stammenden bildlichen Darstellungen der Gräberbauten die eiserne Pflugschar des Ackerbauers, die eiserne Säge des Holzarbeiters, den Wetzstahl des Fleischers, eiserne Werkzeuge, welche zum Schiffbau dienten und dergl. deutlich erkennen lassen. Auch sind durch eine günstige Fügung des Zufalls einzelne eiserne Geräthe aus altegyptischer Zeit bis auf den heutigen Tag erhalten worden, so z. B. jenes Bruchstück eines eisernen Werkzeugs, welches von J. R. Hill

beim Lossprengen einiger Steinlagen der Cheops-Pyramide in einer inneren Steinfuge aufgefunden wurde und von dem nicht bezweifelt werden kann, daß es beim Bau der besagten Pyramide in diese Fuge gefallen und dort verloren gegangen ist, sowie jene eiserne Sichel, die von Belzoni unter den Füßen einer Sphinx zu Kalnak ausgegraben wurde. — Was ferner die Quellen anlangt, aus denen die Bewohner des vor- und frühgeschichtlichen Egyptens ihr Eisen bezogen, so lassen die im erythräischen Gebirge, sowie auf der Sinaihalbinsel erhaltenen Reste uralter Eisenbergwerke darauf schließen, daß ein Theil des im unteren Nilthal während jener fernentlegenen Epoche Verwendung findenden Nutzmetalls von dorther importirt wurde. Die beiden Hauptquellen für das Eisen des alten Egyptens haben wir jedoch anderswo zu suchen und zwar sind in der älteren Epoche der egyptischen Geschichte, wo sich der Handel des Pharaonenlandes ausschließlich nach Süden zu bewegte, sowohl Eisen wie Gold dem unteren Nilthal vom metallreichen Sudan aus zugeführt worden. Diese im Alterthum als „Aethiopien" bezeichneten Gebiete — welche wir als einen der ältesten Sitze der Eisenkultur zu betrachten haben — haben, wie bereits angedeutet wurde, auf die früheste Metallkultur des Pharaonenlandes einen bedeutenden Einfluß ausgeübt, wie daraus hervorgeht, daß der Prozeß der Eisenschmelzung im alten Egypten, wie wir ihn aus den bildlichen Darstellungen der Grabstätten und Tempelbauten kennen, der noch heutzutage in den Provinzen Kordofan und Dafur üblichen Methode der Eisengewinnung (Vergl. oben) aufs Genaueste entspricht und daß auch zur Ausführung des Schmelzprozesses von den Egyptern äthiopische Sklaven verwendet wurden. (Auf einem den Pyramiden entnommenen gegenwärtig im Museum zu Florenz befindlichen Stein ist ein durch seinen runden Kopf und die abstehenden

Ohren als Neger charakterisirter jugendlicher Sklave dargestellt, wie er einen Blasebalg tritt, durch welchen unter Vermittelung eines Bambusrohres der Wind einer flachen Grube zugeführt wird, in welcher die Schmelzung des Eisenerzes vor sich geht.) — Andererseits lassen ebensowohl viele der soeben bezeichneten bildlichen Darstellungen, wie die archäologischen Funde des Pharaonenlandes und die in verschiedenen Theilen des altegyptischen Reiches sich findenden, auf eine uralte Ausbeutung hindeutenden Kupferbergwerke und die in der Nähe derselben befindlichen Kupferschlackenhalden erkennen, daß neben dem Eisen das Kupfer als Nutzmetall eine sehr wichtige Rolle spielte. Dagegen ist Bronze allem Anschein nach zur Zeit der 4. Dynastie in Egypten noch nicht bekannt gewesen, sondern erst unter der 12. oder gar erst unter der 18. Dynastie durch den Handel dorthin eingeführt worden. Während dieses späteren Abschnitts der Geschichte Egyptens ging auch mit der Eisenkultur in diesem Lande insofern eine Veränderung vor sich, als dieses Metall nunmehr nicht länger aus den südlich angrenzenden nordafrikanischen Gebieten, sondern vielmehr von Norden her importirt wurde, wozu die zwischen dem Pharaonenreich und den asiatischen Kulturstaaten in jener Zeit bestehenden Handelsbeziehungen, sowie die Eroberungszüge der egyptischen Herrscher erheblich beigetragen haben. Freilich scheint gerade während des späteren Abschnittes der egyptischen Geschichte die Einfuhr der Bronze diejenige des Eisens dermaßen übertroffen zu haben, daß das egyptische Reich zu einer Zeit geradezu mit asiatischen Bronzeartikeln überfluthet wurde. Trotzdem dürfen wir jedoch mit Sicherheit annehmen, daß, wenn auch unter den späteren egyptischen Dynastien der massenhafte Import von Bronzewaaren den Gebrauch des Eisens einigermaßen einschränkte, das zuletzt erwähnte Metall doch niemals völlig verdrängt wurde, sondern

vielmehr, wie die mehrfach erwähnten bildlichen Darstellungen beweisen, für gewisse Zwecke fortwährend im Gebrauche blieb.[4])

Wenden wir uns von dem alten Egypten nach Asien und zwar zunächst zu den auf dem fruchtbaren Boden des Zweistromlandes begründeten Reichen, so haben die innerhalb der letzten 40 Jahre in den Trümmerstätten Babyloniens und Assyriens gemachten Ausgrabungen und Forschungen neben ihren sonstigen Ergebnissen für die Wissenschaft auch über die vor- und frühgeschichtliche Eisenkultur dieser Länder wichtige Aufschlüsse geliefert. Hier im Mündungsgebiet des Euphrat und Tigris waren bereits um's Jahr 4000 der vorchristlichen Aera die Sumerier und weiter nördlich in der mesopotamischen Steppe die Akkader ansäßig — zwei Stämme, welche nach F. Hommel's linguistischen Untersuchungen über die auf den ältesten Denkmälern Chaldäa's sich findenden Inschriften der großen altaiischen Völkerfamilie zuzurechnen und ebensowohl als Erfinder der Keilschrift, wie als erste Begründer der altbabylonischen Kultur zu betrachten sind. Schon um 3000 v. Chr. sehen wir jedoch eingewanderte semitische Stämme vollständig im Besitz dieser Gebiete, und bereits unter den alten Herrschern von Elam und Babylon werden zahlreiche und großartige Bauten errichtet und kostbare Götterbilder hergestellt — ein Umstand, der auf eine schon in jener Zeit hochentwickelte Metallurgie schließen läßt. Als um's Jahr 850 v. Chr. Salmanassar II. Babylon in Abhängigkeit von Assyrien bringt, wird das assyrische Volk der Erbe jener auf sumero-akkadischer Grundlage entwickelten Kultur — einer Kultur, welche das ganze westliche Asien, Egypten und Hellas beeinflußt und es bewirkt hat, daß nicht nur die semitischen Nachbarvölker, sondern auch Perser und später Griechen das Maß und Gewicht, ja selbst das Münzsystem Babylons annahmen. — Was speziell den Gebrauch des Eisens in den baby-

loniſch-aſſyriſchen Reichen anlangt, ſo wird dieſes Metall in den älteſten Trümmerſtätten des ſüdlichen Meſopotamien's, wo Kupfer und Bronze ſich häufig finden, im Ganzen nur ſelten angetroffen — eine Thatſache, für die wir den Grund einerſeits in der leichten Zerſtörbarkeit des Eiſens, andererſeits wohl darin zu ſuchen haben, daß letzteres als das geringere und wenig werthvolle Metall in den Paläſten, deren Trümmer bisher unterſucht wurden, nur wenig zur Verwendung kam. Andererſeits bezeugen die uns erhaltenen Keilinſchriften, daß Eiſen unter der aſſyriſchen Herrſchaft allgemein im Gebrauche war und daß auch die durch Mannigfaltigkeit der Form und kunſtvolle Arbeit ſich auszeichnenden aſſyriſchen Schwerter, die Streitkolben, Streitwagen und dergl. aus dieſem Material hergeſtellt wurden. Die von dem Propheten Jeſaias erwähnte kriegeriſche Ueberlegenheit des aſſyriſchen Heeres beruhte im Weſentlichen auf der Güte der Eiſenwaffen, womit Fußvolk, Bogenſchützen und Lanzenreiter bei dieſem Volk ausgerüſtet waren. Während die Aſſyrer die zur Herſtellung des Schmiedeeiſens dienenden Erze wohl aus den ihr Gebiet im Nordoſten begrenzenden Gebirgen bezogen, iſt es wahrſcheinlich, daß ſie den Stahl für ihre Schwerter von den nördlich vom Taurus anſäſſigen Moſchern, Tibarenern und Chalybern importirten. Bemerkenswerth iſt ferner, daß in den aus der Zeit der erſten aſſyriſchen Herrſcher datirenden Tributliſten nur Eiſen und Silber namhaft gemacht wird und daß erſt, nachdem das Reich Aſſur ſich nach Süden weiter ausgedehnt hatte und dadurch mit dem Reichthum und der hochentwickelten Metallinduſtrie von Babylon, Damaskus und den phöniciſchen Städten in Berührung gekommen war, Kupfer und Bronze öfters genannt werden. Von den auf aſſyriſchem Gebiete unternommenen Ausgrabungen ſind übrigens diejenigen, welche Victor Place in Khorſabad gemacht hat, für uns deshalb von Intereſſe, weil

sie darauf schließen lassen, daß die Könige von Assyrien große Vorräthe von Eisen anhäuften, um dieselben gelegentlich zu Bau- oder Kriegszwecken zu benutzen. Neben eisernen Pferdegebissen, Stangen von Eisen, eisernen Spitzen von Enterhaken oder Schifferstangen, eisernen Schuhen von Brückenpfählen und vielen anderen Eisenartikeln wurden daselbst auch Rohluppen angetroffen, welche ihrer Form nach den im westlichen Europa sich findenden, einer Doppelpyramide ähnelnden vorrömischen Eisenluppen (Funde von Monzenheim im Elsaß) entsprechen. Auch wird die oben ausgesprochene Ansicht, daß schon in den babylonisch-assyrischen Reichen Eisen das alltägliche und gewöhnliche Metall darstellte, dadurch bestätigt, daß bei der letzten Plünderung Niniveh's der Feind das Eisen zurückließ und nur die übrigen Metallvorräthe fortschleppte.

Um über die vor- und frühgeschichtliche Eisenkultur Westasiens noch einige Angaben zu machen, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die drei Völker, die hier vorzüglich in Betracht kommen, nämlich: 1. die Israeliten, 2. die Phönicier, 3. die Hethiter — letztere ein Volk, über dessen geschichtliche und kulturhistorische Bedeutung erst neuere Forschungen uns Aufklärung verschafft haben — schon in sehr früher Zeit mit dem Gebrauche der Metalle, insbesondere mit dem des Eisens bekannt waren. Auch ist es leicht erklärlich, daß gerade in solchen Städten, die wie Karchemis (das heutige Dscherabis) und Damaskus für den die syrische Wüste durchziehenden Karawanenverkehr geeignete Rastorte darstellten, die Metallkultur schon sehr frühzeitig zu hoher Blüthe gelangte. Bezüglich der zuletzt erwähnten Stadt, welche den Ruhm ihrer Stahlindustrie durch das ganze Alterthum und Mittelalter hindurch aufrecht erhalten hat, wissen wir aus egyptischen Aufzeichnungen, daß der Pharao Thutmosis III. (1590 v. Chr.) bei der Eroberung derselben große Mengen

Metall — namentlich Eisenwaaren erbeutete. Auch muß schon vor Thutmosis und wenigstens ein halbes Jahrtausend vor der Einwanderung der Juden nach Kanaan in diesen Gegenden eine hochentwickelte Eisenkultur bestanden haben, wie daraus hervorgeht, daß nach einer egyptischen Inschrift die Retenu — ein Volk, welches nördlich von den Hethitern wahrscheinlich bis zum Libanon und bis in die Nähe von Damaskus ansäßig war — dem besagten egyptischen Könige außer rohem Eisen kunstvoll gearbeitete eiserne Rüstungen, eiserne Streitwagen, eiserne Schwerter, Helme und dergl. als Tribut entrichteten. — Was die Hethiter (auch Chititer oder Cheta genannt) selbst anlangt — welche in der heiligen Schrift als die Bewohner des südlich von Hamah gelegenen Hebron, in den egyptischen und assyrischen Inschriften als ein nicht unbedeutendes Volk, das bis zum Euphrat hin ansäßig war, bezeichnet werden — so unterliegt es keinem Zweifel, daß dieselben mehrere Jahrhunderte vor der Zerstörung Trojas und dem Einzuge der Juden in Kanaan mit ihrer bereits erwähnten Hauptstadt Karchemis im westlichen Asien eine bedeutende Rolle gespielt haben und daß ebenso wie sie als die Hauptträger jener durch ganz Vorderasien verbreiteten, auf archaistisch-babylonischer Kunst beruhenden alterthümlichen Kultur — der nämlichen Kultur, welche Dr. H. Schliemann in Ilios aufgedeckt hat — zu betrachten sind, so auch ihre hochentwickelte Metallindustrie diejenige der Phönicier und Hebräer erheblich beeinflußt hat. — Bezüglich der 12 Stämme Israels dürfen wir wohl annehmen, daß dieselben schon in ihren ursprünglichen Wohnsitzen den Gebrauch des Eisens gekannt haben; auch erhellt aus zahlreichen Stellen der heiligen Schrift, daß sie den Betrieb der schon vor ihrer Einwanderung nach Kanaan daselbst heimischen Eisenindustrie in diesem Lande auf das Eifrigste fortsetzten,[5]) daß dementsprechend das Schmiedehandwerk bei ihnen

in hohem Ansehen stand, daß die in Palästina befindlichen Eisenbergwerke von ihnen ausgebeutet wurden und daß bei ihrer Bewaffnung neben Bogen und Pfeil, Schleuder und Spieß das aus Stahl geschmiedete Schwert eine wichtige Rolle spielte. Das Material für Letzteres scheinen sie jedoch von auswärts importirt zu haben, da hier nicht näher zu erörternde Gründe es wahrscheinlich machen, daß in Tubal-Kain, „dem Meister in allerlei Erz und Eisenwerk", der Hinweis auf ein nördliches Volk, von dem die Hebräer ihren Stahl bezogen, enthalten ist. Wahrscheinlich waren die am schwarzen Meer ansäßigen Chalyber die Stahllieferanten Israels, wenn nicht gar angenommen werden muß, daß zwischen dem zuerstgenannten Volke und den Israeliten eine Stammesverwandtschaft bestand. Was letztere Frage anlangt, so erhält die Annahme, daß in Nordarmenien eine durch Eisenindustrie hervorragende semitische Ansiedelung bestand, dadurch eine Stütze, daß von den semitischen Stämmen Kleinasiens die Lyder durch ihre Metallkultur, welche bekanntlich diejenige Griechenlands bis zu gewissem Grade beeinflußt hat, eine hohe Bedeutung erlangt haben. — Dies nur beiläufig. Wenn auch, wie zuvor bemerkt, die Hebräer im Schmieden, Treiben und Schweißen des Eisens, ferner im Schlagen und Vernieten von Eisenblech (nur die Kunst des Eisengusses ist ihnen wie überhaupt allen Völkern des Alterthums unbekannt geblieben) es zu hoher Geschicklichkeit gebracht haben, so sind sie doch in der Bearbeitung des Kupfers und der Herstellung der Bronze hinter ihren Nachbarn, den Phöniziern, weit zurückgeblieben, wie unter Anderem daraus hervorgeht, daß König Salomo die für den Tempel bestimmten Gefäße, Schaufeln, Becken und dergl. von Hiram aus Tyrus anfertigen ließ. — Was letzteres Volk anlangt, so ist es allgemein bekannt, daß die Phönicier durch ihren ausgebreiteten Handel

(einen Handel, der allein im Stande war, dem von ihnen bewohnten schmalen Küstenstreifen am Ostrande des Mittelmeeres eine weltgeschichtliche Bedeutung zu verleihen und dessen Entwicklung dadurch gefördert wurde, daß die Asien mit Egypten und Arabien verbindende Straße durch dieses Gebiet führte) auf die Kulturentwicklung der Mittelmeervölker einen ganz außerordentlichen Einfluß ausgeübt haben. Wenn sie vielleicht auch nicht als die Erfinder der Bronze zu betrachten sind — neuere Forschungen lassen vermuthen, daß der gemeinschaftliche Ausgangspunkt der egyptischen und babylonischen Bronzekultur und somit indirekt auch der Ausgangspunkt der durch egyptische und babylonische Kunst wesentlich beeinflußten phönicischen Bronzeindustrie im Südosten Asiens zu suchen ist — so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß sie durch die Förderung von Kupfererzen aus den von ihnen an geeigneten Punkten (z. B. auf der Insel Cypern) angelegten Bergwerken, ferner durch Herbeischaffung des Zinns von den fernen Cassiteriden (brittischen Inseln) und durch Errichtung zahlreicher Handelsstationen an allen Mittelmeerküsten die Haupt-Vermittler und -Verbreiter der westasiatischen und südeuropäischen Bronzekultur gewesen sind. Auch darf nicht übersehen werden, daß zur Zeit, wo die Phönicier zuerst ihren Handel über die Mittelmeerländer und bis über die Säulen des Herkules hinaus ausdehnten, die Völker Europas durchgehend noch auf niedriger Bildungsstufe — ähnlich derjenigen, die wir gegenwärtig bei den Eingeborenenstämmen Afrikas und der Südsee beobachten — sich befanden und daß sie, wenn auch bereits im Besitze eines für Zwecke des täglichen Gebrauchs sich eignenden Eisens doch die ihnen von den phönicischen Händlern zugeführte Bronze gegen die Naturprodukte ihrer resp. Länder um so lieber eintauschten, als diese Legirung durch ihren an das Gold erin-

nernden Glanz von vornherein den Sinn der Naturvölker gefangen nahm und auch vermöge ihrer Verarbeitung zu Schmuck und Zierath und der Eigenschaft, daß sie nicht durch Rost zerstört wird, vor dem Eisen Manches voraus hat. Unterliegt es aber einerseits keinem Zweifel, daß die außerordentliche Verbreitung der Bronze im Alterthum zum großen Theil dem kommerziellen Genie der Phönizier zuzuschreiben ist, so fehlt es andererseits nicht an Belegen dafür, daß dieses Volk auch Eisen zu den mannigfaltigsten Zwecken verwendete und die Wichtigkeit desselben wohl zu schätzen wußte. Hierfür sprechen z. B. phönizische Mythen, welche die Darstellung des Eisens als eine der größten Wohlthaten den Göttern zuschreiben. (Phylon von Byblos erzählt aus den Aufzeichnungen des Sanchuniaton, daß Chrysor, einer der ersten Nachkommen der Götter, die Bearbeitung des Eisens erfand und daß Gott El — der Kronos der Griechen — eine Sichel und eine Lanze aus Eisen herstellte, womit er seinen Vater angriff und aus dem Lande trieb.) So erhellt ferner auch aus Ezechiel (XXVII, 12), daß der Handel mit Eisen und Stahl — letzterer Artikel gelangte wahrscheinlich aus dem Lande der bereits erwähnten Chalyber, aus Westarabien, vielleicht auch aus Indien auf die phönizischen Märkte — zu Tyrus ein sehr bedeutender war.

Wir haben im Vorhergehenden die Eisenkultur bei den Völkern von hamo-semitischer Abstammung — (nur von den Hethitern lassen die uns überlieferten Eigennamen ihrer Fürsten darauf schließen, daß ihre Abstammung eine von derjenigen der zuvorerwähnten Völker wesentlich verschiedene war) — in ihren Hauptumrissen dargelegt und wollen, ehe wir die Verwendung des Eisens im vor- und frühgeschichtlichen Europa ins Auge fassen, den Gebrauch dieses Metalles bei den arischen und turanischen Völkern Asiens einer Betrachtung unterziehen. — Was

zunächſt den indiſchen Zweig der ariſchen Völkerfamilie anlangt. ſo geſtatten die Hymnen des Rigveda — das älteſte uns erhaltene Religonsbuch der Inder — und das einer ſpätern Periode angehörende Heldengedicht Mahabharata — in welchem die Kämpfe der Arier um den Beſitz des Pendschab geſchildert werden — neben ihrer hervorragenden Bedeutung für das Studium der indogermaniſchen Sprachen wichtige Schlüſſe bezüglich der Metallkultur in den von den Ariern Aſiens bewohnten Ländern. Auch würde, wenn es ſich beſtätigen ſollte, daß das Sanskritwort ayas (ſtammverwandt mit dem gothiſchen aiz, dem lateiniſchen aes u. ſ. w.) von vornherein als Bezeichnung für Eiſen gebraucht wurde — eine Anſicht, welche allerdings von hervorragenden Sprachgelehrten beſtritten wird — hieraus zu folgern ſein, daß dieſes Metall den Ariern bereits in ihren urſprünglichen Wohnſitzen und ehe noch die Spaltung der ariſchen Völkerfamilie in ihre verſchiedenen Zweige ſich vollzogen hatte, bekannt geweſen iſt. Wie dem auch ſei, der Umſtand, daß Eiſen in den Veden häufig und wie ein ganz gewöhnlicher Gegenſtand erwähnt wird, daß in denſelben von Panzern aus Eiſen, von eiſernen Lanzen- und Pfeilſpitzen, eiſernen Keulen u. dergl. die Rede iſt, zuſammengehalten mit der allgemeineren Verbreitung der Eiſenerze in Indien läßt mit Sicherheit darauf ſchließen, daß die ariſchen Inder zur Zeit der Abfaſſung der ſoeben erwähnten Geſänge ſchon im Beſitze einer hochentwickelten Eiſenkultur waren. Und ſelbſt wenn auch, wie O. Schrader behauptet, die bisherige Vorſtellung von dem hohen Alter der Veden — ſowie überhaupt des Sanskrit und Zend — eine irrthümliche wäre, ſo fehlt es doch nicht an anderweitigen Thatſachen, welche den uralten Gebrauch des Eiſens in Indien — dieſes Metall war wahrſcheinlich ſchon der dravidiſchen Urbevölkerung bekannt — über allen Zweifel erheben. So muß vor

Allem hervorgehoben werden, daß in den zahlreich vorhandenen megalithiſchen Steindenkmälern und Grabhügeln Indiens, die zum Theil Zeichen hohen Alters aufweiſen, nach Pearſe und Elliot vorzugsweiſe Eiſen (daſſelbe konnte ſich in den bei der prähiſtoriſchen Bevölkerung Indiens vielfach zur Todtenbeſtattung verwendeten Steinkiſten beſſer erhalten als unter anderen Umſtänden) und nur ſelten Bronze angetroffen wird, daß nach den Zeugniſſen griechiſcher und römiſcher Schriftſteller indiſches Eiſen und indiſcher Stahl ſchon in ſehr früher Zeit nach Weſtaſien ausgeführt wurden und daß die Mittheilungen des Periplus[6]) auf einen ſchon in vor- und frühgeſchichtlicher Zeit zwiſchen Indien einerſeits, den Küſten Arabiens und des rothen Meeres andererſeits betriebenen Handel hindeuten, bei dem die Inſel Dioscorides (Socotra) und der Hafen Adula (Aden) die Hauptſtapelplätze und indiſcher Stahl einen der wichtigſten Handelsartikel bildete. Zu bemerken iſt ferner, daß auch das Vorhandenſein alterthümlicher eiſerner Denkmäler in Indien (maſſive Eiſenſäule zu Láht bei Delhi) und alter indiſcher Legenden, in denen das Eiſen eine wichtige Rolle ſpielt (ſo iſt z. B. die bekannte Erzählung vom Magnetberg aus der indiſchen Legende in die Märchen von 1001 Nacht übergegangen), ſowie das Vorkommen ausgedehnter prähiſtoriſcher Eiſenſchlackenhalden in verſchiedenen Gegenden Indiens ebenfalls zu Gunſten des hohen Alters der indiſchen Eiſenkultur ſpricht. Andererſeits darf nicht überſehen werden, daß das im Vergleich zu der ſoeben erwähnten Verbreitung der Eiſenerze in Indien verhältnißmäßig ſeltene Vorkommen von Kupfer in dieſem Lande und die durch die Schriftſteller des Alterthums wohlbeglaubigte Thatſache, daß die Inder dieſes Metall ebenſowohl wie das ihnen gänzlich fehlende Zinn (das Banka-Zinn Hinterindiens war im Alterthume völlig unbekannt) von arabiſchen und phöniziſchen Kaufleuten bezogen haben,

die Annahme einer der Eisenkultur Indiens vorangehenden Kupfer- oder gar Bronzeperiode im höchsten Grade unwahrscheinlich machen. Um hier sogleich einige Bemerkungen über die Eisenkultur bei den übrigen arischen Völkern Asiens anzuknüpfen, so scheint dieselbe in den nördlich von Indien gelegenen Bergländern ebenfalls schon in sehr früher Zeit heimisch gewesen zu sein. Der von Plinius wegen seiner Vorzüglichkeit gepriesene „serische Stahl" kam wahrscheinlich aus dem Berglande Ferghana (dem heutigen Khokand), über dessen Eisenreichthum und Eisenindustrie der Grieche Nearchos und die alten arabischen Geographen berichten; auch werden die Bewohner des benachbarten Khotan in den chinesischen Annalen als tüchtige Eisenarbeiter geschildert. — Ebenso wie wir im Vorhergehenden die Rigveda-Hymnen und das Buch Mahabharata als eine wichtige Quelle für die Erforschung der altindischen Metallurgie bezeichneten, liefert uns die bekannte Zend-Avesta — diese Sammlung der heiligen Schriften der Perser, deren hohes Alter allerdings in der jüngsten Zeit vielfach angezweifelt wird — interessante Aufschlüsse über die bei letzterem Volke in vor- und frühgeschichtlicher Zeit sich findende Metallkultur. Hiernach unterliegt es keinem Zweifel, daß Eisen bei dem alten Zend-Volke das verbreitetste und wichtigste Metall war und daß andererseits „Erz" (Bronze) — die Legirung wird im Vendidad, dem ersten und wichtigsten Buche der Zend-Avesta nur ein einziges Mal erwähnt, Eisen und Blei dagegen sehr häufig angeführt und an einer Stelle geradezu als die „geringsten Metalle" bezeichnet — von der arischen Bevölkerung des iranischen Plateaus nicht selbst dargestellt, sondern nur als fertiges Produkt durch den Handel bezogen wurde. Auch dürfen wir wohl mit Bestimmtheit annehmen, daß die hohe Stellung, welche die Perser als die Verfertiger vorzüglicher Stahlschwerter

holt Gold und Eisen, während Kupfer nicht genannt wird. Griechische Schriftsteller berichten ausdrücklich, daß die Skythen (unter diesem Namen wurden von den Hellenen die zahlreichen Stämme von theils mongolischer, theils tartarischer Abkunft, sowie auch die Mischvölker von Mongolen und Tartaren zusammengefaßt) sich das Eisen selbst darstellten; nach Herodot beteten sie sogar ein altes eisernes Schwert als Gott an. — Für das hohe Alter der Eisengewinnung in Nordasien sprechen auch die „Tschudenschürfe" — jene primitiven Eisenbergwerke, welche von den Russen den Vorfahren der Tartaren zugeschrieben werden und deren Bearbeitung nach der Verkieselung der in ihnen aufgefundenen Knochen (Reste verunglückter Arbeiter) und Leitersprossen zu urtheilen, um Jahrtausende zurückdatirt. Andererseits ist das seltene Vorkommen des Eisens in den „Tschudengräbern" — welche im Ganzen eine überraschende Aehnlichkeit mit den prähistorischen Gräbern Norddeutschlands aufweisen — zum Theil der Zerstörung durch Rost, zum Theil dem Umstande zuzuschreiben, daß Eisen als das gewöhnliche und wenig geschätzte Metall den Todten in der Regel nicht mit in's Grab gegeben wurde. Erwähnt sei hier auch, daß jene Tartaren, welche die zwischen Jenisei und Irtisch ansäßige tschudische Bevölkerung verdrängten, zur Zeit ihres Einfalles in diese Länder ebenfalls schon mit der Eisengewinnung vertraut waren und daher von den Russen als Kusnetzki Tatari d. h. „Schmiedetartaren" bezeichnet werden. Bestätigt wird die im Vorhergehenden aufgestellte Behauptung von der allgemeinen Verbreitung der Eisenkultur bei der turanischen Völkerfamilie in vor- und frühgeschichtlicher Zeit endlich noch durch Betrachtung der heutigen Metallindustrie bei den dieser Gruppe angehörenden Stämmen und Völkern. Wenn wir bei vielen dieser Stämme eine ähnliche primitive Methode der Eisengewinnung finden,

wie wir sie bei den Negern Darfurs und Kordofans (vergl. oben) kennen gelernt haben, wenn wir wissen, daß seit Menschengedenken die Bauern Dauriens sich selbst ihr Eisen schmelzen und daß noch heutzutage jeder Jakute sein großes Messer aus Stahl selbst zu fertigen versteht, wenn wir ferner sehen, daß Völker, die im Uebrigen noch auf sehr niedriger Kulturstufe stehen, wie Tunguſen und Burāten, es in der Herstellung von Tauschirungen bereits zu einer hohen Geschicklichkeit gebracht haben — wenn wir alles dieses in Erwägung ziehen, so liegt gewiß der Schluß nahe, daß die in Central- und Nordasien hochgeschätzte Eisenkultur von sehr hohem Alter ist und daß dieselbe als eine autochthone (an Ort und Stelle entstandene) Industrie bezeichnet werden muß.

II.

Wir haben im Vorhergehenden die Verwendung des Eisens bei den wichtigsten Völkern Afrikas, Amerikas und Asiens kennen gelernt und wenden uns nunmehr zu der vor- und frühgeschichtlichen Eisenkultur unseres eigenen Erdtheils, wobei wir entsprechend der Reihenfolge, in welcher die Völker Europas in die Geschichte eintreten, zunächst den Gebrauch dieses Nutzmetalls bei der Bevölkerung des alten Griechenlands einer Betrachtung unterziehen.

Ueber die früheste Metallkultur von Hellas haben die von Dr. H. Schliemann zu Mykenae gemachten Ausgrabungen wichtige Aufschlüsse geliefert und zwar beruht nach Johannes Ranke (vergl. Correspondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Jahrgang 1884 No. 9 p. 84) die Bedeutung der daselbst gemachten Funde vor Allem darauf, daß sie erkennen lassen, wie eine hohe asiatische Kultur den damals noch uncivilisirten grie-

chiſchen Stämmen zugeführt wurde und wie letztere „von Anfang an aus der Steinzeit in eine Metallzeit eintraten, die ſowohl Bronze (Kupfer) als Eiſen kannte.“ Letzterem Schluß werden wir unſere Zuſtimmung nicht verſagen dürfen, wenn wir bedenken, daß einerſeits unter den von Schliemann zu Mykenae ausgegrabenen Objekten Eiſenartikel nicht gänzlich fehlen (der verdienſtvolle Forſcher erwähnt ausdrücklich eiſerne Meſſer, ſowie einige eiſerne Schlüſſel von ſonderbarer Form) und daß andererſeits das ſeltene Vorkommen des Eiſens unter den beſagten Fundobjekten zum Theil auf die mehrfach erwähnte Zerſtörung dieſes Metalles durch Roſt zurückzuführen, zum Theil auch dem Umſtande zuzuſchreiben ſein mag, daß daſſelbe wegen ſeiner niedrigen Werthſchätzung wohl für zu gering gehalten wurde, um es in den Schatzkammern der Fürſten aufzubewahren oder es den Todten mit in's Grab zu geben. Auch darf bei der Beurtheilung der früheſten Metallkultur Griechenlands nicht unberückſichtigt bleiben, daß bei den zu Olympia unternommenen Ausgrabungen ſelbſt in den tiefſten der unterſuchten Schichten Eiſenſachen ſich fanden[7]) und daß zugleich das Zuſammenvorkommen dieſer Objekte mit den Gebilden einer archaiſtiſchen, nicht von außen eingeführten griechiſchen Kunſt — mit jenen rohe Thierfiguren und Menſchenbilder aufweiſenden Thongefäßen, welche neben Altären ringsum und zum Theil unter den Tempeln ausgehoben wurden und die nach Sophus Müller[8]) „hinſichtlich des Formenſinnes, der künſtleriſchen Begabung und Geſchicklichkeit in keiner Weiſe über den älteſten figürlichen Gebilden barbariſcher Völker ſtehen“ — wohl ebenfalls einen Schluß auf das hohe Alter der Eiſenkultur in Hellas geſtattet. — Um auf jene archäologiſchen Forſchungen zurückzukommen, die wie die Mykenaefunde das Vorhandenſein einer aus Aſien eingeführten, auf babyloniſch-

egyptiſcher Kunſtrichtung baſirten, vorhomeriſchen Kultur in Griechenland erkennen laſſen, ſo unterliegt es keinem Zweifel, daß im Weſentlichen die Phönizier die Vermittler dieſer Kultur geweſen ſind und daß der Handelsverkehr dieſes Volkes und die von demſelben zuerſt auf den aegaeiſchen Inſeln, ſpäter in Hellas ſelbſt gegründeten Kolonien auf die Religion und civiliſatoriſche Entwickelung der Griechen einen bedeutenden Einfluß ausgeübt haben. Ebenſo wie wir den in Hellas als Erfinder vieler techniſcher Künſte verehrten Kadmos als die perſonifizirte Darſtellung des von dem aſiatiſchen Handelsvolke auf Griechenland ausgeübten Kultureinfluſſes betrachten müſſen — ebenſo erkennen wir in der auf dem Stier nach Weſten reitenden Europa die phöniziſche Göttin Aſtarte und in zahlreichen griechiſchen Göttern und Heroen Geſtalten der phöniziſchen Sage wieder. — Faſſen wir ferner jene Schlüſſe in's Auge, die ſich aus den in der griechiſchen Litteratur enthaltenen Mittheilungen über die vor- und frühgeſchichtliche Metallkultur Griechenlands ergeben, ſo bilden Homer's Dichtungen eine der wichtigſten Quellen für die Erforſchung dieſer Verhältniſſe. Hier iſt zunächſt zu bemerken, daß nach der Anſicht derer, welche die Frage nach den im vor- und frühgeſchichtlichen Hellas verwendeten Metallen bisher vom techniſchen Standpunkte aus geprüft haben, unter dem χάλκος der Ilias und Odyſſee in der Regel nicht Erz (Bronze), ſondern Kupfer zu verſtehen iſt, wobei noch beſonders hervorgehoben werden muß, daß die Griechen ebenſowenig wie die Egypter, Babylonier, Phönizier und Juden einen beſonderen Ausdruck für Bronze im Gegenſatz zum Kupfer beſeſſen haben. Auch ſei hier eingeſchaltet, daß die in der griechiſchen Litteratur enthaltenen Beſchreibungen metallurgiſcher Prozeduren es über allen Zweifel erheben, daß in Griechenland ebenſo wie anderwärts der Prozeß des Metall-

treibens (Schmiedens) demjenigen des Metallgießens vorausgegangen ist und daß die in den homerischen Dichtungen beschriebenen Metallkunstwerke wie z. B. der berühmte Schild des Achilles Produkte der Schmiedekunst — der Metallguß war wahrscheinlich zu Homer's Zeit in Griechenland noch nicht bekannt — gewesen sind. — Wenn ferner aus dem Umstand, daß Eisen (σιδήρος) in den Dichtungen Homer's bei Weitem nicht so häufig genannt wird, wie Kupfer oder Bronze (χάλκος), hier und da der Schluß gezogen wurde, daß während der homerischen Zeit Kupfer und Bronze allgemein verbreitet gewesen seien, Eisen dagegen nur selten Verwendung gefunden habe, so ist diese Anschauung als eine durchaus irrthümliche zu bezeichnen. Eine genauere Prüfung der homerischen Gesänge läßt vielmehr keinen Zweifel darüber bestehen, daß Eisen zu Homer's Zeit weder etwas Seltenes noch etwas Ungewöhnliches, sondern vielmehr das an Werth hinter Kupfer und Bronze weit zurückstehende, gemeinste und verbreitetste Metall, welches von jedem Landmann für sein Ackergeräth benutzt wurde, gewesen ist. So wird z. B. von dem Eisenklumpen, welchen Achilles als Kampfpreis aussetzt (vergl. Ilias XXIII., 833 ff.), besonders bemerkt, daß er dem Manne, der ihn gewinnt, wenn sein Besitzthum an Land auch noch so groß sei, zu seinem Eisenbedarf für Hirten- und Ackergeräthe auf 5 Jahre ausreichen würde. Auch ergiebt sich aus der an die soeben bezeichnete Stelle sich anknüpfenden Bemerkung, „daß der glückliche Gewinner dieses Eisenklumpens nicht zur Stadt zu gehen brauche, um dort Eisengeräth einzukaufen" die weitere Folgerung, daß er auf dem Lande die Gelegenheit hatte, sich sein Eisengeräth herstellen zu lassen resp. selbst herzustellen, daß also in den Ortschaften und auf den Gütern und Stammsitzen der Vornehmen

und Fürsten — von einer zu dem Palaste des Odysseus gehörigen Schmiede ist in der Odyssee die Rede — sich besondere Eisenschmieden befinden mußten. Nehmen wir ferner noch hinzu, daß in den homerischen Gesängen das blauschimmernde Eisen (unter κύανος ist nicht wie Gladstone annimmt, Bronze, sondern blauer Stahl zu verstehen), kleinere Handbeile und Aexte aus Eisen mehrfach erwähnt werden, daß sprichwörtliche Ausdrücke wie: „Das Eisen zieht den Mann an" öfter wiederkehren und ziehen wir ferner noch in Erwägung, daß Homer, wie Ernst Curtius bemerkt, als Jonier für Pracht und Glanz wohl eine besondere Vorliebe besaß, daß er als Dichter überhaupt mit reichen Farben malte und dementsprechend die werthvolleren Kupfer- und Bronzegeräthschaften und Waffen häufiger als das unscheinbare, im Werthe niedrig stehende Eisen zu erwähnen sich veranlaßt sehen mußte — wenn wir alles dieses in Betracht ziehen, so dürfte die im Vorhergehenden ausgesprochene Ansicht von der allgemeinen Verbreitung und Verwendung des Eisens im homerischen Griechenland wohl als hinlänglich motivirt erscheinen. Was ferner eine weitere Quelle für unsere Kenntniß der vor- und frühgeschichtlichen hellenischen Eisenkultur — nämlich die Gedichte Hesiod's — anlangt, so dürfen wir dieselben hier schon aus dem Grunde nicht unerwähnt lassen, weil die Anhänger der Theorie von einer dem Gebrauche des Eisens vorangehenden Bronzeperiode sich häufig auf die in der Theogonie dieses Dichters enthaltene Erzählung von den verschiedenen Weltzeitaltern berufen. Wenn jedoch Hesiod dem Eisen das Erz (Bronze) vorausgehen läßt, so beruht dies auf der größeren Werthschätzung der Bronze (man ist im Allgemeinen geneigt einem besonders geschätzten Gegenstande ein höheres Alter zuzuschreiben) sowie darauf, daß ebenso wie während der homerischen Aera auch noch zu der Zeit, wo

Heſiod lebte, Kupfer und Bronze als die Metalle der Heroen betrachtet wurden. Auch trägt die von Heſiod gegebene Darſtellung der Weltzeitalter einen ſo unverkennbaren theologiſch-ſpekulativen Charakter, daß es ganz und gar unzuläſſig iſt, auf dieſelbe eine Eintheilung der Metallzeit in verſchiedene Perioden zu begründen. Im Uebrigen werden die Schlüſſe, die wir im Vorhergehenden aus den homeriſchen Geſängen bezüglich der Eiſenkultur des vor- und frühgeſchichtlichen Hellas gezogen haben, auch durch die Dichtungen Heſiod's beſtätigt, wie daraus hervorgeht, daß der beſagte Dichter das Schmelzen des Eiſens aus den Erzen kennt, daß er die allgemeine Verwendung dieſes Metalles beim Ackerbau, die eiſerne Sichel und Senſe, das eiſerne Schwert und die in oder vor der Ortſchaft gelegene Eiſenſchmiede — die zur Winterszeit, wenn die Feldarbeit ruht, auch als Herberge benutzt wird — ſchildert und daß er mit dem Stahl, der von ihm als ἄδαμας d. h. das Unbezwingliche bezeichnet wird, wohl vertraut iſt. Während die Griechen etwa bis zum 7. Jahrhundert der vorchriſtlichen Aera inſofern noch von fremden Völkern abhängig waren, als einerſeits der Bergbau und die Gewinnung der Edelmetalle im eigenen Lande bis dahin in den Händen fremder — vorwiegend phöniziſcher — Koloniſten ſich befanden und als ſie andererſeits ihren Bedarf an Gold, Silber, Kupfer und Erz meiſt in Form fertiger Geräthe aus dem Ausland bezogen — im Gegenſatz hierzu laſſen die Dichtungen Homers und Heſiods ſowie die Mittheilungen ſpäter lebender Schriftſteller keinen Zweifel darüber beſtehen, daß die Griechen der homeriſchen Zeit und der auf Homer folgenden Kulturepoche den Stahl nicht allein kannten, ſondern ihn auch als ein Produkt einheimiſcher Induſtrie anſehen. Auch erleidet die im Vorhergehenden enthaltene Anſchauung nur inſofern eine Ein-

und Fürsten — von einer zu dem Palaste des Odysseus gehörigen Schmiede ist in der Odyssee die Rede — sich besondere Eisenschmieden befinden mußten. Nehmen wir ferner noch hinzu, daß in den homerischen Gesängen das blauschimmernde Eisen (unter κύανος ist nicht wie Gladstone annimmt, Bronze, sondern blauer Stahl zu verstehen), kleinere Handbeile und Aexte aus Eisen mehrfach erwähnt werden, daß sprichwörtliche Ausdrücke wie: „Das Eisen zieht den Mann an" öfter wiederkehren und ziehen wir ferner noch in Erwägung, daß Homer, wie Ernst Curtius bemerkt, als Jonier für Pracht und Glanz wohl eine besondere Vorliebe besaß, daß er als Dichter überhaupt mit reichen Farben malte und dementsprechend die werthvolleren Kupfer- und Bronzegeräthschaften und Waffen häufiger als das unscheinbare, im Werthe niedrig stehende Eisen zu erwähnen sich veranlaßt sehen mußte — wenn wir alles dieses in Betracht ziehen, so dürfte die im Vorhergehenden ausgesprochene Ansicht von der allgemeinen Verbreitung und Verwendung des Eisens im homerischen Griechenland wohl als hinlänglich motivirt erscheinen. Was ferner eine weitere Quelle für unsere Kenntniß der vor- und frühgeschichtlichen hellenischen Eisenkultur — nämlich die Gedichte Hesiod's — anlangt, so dürfen wir dieselben hier schon aus dem Grunde nicht unerwähnt lassen, weil die Anhänger der Theorie von einer dem Gebrauche des Eisens vorangehenden Bronzeperiode sich häufig auf die in der Theogonie dieses Dichters enthaltene Erzählung von den verschiedenen Weltzeitaltern berufen. Wenn jedoch Hesiod dem Eisen das Erz (Bronze) vorausgehen läßt, so beruht dies auf der größeren Werthschätzung der Bronze (man ist im Allgemeinen geneigt einem besonders geschätzten Gegenstande ein höheres Alter zuzuschreiben) sowie darauf, daß ebenso wie während der homerischen Aera auch noch zu der Zeit, wo

und frühgeschichtlichen Hellas noch ein paar Worte zu sagen, so sind auf der von Homer als Ort der Eisengewinnung bezeichneten kleinen Insel Taphos — der Dichter läßt den Taphierkönig Menthes nach Cypern ziehen, um daselbst Eisen gegen Kupfer einzutauschen — so viel bekannt bis jetzt noch keine Spuren von ehemaliger Eisenerz-Förderung oder -Verhüttung nachgewiesen worden; dagegen läßt die gegenüberliegende Küste von Akarnanien allerdings erkennen, daß daselbst schon in sehr früher Zeit Eisen gewonnen und verarbeitet wurde. Als einer der wichtigsten Mittelpunkte der altgriechischen Eisenindustrie ist ferner die Insel Euboea zu bezeichnen, welche der Metallgewinnung ihren ursprünglichen Namen: „Chalkis" verdankt. Auch Boeotien war, wie aus den Hesiodischen Dichtungen hervorgeht, im Besitz einer sehr alten Eisenindustrie und einer Schmiedekunst, die freilich später in Verfall gerieth, so daß in spätheleniſcher Zeit böotische Arbeit mit plumper geschmackloser Arbeit fast identisch war. Uralt und einheimisch war jedenfalls auch die Eisengewinnung in Arkadien, wo im Taygetosgebirge Eisenerze reichlich vorhanden sind, und ebenso fehlte es in Lakonien nicht an Erzen, welche wahrscheinlich schon in sehr früher Zeit zur Gewinnung des Nutzmetalles verwendet wurden. Für letztere Annahme spricht einerseits die uralte Sitte der Lakedämonier, eiserne Ringe zu tragen, andererseits der Umstand, daß bereits im 9. Jahrhundert v. Chr. Lykurg Eisengeld als gesetzliches Zahlungmittel einführte. Was Attika anlangt, wo — beiläufig bemerkt — die berühmten Laurion-Silberbergwerke wahrscheinlich schon in frühgeschichtlicher Zeit von phönicischen Unternehmern ausgebeutet wurden, so trat Athen mit seiner steigenden Entwickelung etwa seit dem 6. Jahrhundert an die Stelle von Chalkis (Euboea), wobei jedoch zu bemerken ist, daß die eigentliche Metallarbeit von Metöken und

Sklaven verrichtet wurde. Letzteres beruht darauf, daß die freien Athener die Handwerksarbeit verachteten und daher höchstens als Großunternehmer (sowohl der Vater des Sophokles wie derjenige des Demosthenes soll eine Messerfabrik besessen haben) auftraten. — Was endlich die Technik der Eisendarstellung im vor- und frühgeschichtlichen Hellas anlangt, so ist unsere Kenntniß in dieser Beziehung mangelhaft, da die griechischen Schriftsteller hierüber wenig berichten, was wiederum seinen Grund darin hat, daß, wie überall im Alterthum, so auch in Griechenland der Schmelz- und Schmiedeproceß fern von den größeren Städten vorgenommen wurde und, wie soeben erwähnt, ein wenig geachtetes Gewerbe war. Indessen wissen wir doch aus einer Schrift von Theophrast, daß die Griechen — wenn auch nicht gerade im frühesten Stadium ihrer Geschichte — bereits die Steinkohlen kannten und nicht nur bei der Schmiedearbeit benutzten, sondern sogar zu verkoaken verstanden.[9]) Auch geht aus einer anderen Stelle des nämlichen Werkes hervor, daß die atheniſchen Eisenschmiede sogar schon verzinntes Eisen (Weißblech) darstellten. — Um hier endlich noch einige für die griechische Eisen-Industrie bedeutungsvolle Erfindungen zu erwähnen, so hat, wie Pausanias berichtet, Glaukos von Chios um 600 v. Chr. das Löthen des Eisens — durch Schliemann's Ausgrabungen zu Mykenae wurde festgestellt, daß in ältester Zeit die Verbindung der Metalle nur durch Vernietung mittelst Stiften bewerkstelligt wurde — erfunden. Von Wichtigkeit für die besagte Industrie waren wohl auch die von Theodoros von Samos auf technischem Gebiete gemachten Erfindungen — welcher letztere zuerst Wasserwage und Winkelmaß construirt und den Drehstahl, sowie die ersten Thürschlösser hergestellt haben soll — sowie ferner die durch

Artemon eingeführte Verwendung des Eisens zur Konstruktion von Belagerungs- und Wurfmaschinen.

Nachdem wir im Vorhergehenden die Gewinnung und Verwendung des Eisens im alten Hellas kennen gelernt haben, wenden wir uns nach Italien, um die in vor- und frühgeschichtlicher Zeit auf der Appeninenhalbinsel sich findende Eisenkultur — eine Kultur, die später mit der römischen Weltherrschaft über einen großen Theil Europas sich verbreitet hat — einer Betrachtung zu unterziehen. Was zunächst die ethnischen Verhältnisse im prähistorischen Italien anlangt — die wir zum besseren Verständniß des Nachfolgenden hier kurz erläutern wollen — so waren es die von Norden her eingewanderten Italiker, die Begründer der ober-italienischen Pfahlbauten und der in der Emilia aufgedeckten Terramaren, welche lange vor dem Beginn der geschichtlichen Epoche die Urbevölkerung verdrängten. An die Stelle dieser Italiker, welche uns von *Helbig* (vergl. die Italiker in der Poebene, Leipzig 1879) als ein von Viehzucht und Ackerbau sich nährendes, im Wesentlichen noch in der Steinzeit befindliches Bauernvolk geschildert werden, traten dann später die Etrusker, ein ebenfalls von Norden her eingewandertes Volk, welches sich selbst Rasena nannte, von den benachbarten Völkern als Tyrrhener oder Tusker bezeichnet wurde und von dem es wahrscheinlich ist, daß es mit den die östlichen Alpengebiete bewohnenden Raetiern, sowie mit den Euganeern der Poebene stammverwandt war. Diese Etrusker nun waren bekanntlich mehrere Jahrhunderte vor der Gründung Roms das herrschende Volk Italiens; sie wohnten in blühenden Städten und wußten, nachdem ein Theil ihres Gebietes durch die in Italien eingedrungenen Gallier erobert worden war, sich in den zwischen Tiber und Arno gelegenen Gegenden noch lange Zeit zu behaupten, bis sie schließlich von den Römern unterworfen wur-

den. Auch ist es in hohem Grade wahrscheinlich, daß ehe noch das von phokäischen Griechen an der Rhonemündung gegründete Massilia blühte und ehe noch die Phönicier den durch die Säulen des Herkules (Straße von Gibraltar) nach Norden führenden Seeweg entdeckt hatten, der vorgeschichtliche Handel mit Zinn und Bernstein dem Thale des Eridanus (Po) folgte und daß demnach die in jener frühen Epoche an den Pomündungen ansäßigen Etrusker hier, wo Land- und Seehandel mit einander in Verbindung traten mit den durch die Phönicier vermittelten Kultureinflüssen des Orients in Berührung kamen. Letzterem Umstande ist es denn wohl auch zuzuschreiben, daß die Etrusker, obwohl rings umgeben von wenig entwickelten Stämmen bereits in vorgeschichtlicher Zeit als ein Industrievolk ersten Ranges erscheinen — als ein Volk, dessen Leistungen auf kunstgewerblichem Gebiete noch heutzutage Staunen erregen. Wenn dieselben jedoch, wie aus dem Vorhergehenden ersichtlich, unter den verschiedenen Stämmen und Völkern der Appeninen-Halbinsel auf metallurgischem Gebiete auch die hervorragendsten Leistungen aufzuweisen haben, so deuten andererseits doch gewisse von italienischen Archäologen gemachte Ausgrabungen darauf hin, daß schon, ehe dieses Volk zur Oberherrschaft gelangte, ein Theil der Bevölkerung Italiens die Metalle und deren Verwendung gekannt hat. So deckte — um hier nur einige der wichtigsten diesbezüglichen Forschungen namhaft zu machen — Graf Gozzadini bei Villanova 200 Gräber auf, in welchen neben anderen Gegenständen viele metallene Beigaben von Bronze und Eisen (die Schmucksachen bestehen vorwiegend aus ersterem, die Angriffswaffen dagegen größtentheils aus letzterem Metall) sich befanden; so wurden auch in den Grabstätten von Marzobotto und La Certosa neben Bronze-Waffen und Geräthen Schwerter, Dolche, Lanzenspitzen u. dergl. aus Eisen angetroffen. So wurden ferner auch in

der Nähe der altetruskiſchen Städte Veji und Präneſte von Pater Garucci neben Bronzeobjekten eiſerne Gegenſtände — darunter Waffen, die durch die an Griff und Scheide angebrachten Elfenbein- und Bernſteinverzierungen an die im Folgenden zu erwähnenden Funde von Hallſtadt erinnern, ferner ein Wagen, deſſen eiſerne Radſchienen mit Kupfernägeln befeſtigt waren u. dergl. — ausgegraben. Wenn nun freilich auch die Anſichten hervorragender italieniſcher Archäologen, welche die Epoche, aus der dieſe Funde ſtammen, als „älteſte Eiſenzeit" bezeichnen und dieſelben für „voretruskiſch" halten, zur Zeit noch nicht als ſicher erwieſen gelten dürfen, ſo liefern dieſe Funde doch einen Beweis für das hohe Alter der Eiſenkultur auf italieniſchem Boden — einen Beweis, welcher durch das Fehlen des Eiſens in den zuvor erwähnten oberitaliſchen Pfahlbauten und in den Terramaren keineswegs entkräftet wird, da es wohl denkbar iſt, daß die noch in der Steinzeit befindlichen Bewohner dieſer Anſiedlungen unter den von auswärts importirten Metallgegenſtänden der goldſchimmernden, als Schmuck beſonders beliebten Bronze vor dem Eiſen den Vorzug gaben. — Was ſpeciell die Eiſenkultur der Etrusker anlangt, ſo waren es vorwiegend die auf der Inſel Elba befindlichen Eiſenbergwerke — deren hohes Alter von Diodor und Ariſtoteles ausdrücklich hervorgehoben wird — aus welchen dieſelben das Rohmaterial für ihre Arbeiten bezogen; auch deutet der Name: Aithalia, wie die Inſel von den Griechen benannt wurde (Αἴθαλος = Feuerruß), auf die dort ſchon in früher Zeit vorgenommenen Verhüttungsproceſſe. Im Uebrigen ſpielte neben Elba der dieſer Inſel gegenüberliegende Hafen Populonia — auf deſſen metallurgiſche Bedeutung die Schmiedezange und Hammer als Stempel tragenden alten populoniſchen Münzen hinweiſen — inſofern eine wichtige Rolle als die auf der Inſel hergeſtellten Eiſenluppen dorthin, wo Feuerungsmaterial

leichter und billiger zu beſchaffen war, als auf dem holzarmen Elba, zu Schiffe verſandt und daſelbſt weiter verarbeitet wurden. Wie ſchon bemerkt, waren es vorzüglich die Angriffswaffen, welche von den Etruskern aus Eiſen hergeſtellt wurden, von denen aber freilich viele in ſo ſtark oxydirtem Zuſtande aufgefunden wurden, daß ſie häufig bei der erſten Berührung gänzlich zerfielen. Wie ſehr Rom während der erſten Jahrhunderte ſeines Beſtehens in Bezug auf den Eiſenimport von Etrurien abhängig war, geht unter Anderem daraus hervor, daß unter den von Porſenna den Römern vorgeſchriebenen Friedensbedingungen eine Beſtimmung enthalten war, derzufolge Letztere nicht mehr Eiſen, als zur Herſtellung der nothwendigſten Ackerbaugeräthe und der Handwerkszeuge unbedingt erforderlich war, von dort einführen durften. — Was ferner das frühgeſchichtliche Rom ſelbſt anlangt — einem Staat, der ſich bekanntlich unter etruskiſchen und griechiſchen Einflüſſen (letztere vermittelt durch die im Süden der Appeninenhalbinſel begründeten griechiſchen Kolonien) auf altitaliſcher Grundlage entwickelt hat — ſo hat derſelbe als geſchloſſenes Geweinweſen in metallarmem Gebiete und Jahrhunderte lang mit Krieg und Fehde beſchäftigt, anfangs keinen nennenswerthen Einfluß auf die Entwickelung der Metallurgie ausüben können und ſelbſt in ſpäteren Jahrhunderten nach Begründung der römiſchen Weltherrſchaft einen ſolchen nur als Eroberer und Erbe der Reichthümer und techniſchen Errungenſchaften anderer Staaten und Völker bethätigt. Auch ſteht die vielfach aufgeſtellte Behauptung, daß die Römer ſich früher der Bronze reſp. des Kupfers als des Eiſens bedient hätten, inſofern auf ſchwachen Füßen, als die Thatſachen, die man zu Gunſten dieſer Anſicht angeführt hat, eine völlig verſchiedene Deutung zulaſſen. Wenn man z. B den Umſtand, daß man zu Rom noch in ſpäterer Zeit bei ge-

wissen feierlichen Handlungen die Bronze statt des gebräuchlichen Eisens in Anwendung zog, daß man sich bei rituellen Feierlichkeiten das Haar von dem Priester mit dem ehernen Scheermesser abschneiden ließ, daß die Grenzen neuer Ansiedelungen mit der ehernen Pflugschar gezogen wurden u. dergl. — wenn man aus diesen Gebräuchen einen Schluß auf das höhere Alter des Bronzegebrauchs gezogen hat, so ist die Richtigkeit dieser Auffassung keineswegs erwiesen. Es kann vielmehr aus den besagten Handlungen mit größerer Wahrscheinlichkeit gefolgert werden, daß man wegen des höheren Werthes der Bronze gegenüber dem Eisen, um dem vorzunehmenden Akt eine höhere Weihe zu verleihen, den aus ersterer Substanz bestehenden Geräthen bei solchen feierlichen Gelegenheiten den Vorzug gab. Wenn ferner auch der Umstand, daß unter den römischen Zünften während der Regierung Numa's die Schmiede als aerarii aufgeführt werden, zu Gunsten der vorwiegenden Bronze- und Kupferverwendung während der ersten Zeit des Bestehens des römischen Staatswesens herangezogen wird, so ist auch diese Motivirung unhaltbar; die Bezeichnung: aerarius ist vielmehr lediglich als eine Uebersetzung des griechischen χαλκεύς — worunter ebensowohl Eisen- wie Erzschmiede inbegriffen waren — aufzufassen. — Wenn auch die früheste Existenz des römischen Staates mit jener Epoche zusammenfällt, wo die Bronzeinduſtrie Westasiens und Griechenlands in höchster Blüthe stand und wenn es dementsprechend für wahrscheinlich gelten muß, daß außer von Etrurien auch von jenen Ländern den Römern des Königthums und der ersten Zeitabschnitts der Republik damals Bronzegegenstände durch den Handel massenhaft zugeführt wurden — selbst wenn wir dieses zugestehen, so ist damit keineswegs der Beweis erbracht, daß Bronze im römischen Gemeinwesen früher in Anwendung kam als Eisen. Es giebt vielmehr außer den bereits angeführ-

ten noch eine ganze Anzahl von Umſtänden, welche zu Gunſten der gegentheiligen Anſicht ſprechen. So finden wir z. B. die bei Aſſyrern und Spartanern einheimiſche Sitte eiſerne Ringe zu tragen auch bei den Römern ſchon in älteſter Zeit wieder; ſo läßt auch die zuvor erwähnte Beſtimmung des Vertrags mit Porſenna darauf ſchließen, daß um das 5. Jahrhundert v. Chr. Eiſen als Material zu Angriffswaffen in Rom allgemeine Verwendung fand; ſo ſpricht auch die Art und Weiſe, wie von den Römern ſchon während der früheſten Epoche ihrer Geſchichte der Krieg erklärt wurde (es geſchah dies, indem ein Herold ausgeſchickt wurde, welcher eine eiſerne Lanze in das feindliche Gebiet hineinwarf) zu Gunſten der zuletzt erwähnten Anſchauung. —

Soviel über die Verwendung des Eiſens bei den vor- und frühgeſchichtlichen Völkern Italiens und bei der Bevölkerung Roms zur Zeit des Königthums und während des erſten Zeitabſchnittes der römiſchen Republik. — Was die ſpäteren Stadien der römiſchen Geſchichte anlangt, ſo dürfen wir wohl als bekannt vorausſetzen, daß während derſelben das Eiſen neben der Bronze, die allerdings zu Schmuck und Zierrath, ſowie zu Schutzwaffen (Helm, Panzer und dergl.) immer noch ausgedehnte Verwendung fand, in allgemeinem Gebrauche war und daß außer dem in Italien ſelbſt gewonnenen Eiſen auch ſolches, welches von fernher — z. B. aus Indien — importirt wurde, zur Verarbeitung kam. Auch verſtanden es die Römer vortrefflich, die in den von ihnen unterworfenen Ländern einheimiſche Eiſeninduſtrie, wie ſie in den Provinzen Illyrien, Pannonien, Möſien, Gallien, Hiſpanien, ſowie vor Allem in Noricum ſich fand, ihren Bedürfniſſen dienſtbar zu machen Einen intereſſanten Beleg für die zuletzt erwähnte Thatſache liefert uns z. B. jene vor einigen Jahren in nächſter Nähe des berühmten römiſchen Pfahlgrabenkaſtels der Saalburg (bei Homburg v. d. Höhe) von Beck und von Co-

hausen aufgedeckte alte Schmelzstätte, von der wir annehmen müssen, daß es eingeborene Schmiede waren, die schon vor der Anlegung des besagten römischen Festungswerkes (11 v. Chr.) hier ihrem Gewerbe nachgingen. Letztere traten später zu den Römern in ein Schutzverhältniß und lieferten nicht nur der Besatzung des Castrums das zur Herstellung von Waffen, für Fuhrwerke und dergl. erforderliche Metall (auf der Saalburg selbst wurden mächtige Eisenblöcke und Eisengeräthe von größter Mannigfaltigkeit angetroffen), sondern versahen auch die daselbst angesiedelte Civilbevölkerung mit den für den Ackerbau erforderlichen Eisenutensilien. Auch sind Schmelz- und Schmiedestätten, von denen wir annehmen müssen, daß sie ursprünglich von gallischen Waldschmieden eingerichtet waren, später aber dem römischen Eroberer dienstbar gemacht wurden, in verschiedenen Theilen Frankreichs, so z. B. bei Lustin (in der Nähe von Namur), zu Libourt (bei Chenonceaux) und anderwärts nachgewiesen worden.

Werfen wir nach Betrachtung der altitalischen, römischen und unter römischem Einflusse stehenden Eisenkultur einen Blick auf die Verwendung des Eisens im vor- und frühgeschichtlichen Nord- und Mitteleuropa, so ist es bekannt, daß im Gegentheil zu Griechenland und Italien, wo der Gebrauch von Metallen bis ins zweite Jahrtausend vor Christus zurückverfolgt werden kann, die Kultur in diesen Gebieten erst verhältnißmäßig spät ihren Einzug gehalten hat und daß, während bei Egyptern, Babyloniern, Assyrern, Phöniziern und Juden der Gebrauch der Metalle die Anwendung von Steinwerkzeugen schon Jahrtausende vor dem Beginne der christlichen Aera verdrängt hat, die Steinperiode sich in einzelnen Gegenden von Nord- und Mitteleuropa noch bis zum Schlusse des ersten Jahrtausends nach Christus erhalten hat. — Was ferner die Frage nach der Existenz einer

besonderen Bronzekultur in den besagten Gebieten anlangt — eine Frage, die wir nicht unerörtert lassen dürfen, da sie mit dem Gegenstande unserer Betrachtungen in engstem Zusammenhange steht — so bedürfen solche Behauptungen, wie sie z. B. Wibel aufgestellt hat, (derselbe betrachtet die Bronzezeit als eine in Nord- und Mitteleuropa durchaus einheimische Kultur und führt dieselbe ihrem ersten Ursprung nach auf Großbrittannien zurück) insofern keine Widerlegung, als es auf der Hand liegt, daß ein barbarisches Land, wie die brittischen Inseln damals noch waren, nicht den Ausgangspunkt einer Weltkultur bilden konnte und als auch nicht der geringste Anhaltepunkt gegeben ist, der dazu führen könnte, in Großbrittannien eine bereits zu Cäsars Zeiten untergegangene höhere Kultur anzunehmen. — Was Skandinavien anbetrifft, dessen Gelehrte die Theorie einer dem Gebrauche des Eisens vorangehenden Bronzezeit mit besonderem Eifer vertreten haben, so wird von der Mehrzahl der dänischen, schwedischen und norwegischen Forscher behauptet, daß zwar die ersten Bronzegeräthe vom Auslande dorthin importirt worden seien, daß aber auf diese Anregung hin im Norden — und zwar speziell in Skandinavien — sich alsbald eine Bronzetechnik von solcher Bedeutung entwickelt habe, daß dieselbe etwa vom 6. Jahrhundert v. Chr. bis zum 2. Jahrhundert n. Chr. einen großen Theil Europas beherrschte. Hier drängen sich nun sofort die Fragen auf: Ist es wahrscheinlich, daß in Ländern, über deren Kupfergewinnung in prähistorischer Zeit nichts bekannt ist und in denen Zinnerze nachgewiesenermaßen gänzlich fehlen, eine einheimische Bronzeindustrie, welche also das Material für ihre Arbeiten von auswärts hätte einführen müssen, sich entwickeln konnte, und wenn eine solche hochentwickelte Technik damals wirklich bestanden hätte, wäre es möglich gewesen, daß dieselbe spurlos verschwand? Müßten wir, vorausgesetzt,

daß die nordiſchen Völker in der Metallkultur damals bereits ſo weit vorgeſchritten waren, nicht auch erwarten, daß ſie auch in anderer Beziehung Kulturfortſchritte gemacht hätten, daß ſie maſſive Häuſer gebaut haben würden und dergl. mehr? Von alledem iſt aber nichts nachzuweiſen; wir finden keine Städtegründungen im Norden zu einer Zeit, wo das ſtolze Ninive längſt in Trümmern lag; wir finden daſelbſt keine ſchriftlichen Ueberlieferungen zu einer Zeit, wo die Veden, der hebräiſche Kanon und die unſterblichen Geſänge Homers längſt niedergeſchrieben waren. Auch darf bei der Beurtheilung der ſoeben erwähnten Theorie der ſkandinaviſchen Gelehrten nicht außer Acht gelaſſen werden, daß in Nord- und Mitteleuropa ebenſo wie anderwärts unmittelbar neben den in der Regel weit beſſer erhaltenen und kunſtvoll gearbeiteten Bronzeartikeln gar nicht ſelten eiſerne Gegenſtände gefunden werden und daß ſolche Eiſenfunde ſogar bekannt ſind aus Zeiten, die der angeblichen Bronzeperiode vorausgehen. So wurde z. B. bei Banzelwitz auf Rügen geſchliffenes Eiſen in einer langen Feuerſteinäxte enthaltenden Steinkiſte und in einem großen Steingrabe bei Stubnitz (ebenfalls auf Rügen) Eiſenſchlacken aufgefunden; ſo hat ferner Schaaffhauſen in einem bei Beckum (Weſtfalen) aufgedeckten Gangbau neben Feuerſteingeräthen eine eiſerne Kugel und ein eiſernes Meſſer angetroffen und ebenſo wurden in Mecklenburg, Schweden und Dänemark (in einem Grabhügel bei Jägerspriis auf Seeland fand Worſaae einen großen zuſammengerollten Eiſenklumpen neben Feuerſteinwaffen) ähnliche Funde gemacht. Auch muß der Umſtand, daß nach Hoſtmann[10]) viele nordiſche Bronzen eine Bearbeitung ihrer Oberfäche mit Stahlinſtrumenten erkennen laſſen, ebenfalls als ein gewichtiger Einwand gegen die obenerwähnte Anſicht der ſkandinaviſchen Gelehrten — der

Ansicht, daß der Eisenkultur Nordeuropas eine Bronzeperiode vorangegangen sei — gelten. Ziehen wir alle diese Umstände in Betracht und bedenken wir ferner, daß die im Norden sich findenden Bronzen uns dort von Anfang an in künstlerischer Ausführung entgegentreten, daß also von einer allmählich sich entwickelnden Bronzeindustrie daselbst nicht die Rede sein kann und daß auch der hier und da versuchten Erklärung; ein bronzekundiges Volk habe das Steinvolk unterworfen und auf dasselbe seine Kultur übertragen, der Umstand entgegensteht, daß der Uebergang von der Steinzeit zur Metallzeit in den besagten Gebieten ein allmählicher gewesen ist und daß überhaupt keinerlei Gründe vorliegen, welche zu einer derartigen Annahme berechtigen — wenn wir alles dieses in Erwägung ziehen, so kommen wir zu dem Schluß, daß die Annahme einer im Norden unseres Erdtheils zur selbständigen Entwicklung gekommenen Bronzekultur keineswegs durch die Thatsachen unterstützt wird, daß vielmehr die Anschauung solcher Forscher, welche die im Norden unseres Erdtheils aufgefundenen Bronzeobjekte im Wesentlichen als aus den Mittelmeerländern stammende Exportartikel betrachten, durch die soeben erwähnten Umstände einen hahen Grad von Wahrscheinlichkeit erhält.[11]) — Was speziell die uns beschäftigende Frage nach der Verwendung des Eisens im Norden anlangt, so folgert Beck aus den oben erwähnten Funden und aus gewissen im Nachfolgenden zu erwähnenden Umständen, daß Eisen das erste Metall war, welches von den Bewohnern Nordeuropas selbstständig bearbeitet wurde, daß freilich seine Anwendung anfangs wahrscheinlich beschränkt und seine Qualität eine geringe war, daß es aber im Lande selbst aus den Erzen gewonnen wurde und daß im Gegensatz zu der Bronze, welche mehr die Rolle eines Luxusartikels spielte, die für den Alltagsgebrauch bestimmten Geräthe, wie

die Holzaxt, das Zimmermannsbeil, die Hacke und Schippe des Landmannes und dergl. aus dieſem Material beſtanden. Was letzteren Punkt anlangt, ſo dürfte allerdings der Umſtand, daß unter den in den nordiſchen Muſeen geſammelten Bronzeobjekten Handwerkszeuge nur in geringer Anzahl vorkommen und Ackerbaugeräthe gänzlich fehlen, für die Annahme ſprechen, daß gerade dieſe Utenſilien aus Eiſen hergeſtellt wurden. Auch müſſen wir, wenn unter den älteren prähiſtoriſchen Funden Nordeuropas das Eiſen in ſehr vielen Fällen vermißt wird, hier abermals darauf verweiſen, daß einerſeits die Zerſtörung dieſes Metalles durch Roſt — (wenn letztere ſchon in ſüdlichen Ländern ſich bemerkbar macht, um wie viel mehr muß dieſelbe in dem von atmoſphäriſchen Niederſchlägen durchfeuchteten, niemals völlig austrocknenden Erdboden nordiſcher Gebiete zur Geltung kommen) — andererſeits der Umſtand, daß, im Gegenſatz zu der von fernher importirten goldſchimmernden Bronze, das im Lande ſelbſt gewonnene Metall für zu gering gehalten wurde, um es den Todten mit ins Grab zu geben, das häufige Fehlen des Eiſens an den beſagten Fundſtätten wohl zu erklären geeignet iſt. Im Uebrigen muß, wenn wir auch die Eiſeninduſtrie des europäiſchen Nordens als eine in ihren Anfängen autochthone Kunſt betrachten, doch zugeſtanden werden, daß in ganz analoger Weiſe, wie das im Beſitze einer nationalen Eiſeninduſtrie befindliche Hellas die beſſeren Eiſen- und Stahlſorten aus dem Lande der Chalyber und aus anderen Gegenden Kleinaſiens importirt hat, ſo auch kurz vor Beginn der hiſtoriſchen Periode durch gute Qualität ſich auszeichnendes Eiſen und Stahl reſp. die aus dieſen Materialien gefertigten Geräthſchaften und Waffen aus Südeuropa nach dem Norden unſeres Erdtheils ausgeführt wurden und daß gerade durch dieſen Import die unvollkommene Technik der letzteren Gebiete einen mächtigen Anſtoß erhielt. Während wir

also, wie schon bemerkt, an dem Vorhandensein einer autochthonen, wenig entwickelten vorgeschichtlichen Eisenindustrie im nördlichen Europa festhalten, können wir uns im Uebrigen mit den Ausführungen des hervorragenden norwegischen Archäologen Ingvald Undset[12]) einverstanden erklären, demzufolge es im Wesentlichen der La Tène-Kultur, dieser jüngeren mitteleuropäischen vorrömischen Eisenkulturgruppe, vorbehalten war, durch ihre Einwirkungen die Eisenzeit in Norddeutschland zu begründen und ins Leben zu rufen."

Das, was wir im Vorhergehenden über das Verhältniß des Eisens zur Bronze in Nordeuropa — insbesondere im vor- und frühgeschichtlichen Skandinavien — gesagt haben, gilt im Allgemeinen auch für diejenigen Gebiete unseres Erdtheils, deren Eisenkultur von uns noch nicht erörtert wurde. So ist es z. B. auch auf die Schweiz anwendbar, über deren Prähistorie bekanntlich die Pfahlbautenuntersuchungen wichtige Aufschlüsse geliefert haben. Letztere scheinen allerdings auf den ersten Blick die Theorie von einer dem Gebrauche des Eisens vorangehenden Bronzezeit dadurch zu bestätigen, daß in einer Anzahl von Seeansiedelungen der Westschweiz neben Geräthschaften und Waffen aus Stein solche aus Kupfer und Bronze angetroffen wurden und daß gerade die soeben erwähnte Station La Tène (bei Marin im Neuenburger See gelegen), die man gewöhnlich als eine der jüngsten Pfahlbautenansiedelungen betrachtet, durch das Vorherrschen des Eisens charakterisirt wird. Andererseits ist es aber im höchsten Grade wahrscheinlich, daß die Herstellung der Bronze keine Erfindung der barbarischen Protohelveten — von denen vermuthet werden muß, daß sie außer in den Seedörfern auch auf dem festen Lande ansäßig waren — gewesen ist; vielmehr weist schon die Nachbarschaft Italiens, sowie der Umstand, daß gerade in den Pfahlbaudörfern der Westschweiz, durch welche der Handel

Italiens mit Frankreich und Deutschland sich vorzugsweise bewegte, Bronzeobjekte angetroffen werden, darauf hin, daß das Pfahlbautenvolk seine Bronze von auswärts — ursprünglich wohl von den schon in früher Zeit am Po ansässigen Phöniziern und später von den Etruskern — bezog.[13]) Auch scheint das Auffinden der Reste von Silene Cretica in den Pfahlbauten, eines südeuropäischen Unkrauts, welches in der heutigen Schweiz sich nicht mehr findet, insofern, als es auf einen ehemals zwischen diesem Lande und den Mittelmeergebieten bestehenden Verkehr deutet, die im Vorhergehenden ausgesprochene Vermuthung von dem südlichen Ursprung der Pfahlbautenbronzen zu bestätigen. Aus den besagten Ländern mögen wohl auch jene Gußformen in die Schweiz eingeführt sein, welche der verdienstvolle Pfahlbautenforscher Dr. V. Groß[14]) aus den Stationen Morges am Neuenburger- und Möhringen am Bieler See zu Tage förderte und welche darauf hindeuten, daß das Pfahlbautenvolk die Kunst, Bronze zu gießen, resp. gewisse Bronzeobjekte selbst herzustellen, von den Fremden erlernt hatte. — Was ferner die Verwendung des Eisens in den schweizerischen Seeansiedelungen anlangt, so müssen wir hier wiederum daran erinnern, daß das Eisen, wie Johannes Ranke[15]) bemerkt, „sich an den Fundstellen, die der Erhaltung der Bronze und der organischen Gebilde, wie Knochen und Horn, so günstig waren, viel weniger leicht erhalten konnte." — Andererseits hat angesichts der Thatsache, daß eiserne Objekte außer zu La Tène in den Seedörfern von Niedau-Steinberg, ferner am Bieler See: in den Stationen von Lutz, Latringen, Hageneck, Neustadt, Wingels, sowie zu Möhringen aufgefunden wurden, die Annahme, daß es in jener prähistorischen Epoche, während deren die Pfahlbauten bestanden, eine getrennte Bronze- und Eisenzeit gegeben habe, wenig Wahrscheinlichkeit für sich, und noch unwahrschein-

licher ist die Ansicht, daß erst nach einer Bronzezeit von langer Dauer, wie z. B. Morlot solche für die Pfahlbauten berechnet, in der Schweiz die Erfindung des Eisens gemacht worden sei. Ohne zu solchen Theorien unsere Zuflucht zu nehmen, haben wir vielmehr in dem Umstand, daß der Handel den damaligen Bewohnern der Schweiz Bronzewaffen und -Geräthe leicht und bequem darbot und daß in Folge dessen der Gebrauch des Eisens in den Hintergrund gedrängt wurde, eine ungezwungene Erklärung für die relative Seltenheit des zuletzt erwähnten Metalles in den Westschweizerischen Seedörfern. (Die Pfahlbauten der Ostschweiz sind bekanntlich noch vor dem Beginne der Metallzeit verlassen resp. zerstört worden.) Da wir aber trotzdem das Eisen in Anwendung finden und zwar theilweise für Gegenstände von geringem Werthe, wie: Schuhe von Schifferstangen, Ringe zum Befestigen der Fischerboote und dergl., so dürfen wir hieraus schließen, daß dieses Metall dem damals die Westschweiz bewohnenden Volke bekannt war und daß es billiger war als Bronze, woraus dann weiter zu folgern ist, daß es im Lande selbst gewonnen wurde. Der zuletzt erwähnte Schluß hat denn auch durch die Untersuchungen von Quiquerez — denen zufolge in der Schweiz nicht weniger als 400 prähistorische Eisenschmelzen nachgewiesen werden können, von denen 61 mit Bestimmtheit in die vorrömische Periode verlegt werden müssen — seine Bestätigung gefunden und kann nach dem, was der besagte Forscher über die uralte Eisengewinnung im Berner Jura, über die Einrichtung der Schmelzöfen, über die in der Nähe der Letzteren befindlichen Meiler (welche zur Erzeugung der beim Schmelzprozeß Verwendung findenden Holzkohlen dienten) über die ausgedehnten prähistorischen Schlackenhalden des Schweizerlandes, sowie endlich über die zwischen den Namen schweizerischer Ortschaften und dem in den betreffenden Gegenden

seit uralter Zeit betriebenen Schmiedehandwerk bestehenden Beziehungen festgestellt hat — nach alledem kann nicht bezweifelt werden, daß die Eisenindustrie der Schweiz bis in einen frühen Abschnitt der Prähistorie zurückreicht; auch ist es wahrscheinlich, daß die besagten Eisenwerke schon zur Zeit der Pfahlbautenansiedelungen in Betrieb waren und daß das Eisen den Bewohnern der Letzteren schon vor der Einführung der Bronze durch fremde Händler bekannt war.

Wenden wir uns von den Untersuchungen, welche die früheste Eisenkultur der Schweiz betreffen, zu den östlichen Alpengebieten, so ist das berühmte Grabfeld von Hallstadt (im Salzkammergut) ebenfalls bis zu gewissem Grade geeignet, die Theorie von einer zeitlich streng geschiedenen Bronze- und Eisenzeit, wie solche von den nordischen Forschern immer noch vertheidigt wird, zu widerlegen, da wir unter den klassischen Funden, welche daselbst gemacht wurden, sowohl Bronze wie Eisen in außerordentlicher Reichhaltigkeit antreffen, und da viele aus den dort aufgedeckten Gräbern stammende Objekte zum Theil aus Bronze, zum Theil aus Eisen bestehen und da Eisenschwerter und Bronzeschwerter, Eisenbeile und Bronzebeile (Palstäbe) bezüglich der Form in vielen Fällen aufs Genaueste übereinstimmen. Entsprechend dem soeben Gesagten betont von Sacken, dem wir die eingehendsten Untersuchungen über die Funde von Hallstadt verdanken, daß die Trennung nach dem Material eine mißliche sei, daß vielmehr das Wichtigste bei der Unterscheidung der beiden Metallperioden das geistige Moment in der Formgebung, d. h. der Styl sei. Dem durch ein eigenthümliches System der Ornamentik charakterisirten „Bronzestyl", welcher dem Grundtypus nach den Kulturvölkern des Mittelmeeres entstammt, der sich besonders in Etrurien lange gehalten

und ſpecifiſch entwickelt hat, zugleich aber auch nach von Sacken's Anſchauung an den germaniſch-ſkandinaviſchen Nordküſten eine lokalgefärbte Ausbildung erfahren hat — dieſer wegen der ihr eigenthümlichen Ornamentik als „geometriſcher Bronzeſtyl" bezeichneten Formgebung ſtellt der beſagte Forſcher eine andere Gruppe gegenüber, welche ein durchaus verſchiedenes Prinzip in Form und Verzierung aufweiſt, im Weſentlichen aus Eiſenobjekten mit wenig Bronze ſich zuſammenſetzt und deren Formen nach Johannes Ranke (a. a. O. p. 281) mit dem Styl des „germaniſchen Eiſenalters" aus der Periode der fränkiſch-allemanniſchen Reihengräber identiſch ſind. Auch ſoll ſich aus der beſagten Eintheilung inſofern eine ethnographiſche und zeitliche Gruppirung ergeben, als der „geometriſche Bronzeſtyl" ſich, wie ſchon bemerkt, auf den Einfluß der Mittelmeervölker zurückführen läßt und für Mitteleuropa in die Mitte und zweite Hälfte des erſten vorchriſtlichen Jahrtauſends (Periode der Handelsbeziehungen der ſüdlichen Kulturſtaaten zu den keltiſchen und germaniſchen Stämmen) zu verlegen iſt, während andererſeits der ſoeben erwähnte Eiſenalterſtyl vorzugsweiſe von nordgermaniſchen Bevölkerungselementen getragen wird und erſt in nachchriſtlicher Zeit eine weite Verbreitung erlangt. Im Uebrigen deutet, wenn auch die Hallſtädter Funde im Weſentlichen wohl einem ſpäten Abſchnitt der Prähiſtorie Mitteleuropas[16]) angehören, die hohe Vollkommenheit der aus den beſagten Gräbern zu Tage geförderten Eiſen-Geräthe und -Waffen darauf hin, daß der Herſtellung derſelben eine Eiſeninduſtrie von langer Dauer vorausgegangen iſt, daß alſo in dieſem von dem (wahrſcheinlich keltiſchen) Stamme der Tauriſker bewohnten Alpengebiete, welches ſpäter einen Theil der römiſchen Provinz Norikum bildete, das Eiſen ſchon in früher prähiſtoriſcher Zeit bekannt war — eine Annahme, welche durch die Auffindung von alten Eiſenſchlackenhalden und prähiſtori-

schen Schmelzstätten im östlichen Alpenlande (Eisenschmelzen von Hüttenberg in Steiermark) bestätigt wird. — Um an die Besprechung des Grabfeldes von Hallstadt einige Bemerkungen über die in anderen österreichischen Gebieten gemachten vorgeschichtlichen Eisenfunde zu knüpfen, so hat H. Wankel in dem von den Römern als Luna Silva bezeichneten eisenerzreichen böhmisch-mährischen Scheidegebirge ebensowohl uralte Schlackenhalden, wie die in den dortigen Eisensteingruben sich findenden alten Strecken — welche von den Bergleuten „der alte Mann" genannt werden — sowie eine Anzahl von prähistorischen Schmelzstätten nachgewiesen. Letztere sind insofern von besonderem Interesse, als wir hier einem von dem in prähistorischer Zeit in Europa ziemlich allgemein verbreiteten Verfahren (Schmelzung der Eisenerze in cylinder- oder kegelförmigen thönernen Oefen) abweichenden Schmelzprozeß — nämlich dem Schmelzen des Eisenerzes in einer Anzahl von topfartigen Tiegeln begegnen — einem Verfahren, welches im Wesentlichen darin bestand, daß die Eisenschmelzer mehrere Tiegel zu einer Gruppe vereint auf den Boden stellten, sie mit dem Schmelzgut füllten und über und um dieselben ein starkes Feuer anzündeten, in welches sie wahrscheinlich durch eine einfache Gebläsevorrichtung so lange bliesen, bis sich das geschmolzene Eisen am Grunde des Tiegels angesammelt hatte, das dann herausgenommen und als Eisenluppe in den Handel gebracht wurde. —

Werfen wir, nachdem wir die vor- und frühgeschichtliche Eisenkultur im übrigen Europa einer Betrachtung unterzogen haben, noch einen Blick auf die früheste Eisengewinnung und -Verarbeitung bei unserem eigenen Volke, so hat man, wie oben bemerkt, die Stammverwandschaft des Sanskritwortes ayas, des gothischen aiz, des lateinischen aes, des deutschen „Eisen" als einen Beweis dafür angeführt, daß die indogermanischen

Stämme bereits, ehe sie aus ihren gemeinschaftlichen Urſitzen in die heutzutage von ihnen beſetzten Gebiete auswanderten, mit dem Eiſen bekannt geweſen ſeien. Was dieſe Frage anlangt, ſo muß jedoch darauf hingewieſen werden, daß die Sprachforſcher bezüglich deſſen, was die Veden der Inder und die Zend-Aveſta der Perſer mit „ayas" bezeichnen, verſchiedener Meinung ſind. (Nach Max Müller bedeutete ayas urſprünglich vielleicht blos: Metall; nach O. Schrader — Vergl. das wichtige Werk: Sprachvergleichung und Urgeſchichte. Jena 1883 — wäre damit Kupfer gemeint geweſen.) Andererſeits bedarf es bloß eines Hinweiſes auf die wichtige Rolle, welche das Eiſen in der germaniſchen Mythologie ſpielt, auf den Werth, welchen die Helden der germaniſchen Sagen auf gute Eiſenſchwerter legen und auf die Mythen, welche ſich an die Herſtellung und Geſchichte dieſer Waffen knüpfen, um ſofort zu erkennen, daß das werthvollſte aller Metalle den Völkern germaniſchen Stammes ſchon in ſehr früher Zeit bekannt geweſen iſt. Auch könnte nach Beck wohl in Frage kommen, ob nicht die Zwerge, welche die germaniſche Mythe mit dem Schmiedehandwerk in Verbindung bringt, als Reſte einer älteren im Vergleich zu den Germanen ſchwächlichen Urbevölkerung aufzufaſſen ſind, welche in techniſchen Fertigkeiten einen gewiſſen Kulturgrad erlangt hatte. — Abgeſehen von den dem Gebiete der germaniſchen Mythologie entlehnten Wahrſcheinlichkeitsgründen beſitzen wir übrigens direkte Beweiſe dafür, daß unſern Vorfahren ſchon ſehr frühzeitig auf die Gewinnung und Verarbeitung des Eiſens ſich verſtanden. Als ein ſolcher Beweis ſind z. B. die im Lüderich bei Bensberg nachgewieſenen Spuren eines uralten Bergbau's — es wurden aus dieſen Eiſenerzgruben Geräthe, welche ein ſehr hohes Alter des dortigen Bergwerkbetriebes bekunden wie: Steinlampen, hölzerne mit kupfernen und eiſernen Spitzen verſehene Brechwerkzeuge, hölzerne Schaufeln und der-

gleichen zu Tage gefördert — zu betrachten und ebenso sprechen die in gewissen Theilen Norddeutschlands sich findenden prähistorischen Schlackenhalden zu Gunsten dieser Annahme. Was letzteren Punkt anlangt, so macht Ch. Hostmann in einer vorlängst veröffentlichten Arbeit (die ältesten Eisenschlacken in der Provinz Hannover von Ch. Hostmann in Celle) darauf aufmerksam, daß an den Abhängen der dünenartigen Alluvialbildungen, welche die Ufer der unteren Leine einfassen — insbesondere auf den von kleinen Zuflüssen der Leine halbinselartig eingeschlossenen Höhen in einer Tiefe von 0,3 bis 1 Meter unter der Erdoberfläche eine durch das ganze, oft mehrere Hektare umfassende Terrain sich hinziehende Ablagerung von Artefakten — eine Art Kulturschicht — nachgewiesen werden kann, welche vorwiegend aus einer fast unglaublichen Menge kleiner Topfscherben, untermischt mit Eisenschlacken, Kohlenresten, Thierknochen, vegetabilischen Abfällen, sowie mit einzelnen eisernen Gegenständen, Steingeräthen und Feuersteinsplittern besteht. Auch ist daraus, daß in den betr. Gegenden angestellte Nachgrabungen in vielen Fällen nicht nur jene soeben erwähnten Objekte, sondern auch Fundamentirungen aus Feldsteinen, Herdstellen aus Granitblöcken, sowie die Ueberreste kleiner Schmelzgruben ergeben haben, wohl mit Sicherheit zu schließen, daß wir es nicht etwa mit den Trümmern von durch den Pflug aufgewühlten und zerstörten Urnenfeldern (Begräbnißstätten), sondern mit den Rückständen uralter zum Zwecke der Eisengewinnung gegründeten Ansiedelungen daselbst zu thun haben. Als ein Umstand, welcher den soeben erwähnten Untersuchungen eine besondere Beweiskraft verleiht, muß ferner noch bemerkt werden, daß die besagten Anhäufungen von Eisenschlacken, — welche, beiläufig bemerkt, nicht nur an den Ufern der Leine sich finden, sondern auch von diesem Fluß bis zur Hunte und von

dort weiter westlich bis zur Ems und zur Zuider-See sowie in südlicher Richtung bis zum Rheinthal sich fortsetzen — hier meistens in Gegenden angetroffen werden, in denen der moderne Betrieb von Schmelzhütten — soweit bekannt — niemals bestanden hat und daß ebensowohl die primitive Beschaffenheit der mit den Eisenschlacken vermischten, mäßig gebrannten und wenig verzierten Topfscherben, wie der bedeutende Eisengehalt der Schlacken selbst zu Gunsten der Annahme einer sehr frühen und noch sehr unvollkommenen Eisengewinnung durch Verhüttung der Erze spricht. Auch hebt Hostmann hervor, daß neben den erwähnten Eisenschlacken in der ganzen Provinz Hannover keinerlei andere prähistorische Schlacken bis jetzt nachgewiesen wurden und daß es demnach als unwahrscheinlich gelten muß, daß außer Eisenerzen auch Kupfer- und Silbererze schon während der prähistorischen Zeit in den besagten Gegenden eingeschmolzen wurden.

So viel über die Untersuchungen Hostmann's, welche dazu aufmuntern auch in anderen Theilen Deutschlands nach prähistorischer Erzgewinnung und Verhüttung Forschungen anzustellen und auf diese Weise behufs genauerer Kenntniß der vor- und frühgeschichtlichen Metallkultur weitere Anhaltepunkte zu gewinnen. — Um hier noch einige andere Forschungen auf anthropologisch-archäologischem Gebiete zu besprechen, welche ebenfalls das hohe Alter der germanischen Eisenkultur bezeugen, so wurde der von Beck und Cohausen am Südhange der Saalburg (unweit Homburg v. d. Höhe) aufgefundenen Eisenschmelzstätte bereits gedacht und sei hier nur noch erwähnt, daß in unmittelbarer Nähe der daselbst nachgewiesenen schachtförmigen, mit besonderen Windöffnungen (welche zur Aufnahme einer Gebläsevorrichtung bestimmt waren) versehenen Schmelzöfen sich Spuren von Meilern und umfangreiche Schlackenhalden vorgefunden haben. Auch gestattet das Alter der riesigen Buchen, welche auf letzteren

gewachsen sind, insofern einen Schluß auf die fernentlegene Vorzeit, während deren die besagten Schmelzöfen in Betrieb waren, als zweifelsohne lange Zeit verstrichen sein muß, bis die hier befindlichen Eisenschlacken sich soweit mit Erde bedeckt hatten, daß auf denselben Buchenkerne genügende Nahrung für ihre erste Entwicklung finden konnten. — Um hier noch einiger anderer über die Eisenkultur des alten Germaniens Licht verbreitender Forschungen zu gedenken, so verdient der Fund von Monzenheim (Elsaß) insofern eine besondere Erwähnung, als daselbst ebenso wie an anderen Punkten des Mittelrheinlandes eine Anzahl von Eisenluppen, welche aus vorgeschichtlicher Zeit — wahrscheinlich aus der der römischen Okkupation unmittelbar vorausgehenden La Tène-Periode — stammen, angetroffen wurden. Dieselben bestehen aus einem homogenen weichen Eisen, das sich gut schweißen und schmieden läßt und stimmen bezüglich der Form mit den oben beschriebenen doppelpyramiden-förmigen Eisenluppen Assyriens auf's Genaueste überein. — Zu erwähnen wäre hier ferner noch, daß C. Mehlis bei Ramsen in der Nähe des jetzigen Eisenberg (bairische Pfalz) mächtige Schlackenlager und in Eisenberg selbst — dem Rusiana des Ptolemaeus — mehrere zuckerhutförmige Eisenschmelzöfen, welche wahrscheinlich aus der Römerzeit herrühren, nachgewiesen hat. — Was endlich eine dritte Quelle, aus der wir Aufschlüsse bezüglich der altgermanischen Eisenkultur zu gewinnen im Stande sind — nämlich die Ueberlieferungen der römischen Schriftsteller — anlangt, so erfahren wir durch dieselben manche Einzelheiten, welche über das Alter der besagten Kultur bis zu gewissem Grade Licht verbreiten. Dieselben berichten, daß ebensowohl die von Marius bekämpften Cimbern und Teutonen, wie die Sueven des Ariovist Eisenschwerter führten, daß die Chatten eiserne Schwurringe trugen, die sie erst ablegen durften, nachdem sie einen Feind

getödtet hatten und daß außer den besagten Stämmen auch Longobarden, Rugier, Sennonen, Cherusker und Sigambren eiserne Waffen trugen. Auch ist, wenn Tacitus bemerkt, daß die Germanen arm an Eisen seien, dies jedenfalls nur relativ, d. h. im Vergleiche zu der reichen Ausstattung der römischen Legionen gemeint, da der berühmte Geschichtsschreiber die mit Eisenspitzen versehenen Speere der germanischen Krieger besonders erwähnt und von der an den östlichen Grenzen Germaniens — im Lande der Gothinen, welche den Quaden dienstpflichtig waren — betriebenen Eisengewinnung spricht. — Was endlich das Verhältniß des Eisens zur Bronze im vor- und frühgeschichtlichen Germanien anbetrifft, so können wir bezüglich dieser Frage auf das verweisen, was oben über den Bronzeimport nach Nordeuropa — insbesondere nach Skandinavien — bemerkt wurde. Gerade der Umstand, daß in den deutschen Flußthälern, welchen der vor- und frühgeschichtliche Handel im Allgemeinen gefolgt ist und in den deutschen Küstengebieten Bronzefunde, besonders häufig gemacht werden, deutet darauf hin, daß die Bronzen im Wesentlichen als aus dem Süden resp. Südosten stammende Importartikel zu betrachten sind. Auch ist noch besonders hervorzuheben, daß *während das Eisen fast ausschließlich zu Gegenständen des täglichen Gebrauches, insbesondere zu Handwerks- und Ackerbaugeräthen, ferner* — wie das Beowulflied berichtet — *zum Häuserbau und zu vielen anderen Zwecken verarbeitet wurde die Bronze bei den Germanen im Wesentlichen nur ein Luxusartikel gewesen ist.* — Erwähnt sei hier endlich noch, daß in Deutschland seit dem frühen Mittelalter wohl fast auf jedem größeren ländlichen Besitzthum der Eigenthümer zugleich dem Schmiedehandwerk oblag, daß die Zahl der auf den Gütern zu verwendenden eisernen Ackerbaugeräthe — ein In-

ventar derselben aus karolingischer Zeit findet sich z. B. im Breviarum Caroli Magni — genau vorgeschrieben war und daß die noch heutzutage in gewissen Gegenden Deutschlands — so z. B. im westfälischen Sauerland — bestehende Einrichtung, daß der Gutsherr selbst einen kleinen Eisenhammer betreibt, als eine Reminiscenz an die Eisenkultur unseres Vaterlandes, wie sie im Mittelalter sich darstellte, zu betrachten ist.

Unser Ueberblick über die Gewinnung und Verwendung des Eisens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit ist hiermit beendigt. — Fassen wir zum Schlusse die Hauptergebnisse unserer Betrachtungen noch einmal kurz zusammen, so dürfte aus dem Gesagten wohl mit ziemlicher Gewißheit hervorgehen, daß die vor wenigen Jahren noch allgemein verbreitete und noch heutzutage viele Anhänger zählende Doktrin, wonach bei den meisten Völkern der Eisenkultur eine Periode vorausgegangen sein soll, innerhalb deren Kupfer und Bronze die einzige zur Herstellung von Werkzeugen, Geräthen und Waffen verwendeten Metalle gewesen wären und daß der Gebrauch dieser Substanzen überhaupt älter sei als derjenige des Eisens — daß diese Anschauung nicht länger aufrecht erhalten werden kann. Ganz abgesehen von den übrigen von uns aufgezählten Beweisgründen zwingen vielmehr die metallurgischen Thatsachen: der Umstand, daß ein für die meisten Zwecke genügendes, hämmerbares, wenn auch nicht schlackenfreies Eisen bei niedrigerer Temperatur hergestellt werden kann als zur Gewinnung des Kupfers aus seinen Erzen erforderlich ist und daß demnach die Eisengewinnung von allen metallurgischen Processen, die bei dieser Frage in Betracht kommen, als der einfachste betrachtet werden muß, ferner der Umstand, daß im Gegensatz hierzu die Herstellung der Bronze die Kenntniß des Kupferausbringens, des

Zinnſchmelzens und der Kunſt zu formen und zu gießen bedingt und dementſprechend einen Kulturzuſtand vorausſetzt, höher als derjenige, welchen die Gewinnung und Verarbeitung des Eiſens erheiſcht; endlich noch der Umſtand, daß von den zur Herſtellnug der Bronze erforderlichen Ingredienzien das Zinn nur in wenigen von den alten Kulturcentren im Allgemeinen weit entlegenen, in vor- und frühgeſchichtlicher Zeit ſchwierig zu erreichenden Lokalitäten angetroffen wird — dieſe Thatſachen drängen vielmehr zu der Annahme, daß in ſolchen Ländern, in denen Eiſenerze ſich finden, das Eiſen dasjenige Metall geweſen iſt, welches zuerſt an die Stelle des zur Herſtellung von Geräthen, Werkzeugen und Waffen bis dahin ausſchließlich benutzten Steines, Knochens, Hornes und Holzes trat und dadurch der aufſtrebenden menſchlichen Kultur einen mächtigen Anſtoß verlieh. Auch iſt der gegen die Priorität des Eiſens häufig erhobene Einwand, daß die Bronze überhaupt nie zur Entwickelung gekommen ſein würde, wenn Eiſen vorausgegangen wäre, unſchwer zu widerlegen. Die Bronze ſtellte vielmehr etwas Neues und zumal eine Erfindung dar, welche vermöge ihres an das Gold erinnernden Glanzes und ihrer Verwendbarkeit zu Schmuck und Zierrath auf das Gemüth des noch auf niedriger Kulturſtufe ſtehenden vorgeſchichtlichen Menſchen einen tiefen Eindruck machen mußte und dadurch befähigt war, ſich ihren Platz neben dem Eiſen zu erobern. In Uebereinſtimmung mit dem ſoeben Geſagten kann das chronologiſche Verhältniß der Bronze zum Eiſen wohl nicht beſſer bezeichnet werden als mit den Worten Raubers:[17] „Innerhalb einer großen Eiſenzeit entwickelte ſich an manchen Orten eine Bronzekultur, entſprechend der dem neuen Stoff zukommenden, hier und da ihn ſelbſt überſchreitenden Verwendbarkeit.“ — Im Uebrigen be-

darf es keiner Auseinandersetzung, daß die Entwicklung und der civilisatorische Fortschritt der Menschheit mehr als irgend einer anderen Substanz dem Eisen verdankt und daß, wenn auch bereits das Alterthum in der Herstellung und Verwendung dieses Metalles Großes geleistet hat, es doch unserem Jahrhundert — dem Zeitalter der Hochöfeninduſtrie und des Bessemerstahls — beschieden war, die vorausgegangenen Jahrtausende in den Schatten zu stellen.

Anmerkungen.

1) Dr. Ludwig Beck, die Geschichte des Eisens. Braunschweig. F. Vieweg u. Sohn, 1884.

2) Bemerkt sei hier noch, daß während, wie oben bemerkt, zahlreiche afrikanische Stämme die Eisengewinnung und Verarbeitung mit großem Eifer und Erfolg betreiben, andere in angrenzenden Gebieten lebende Negervölker den Gebrauch metallener Geräthe und Waffen noch gar nicht kennen, sich also noch in der Steinzeit befinden. — Für die im Vorhergehenden ausgesprochene Ansicht, daß das Schmelzen der Eisenerze und die Verarbeitung des Eisens, wie sie von den Eingeborenen Afrikas betrieben wird, nicht etwa als eine von außen zugeführte fremde Kultur, sondern vielmehr als eine auf dem dunklen Kontinent spontan entstandene Industrie zu betrachten ist — hierfür spricht auch der Umstand, daß nach Schweinfurth der Verkehr mit Europäern, durch welche den Eingeborenen Afrikas das Eisen als Tauschobjekt für Elfenbein, Palmöl und andere Naturprodukte mühelos zugeführt wird, auf die afrikanische Eisenindustrie einen lähmenden Einfluß ausübt und daß gerade diejenigen Negerstämme, welche bisher mit europäischer Kultur nicht in Berührung gekommen sind, es in der Bearbeitung des Metalles zu einer bemerkenswerthen Geschicklichkeit gebracht haben. So sind z. B. von den Bewohnern des oberen Nilthales die Djur ganz vorzügliche Stahlschmiede. Einzelne Stämme zeigen eine besondere Begabung in der Herstellung federnder eiserner Armringe, die mit Zacken und Spitzen versehen, sich im Nahkampf als eine höchst gefährliche Waffe erweisen; andere wiederum legen eine geradezu teuflische Erfindungsgabe an den Tag, indem sie, die Stacheln der Dorngesträuche nachahmend, an den Schaften der Lanzen Zacken und Widerhaken anbringen, welche dazu dienen, eine Verwundung so gefährlich als möglich zu machen.

3) Die Ansicht, daß die Bewohner Perus und Mexikos zur Zeit der Eroberung dieser Länder durch die Spanier den Gebrauch des Eisens noch nicht kannten, scheint sich erst mehrere Jahrzehnte nach diesem Ereigniß ausgebildet zu haben, während die Konquistadoren selbst über diesen Punkt Schweigen beobachten. — Was die obenerwähnten Bau-

werke Perus und Mexikos anlangt, so ist es geradezu unmöglich, daß die aus Porphyrblöcken kunstvoll herausgemeißelten Thierköpfe, wie sie La Condamine in dem zuerst erwähnten Lande entdeckte, anders als mit Hülfe von Stahlmeißeln hergestellt werden konnten. Dasselbe gilt auch für die 380 Fuß hohe Pyramide von Xochicalco, welche aus mit Hieroglyphen bedeckten, trefflich bearbeiteten Granitblöcken zusammengefügt ist, für die Prachtbauten von Nezahualcoyotl mit ihren in den Porphyrfels eingehauenen Treppen und Aquädukten, sowie vor Allem von der berühmten Inkastraße, welche in einer Längenausdehnung von 250 geogr. Meilen am Abhange der Kordilleren verläuft und in ihrer vollen Breite von 25 Fuß mit regelmäßig behauenen Trapp-Porphyrblöcken gepflastert ist. Auch ist die Behauptung, die Peruaner hätten es damals verstanden, durch einen Zusatz von Zinn das Kupfer dermaßen zu härten, daß es die Eigenschaften des Stahles angenommen hätte, ebenso unbegründet wie die Hypothese, wonach zur Herstellung der vorerwähnten, aus den härtesten Gesteinen bestehenden Architektur- und Skulpturwerke Steinmeißel benutzt worden sein sollen. — Endlich wird die frühe Bekanntschaft der mexikanisch-peruanischen Bevölkerung mit dem Eisen auch durch sprachliche Gründe bezeugt, sowie durch den Umstand, daß zufolge einer Notiz, die in den von Montesinos verfaßten peruanischen Annalen sich findet, die Eisengruben von Amoraimes (südlich von Tiaguanaco gelegen) bereits von den Inkas ausgebeutet wurden.

4) Daß Egypten während des frühesten Abschnitts seiner Geschichte sein Eisen im Wesentlichen aus den sudanesischen Gebieten, dagegen in späterer Zeit aus Asien bezog — diese Thatsache wird auch bezeugt durch die Verschiedenartigkeit der für dieses Nutzmetall im Pharaonenreiche gebräuchlichen Ausdrücke. Während das altegyptische Wort: Chomt ebensowohl Kupfer wie Bronze in sich schließt, besitzt die altegyptische Sprache für Eisen mehrere Bezeichnungen, von denen das Wort men für die vom Sudan her eingeführte Eisenwaare, dagegen das Wort „tehaset“ (wahrscheinlich entsprechend dem biblischen „Eisen des Nordens“) für das von Asien her importirte Nutzmetall gebraucht wird. Ueber den Ursprung des bereits obenerwähnten Wortes baaenepe (koptisch: benipe) gehen die Ansichten der Egyptologen auseinander. — Bemerkt sei hier noch, daß außer zu den oben namhaft gemachten Zwecken das Eisen im alten Egypten zu Ringen, Ketten, Thüreinfassungen und Thürschlössern, Holzbeschlägen, Klammern zum Verbinden der Bausteine, ja selbst zu chirurgischen Instrumenten (derartige Werkzeuge fanden sich bei einer Mumie) verwendet wurde. Auch die nationale Waffe, das

Sichelſchwert (chops), welches die Leibgarde der Pharaonen trug, wird in den Königsgräbern mit der das Eiſen bezeichnenden blauen Farbe dargeſtellt, und bei der Herſtellung der berühmten egyptiſchen Streitwagen ſpielte das Eiſen ebenfalls eine bedeutende Rolle. — Was den Gebrauch der Bronze in Egypten anlangt, ſo machen verſchiedene Umſtände — ſo vor Allem das Fehlen eines hieroglyphiſchen Zeichens für Zinn und die lange fortgeſetzte Benutzung des Kupfers zu Werkzeugen und Waffen — es im hohen Grade unwahrſcheinlich, daß Egypten als eines jener Centren zu betrachten iſt, in welchem die Bronze zuerſt dargeſtellt wurde.

5) Der Umſtand, daß in der heiligen Schrift des „Erzes" häufiger als des Eiſens gedacht wird — im ganzen „Pentateuch" wird Eiſen 13 mal, Erz dagegen 44 mal erwähnt — kann nicht als Beweis dafür gelten, daß die Israeliten ſich mehr der Bronze als des Eiſens bedient hätten. Nach Joſua (VI, 19 und 24) wurden dem Ewigen auch eiſerne Geräthe geweiht. Die Bedeutung der israelitiſchen Eiſeninduſtrie wird auch dadurch bezeugt, daß Moſes den Hebräern Paläſtina als ein Land verkündigt und anpreiſt, „deſſen Steine Eiſen ſind". (Deuteronom. VIII, 9.)

6) Der Periplus des erythräiſchen Meeres von einem Unbekannten. Griechiſch und deutſch mit Anmerkungen von B. Fabricius. Leipzig, Veit u. Co. 1883.

7) Vergl. Furtwängler, Die Bronzefunde aus Olympia (Abhandlung der Akademie der Wiſſenſchaften) Berlin 1879.

8) Urſprung und erſte Entwicklung der europäiſchen Bronzekultur von Dr. Sophus Müller. Deutſche Ausgabe von J. Meſtorf. Braunſchweig 1884.

9) „Die man gewöhnlich Steinkohlen (ἄνθρακες) nennt und die des Gebrauches wegen aus dem Boden gegraben werden, ſind ihrer Natur nach erdig; man findet ſie in Ligurien, wo ſie geſammelt werden, und in Elis an dem Wege, der durch das Gebirge nach Olympia führt; dieſe werden von den Eiſenſchmieden benutzt." Theophraſt, Ueber die Steine (περὶ λίθων). — Eine intereſſante Beſchreibuug der Stahlerzeugung bei den Chalybern findet ſich bei Ariſtoteles; das daſelbſt geſchilderte Verfahren beſteht im Weſentlichen darin, daß die Erze in Herden oder Oefen zu einer Luppe von hartem, ſtahlartigem Eiſen ausgeſchmolzen werden, welche letztere hinterdrein durch mehrmaliges Ausheizen und Friſchen gereinigt wird. Der von Ariſtoteles erwähnte Stein Pyromachus, der bei dieſem Prozeß zugeſetzt wurde, iſt wahrſcheinlich

nichts weiter, als ein schlackenbildendes Flußmittel, wenn nicht gar selbst eine eisenreiche Frisch- oder Schweißschlacke gewesen.

10) Ch. Hostmann, Zur Technik der antiken Bronzeindustrie. Archiv für Anthropologie, Bd. XII, p. 431 ff.

11) Lindenschmit sagt mit Bezug auf die in Rede stehende Frage: „Die Bronzen, welche diesseits der Alpen sofort in vollkommener Ausbildung der Form und Technik erscheinen, können ihrem ganzen Charakter nach nur als Erzeugnisse einer hochentwickelten Industrie und als Handelsüberlieferung, und zwar als aus dem Süden, von den Küsten des Mittelmeeres stammend, betrachtet werden. — Jedenfalls ist der Ursprung jenes Theils von Arten der Bronzegeräthe, welche diesseits der Alpen gefunden werden, nur da zu suchen, wo das Ganze der Bronzeindustrie zu der vollen Entwicklung gelangen konnte, welche auch die Einzelstücke des Nordens kund geben. Der Gebrauch der Bronzen selbst in Verbindung mit den vereinzelten primitiven Versuchen von Nachahmung derselben konnte auf die Bildungsverhältnisse des Nordens keine irgend bemerkbare Wirkung äußern, am wenigsten eine solche, für welche die Bezeichnung „Bronzekultur" nur im Entferntesten gerechtfertigt erscheint". — Vergl. hierüber: „Zur Beurtheilung der alten Bronzefunde diesseits der Alpen." Archiv für Anthropologie, Bd. VIII, p. 161 ff.

12) Das erste Auftreten des Eisens in Nordeuropa. Deutsch von J. Mestorf. Hamburg 1882. Undset bekennt sich zu der Ansicht, daß in Norddeutschland durch Jahrhunderte eine Periode geherrscht hat, die als „Bronzezeit" charakterisirt werden muß, während südlicher schon eine volle Eisenzeit entwickelt war. Derselbe kommt ferner durch seine eingehenden, aber noch nicht völlig abgeschlossenen Untersuchungen zu dem Schluß, daß Norddeutschland die ersten Eisensachen durch den Einfluß der Hallstadt-Kultur und der mit ihr zusammenhängenden südlicheren Eisenkulturgruppen empfangen habe, daß jedoch hierdurch nur im Osten zu einer eigentlichen Eisenzeit der Grund gelegt worden sei und daß erst die obenerwähnte La Tène-Kultur — indem die La Tène-Formen nach und nach unter den alten Bronzen auftraten und schließlich diese ganz verdrängten — die Eisenzeit Norddeutschlands begründet habe.

13) Johannes Ranke (Vergl. „Anleitung zu anthropologisch-vorgeschichtlichen Untersuchungen im Gebiete der deutschen und österreichischen Alpen". Leipzig 1881. p. 288 ff.) macht auf eine bis vor Kurzem wenig beachtete Stelle bei Strabo aufmerksam, aus der hervorgeht, daß die am südlichen Abhange der Seealpen und im westlichen Alpengebiete

in prähiſtoriſcher Zeit anſäßigen Ligurer im Beſitz von Bernſtein waren und eherne Spitzen an ihren Lanzen trugen. Der Umſtand, daß die beiden Subſtanzen, welche damals die wichtigſten Handelsartikel darſtellten, hier zuſammen erwähnt werden, legt die Vermuthung nahe, daß den Alpenvölkern — und zwar ſpeciell den Ligurern — ein Antheil an dem Zwiſchenhandel zwiſchen dem Mittelmeer und den germaniſchen Küſtenvölkern zukam.

14) Les Protohelvètes ou les premiers Colons sur les bords des lacs de Bienne et Neufchatel, avec préface de M. le professeur R. Virchow par Victor Gross. Berlin 1883.

15) A. a. O. p. 325.

16) Bezüglich des Alters der „Hallſtadt-Kultur" gehen die Anſichten der Forſcher auseinander. Während von Sacken das Ende der durch die beſagten Funde charakteriſirten prähiſtoriſchen Epoche in die zweite Hälfte des erſten Jahrhunderts v. Chr. verlegt, glaubt O. Tiſchler — welcher eine ältere und jüngere Hallſtadt-Periode unterſcheidet, daß die in den Grabſtätten des Salzkammergutſtädtchens, ſowie in dem Grabfelde von Waatſch (Krain) und in den Hügeln von Margarethen vertretene Kultur ſich über einen langen Zeitraum erſtreckt und um das Jahr 400 v. Chr. ſein Ende erreicht habe. (Vergl. den von O. Tiſchler auf dem Anthropologencongreß zu Regensburg gehaltenen Vortrag im Korreſpondenzblatt der deutſchen Geſellſchaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeſchichte. XII. Jahrgang, 1881. p. 121 ff.

17) Urgeſchichte des Menſchen. Ein Handbuch für Studirende von Prof. Dr. A. Rauber. Leipzig 1884.

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerſtr. 17a.

Kaiſer Otto III.

Von

Prof. Dr. **Bondorff.**

33861

Berlin SW., 1885.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'ſche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbe

Es war im Jahre 983, als Kaiſer Otto II., des großen Otto Sohn, mitten in den Vorbereitungen zu einem Rachezuge gegen die Sarazenen in Unteritalien zu Rom eines plötzlichen Todes verſtarb. Die Katakomben von St. Peter bewahren noch heute den porphyrenen Sarkophag, der die ſterblichen Ueberreſte des Kaiſers birgt, des einzigen mittelalterlichen Kaiſers, welcher in der ewigen Stadt, in der Hauptſtadt ſeines Reiches, die letzte Ruhe gefunden. Mit kräftiger Hand hatte er die großen Aufgaben ſeines Reiches, das ihm ſein Vater hinterließ, zum Ziele zu führen geſucht. Die Uſurpation ſeines Vetters Heinrich war gebändigt. Die Herzogthümer wurden in wünſchenswerther Unterordnung gehalten, der verrätheriſche Ueberfall des franzöſiſchen Königs Lothar auf Aachen war abgewieſen und mit einem entſprechenden Vorſtoß der deutſchen Waffen bis Paris erwiedert worden, die Koloniſation im Wendenlande machte weitere Fortſchritte, und Unter-Italien, auf welches Otto durch die Hand ſeiner Gemahlin, der griechiſchen Prinzeſſin Theophano, ein gewiſſes Anrecht erworben zu haben glaubte, ſollte endlich der deutſchen Herrſchaft ſich fügen, und dieſe auch im Süden bis an die natürlichen Grenzen Italiens ausgedehnt werden. Doch hier war ihm, wie auch ſpäteren Kaiſern, vom Schickſal eine Grenze des Erfolges geſetzt. In der Schlacht bei Baſantello erlag das deutſche Heer und viele Fürſten mit ihm dem arabiſchen Angriff. Otto ſelbſt rettete kaum ſein Leben in abenteuerlicher Flucht und bot ſofort die Streitkräfte ſeines Reiches aus Deutſchland und Italien auf, um dennoch das vorgeſteckte Ziel in er-

neutem Kampfe zu erreichen. Da ſtarb er, von hitzigem Fieber hingerafft, im 29. Jahre ſeines Lebens. Eine Erhebung der Slaven im Oſten zuckte ſofort auf, zum deutlichen Zeichen, wie mißlich es war, die deutſche Kraft auf einen ſo weit vorgeſchobenen Poſten, wie Unter-Italien, zu leiten, während an der Grenze des Reiches gefährliche Feinde lauerten. Dennoch ſchien die Lage nicht bedrohlich zu ſein, wenn nur der Zug nach Apulien, wie ſich jetzt von ſelbſt gebot, aufgegeben ward. Sie wurde aber dadurch kritiſch, daß als Nachfolger Ottos II. ſein erſt dreijähriger Sohn Otto beſtellt war, der allerdings ſchon zu Aachen die Krone empfangen und die Huldigung der Fürſten entgegengenommen hatte. Mitten in die Krönungsfeierlichkeit traf die Trauerkunde vom plötzlichen Ableben des Kaiſers ein. War zu erwarten, daß die Fürſten die geſchworene Treue einem Kinde halten würden?

Ueber die Vormundſchaft gaben weder die Reichsgeſetze noch das Herkommen einen genügenden Anhalt. Am nächſten ſtand die Kaiſerin-Mutter. Allein ſie war ein Weib, dazu eine Griechin und als ſolche in Deutſchland nicht wohl gelitten, wo man ſie mißtrauiſch betrachtete und ihr die Laſter ihrer Nation nachſagte. Doch ebenſowenig Vertrauen ſchien der nächſte Agnat des königl. Hauſes zu erwecken, jener Heinrich der Zänker, den Otto II. ſeines Herzogthums Bayern entkleidet hatte, weil er die Hand nach der Königskrone auszuſtrecken gewagt und dieſelbe mit Hülfe der Böhmen und Polen zu behaupten bemüht war. Er ſaß ſeitdem in Haft bei dem Biſchof zu Utrecht; doch ſobald die Kunde von dem Tode des Kaiſers nach Deutſchland gelangt war, ſetzte ihn der Biſchof auf freien Fuß. Er bemächtigte ſich in Köln der Perſon des jungen Königs und erklärte ſich als nächſter männlicher Anverwandter für den allein berechtigten Vormund deſſelben nnd Verweſer des Reiches. Wer die ehrgeizige Natur dieſes Mannes durchſchaute, dem mußte klar ſein,

daß er nach Höherem strebte und die Krone selber sein eigentliches Ziel war. Da war nun die Frage, ob die von den Ottonen geschaffene Einheit des Reiches stark genug sein werde, um in den Stürmen, die alsbald ausbrechen mußten, zu bestehen. Alle Errungenschaften der letzten so glorreichen Zeit standen auf dem Spiel. Das Regiment eines kräftigen Mannes mußte in diesem Augenblick wünschenswerth erscheinen, und wenn auch der Eid die Fürsten an den unmündigen Knaben band, konnte die Noth der Umstände es nicht entschuldigen, wenn sie die Herrschaft des Usurpators als das geringere Uebel hinnahmen? Verschieden war die Aufnahme, welche er fand, besser bei den geistlichen, schlechter bei den weltlichen Fürsten. Die lothringischen Bischöfe von Köln, Trier, Metz fielen ihm sogleich zu, theils aus Abneigung gegen Theophano, theils durch Geld und Versprechungen bewogen. Denn in Lothringen, sagten die Zeitgenossen, geht nicht blos die Sonne, sondern auch alle Gerechtigkeit unter. Nur das durch die Ottonen gehobene Geschlecht des Grafen Gottfried leistete hier mannhaften Widerstand. In Bayern gedachte Heinrich in der Rolle eines rechtmäßigen Herzogs aufzutreten, und wurde von vielen freudig begrüßt. Doch sein eigener Vetter, Heinrich der Jüngere, dem Otto II. das Land verliehen, hatte natürlich wenig Lust sein Herzogthum aufzugeben, und erklärte sich für den jungen König. Was jedoch Heinrich in aller Augen am meisten schadete, war die ruchbar gewordene Verbindung mit Lothar von Frankreich, dem er für die zu leistende Unterstützung in den deutschen Angelegenheiten Zugeständnisse in Lothringen gemacht haben sollte; ebenso die offenkundige Verbindung mit den slavischen Fürsten, Boleslav von Böhmen, Miseko von Polen und Mistui, dem Fürsten der Obotriten. Zu Quedlinburg, wo Heinrich die Osterfeier festlich beging und von den Seinigen als König begrüßt und mit kirchlichen Lob-

gesängen geehrt wurde, erschienen auch jene Herzöge, um Huldigung zu leisten, und sicherten ihm jeglichen Beistand zu.

Hier zeigte sich doch, wie sehr das nationale Bewußtsein in Deutschland bereits erstarkt war, die Stämme hatten begonnen, sich in der Einheit des Reiches verbunden zu fühlen, dessen Verletzung und Beschimpfung sie alle als eigenste Kränkung empfanden. Schon von der Versammlung in Quedlinburg hatten sich viele Fürsten eiligst entfernt, um eine Gegenverschwörung zu bilden, darunter die Blüthe des sächsischen und thüringischen Adels, Herzöge, Markgrafen und Edle, sowie die Dienstmannen des Erzbischofs Willigis von Mainz, der thatkräftig und entschlossen die Partei Otto's ergriff. Daher fand Heinrich gerade in Sachsen, wo man ihm anfangs nicht abhold gewesen war, den entschiedensten Widerstand, man war entschlossen, es auf Kampf ankommen zu lassen und so war Heinrich froh, statt der gehofften Königswürde zunächst nur einen Waffenstillstand erhalten zu können. In Schwaben und Franken fand Heinrich noch weniger Anklang. Hier hielten Herzog Konrad und der schon genannte Willigis treulich am angestammten Königshause, und auf ihren Betrieb erklärten die Großen auf einem unfern Worms abgehaltenen, fränkischen Landtage sich einmüthig gegen die Ansprüche Heinrichs und nöthigten ihm das Versprechen ab, den jungen Knaben alsbald seiner Mutter auszuliefern. So schwanden seine Hoffnungen schnell dahin. Nur noch einen Versuch machte er, sich mit Gewalt zu behaupten. Da der Waffenstillstand mit den Sachsen abgelaufen war, drang er mit einem Heer gegen die östlichen Grenzmarken vor, und während Boleslav von Böhmen her Meißen besetzte, rückte Heinrich in die Gegend von Merseburg vor. Die feindlichen Heere trafen zusammen, doch ehe es zur Schlacht kam, zog sich Heinrich, die Ueberlegenheit der Sachsen erkennend, freiwillig zurück. Er mußte sich dazu verstehen, seine sämmtlichen Burgen auszuliefern,

ſowie auch den jungen König an einem beſtimmten Tage ſeiner Mutter zurückzugeben. So hatte ſich der Kampf bereits entſchieden, als Theophano, die Mutter, und Adelheid, die Großmutter des Königs, von Pavia, wo ſie der Entſcheidung harrten, über die Alpen nach Deutſchland kamen, um ihre Rechte als Vormünderinnen geltend zu machen. Zu Rara (Groß-Rohrheim) in der Nähe von Worms war es, wo im Juni 984 die Großen des Reiches, Heinrich ſelber und die beiden Frauen des kaiſerlichen Hauſes zuſammentrafen zum endlichen Austrag des Streites und zur Regelung der Reichsverhältniſſe. Nicht gleich ergab ſich Heinrich, lange ſtritt man hin und her, bis er endlich dem vereinten Drängen der weltlichen und geiſtlichen Fürſten nachgab, den jungen König den Händen der Mutter überlieferte, und alle zum Reich Gehörigen aus ſeinem Dienſt entließ. Theophano ward einſtimmig als Vormünderin und Regentin anerkannt. Da erſchien, heißt es, am hellen Mittag von allen geſehen, am Himmel ein glänzender Stern. War es ein Glücksſtern guter Verheißung, war es ein Irrſtern, welcher dem Beginn der neuen Regierung unheilvoll leuchtete?

Die erſten Hinderniſſe waren beſeitigt, Theophano konnte ohne weitere Schwierigkeiten die Regentſchaft übernehmen. Doch ihre Aufgabe war auch ſo noch eine gewaltig ſchwere. Die Natur des ottoniſchen Kaiſerreiches erforderte eine kraftvolle, imponirende Perſönlichkeit, welche den ſtolzen Bau zuſammenhalten mußte. Nach Innen und Außen die Würde des Reiches aufrecht zu erhalten, das hatte die ganze Kraft der beiden Ottonen in Anſpruch genommen. Und dieſe Laſt wurde jetzt auf die Schultern eines Weibes gebürdet, die dazu als eine Fremde im Reiche mit mißtrauiſchen Augen betrachtet ward. Theophano hat dennoch dieſe Aufgabe wohl verſtanden und ſie durchzuführen gewußt. Sieben Jahre hat ſie das Reich nicht ohne Ruhm verwaltet und ſie erwies ſich als eine Frau von ent-

ſchiedenem und feſten Charakter, von großer Umſicht, die, weit entfernt ihre Aufgabe nach griechiſcher oder oſtrömiſcher Weiſe aufzufaſſen, vielmehr die eigenthümliche Stellung des Reiches und die Politik ihrer Vorgänger klar erkannte und in deren Sinne fortzuführen entſchloſſen war. Der Chroniſt Thietmar von Merſeburg belobt den Adel ihres Charakters und ſchreibt: „Theophano war, obgleich als Weib nicht frei von der Schwäche ihres Geſchlechts, doch voll beſcheidener Feſtigkeit, und führte, was in Griechenland ſelten iſt, einen vortrefflichen Wandel. Sie wahrte, indem ſie mit wahrhaft männlicher Kraft über ihren Sohn wachte, das Reich, die Frommen in jeder Weiſe begünſtigend, die Hoffärtigen aber ſchreckend und demüthigend. Hiermit ſcheint angedeutet zu ſein, daß ſie den Geiſtlichen und Biſchöfen zugethan war, ganz entſprechend der Politik der Ottonen, da dieſe es ſich ſtets beſonders angelegen ſein ließen, die Gewalt der Biſchöfe durch Verleihung von Privilegien und Immunitäten zu heben, um an ihnen ein Gegengewicht gegen die weltlichen Fürſten zu gewinnen, wie ſie denn auch die Erziehung ihres Sohnes den hervorragendſten Biſchöfen jener Zeit übergab. Klug und geſchickt wußte ſie den bisherigen Gegner, den Herzog Heinrich, zu einer Stütze ihres Hauſes zu machen. Nachdem er ſich zu Frankfurt perſönlich vor der Kaiſerin gedemüthigt und den Vaſalleneid in die Hände des kleinen Königs geleiſtet hatte, ward ihm verziehen und er wieder in die Würde eines Herzogs von Bayern eingeſetzt, während man ſeinen Vetter, den jüngeren Heinrich, mit Kärnthen und Verona entſchädigte. Er wurde ſeitdem ein treuer Anhänger des Königs. Das Volk vergaß den Namen des Zänkers und nannte ihn fortan den Friedfertigen und er bekräftigte dieſe Geſinnung noch auf ſeinem Sterbebette, als er ſeinem Sohn die letzte Vermahnung gab: Ordne die Landesregierung und widerſetze dich

nie deinem Herrn und König, denn ich fühle tiefe Reue, dies jemals gethan zu haben.

Nach denselben Richtungen hin, nach welchen die Kaiser gewöhnlich beschäftigt waren, hatte auch die Regentin ihre Aufmerksamkeit zu wenden. Da galt es, dem Böhmenherzog, der vom Zuge Heinrichs her noch im Besitze Meißens war, in Schranken zu halten. Freilich gelang dies nur mit Hülfe des Herzogs von Polen, des beständigen Rivalen der Böhmen, dem nun zum Lohn auf dem linken Oderufer, was Boleslav besessen hatte, zu Theil ward, wodurch dieser Staat sich mächtiger erhob und den Trieb nach größerer Selbstständigkeit bekam. Da galt es, gegen die Angriffe der Wenden die östlichen Marken zu behaupten. Sie wurden auf's neue an taugliche Männer verliehen, doch die Verbindung, die bisher zwischen ihnen bestanden hatte, ist aufgehoben, so daß nun wieder drei gesonderte Marken, die Nordmark, die Ostmark (Lausitz) und Meißen hervortraten. Auch im Norden erhob sich, widerwillig gegen das aufgedrungene Christenthum, die dänische Macht, der König Erich erkannte die Abhängigkeit vom Reiche nicht mehr an; dennoch wurde durch die Tapferkeit des Herzogs Bernhard von Sachsen die Mark Schleswig behauptet. Während dem allen ist die Verbindung mit Italien aufrecht erhalten worden und dafür gesorgt, daß das römische Kaiserthum deutscher Nation nicht sogleich über den Haufen fiel. In Unteritalien waren glücklicherweise die Sarazenen und Griechen mit sich selbst genug beschäftigt und die letzteren führten nur eine Scheinherrschaft in Palermo, Amalfi, Neapel, Gaëta und einigen andern Küstenorten. In Rom hatte sich, wie oft unter ähnlichen Verhältnissen, so auch jetzt wieder ein kleiner Dynast emporgeschwungen, Johannes Crescentius aus einem adligen römischen Geschlecht, der unter dem Namen eines Patricius die Herrschaft in Rom führte, obwohl ihm diese Würde, die sonst nur der Kaiser selbst bekleidete, von niemand

verliehen war. Sein fügsames Werkzeug war Papst Johann XV. Tuscien und Lombardien hielten dagegen eng an Deutschland, dort war es das erlauchte Geschlecht der Este, welches den Ottonen reiche Güter und Lehen verdankte und dafür Treue bewährte; hier übte Adelheid, die Wittwe Otto's des Großen als Statthalterin die königlichen Rechte, und man war um so eher geneigt ihr zu gehorchen, da sich an sie ein nationales Interesse knüpfte und sie hier als legitime Herrscherin auftreten konnte. Theophano hielt es für gut, in eigener Person die kaiserliche Hoheit in Italien zur Geltung zu bringen. Sie begab sich nach Rom, wo sie den Crescentius zur Unterwerfung zwang, der die Patriciuswürde fortan nur mit ihrer Bestätigung bekleidete. Sie legte sich selber den Titel Kaiser bei und datirte ihre Regierungshandlungen nach den Jahren ihrer Herrschaft.

Endlich nahmen auch die französischen Angelegenheiten ihre Aufmerksamkeit in Anspruch. Hier hatte sich, nachdem König Louis V. 987 ohne Leibeserben gestorben war, Herzog Hugo Capet mit Hülfe des Erzbischofs von Rheims der Krone bemächtigt, und war darüber mit dem Bruder des früheren Königs Lothar, Karl von Niederlothringen, in Streit geraten, der nun als Prätendent gegen ihn auftrat und als der noch allein übrige Karolinger die Ansprüche seines Hauses verfocht. Theophano wünschte die schiedsrichterliche Stellung Deutschlands in diesen Händeln zu behaupten. Sie suchte den Karolingischen Stamm zu erhalten, jedoch so, daß er durch die Macht der Großen beständig im Zaum gehalten werde. War auch ihr Haus durch jenen Karl einst beleidigt worden, da er die Tochter der Kaiserin Adelheid gefangen und unwürdig behandelt hatte, so ordnete sie ihre eigenen Gefühle doch den staatsmännischen Rücksichten unter und sie begann bereits sich mit dieser Partei Karl's in Verbindung zu setzen. Ehe sie wirksam eingreifen konnte, starb sie 991 eines plötzlichen Todes.

Ihr Sohn hatte damals erst das 11. Lebensjahr erreicht und war noch nicht regierungsfähig. Seine Erziehung war bisher dem Erzbischof Willigis von Mainz, einem staatsklugen und willensstarken Manne übertragen gewesen, und vom 7. Jahre ab übernahm der Bischof Bernward von Hildesheim den wissenschaftlichen Unterricht und die pädagogische Leitung des Knaben. Viel scheint bisher von seiner Umgebung versehen worden zu sein. Während andere, so schreibt Thankmar, der Biograph Bernwards, dem jungen Könige durch Schmeicheln zu Willen waren, so daß sie kindischen Tand und was sein zartes Alter verlangte, ihm einredeten, während selbst die Kaiserin, aus Furcht die Zuneigung ihres Sohnes zu verlieren, zu seinen Gunsten sich so weichherzig zeigte, daß sie allen Gelüsten des Knabenalters bereitwillig zustimmte, wußte er allein mit solcher Kunst und Festigkeit sich zu benehmen, daß er durch Furcht den Knaben von Unzulässigem abhielt und doch sein Herz durch die vollste Zuneigung an sich fesselte. Bernward war unzweifelhaft ein Mann von großer Besonnenheit. Inmitten der Reichen und Armen, der Hohen und Niedrigen ging er mit Ehrfurcht erweckender Bescheidenheit einher, und überall das rechte Maß findend, wußte er den Sanften leicht zugänglich, den Uebermüthigen Achtung gebietend zu erscheinen. Er besaß einen für alles Edele und Schöne aufgeschlossenen Sinn. Die Kunstwerke im Hildesheimer Dom, welche er sammelte oder anfertigen ließ, legen davon noch heute ein schönes Zeugniß ab. Seine eigene Hand war glücklich im Erzguß und Formen plastischer Werke, und sinnig und findig erwies er sich in den Arbeiten der Malerei, Mosaik und allem, was zu Malerei-, und Thonarbeiten gehörte. Ein solcher Lehrer mochte wohl geeignet sein, den Sinn seines Zöglings für das Große und Ideale zu wecken, und Thankmar rühmte, daß der kaiserliche Knabe wunderbare Fortschritte im Lernen machte und die freisinnige Art des Unterrichtes seinen Geist zur Uebernahme aller

Reichsgeschäfte zeitigte. Die dankbare Pietät, welche ihm Otto bis an sein Lebensende bewahrte, ehrt den Schüler wie den Lehrer. Dennoch muß bei dieser Erziehung etwas gefehlt haben. Als Bernward bei seinem letzten Besuche in Rom sich von dem jungen Kaiser unter thränenreichen Umarmungen verabschiedete, da legte er ihm noch einmal an's Herz, er möge die Laster fliehen, das Benehmen aller mit Billigkeit beurtheilen, Geduld und Freundlichkeit sich vor allen Dingen zur andern Natur machen und vornehmlich nicht zu hartnäckig auf seinem Sinn bestehen. Diese Worte mögen auf die Fehler hinzielen, zu denen die natürliche Gemüthsart des jungen Königs am meisten hinneigte. Doch daß solche Ermahnungen von Jugend auf ertheilt, wie trefflich an sich auch, geeignet gewesen wären, den Willen zu stählen, den Charakter zu befestigen und das Verständniß für die praktischen Aufgaben des Regentenberufes zu entwickeln, darf billiger Weise bezweifelt werden. In der Umgebung von Frauen und Geistlichen fehlt dem König eine feste, männliche Hand, die seine reichen Fähigkeiten mit Sicherheit für die höchst realen Aufgaben seines königlichen Amtes zu entfalten vermocht hätte.

Indessen eilte die Kaiserin Wittwe über die Alpen an den Hof, um die Sorge für das Reich und ihren Enkel zu übernehmen. Ihr Verhältnis zu diesem scheint nicht das beste gewesen zu sein. Es heißt, daß er verleitet von zügellosen Jünglingen, sie zu ihrer großen Betrübniß von sich wies. Das war vielleicht nur der Trotz eines lebhaften Knaben, der es verschmähte, sich von einer alten Frau, die seinem Leben bisher fern gestanden hatte, leiten zu lassen. Ueberhaupt vermochte die hochbetagte Regentin nicht mehr mit der wünschenswerthen Energie aufzutreten. Es stellte sich ihr sofort ein Regentschaftsrath zur Seite, an dessen Spitze in Deutschland der Erz-Bischof Willigis von Mainz stand, in Italien Hugo von Tuszien. Der Geist der Selbständigkeit regte sich stärker in den einzelnen Stämmen.

Die Bayern wählten sich wieder auf eigene Hand ihren Herzog, Konrad von Schwaben vererbte seine Würde auf seinen Sohn Hermann, Herzöge und Bischöfe lagen in erbitterter Fehde, unbekümmert um die Entscheidung einer höheren Instanz. Dazu kam, daß die Grenzen des Reiches ungenügend gedeckt waren. Bei einer Erhebung der Wilzen und Obotriten fiel sogar Brandenburg, der Schlüssel des Havellandes, in ihre Hände und man mußte froh sein, 996 einen Frieden zu gewinnen, der das Land für einige Zeit vor verheerenden Einfällen schützte. Die Seeräuber des Nordens, die normännischen Wikkinger ließen nicht ab, die Küsten des Reiches zu beunruhigen, und die Friesen, nur auf die Deckung ihrer Küsten gegen die Angriffe der Feinde und der Elemente bedacht, entzogen sich mehr und mehr dem Reichsdienst und der Aufsicht des gräflichen Amtes. Das Ansehen des Reiches nach Außen war im Abnehmen, während die Theile im Innern nicht mehr festen Zusammenschluß hatten.

Da endlich kam die Zeit, wo Otto in seinem 15. Lebensjahre für mündig erklärt ward und in feierlicher Weise, mit den Waffen bekleidet, übernahm er selbständig die volle Regierungsgewalt. Durch körperliche Schönheit ausgezeichnet, von frischem und lebendigem Temperament, das seiner Umgebung viel zu schaffen gemacht zu haben scheint, in ritterlicher Sitte erzogen und in den Wendenkriegen bereits an Kampf und Mühe gewöhnt, so war der neue Herrscher geartet, auf welchen die Hoffnung des Reiches schon so lange gerichtet gewesen war. Schwungvolle Phantasie verband er mit scharfem Verstand, und die Frühreife seines Geistes hatte ihn befähigt, eine für seine Jahre ungewöhnliche Summe von Kenntnissen sich anzueignen, die ihm den Beinamen des Wunders der Welt erwarben. Aus dem Unterricht des Bischofs Bernwart und eines Griechen, Johann von Piace hatte er eine so große Vorliebe für die altklassische Bildung gewonnen, daß dieselbe für seine ganze Geistesrichtung und Welt-

anſchauung beſtimmend geworden iſt, freilich nur auf Koſten des nationaldeutſchen Bewußtſeins. Durch Geburt, Bildung, Erziehung glaubte Otto hoch über ſeinen Landsleuten zu ſtehen, und wie ſich in ſeiner Abſtammung drei Nationen begegneten, von Seiten des Vaters die deutſche, von Seiten der Mutter die griechiſche, von Seiten der Großmutter die italieniſche, ſo bildete ſich früh in ihm eine ganz phantaſtiſche überſchwengliche Anſchauung vom kaiſerlichen Imperium, welches er bald in dem Sinne des Cäſarenthums, bald in dem Sinne der byzantiniſchen Kaiſerglorie erfaßte. Das ergab eine Vermengung verſchiedener Zeiten und Zuſtände, die ganz von den gegebenen Verhältniſſen abſah, aller realen Grundlagen entbehrte und darum, ſobald ſie praktiſch durchgeführt werden ſollte, unmöglich zum Ziele führen konnte. Es bezeichnet dieſe Richtung, daß er ſogleich nach Konſtantinopel ſandte zur Werbung um die Hand einer Kaiſertochter. Sofort auch wurden zu einem Zuge nach Rom die erforderlichen Vorbereitungen getroffen.

Dringend nothwendig erſchien ſeine Einmiſchung in die italieniſchen Dinge. Jener Crescentius, ſchon zweimal gedemüthigt, ſpielte in Rom auf's Neue den Herrn und der Papſt Johann, dem ſeine Tyrannei zu läſtig wurde, flehte dringend um Hülfe. Ueberhaupt war die Lage der Kirche derart, daß die Sorge für ſie und durchgreifende Reform eine dringende Pflicht ihres weltlichen Schutzherrn geworden war. Im Verlaufe des 10. Jahrhunderts war das römiſche Kirchenweſen in den Zuſtand tiefſten Verfalles gerathen. Die Myſterien des chriſtlichen Glaubens wurden von dem ſittenloſeſten Klerus verwaltet und die pontifikale Würde durch Menſchen von der niedrigſten, laſterhafteſten Aufführung entweiht. Buhlerinnen wie Theodora und Marozia, Mutter und Tochter, durften hintereinander den apoſtoliſchen Stuhl mit ihren Kreaturen beſetzen, leiteten Rom und verhöhnten die Welt. Sie gaben der Chriſtenheit das

Schauſpiel, welches der Apokalyptiker in jener Viſion erblickte, wo er das Weib, mit Scharlach bekleidet, auf dem Thier des Abgrundes ſitzen ſah, den Kelch aller Gräuel und Unreinheit in der Hand. Der Papſt, welcher Otto den Großen krönte, iſt ſpäter von ihm ſeines Amtes entſetzt worden, weil er der ſchändlichſten Laſter bezüchtigt wurde, er ging im Harniſch auf die Jagd, trank und ſchwur bei Venus und Pluto, und fand zuletzt auf einem nächtlichen Liebesabenteuer einen gewaltſamen Tod, der ſeinem unheiligen Leben würdig entſprach. Auf einer Synode zu Rheims 991 ſprach ein Biſchof von Orleans über die Päpſte ſeiner Zeit folgende Worte: „Dieſe monstra von Menſchen, voll alles Schmählichen und ohne eine Spur der Kenntniſſe göttlicher und menſchlicher Dinge", wofür hat man einen ſolchen, auf erhabenem Throne ſitzenden, in purpurnem und goldenem Gewand ſtrahlenden Menſchen zu halten? Mangelt ihm die Liebe und iſt er aufgeblaſen blos durch das Wiſſen, ſo iſt er der Antichriſt, der im Tempel Gottes ſitzt und ſich zeigt, als wäre er Gott. Iſt er aber weder in der Liebe gegründet noch durch Erkenntniß erhoben, dann iſt er im Tempel Gottes gleichſam eine Statue, ein Götzenbild, von dem Antwort begehren einen Marmorblock fragen heißt. Eine Reform des Klerus war das dringendſte Bedürfniß der Zeit, ſollte nicht die tiefſte Barbarei über das Abendland hereinbrechen. Doch die Reformation war auch damals kein italieniſcher, kein römiſcher, ſondern ein deutſcher Gedanke. Die Kaiſer aus dem ſächſiſchen Hauſe haben ihn mit ſittlichem Ernſt und frommer Hingebung erfaßt. Man würde die Erneuerung der römiſchen Kaiſerkrone und die ſich hieraus ergebenden Römerzüge ſehr einſeitig auffaſſen, wollte man ſie nur aus politiſchen Motiven erklären. Freilich konnten keine Maßregeln von oben für ſtrengere Disciplin, keine Maßregelungen von einzelnen unwürdigen Geiſtlichen einen wirkſamen Erfolg erzielen, wenn nicht eine innere geiſtige Bewegung aus

der Tiefe des religiösen Lebens hervortrat und weitere Kreise des Volkes, wie des Klerus ergriff. Wer hätte ahnen mögen, auf welchem Wege sich solches vollziehen werde?

Otto unternahm im Jahre 996 seinen ersten Zug nach Italien. Von Regensburg aus setzte sich der Zug in Bewegung. Die Gesandten Venedigs zogen ihm ehrfurchtsvoll mit Geschenken entgegen. In Pavia empfing er die Huldigungen der italienischen Großen. Hier auch stellten sich die römischen Gesandten ein, welche von seiner Hand einen neuen Papst erbaten, an Stelle des kurz zuvor verstorbenen Papstes Johann. Otto bestimmte zu dieser Würde einen Deutschen aus dem Geschlecht der Herzöge von Kärnthen, einen Verwandten seines Hauses, der sich Gregor V. nannte, ein Mann von strengen Sitten, der Reform der Kirche geneigt, dem italienischen Klerus ein unwillkommener Zuchtmeister. Vom Volke feierlich eingeholt, zogen Kaiser und Papst in die ewige Stadt ein, und am Himmelfahrtstage erfolgte die Krönung in üblicher Weise. Auf einer Synode wurde demnächst über Crescentius ein verdammendes Urtheil gesprochen; nur auf Bitten Gregors erwies ihm der Kaiser noch einmal seine verschwenderische Gnade, indem er ihm verzieh und die Würde eines Patricius übertrug. Dann kehrte Otto nach Deutschland zurück, ganz erfüllt von den Eindrücken der alten Cäsarenstadt.

Auf diesem Zuge hatte der Kaiser einen Mann kennen gelernt, welcher einer der merkwürdigsten Erscheinungen der damaligen Zeit war und auf ihn selber einen tiefen Eindruck gemacht hatte. Es war Gerbert, Bischof von Reims, ein Franzose von Geburt, ein Mann von durchdringendem Verstand, weit angelegtem Geist und umfassendster Gelehrsamkeit, sodaß er die Summe alles Wissens seiner Zeit vereinigte und dem nachfolgenden Geschlecht fast in dem Licht eines Magus erschien. Die entlegensten und verschiedensten Disciplinen beschäftigten ihn, das Studium der Alten, wie das arabische Ziffernsystem,

ohne daß er dadurch vom praktiſchen Leben und zahlreichen Verbindungen mit den bedeutenſten Perſönlichkeiten abgezogen wäre. Was Alkuim Karl dem Großen geweſen, das, hoffte Otto, ſollte ihm Gerbert werden. Kaum nach Deutſchland zurückgekehrt, lud er ihn brieflich ein, an ſeinen Hof zu kommen und ihm Unterricht zu ertheilen, damit er, was ihm etwa von griechiſcher Feinheit beiwohne, beleben und ausbilden und die angeborene ſächſiſche Rohheit (rusticitas Saxonica) völlig austilgen möge. Gerbert folgte dem Rufe. Die Tage der Akademie Karl's des Großen ſchienen wiederzukehren. Am Hofe zu Magdeburg begann jetzt ein eigenthümliches gelehrtes Treiben. Man war fortwährend mit wiſſenſchaftlichen Studien beſchäftigt, und die Gemächer der Kaiſerburg ertönten von den Disputationen der gelehrten Männer, denen Otto ſelber mit Vorliebe ſpitzfindige Fragen vorzulegen pflegte. Bei Gerbert begegnete Otto Ideen, die den ſeinigen nahe verwandt waren. Er war es beſonders, der den phantaſtiſchen Jüngling mit Erinnerungen an die alte Römerherrlichkeit erfüllte. In der Widmung einer Schrift redet Gerbert den jungen Kaiſer alſo an: „Unſer iſt das römiſche Reich, es geben uns Kräfte das früchtereiche Italien, das kriegerreiche Gallien und Germanien, auch die tapfern Reiche der Scyten fehlen uns nicht. Unſer biſt du, Caeſar, der Römer Kaiſer, und Auguſtus, der du geboren aus dem edlen Blute Griechenlands, an Herrſchaft die Griechen übertriffſt, über die Römer kraft Erbrecht gebieteſt und beide an Geiſt und Beredtſamkeit überragſt. Welchen Einblick gewähren uns dieſe wenigen Sätze? Wie durch einen Spalt laſſen ſie einen flüchtigen, doch hinreichend deutlichen Blick in den Charakter des Mannes thun, und unſchwer erkennen wir darin eine Miſchung von ſophiſtiſcher Rhetorik, berechnender Schmeichelei, ſchwärmendem Ehrgeiz, nebſt etwas von franzöſiſchem Eſprit. Mit ſolchen Gedanken nährte man die übelberathene Jugend Otto's, und ſeine Seele

berauſchte ſich an Idealen, die nur zu bald ſich als leere Phantasmen erweiſen ſollten. Der deutſchen oder ſächſiſchen Abſtammung Otto's geſchieht in den obigen Sätzen keine Erwähnung, ſie iſt mit bezeichnendem Stillſchweigen übergangen. Die Perſon des Kaiſers wird ſogleich auf den klaſſiſchen Boden, in die Umgebung der griechiſch-römiſchen Welt, auf das Piedeſtal der Cäſaren gerückt, und die Kräfte ſeines Reiches, zumal der nordiſchen Völker, haben nur die Beſtimmung, das alte Kulturcentrum der antiken Welt in die ihm gebührende Stelle zu ſetzen und ihm als Machtunterlage dienſtbar zu ſein. So lautete das Programm der Zukunftspolitik. Freilich hatte Gerbert hierbei ein ganz anderes Ziel im Auge. Das römiſche Imperium ſollte der geiſtlichen Macht dienſtbar werden, ſollte die Weltherrſchaft der Päpſte, die römiſche Hierarchie begründen helfen. Mit kalter, kluger Berechnung, gleich heimiſch im Reich der Ideen, wie in der Benutzung und Beherrſchung der weltlichen Mittel, ſteuerte er dieſem Ziel zu, indem er ſich ſeines Schülers als eines willigen Werkzeuges zu bedienen gedachte. Die umfaſſendſten Pläne für die Neugründung der römiſchen Republik wurden entworfen, und ſchon war es Zeit, an ihre Ausführung zu gehen.

Der erſt kürzlich eingeſetzte Papſt Gregor mahnte ängſtlich zu einem neuen Römerzug, da der römiſche Adel, unzufrieden mit ſeiner ſtrengen Richtung, im Aufſtand begriffen war. Crescentius hatte ſich wiederum der Stadt bemächtigt, die Einkünfte der Kirche mit Beſchlag belegt und einen Gegenpapſt, Johann von Piacenza erhoben, derſelbe, welcher einſt den Unterricht des Kaiſers geleitet hatte, ſich jetzt aber durch ſeinen Ehrgeiz auf Crescentius' Pläne einzugehen bethören ließ. Leicht ward der Aufſtand unterdrückt. 998 erſchien der Kaiſer und Gregor vor Rom, das ihnen alsbald die Thore öffnete. Crescentius hatte ſich auf der Engelburg, dem Hauſe Theodorichs, wie man im

Mittelalter ſagte, verſchanzt. Dieſelbe wurde erſtürmt, und er verlor durch Henkershand ſein längſt verwirktes Leben. Der Papſt Johann wurde als Uſurpator der angemaßten Gewalt entkleidet, verſtümmelt und verkehrt auf einem Eſel ſitzend, ſchimpflich durch die Stadt geführt.

Die Ueberwältigung der Aufſtände war in der Regel die einzige Aufgabe, die ſich die Kaiſer bei ihrer Anweſenheit in Rom zu ſetzen pflegten. Keiner derſelben vor Otto dem Dritten und keiner nach ihm hat in die verworrenen Verhältniſſe der Stadt reformirend einzugreifen verſucht. Das ewige Rom, wo verſchiedenartige Epochen der Menſchheit ſich ſo nahe wie an keiner andern Stätte der Erde berührten, war eine Welt für ſich voller Wunder nnd Widerſprüche, welche nur die mächtige Hand der Zeit zu löſen im Stande ſchien. Zu der großen Bedeutung, die ſie als Mittelpunkt des Reiches der Kirche und der abendländiſchen Kultur beanſpruchte, zu der Weite des Geſichtskreiſes, in welchem ihr Leben verlief, ſtand die äußere Herabgekommenheit und ihre völlige Machtloſigkeit im ſeltſamſten Contraſt. Zwar war von der Pracht der antiken Bauwerke noch immer viel vorhanden, genug, um die Seele des Beſchauers mit ehrfurchtsvoller Bewunderung zu erfüllen. Noch immer gewährte das Forum von der Höhe des Capitols aus geſehen einen überwältigenden Anblick in der Fülle ſeiner gigantiſchen verworrenen Baumaſſen, die ihren ernſten ruhigen Hintergrund an den impoſant aufſteigenden Bogenreihen des Coloſſeums fanden. Doch nichts beſtand mehr in der makelloſen Schönheit ſeiner urſprünglichen Anlage und Form, alles war entſtellt und verſehrt von ſchonungsloſer Zerſtörung, welche auch dem noch Beſtehenden ſicheren Untergang mit grauſamer Gewißheit verkündigte. So ſtand die alternde Roma da, die Niobe der Städte, wie erſtarrt und verſteinert im Uebermaß des Schmerzes über den Untergang ihrer ehemaligen Größe, über den Verluſt

ihrer Söhne, deren blühende Fülle sie einst tröstlich umgab. Denn das derzeitige Geschlecht, das unter ihren erhabenen Ruinen sein Wesen trieb, und seine schlechten Wohnungen wie Schwalbennester an die edlen Bauten des Alterthums klebte, war ein Bastardgeschlecht, ein herabgekommener, zuchtlos verwilderter Haufe, sein Leben eine jämmerliche Parodie auf den ehrwürdigen Namen des römischen Volkes, das einst im Bewußtsein seiner politischen und kriegerischen Tüchtigkeit die Virtus seine Gottheit nannte. Die großen Feudalherren, die Barone drinnen und draußen, die sich zum Theil von den alten Geschlechtern Roms ableiteten, spielten die Tyrannen der Stadt. Ihre festesten und schönsten Bauwerke hatten sie zu Burgen und Castellen eingerichtet, worin sie mit ihren Gewappneten wie reißende Thiere hausten, um gelegentlich hervorzubrechen und in wilder Fehde die Stadt mit Mord und Brand zu erfüllen. Das niedere Volk, eine verlumpte, verwegene Masse, voll kindlicher Einbildungskraft und kindischem Trotz, stolz auf seine alte Geschichte, die es nicht kannte, unzufrieden mit der gegenwärtigen, die es nicht begriff, jedem Neuen mit sanguinischer Begeisterung zujauchzend, und dem Neuen von heute Morgen schon wieder in Mißmuth und Ueberdruß den Rücken kehrend, unfähig den Zügel eines weltlichen Regiments wie das Joch der Priesterherrschaft zu tragen und wider den Stachel der eigenen Nichtigkeit unausgesetzt vergeblich leckend: so spielte das Volk eine charakterlose Rolle in trauriger Gleichförmigkeit durch alle Jahrhunderte des Mittelalters hin. Dem entsprach die politische Verfassung der Stadt. Sie bildete ein chaotisches Durcheinander von verschiedenartigen Ueberresten und mittelalterlichen Bestandtheilen von feudaler und municipaler Verwaltung, weltlicher und kirchlicher Jurisdiktion. Gewiß war in dieser Verwirrung nur der überragende Name des Kaisers und Papstes, ungewiß und schwankend die Grenzen ihrer Gewalt; unsicher die An-

ſprüche und Rechtstitel aller Würdenträger der Stadt, unſicher der ſtädtiſche Haushalt, unſicher die Straßen und der Verkehr, zweifelhaft die Einwirkung des Clerus auf die ſittliche Verkommenheit der Maſſen, ganz unzweifelhaft nur die Korruption, der Wankelmuth und das Elend des Volkes. An dieſes Rom, die Löwenhöhle, wo viele Spuren hinein und wenige wieder heraus führten, trat Kaiſer Otto III. mit dem jugendlichen Enthuſiasmus für eine große Aufgabe heran. Die meiſten Kaiſer pflegten daſelbſt nur das Ceremoniell der Krönung vollziehen zu laſſen, und dann ſo ſchnell wie möglich hinweg zu eilen. Die wenigſten von ihnen haben einen Blick in das Innere ihrer Hauptſtadt gethan. Dieſe pflegte ſich bei ſolcher Gelegenheit mit Barrikaden wie gegen einen Feind zu verſchanzen. Dahinter die Bürger, die halb neugierig, halb mißtrauiſch den feierlichen Vorgängen zuſchauten, die ſich jenſeits des Fluſſes in der leoniniſchen Vorſtadt zutrugen, und deren ſolenner Abſchluß in der Regel eine blutige Rauferei mit den fremden Barbaren, wenn nicht gar eine mehrtägige Schlacht und Leichenbeſtattungen bildeten. Otto kam mit andern Gedanken, als ein neuer Titus oder Trajan, eine neue Weltmonarchie zu errichten. Sobald Crescentius gefallen und die Herrſchaft des Kaiſers und Papſtes zu voller Geltung gebracht war, wurde die Wiederherſtellung des römiſchen Reiches mit vollem Nachdruck verkündigt.

Bleibullen mit der Umſchrift: „Herſtellung des römiſchen Reiches“ wurden angefertigt, wie ähnliche auch von Karl dem Großen herrühren. Rom ſollte der ſichtbare Mittelpunkt der Welt und wie einſt, der Sitz der Cäſaren werden, ein Gedanke, dem Karl der Große und Otto der Große wohlweislich aus dem Wege gegangen waren. Auf dem Aventin, damals dem belebteſten Stadtquartier Roms, thronte der Kaiſer aller Kaiſer in Purpur und griechiſcher Chlamys. Er gefiel ſich darin,

klassische Beinamen, wie „Romanus, Italicus, Saxonicus“ anzunehmen und seinen Hof mit einem festen, der griechischen Sitte nachgebildeten Ceremoniell zu umgeben. Da tauchten die Schattenbilder des römischen Senats, der Konsuln und Ritter wieder auf, neben dem Heer der Logotheten, Archilogotheten, Protospatharien, Protovestiarien und wie die Chargen alle hießen, mit denen die höfische Etiquette den byzantinischen Kaiserthron umgab. Da sollte alle Welt nach dem römischen Recht gerichtet werden, und die Schöffen in den kaiserlichen Tribunalen fortan nach dem justinianischen Kodex sich richten. Die Summe seiner Bestrebungen faßte Otto in die Worte zusammen: „Er hoffe, daß seine Werke beitragen sollen, daß sein Reich blühe, sein Heer triumphiere, die Macht des römischen Volkes ausgebreitet und die römische Republik hergestellt werde, auf daß er ruhmvoll in dieser Welt leben, ruhmvoller aus den Banden dieses Fleisches zum Himmel sich aufschwingen und im höchsten Ruhme einst jenseits mit dem Herrn herrschen könne.“

Diese Worte deuten zugleich eine andere Richtung an, die in Otto's Geist nicht erst damals hervortrat, aber jetzt sich seiner stärker zu bemächtigen begann. Das geistliche Leben, das zu Anfang des 10. Jahrhunderts in den wilden Stürmen der Zeit fast ganz erstorben war und sich hinter die Klostermauern zurückgezogen hatte, während draußen der Weltklerus mit den Laien in Zügellosigkeit wetteiferte, das begann jetzt auf's Neue an allen Orten sich mächtig zu regen. Viel hatte hierzu schon die Erneuerung der Kaiserwürde beigetragen, wie sie die Ottonen erfaßten, die den Aufgaben und Bedürfnissen der Kirche mit klarem Verständniß entgegenkamen. Hierzu kam nun die schwärmerische Idee von dem Abschluß des tausendjährigen Reiches, womit sich die Vorstellung von der Wiederkunft Christi, dem jüngsten Gericht, oder doch einer allgemeinen großen Katastrophe verband, welche durch den sündlichen Zustand der Christen-

heit nur allzusehr gerechtfertigt erschien. Die chiliastische Idee ist mehr als einmal in der Kirchengeschichte aufgetaucht, immer begleitet von erschütternden Vorgängen des äußern und innern Lebens, wie in der Zeit der Hussitenkriege, in der deutschen Reformation, in der englischen Revolution geschah. Dies traf in der Epoche, von der wir reden, nicht zu. Die religiöse Bewegung wurde lediglich durch eine Zahl veranlaßt, die Jahreszahl tausend, die man in mißverständlicher Deutung einer Bibelstelle mit dem apokalyptischen Millennium in Verbindung bringen zu müssen vermeinte. Die tieferen Geister konnten nicht unberührt bleiben von dieser mächtigen Strömung. Die Welt richtete sich auf einen großen Abschluß ein. Die Bauten, selbst die der Kirchen standen still. Das weltliche Leben verlor an Reiz und Werth, die Flucht in die Einsamkeit der Eremitenzelle lockte viele Gemüther, die jetzt in Fasten und Kasteiungen Versöhnung mit Gott und den Frieden der Seele erstrebten. Ein Schatten aus der jenseitigen Welt fiel auf das wüste verwilderte Leben des Diesseits und hüllte es plötzlich in düstere Farben. In Italien leuchtete dieser Geist in einzelnen außerordentlichen Persönlichkeiten auf. So der heilige Nilus, Romualdus und andere, die als Bußprediger eine erschütternde Wirkung auf das Volk hervorriefen, und schon bei Lebzeiten als Heilige verehrt, mit wunderbaren Kräften ausgerüstet sein sollten. Seltsam genug war freilich der Glaube, der sich an ihre Fersen heftete, wie denn Romualdus einst Gefahr lief, von seinen Zuhörern erschlagen zu werden, weil diese im frommen Eifer sich bei Zeiten seiner Gebeine als der wirksamsten Unterpfänder der göttlichen Gnade zu versichern wünschten. Anders war es in Frankreich und Burgund. Hier trat die Thätigkeit einzelner Orden in den Vordergrund wie die der bekannten Cluniacenser, welche es auf eine Reform des Klerus und eine festere Begründung der Hierarchie abgesehen hatten. Clügny mit seinen

zahlreichen Filialen, eine eigene Kongregation, eine Kirche in der Kirche, sammelte gewissermaßen die noch vorhandene geistige Lebenskraft der abendländischen Welt in sich auf. Die bedeutendsten Päpste der späteren Zeit sind durch das Kloster hindurchgegangen, und ihre Wirksamkeit wurzelte in den hier verfolgten Tendenzen. Während man in den Kreisen der Kaiserpfalz erwog, wie der verwilderte Klerus durch den Arm der weltlichen Obrigkeit zu bessern sei, lebten hinter den Mauern von Clügny Gedanken auf, wie die nicht minder sündliche Laienwelt durch stärkere Zügel des geistlichen Amtes zu lenken sei. Die eine wie die andere Anschauung mochte in der Zeit berechtigt sein. Doch welche verhieß die stärkere zu werden, welche hatte die Bürgschaft des Sieges für sich? Der deutsche Papst Gregor V. mochte vermittelnd zwischen beiden stehen, doch der ihm nachfolgte in der päpstlichen Würde, Sylvester II. — nach jenem Sylvester genannt, dem Kaiser Konstantin einst die sagenhafte Schenkung Italiens vermacht haben sollte — stand ganz auf dem Boden Clügny's, auf dem Boden der hierarchischen Idee.

Es war Gerbert von Aurillac, der Lehrer und Freund Otto's III. Der Mann stand am Ziel seiner Wünsche. Die dreifache Krone bedeckte den Kopf, der den dreifachen Gedanken der Erneuerung der Wissenschaft, der Reform der Kirche und der Herrschaft des Papstthums zu erfassen gewagt, den Otto selber einmal den in den drei Klassen der Philosophie Gekrönten genannt hat. Sein Pontifikat war freilich nur von kurzer Dauer, ausgerichtet hat er wenig oder nichts, in der Politik war er nur ein Träumer, wie Kaiser Otto selbst. Doch sein Traum von der Hierarchie war ein Josephstraum, der einst Wahrheit werden sollte. Es kam die Zeit, wo vor der Garbe des Papstthums sich die Garben der Bischöfe und auch der Fürsten tief in den Staub beugten. Wie er seine Würde auffaßte, hat er selber in einer besonderen Schrift zur Unterweisung der Bischöfe dargethan. Es war

gewiſſermaßen das Teſtament der Hierarchie, das ſeine Vollſtreckung von der Zukunft erwartete. Dem Papſte wurden die umfaſſendſten, alle weltliche Macht überragenden Rechte vindicirt, die Nachfolger Petri auf die Höhe theokratiſcher Weltherrſchaft erhoben.

Die biſchöfliche und prieſterliche Gewalt iſt von Chriſto ſelbſt eingeſetzt und überragt jede zeitliche Macht, ſelbſt die fürſtliche. Es geſchehe, daß ſich Roms Allmacht nicht allein im Binden, ſondern auch im Löſen zeige, und damit klar würde, daß dem heiligen Petrus erlaubt ſei, was keine menſchliche Macht vermöge. Die geiſtliche Macht verhalte ſich zur weltlichen wie der Werth des Goldes zu dem des Bleies. Das ſind Sätze im curialiſtiſchen Lapidarſtil verfaßt, welche den Geiſt Hildebrand's athmen, und die Signatur des neuen Jahrhunderts bei deſſen Beginn prototypiſch verkünden. Und Gerbert ermangelte nicht, von ſolchen Theorien die praktiſche Anwendung auf die Fürſten ſeiner Zeit zu machen, indem er ſie die Ueberlegenheit des geiſtlichen Oberhirten in Ungnade und Segen empfinden ließ. König Robert von Frankreich, der frühere Souverain Gerbert's, wurde genöthigt, ſeine der Kirche mißfällige Ehe aufzulöſen, und Stephan von Ungarn ſchickte einen Geſandten nach Rom, der aus den Händen des Papſtes eine goldene Krone empfing, als Lohn für die vollzogene Bekehrung des ungariſchen Volkes. Dies war das erſte bald nachgeahmte Beiſpiel für die Verleihung von Fürſtenkronen durch den Papſt, welche vielmehr dem Kaiſer, als dem unmittelbaren Oberherren, zugeſtanden hätte.

Und Kaiſer Otto? Wie mußten alle dieſe Vorgänge auf ſeine empfängliche und bewegliche Natur wirken? Das Kloſter des heiligen Bonifacius und Alexius auf dem Aventin war von dem Geiſt einer ſchwärmeriſchen Myſtik erfüllt. In der Perſon des jungen Mönches Adalbert, eines Böhmen von Geburt, trat dieſe religiöſe Richtung wie verkörpert dem Kaiſer entgegen. Schon auf dem erſten Römerzuge 996 war er ihm nahe getreten.

Ein inniges Band verknüpfte bald den Kaiser und den Mönch. Zum ersten Mal ging ihm das Ideal einer Jugendfreundschaft, getragen von einer höheren Idee, mit ergreifender Gewalt auf. Otto ließ ihn bald nicht mehr von seiner Seite, Adalbert mußte sogar seine Schlafkammer mit ihm theilen. Wie manchmal mögen sie in den schattigen Laubgängen des Aventin mit einander geweilt haben, zu ihren Füßen die ewige Stadt, über deren Ruinen die Schatten der Vergangenheit traumhaft schwebten, und weiterhin die stille Campagna, erfüllt von einer erhabnen Traurigkeit, die an dem begrenzenden blauen Gebirgsrand wie in sanfte Sehnsucht wohlthuend sich auflöst. Dort saßen sie beide Hand in Hand, doch in den feuchten Blicken begegnete sich ein Glanz, worin Trauer und Sehnsucht gemischt war. Und Adalbert wurde nicht müde, das Herz des Kaisers zur Demuth und zur Weltentsagung zu stimmen. Da bemächtigte sich des kaiserlichen Jünglings ein tiefes Gefühl von der Nichtigkeit und der Eitelkeit aller weltlichen Macht. Ebenso überschwenglich, wie er bisher diese irdische Gewalt aufgefaßt hatte, ergriff er auch rückhaltslos die entgegengesetzte Idee, welche ihn die Welt zu fliehen trieb. Man sah ihn barfüßig zu den heiligen Stätten von Benevent und Gargano ziehen. Auf Monte gargano, einem einsamen Vorgebirge am adriatischen Meer, stand in erhabener Waldwildniß eine alte Kirche des Erzengel Michael, ein Ziel zahlreicher Wallfahrten. Otto, so erzählt Gregorovius (Geschichte Roms im Mittelalter III, p. 490,) verweilte dort unter singenden Mönchen im Büßergewand, Leib und Seele kasteiend, und stieg dann aus der Wildniß herab, von wo sein entzücktes Auge verlangende Blicke nach Hellas und dem Orient warf und seine Seele von dem heiligen Jerusalem träumte. Auf der Heimkehr besuchte er den heiligen Nilus, der bei Gaeta mit andern Schwärmern unter Zelten lebte, die von Armuth erglänzten. Otto fiel ihm zu Füßen, leitete ihn

in die Klosterkapelle und lag dort wie ein zerknirschter David im Gebet. Vergebens forderte ihn Otto auf nach Rom zu kommen, doch der bedürfnißlose Greis wünschte nur das Seelenheil des kaiserlichen Jünglings, und Otto legte schmerzlich weinend seine goldene Krone in die Hände des Patriarchen und schied unter Segenswünschen, um sich nach Rom zu wenden, wo soeben der deutsche Papst Gregor V. gestorben war. Hier setzte er seine geistlichen Uebungen fort. Vierzehn Tage schloß er sich in eine Höhle ein, wo er unausgesetzt betete und fastete. Knecht der Apostel und Knecht Jesu Christi nannte er sich neben dem andern Titel Kaiser der Kaiser. Er war Mönch und Kaiser in einer Person. Seine kraftvollen Vorfahren hatten das Regiment im Reich und in der Kirche mit Umsicht geführt; doch die Verbindung der weltlichen und der geistlichen Idee schien eine Doppellast zu sein, die für die zartbeseitete Natur des jungen Otto zu schwer war. Dieser Widerstreit, dieser innere Kampf ist es recht eigentlich gewesen, der ihn gebrochen und vor der Zeit aufgerieben hat.

Sein Freund Adalbert war in das heidnische Preußenland gezogen, um als Missionär zu wirken und womöglich die Palme des Märtyrerthums zu gewinnen. Sie ward ihm zu Theil. Der Spieß eines Heiden durchbohrte sein Herz und mit seinem Haupte trieben die Unholde ein scheußliches Spiel. Ein einsames Kreuz am öden Dünenstrande der Ostsee bezeichnet noch heute die Stelle, wo der christliche Glaube im Preußenlande seinen ersten Triumph gefeiert hat. Herzog Boleslaw von Polen erwarb für Geld den Leichnam und ließ ihn in Gnesen zur Ruhe bestatten. Im Jahre 1000 eilte Otto über die Alpen herbei, um dem Andenken des Freundes ein dauerndes Denkmal zu stiften. Als der Kaiser, so schreibt Thietmar, die ersehnte Stadt von Weitem erblickte, nahete er derselben als barfüßiger Pilger betend. In die Kirche geführt, flehte er mit einem Strom von Thränen den heiligen Märtyrer an, ihm durch seine Fürbitte

Gnade bei Chriſto zu erwirken. In Gneſen ſtiftete er einen Metropolitenſitz, dem ſieben Bisthümer unterſtellt wurden, worunter Krakau, Breslau, Kolberg, und zwar losgetrennt vom deutſchen Kirchenverband, genannt werden. Auch Herzog Bolislaw erhielt manche Rechte und Befreiung vom üblichen Tribut, wodurch das heranwachſende polniſche Reich einen ſtärkeren Trieb zu politiſcher und kirchlicher Selbſtſtändigkeit gewann. Hatte doch Otto die Freude, den Herzog als Freund und Bundesgenoſſen der römiſchen Republik begrüßen zu können, und dieſer leiſtete gern die herkömmliche Huldigung und gewährte dem Kaiſer mit kriegeriſchem Gefolge bis Magadaburg das Geleit.

Zu Aachen, wohin ſich Otto darauf begab, finden wir ihn wieder ganz erfüllt mit den Vorſtellungen ſeiner irdiſchen Hoheit. Es fiel auf, daß er manchen veralteten römiſchen Brauch wieder erneuerte, wie er denn zum Beiſpiel allein an einer halbkreisförmigen Mittagstafel ſaß, höher als die übrigen. Hier am Herrſcherſitze Karl's des Großen kam ihm das Verlangen an, die Grabſtätte des Kaiſers zu beſuchen. In einer Kryptha des Domes hatten ſie einſt den Leib zur Ruhe beſtattet; ſitzend auf einem Stuhl, mit koſtbaren Gewändern bekleidet, die Pilgertaſche umgehängt, das Evangelienbuch auf dem Schoße, ſo ruhte dort der kaiſerliche Pilger von ſeiner irdiſchen Wallfahrt aus. Faſt zwei Jahrhunderte ſchon hatte er dort geſeſſen, ein Vorbild des Rothbart im Kyffhäuſer. Wer wagt es, die heilige Ruhe des Todes zu ſtören? Es iſt gefährlich, mit dem Schatten großer Todten zu ſpielen: wer nach ihm haſchte, dem löſcht er gar leicht das eigene Licht aus.

Otto widmete dem Andenken des großen Karl in ſeiner Grabesgruft eine weihevolle Stunde. Dann ließ er die Gebeine ſorgfältig in einem Sarge beiſetzen und entnahm vom Halſe der Leiche ein goldenes Kreuz, das er fortan ſelber zur Erinnerung trug. Doch der Todte, heißt es, ſei ihm im Traume er-

ſchienen und habe ihm zornig ſein nahes Ende verkündigt. Im germaniſchen Muſeum zu Nürnberg iſt dieſe Scene von Kaulbach's Hand bildlich dargeſtellt, gewiſſermaßen als Titelvignette des Muſeums, welche den wiſſenſchaftlichen Zweck dieſer Anſtalt in künſtleriſcher Symbolik veranſchaulicht. Wie hier der junge Kaiſer, den friſchen Roſenkranz im Haar, die Fackel in der Hand, zur Gruft hinabſteigt, in deren Hintergrund im dämmernden Licht die ehrwürdige Leiche ſichtbar wird, ſo iſt es die Aufgabe der modernen Wiſſenſchaft, in das Dunkel vergangener Zeiten mit der Fackel der Forſchung einzudringen, um ihre Größe und Herrlichkeit, mag ſie auch zum Schattenbilde verblaßt ſein, vor das geiſtige Auge zurückzuführen. So ſcheint der Gedanke des Künſtlers geweſen zu ſein. Doch iſt jene Scene nicht zugleich auch ein ſymboliſcher Ausdruck der deutſchen Geiſteseigenthümlichkeit, die ſo gerne bei fernen Zeiten und Idealen in träumender Betrachtung ausruht und darüber die realen Intereſſen der Gegenwart aus den Augen, den eigenen Grund und Boden unter den Füßen verliert? Es will uns dünken, daß Otto III., ſchwankend zwiſchen Gegenwart und Vergangenheit, angezogen von Irdiſchem und Himmliſchem, für dieſe deutſche Geiſtesart ein rechter Typus geweſen iſt, und darum ſteht ſeine Geſtalt an der Schwelle derjenigen Epoche, welche wir als das eigentlich romantiſche Mittelalter anzuſehen gewohnt ſind. Die Gruft Karl's des Großen zu Aachen, die Gruft des heiligen Adalbert zu Gneſen und die Gruft Kaiſer Otto's II. zu Rom, das ſind die Angelpunkte, um welche ſein äußeres und inneres Leben ſich drehte. Es läßt ſich unſchwer begreifen, wie aus ſeiner Abſtammung und Erziehung und mancherlei äußeren Einwirkungen Otto's Weſen ſich ſo geſtaltet hat, wie es geworden iſt. Doch wäre es unrichtig, wollte man ihn nur als eine vereinzelte Erſcheinung individueller Art, losgelöſt vom Rahmen ſeiner Zeit, betrachten. Was er erſtrebte, war im Grunde das-

ſelbe, was durch die ganze Periode der ſächſiſchen Kaiſer als ein gemeinſamer, die Geiſter beherrſchender Zug hindurchgeht. Es verlohnt ſich, einen Augenblick hierbei zu verweilen. —

Drei Richtungen ſind es vornehmlich, die das geſchichtliche Leben dieſer Periode beſtimmen und ihm ſeine Zielpunkte angewieſen haben, die deutſch-nationale, die klaſſiſche und die kirchliche Richtung. Das nationale Bewußtſein war durch die Thaten Otto's des Großen, die Einigung der deutſchen Stämme, ihre Einwirkung auf das Ausland und durch die Erwerbung der Kaiſerkrone mächtig belebt worden. Seitdem nennen ſich erſt die ſämmtlichen Stämme mit gemeinſamem Namen, die Deutſchen, und ihren König den deutſchen König. Die Verbindung mit Rom lenkte den Blick ſodann auf die antike Welt zurück; Rom und Byzanz übten eine neue Anziehungskraft auf den nordiſchen Geiſt aus, die Werke der alten Dichtung und Kunſt ſprachen mit einem mächtigeren Zauber zu dem deutſchen Gemüth. Ein Hauch aus dem Reiche der Schönheit, der alten und doch ewig neuen Schönheit, drang aus Heſperien über die Alpen, den winterlichen Froſt hinwegſchmelzend wie den Schnee der Föhn und lockte friſche Lebenskeime als Frühlingsboten hervor. Endlich war auch durch die Fürſorge der Kaiſer aus ſächſiſchem Hauſe das Papſtthum aus ſeiner tiefen Erniedrigung erhoben, die Kirche durch innere Reform und äußere Miſſion ihrer eigentlichen Beſtimmung wieder genähert, eine tiefere religiöſe Erweckung hatte begonnen und wurde zuletzt durch die chiliaſtiſche Idee zu ſchwärmeriſcher Bewegung geſteigert. Dies waren die Grundſtoffe des geiſtigen Lebens jener Zeit, welche allen ihren Werken ihr charakteriſtiſches Gepräge aufdrückten. Sind es nicht auch die Grundſtoffe der geſammten abendländiſchen Kultur bis heute? Allemal, wo jene Richtungen mit verſtärkter Gewalt hervorbrechen und miteinander vereint wirkten, da iſt ein Aufſchwung des geſammten Lebens und ſeiner Kultur zu bemerken

gewesen. So finden wir sie vereinigt in Klopstock beim Beginn unserer modernen Litteraturperiode. Wir finden sie wirksam im Zeitalter der Reformation und der Renaissance, ebenso ein halbes Jahrtausend früher an der Wende des ersten Jahrtausends. —

Erinnern wir uns, was jene sächsische Epoche im Wesentlichen geleistet hat. Die Geschichtsschreiber beschrieben die Thaten der Könige in lateinischer Sprache, doch mit bemerkbarer Accentuierung des deutschen und speziell sächsischen Stammesbewußtseins. Die Mönche von St. Gallen mühten sich ab, die deutsche Sprache in Wortbildung und Satzgefüge dem Fluß des klassischen Idioms anzunähern und gossen gelegentlich einen deutschen Heldengesang wie den Waltarius in die Form um, welche sie an Virgil und Lukan bewunderten. Bernward von Hildesheim, der Lehrer Otto's III., ließ jene noch vorhandene Säule formen, die als ein kleines Nachbild der Trajanssäule in Rom erscheint. Wie diese von figurenreichen Bildern aus den Kriegszügen des Kaisers umwunden ist, so umschlingt die hildesheimer Säule ein Band von Bildern aus der Leidensgeschichte Christi in halberhabner Arbeit. Man erkennt das römische Vorbild, doch die antike Form ist von einem christlichen Gedankengehalt erfüllt. Genau so hatte es kurz zuvor Roswitha gemacht, die gelehrte Nonne von Gandersheim, da sie die Form der terenzischen Komödie mit christlichem Legendenstoff erfüllte und so das erste Drama auf deutschem Boden schuf. Ueberall ist es die naive und unbefangene Verbindung jener drei Elemente, die den Schöpfungen dieser Zeit, wenn auch noch nicht einen ästhetischen Wert, doch einen kulturhistorischen Reiz verleiht. Was hier auf dem Gebiete geistigen und künstlerischen Schaffens geschah, das suchte Kaiser Otto mit kühnem Griff auf das Reich der Wirklichkeit zu übertragen. Nichts Geringeres als eine Renaissance des antiken Imperiums war es, was er erstrebte. Das römische Kaiserthum Karl's und Otto's des Großen war

mehr ein Name und Titel, mehr eine Idee und Theorie als Wirklichkeit gewesen, ein Begriff von mehr kultureller als politischer Bedeutung. Otto III. unternahm es, diesen Begriff zur Potenz geschichtlicher Wahrheit, politischer Thatsächlichkeit zu erheben. Er mochte glauben, hiermit etwas Außerordentliches zu leisten, einen Gipfelpunkt der Menschheit zu erklimmen, wie er überdies beim nahenden Ende des Millenniums an sich wünschenswerth und geziemend erscheinen durfte. Doch was der geistigen und künstlerischen Gestaltung gelang, Gedanken und Bilder aus den verschiedensten Zeiten zum vertraulichen Bund zu verknüpfen, das blieb der Hand des praktischen Staatsmannes versagt. Leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen. Im Reiche des Schönen ist die Idee das helle Sonnenlicht, welches alle Dinge in klare Beleuchtung setzt und, was sie in Wahrheit sind, offenbart. Doch auf dem rauhen Boden der Wirklichkeit, wo die praktische Staatskunst und Staatslenkung zu schaffen hat, da erscheint die transzendente Idee nur zu oft als täuschendes Mondlicht, das Wege und Stege unsicher macht und mit dämmerndem Zwielicht die Gegenstände mehr verschleiert als enthüllt. Wer sich ihm sorglos vertraute, der ward zum träumenden Nachtwandler und stürzte von der schwindelnden Höhe, auf die er sich locken ließ, jählings hinab. Dies war das Loos Kaiser Otto's. In Wahrheit ein tragisches Loos, dasselbe, welches später auf italischem Boden ein Arnold von Brescia, ein Cola Rienzi hatten, die auch den Traum des Alterthums zur Unzeit geträumt, dasselbe, welches noch später auf deutschem Boden ein Ulrich von Hutten erlebte, da er des deutschen Reiches Herrlichkeit samt klassischer Bildung und wiedererwecktem religiösen Leben zu vereinen und zu fördern bemüht war, und, weil er zu vieles begehrte, alles verlor. So erging es auch Otto. Er gedachte sein schwärmendes Haupt mit einem Kranze der edelsten, schönsten Blüten aus alter und gegen-

wärtiger Zeit zu ſchmücken. Doch wie er aus dem Traume erwachte, da waren die Roſen verſchwunden, nur die Dornen waren geblieben. Allzu ſchnell und unerwünſcht kam dies Erwachen.

Böſe Nachrichten aus Italien veranlaßten den Kaiſer, ſich wieder über die Alpen zu wenden. Das neue Imperium war wenig beliebt geworden, weil es keine materiellen Vortheile, ſondern nur erhöhte Anforderungen und Steuerdruck verurſachte. Daher erfolgte ein Aufſtand über den andern. Als Otto Tivoli, die hochgelegene Felſenſtadt, belagerte, kam der Papſt und Biſchof Bernward ſelbſt hinaus, um dem Kaiſer mit ihren Rathſchlägen beizuſtehen und ihn zur Ausdauer zu ermuthigen. Dann begaben ſie ſich in die aufrühreriſche Stadt, und es gelang ihnen, die Bürger zur Unterwerfung zu beſtimmen. Die Scenen, welche jetzt folgten, ſind höchſt charakteriſtiſch für die Italiener von damals. Wir laſſen am beſten Tankmar, den Biographen Bernward's, mit ſeinen eigenen Worten erzählen: „Alle vornehmen Bürger der Stadt kamen nackt, nur an den Schenkeln bekleidet, in der Rechten Schwerter, in der Linken Geißeln tragend, zum Palaſt. Dem kaiſerlichen Rechte ſeien ſie und alles ihrige unterworfen; die er ſchuldig fände, möge er mit dem Schwerte treffen oder, wolle er Mitleid üben, ſie öffentlich geißeln laſſen. Wolle er die Stadt dem Erdboden gleich machen, ſo ſeien ſie gerne bereit, alles auszuführen und ſtets dem Befehl ſeiner Majeſtät Gehorſam zu leiſten. Der Kaiſer gewährte Verzeihung und ſpendete dem Papſt und dem Biſchof das höchſte Lob. Die Römer aber, unwillig, daß die Tiburtiner vom Kaiſer zu Gnaden aufgenommen ſeien, verſchließen die Thore der Stadt und verſperrten die Straßen. Auch einige Freunde des Königs wurden ungerechterweiſe getödtet. Dagegen werden die Bewohner des königlichen Palaſtes vom Biſchof Bernward durch die Beichte gereinigt, und ſind bereit, auf die Feinde tapfer auszufallen.

Am folgenden Morgen wurden der Kaiser und die andern abermals durch die heiligen Sakramente und frommen Ermahnungen getröstet und ziehen gegen den Feind in den Kampf; der Bischof selbst mit der heiligen Lanze im Vordertreffen schrecklich blitzend, aber mit inbrünstigem Herzen den Frieden von dem Urheber des Friedens erflehend. Seine Bitten wurden erhört. Aufruhr und Zwietracht wurden gänzlich beschwichtigt, die Feinde legten die Waffen nieder und versprachen, am andern Tage beim Palast sich einzufinden. Unterdessen bestieg der frömmste und sanftmüthigste Kaiser einen Thurm und hielt folgende Anrede: Seid Ihr nicht meine Römer? Um euretwillen habe ich mein Vaterland und meine Verwandten verlassen; aus Liebe zu Euch habe ich meine Sachsen und Deutschen, mein eigenes Blut, hintangesetzt; Euch habe ich in die entfernten Theile unsres Kaiserreiches geführt, wohin Eure Väter, als sie den Erdkreis beherrschten, niemals den Fuß gesetzt haben, damit ich Euren Namen und Ruhm bis zu den Grenzen des Erdkreises verbreite; Euch habe ich zu Söhnen angenommen, Euch Allen vorgezogen; um Euretwillen, weil ich Euch vor Allen den Vorrang gab, habe ich Aller Neid und Haß gegen mich aufgeregt. Und nun für alles dies habt Ihr Euren Vater verworfen, meine Freunde grausam umgebracht, mich selbst ausgeschlossen, mich, den Ihr doch nicht ausschließen konntet; denn mit väterlicher Liebe umfasse ich Euch, und niemals dulde ich, daß Ihr aus meinem Herzen verbannt seid. Ich kenne wohl die Anstifter der Empörung und bezeichne sie mit meinen Augen. Daß aber auch meine Getreusten, deren Unschuld mein Stolz ist, durch die Beimischung der Lasterhaften befleckt werden können, das vermag ich nicht zu fassen." Jene, durch die Worte des Kaisers gerührt, versprachen Genugthuung, ergreifen zwei, die sie grausam zerschlagen, nackt bei den Beinen über die Stufen schleifen und halbtodt im Thurme dem Kaiser vor die Füße werfen. Papst [illegible] Kaiser zogen gleich darauf unter unendlichen Thränen der

Bürger aus der Stadt und schlugen nicht weit von dieser ein Lager auf. Doch kaum hatte Otto den Rücken gewandt, um einen Aufruhr in Unter-Italien zu dämpfen, so erhob sich das Volk wieder von neuem. So die Erzählung von Tankmar, so das Benehmen der Römer gegen ihren Kaiser. Er mochte nun fühlen, auf wie schlechtem Grunde sein phantastisches Gebäude aufgeführt sei. Welch eine kurzsichtige Verblendung zu hoffen, auf solch einem Material einen gesicherten Thron errichten zu können. Zu Paterno am Berg Sorakte schlug Otto sein Lager auf, um eine regelrechte Belagerung Roms durchzuführen. Er freute sich des Zuzugs von Gewappneten, welche der Erzbischof Heriberdt von Köln zuführte. Doch auch widerwärtige Nachrichten von feindseligen Bewegungen unter deutschen Fürsten beunruhigten ihn. Bald war er mit militärischen Dingen, bald mit geistlichen Übungen beschäftigt, die er immer mehr verstärkte. Eine ganze Woche lang fastete er, und diese selbst auferlegten Entsagungen schwächten den Körper, der zugleich von Gemüthsaufregungen verzehrt war. Schon war er ein gebrochener Mann; es stellte sich ein hitziges Fieber ein, das anfangs für unbedeutend geachtet, plötzlich einen heftigen Charakter annahm, und am 23. Januar des Jahres 1002 verschied der Kaiser im 22. Jahre seines Lebens. Es ging eine Rede, die nicht unglaublich erscheint, nur noch die Römer habe er unterwerfen und züchtigen wollen, dann sei es seine Absicht gewesen, der Welt zu entsagen und ins Kloster zu gehen. Aufrichtig mag die Trauer in seiner deutschen Umgebung gewesen sein, doch die Römer wanden seinem Sarge keine Kränze; die Verfolgung, womit sie noch den kaiserlichen Leichenkondukt behelligten, war vielmehr eine Dornenkrone des bittersten Hasses, die sie darauf legten. Die trauernden Schaaren des deutschen Heeres geleiteten die Leiche des Herrschers und hatten sieben Tage nach einander unaufhörliche Angriffe zu bestehen, die Feinde ließen ihnen durchaus keine Ruhe, bis sie nach Verona kamen. An der deutschen Grenze empfing sie der

Herzog Heinrich von Bayern, der nächste Verwandte des königlichen Hauses, um die Leiche nach Aachen zu überführen. Dort wurde dieselbe unter allgemeinem Leidwesen des herbeigeströmten Volkes im Chor des Domes beigesetzt, unfern der Stätte, wo Karl der Große die Ruhe gefunden. Das goldene Kreuz von der Leiche Karl's hatte dem jungen Kaiser kein Heil gebracht. Ein unreifer Jüngling hatte mit Kreuz und Krone gespielt, doch der Ernst der Geschichte zerstörte unbarmherzig die phantastische Illusion.

Die wenigen Regierungsjahre Otto's III. bezeichnen kein Ruhmesblatt in der deutschen Geschichte, wie er selbst es sich erhofft hatte. Man kann vielleicht bedauern, daß den einst so kräftigen und jugendfrischen Kaiser jene geistliche Richtung so ganz eingenommen und ihm das innere Gleichgewicht geraubt hat. Aber es ist nicht wahrscheinlich, daß eine längere Regierung dem Reiche Segen gebracht hätte. Die ganz ungeschichtliche Auffassung von Kaiserthum und die Entfremdung von der deutschen Nationalität mußten früher oder später traurige Folgen nach sich ziehen. War es doch zu arg, daß ein deutscher König, Sachse von Geburt, sich der sächsischen Rohheit schämte, gleich als ob Deutschland von Italien erobert und einem fremden Herrscher dienstbar geworden sei. Das deutsche Nationalgefühl war schon zu sehr erstarkt, um solches zu ertragen. Bereits war ein großer Theil der Herzöge und Grafen in eine Verschwörung verwickelt. Selbst die Bischöfe, denen die hierarchischen Bestrebungen Gerbert's keineswegs gefallen wollten, waren bereit, sich ihnen anzuschließen. Es fehlte nicht viel, daß, was die ersten beiden Ottone mit sicherer Hand gebaut hatten, in wenigen Jahren von dem dritten, dem begabten und hoffnungsreichen Jüngling, dem Wunder der Welt zerstört ward. Dennoch nimmt er mit Recht unser wärmstes Interesse in Anspruch. Seine Regierung bezeichnet den Übergangspunkt zu einer neuen Entwicklung der Dinge. Er steht gewissermaßen am Ende der Periode, die man im weitesten Sinne die Karo-

lingische nennen könnte, insofern ihm wie seinen Vorfahren das erhabene Bild des großen Karl als Muster und Ideal vorschwebte, der die weltlichen und geistlichen Interessen mit gleichem Nachdruck vertrat. Nach Otto begann diese strenge Einheit sich zu lösen, die Grundlagen zu selbständigen Bildungen im staatlichen und kirchlichen Gebiet wurden gerade unter ihm gelegt und der Streit der Ideen, dem er erlag, war mehr als ein psychologisches Phänomen, er war ein Vorspiel des großen Kampfes, den die allmählich sich emancipierende geistliche Gewalt gegen die weltliche eröffnete und welcher mit seinen Erschütterungen die bisherige Weltordnung aus ihren Fugen verrückt hat.

Papst Sylvester II. folgte seinem früh hingeschiedenen Zögling schon ein Jahr später im Tode nach. Die Figur Gerberts an der Wende des Jahrhunderts ist gleichfalls hochbedeutsam, nicht sowohl durch das, was er ausgerichtet hat, als was er erstrebte. Wie Moses in das gelobte Land schaute, so erblickte er im Geiste vor sich das Reich der geistlichen Weltherrschaft, das zu betreten ihm selbst nicht beschieden war. Doch das Jahrhundert 1000—1100 sah das beständige Wachsthum der kirchlichen Idee, die wie eine mächtige Strömung im Laufe der Zeit immer zunahm und ihren Kulminationspunkt in den Kreuzzügen erreichte. Was die chiliastische Vorstellung am Ende des 10. Jahrhunderts, das und noch mehr bedeutete die Bewegung der Kreuzzüge am Ende des 11. Gerbert sah sie prophetisch voraus. Sein Blick war schon auf das heilige Land gerichtet, und die Nothwendigkeit eines Kreuzzuges sprach er mit Sicherheit aus. Noch hielten sich Papstthum und Kaiserthum das Gleichgewicht und gingen befreundet zusammen, bald sollte die Schale zu Gunsten Roms erst langsam, dann schneller sich senken; doch das Kaiserthum, welches Otto III. zum Gipfelpunkt der Vollendung zu führen und mit dem Glanz der antiken Cäsarenmacht zu umgeben gedachte, es wurde auf der Wage des Schicksals gewogen und zu leicht erfunden.

Die Gestalt Kaiser Otto's III. ist nicht ohne poetischen Reiz, wie man auch aus der vorstehenden Skizze hoffentlich wird herausgefunden haben. Die Gestaltungskraft der modernen Dichtung, welche auch in dem harten Gestein der Geschichte den Goldadern der Poesie nachzugehen liebt, hat denn auch diesen Stoff nicht unbenutzt gelassen. Ein lyrischer Dichter, welcher in seinem inneren Wesen wie in der äußeren Gestaltung seines Geschicks mit Kaiser Otto selber manchen Zug gemein hat, den eine leidenschaftliche Liebe für Italien aus der nordischen Heimath in den fernen Süden getrieben hat, wo er mit ganzer Seele an den Denkmalen und Ueberlieferungen der Vergangenheit hing, wo er die Rose besang die dem Lenz nie wieder gelungene Rose von Paestum, und doch gelegentlich wieder den Erinnerungen an die altgermanische Vergangenheit nachhing, „urdeutscher Vorzeit gern gedenk", der unausgesetzt bemüht war, den eigenen Werken das Ebenmaß der Antike aufzudrücken, ohne doch die spröde nordische Natur ganz verleugnen zu können, und der endlich in der fremden Welt, die ihm zur eigensten Heimat geworden war, einen vorzeitigen Tod und ein einsames Grab an Siciliens Küste gefunden hat: Graf Platen-Hallermünde hat dem Andenken Kaiser Ottos III. eins seiner historischen Gedichte gewidmet, einen Gesang, den er dem Sterbenden in den Mund legt, als wehmütige Klage über ein früh verwelktes, fruchtlos verlaufenes Leben. Diese Ode, mag sie auch bekannt genug sein, mögt hier als ein passendes Stimmungsbild am Schluß unserer Darstellung einen Platz finden. Der Dichtung Hand hat einen Kranz auf das Grab eines Fürsten gelegt, dem die Geschichte den Kranz des Ruhms, wonach er so begierig gerungen, mißgünstig versagt hat.

O Erde, nimm den Müden,
Den Lebensmüden auf,
Der hier im fernen Süden
Beschließt den Pilgerlauf!

Schon ſteh' ich an der Grenze,
Die Leib und Seele theilt,
Und meine zwanzig Lenze
Sind raſch dahin geeilt.

Voll unerfüllter Träume,
Verwaiſt, in Gram verſenkt,
Entfallen mir die Zäume,
Die dieſes Reich gelenkt.
Ein Andrer mag es zügeln,
Mit Händen minder ſchlaff,
Von dieſen ſieben Hügeln
Bis an des Nordens Haff.

Doch ſelbſt im Seelenreiche
Harrt meiner noch die Schmach,
Es folgt der blaſſen Leiche
Begang'ner Frevel nach!
Vergebens mit Gebeten
Beſchwör' ich dieſen Bann,
Und mir entgegen treten
Crescentius und Johann!

Doch nein! Die Stolzen beugte
Mein reuemütig Fleh'n;
Ihn, welcher mich erzeugte,
Ihn werd' ich wiederſeh'n!
Nach welchem ich als Knabe
So oft vergebens frug!
An ſeinem frühen Grabe
Hab' ich geweint genug.

Des deutſchen Volks Berather
Umwandeln Gottes Thron;
Mir winkt der Aeltervater
Mit ſeinem großen Sohn.
Und während, voll von Milde,
Die frommen Hände legt
Mir auf das Haupt Mathilde,
Steht Heinrich tiefbewegt.

Nun fühl' ich erſt, wie eitel
Des Glücks Geſchenke ſind
Wiewohl ich auf dem Scheitel
Schon Kronen trug als Kind!
Was je mir ſchien gewichtig,
Zerſtiebt wie ein Atom:
O Welt, du biſt ſo nichtig,
Du biſt ſo klein, o Rom!

O Rom, wo meine Blüthen
Verwelkt wie dürres Laub,
Dir ziemt es nicht, zu hüten
Den kaiſerlichen Staub!
Die mir die Treue brachen,
Zerbrechen mein Gebein:
Beim großen Karl in Aachen
Will ich beſtattet ſein.

Die echten Palmen wehen
Nur dort um ſein Panier:
Ihn hab' ich liegen ſehen
In ſeiner Kaiſerzier.
Was durfte mich verführen,
Zu öffnen ſeinen Sarg?
Den Lorbeer anzurühren,
Der ſeine Schläfe barg?

O Freunde, laßt das Klagen,
Mir aber gebt Entſatz,
Und macht dem Leichenwagen
Mit euren Waffen Platz!
Bedeckt das Grab mit Roſen,
Das ich ſo früh gewann,
Und legt den thatenloſen
Zum thatenreichſten Mann!

(844)

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerſtr. 17 a.

Die Glacialbildungen

der

norddeutschen Tiefebene.

Von

W. Dames.

GH
33862

Berlin SW., 1886.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird v

Die geologiſchen Verhältniſſe der norddeutſchen Tiefebene ſind ſchon vor 15 Jahren einmal in dieſer Sammlung von Vorträgen (Heft 111) durch Juſtus Roth dargeſtellt worden. Aber gerade in die ſeitdem verfloſſene Zeit fällt ein ſo durchgreifender Umſchwung in der Anſchauung über die Entſtehung der die Oberfläche dieſes Gebietes zuſammenſetzenden Ablagerungen, daß eine erneute Beſprechung ſchon um dieſen Umſchwung zu kennzeichnen nicht der Rechtfertigung bedarf, ſodann aber auch, weil durch die jetzt herrſchende Anſicht ein Einklang mit derjenigen über gleiche Gebiete anderer Länder, wie England, Scandinavien, Rußland u. a., erreicht worden iſt, der im Jahre 1870 noch völlig fehlte.

Damals herrſchte in der Geologie die von Charles Lyell zur Erklärung der ſog. Diluvialablagerungen aufgeſtellte Drifttheorie. Nach ihr hat man ſich ein großes Diluvialmeer, das bis an den Nordabfall der mitteldeutſchen Gebirge (Teutoburger Wald, Harz, Lauſitzer Gebirge, Sudeten ꝛc.) heranreichte, vorgeſtellt und dazu im Norden ein von einer Eiscalotte bedecktes Scandinavien und Finland, deſſen Eismaſſen ſich in dieſes Meer herabſenkten, abbrachen („kalbten"), dann in Geſtalt von Eisbergen nach Süden ſchwammen und dort beim Stranden und Schmelzen den Geſteinsſchutt, mit welchem ſie ſich in der Heimath beladen hatten, fallen ließen. Aus dieſem Schutt ſollten dann die geſammten Maſſen, welche die norddeutſche Tiefebene bedecken, gebildet ſein, gleichgültig, ob ſie aus Lehmen,

Sanden oder Thonen bestehen, gleichgültig, ob sie geschichtet, ob ungeschichtet sind, gleichgültig, ob sie größere Felsblöcke enthalten oder nicht. — Zur Stütze dieser Drifttheorie wurde die Thatsache angeführt, daß auch heute noch schwimmende, mit Gesteinsblöcken beladene Eisberge beim Abschmelzen ihren Schutt in's Meer fallen lassen, resp. ihn beim Stranden an Küsten ablagern, wie das z. B. an der Küste von New-Foundland und an der von Ehstland hin und wieder beobachtet ist. Es ist hierbei jedoch völlig übersehen worden, daß diese Thatsache nur eine Erscheinung unserer Diluvialablagerungen erklären würde, nämlich das Vorkommen von Blöcken, welche den im Norden vorhandenen Felsen entstammen, sonst aber kein Glied in der langen Kette von Räthseln, welche die Erforschung unserer Ablagerungen zu lösen sich müht. — Daß die Drifttheorie unfähig ist, die Entstehung des Geschiebemergels, der gekritzten Oberflächen von Felsen und von Geschieben und auch sogar die Art des Transportes von Geschieben gewisser Größe zu erklären, ist geistvoll von Penck[1]) dargethan. Zwar schon von Nehring[2]) ausgesprochen, aber noch nicht genügend betont ist ein weiterer Einwurf, welcher die Unhaltbarkeit der Drifttheorie für sich allein darthut. Dieselbe setzt wie erwähnt, ein Diluvialmeer voraus. Nun beherbergen aber unsere Ablagerungen, abgesehen von einzelnen räumlich beschränkten Gebieten in der Nähe der heutigen Ostseeküsten und von einigen aus diesen nach Süden transportirten Meeresconchylien, von denen weiterhin die Rede sein wird, auf der ungleich größeren horizontalen Ausdehnung ganz ausschließlich Reste von Thieren und Pflanzen, welche das Land oder die süßen Gewässer bewohnen und auch dort nicht fehlen, wo die vereinzelten Meeresconchylien sich fanden. Wenn ein Geolog aber Ablagerungen einer anderen, älteren Formation, welche lediglich Land- und Süßwasser-

Faunen oder -Floren führt, als Absätze eines Meeres in Anspruch nehmen wollte, so würde man das kaum für Ernst halten. In der Diluvialfrage aber ließ das Ansehen Lyell's, die Gleichgültigkeit, welche nur zu lange dem Studium der anscheinend so uninteressanten Sand- und Lehmablagerungen des „aufgeschwemmten Gebirges" entgegenstand, und endlich die Schwierigkeit des zu lösenden Problems eine geologische Ungeheuerlichkeit Jahrzehnte lang als Dogma bestehen, und auch heute noch fehlen Anhänger derselben nicht ganz. Zwar ist das Widersinnige der Drifttheorie auch von vielen unserer norddeutschen Geologen empfunden, aber die verschiedenen Erklärungsversuche, welche von Berendt, Credner, Kunth, Roth u. A. früher geäußert sind, zeigen sowohl durch ihre Zahl, wie namentlich durch ihren Mangel an Uebereinstimmung, daß die Grundanschauung über das, was man erklären wollte, geändert werden mußte.

So ist es denn nicht zu verwundern, daß es nur eines leisen Anstoßes bedurfte, um eine zuerst geringe Minorität, schnell aber dann die überwiegende Majorität der norddeutschen Geologen und zwar gerade derjenigen, denen in erster Reihe die Erforschung der norddeutschen Tiefebene obliegt, von dem Banne der Drifttheorie zu befreien; und diesen Anstoß gegeben zu haben, ist das Verdienst Otto Torell's, des schwedischen Forschers, dem hierfür auch namentlich seitens der norddeutschen Geologen reger und bleibender Dank zu zollen ist. Bekannt zunächst mit den einschlägigen Erscheinungen seiner engeren Heimath und durch zahlreiche Reisen in Grönland, Island, Nordamerika auch mit den gleichen Verhältnissen anderer Gebiete, sowie durch eigene Anschauung ebenso vertraut mit dem Wesen und dem Wirken ausgedehnter, große Ländermassen bedeckender Vereisungen (Inlandeis), sowie flußähnlich in Thälern sich vom Hochgebirg herab-

bewegender Eismaſſen (Gletſcher), unterſuchte er auch unſere norddeutſche Tiefebene und ſprach in der Sitzung der deutſchen geologiſchen Geſellſchaft am 3. November 1875 aus[3]), „daß ſich eine Vergletſcherung Scandinaviens und Finlands bis über das norddeutſche und nordruſſiſche Flachland erſtreckt habe". — Trotzdem nun von vielen und gewichtigen Seiten gegen die Einführung dieſer Theorie energiſcher Widerſpruch erhoben wurde, ſo hat doch die Leichtigkeit, mit welcher ſie bisher unenträthſelbare Beobachtungen erklärt, dann die Erkenntniß, die ſich auch norddeutſche Geologen durch Beſuche Scandinaviens verſchafften, daß die dortigen Gebilde, an deren glacialem Urſprung noch nie gezweifelt worden iſt, mit den unſrigen vollkommen ident ſind, und die daran geknüpfte Ueberlegung, daß es hieße, der Geologie das Recht abzuſprechen, aus dem Vergleich und der Combination thatſächlicher Beobachtungen ihre Schlüſſe ziehen zu dürfen, den Widerſpruch faſt überall verſtummen und einer rührigen Arbeit Platz gemacht, welche ſich beſtrebt, auf Grund der neu gewonnenen Geſichtspunkte die Thatſachen, die man als ſolche ja längſt kannte, zu erklären und immer weiter unſere Kenntniß des heimiſchen Bodens durch ſorgfältigen Vergleich mit dem in anderen Glacialgebieten Erkannten zu fördern. Den richtigen Weg zu finden, war uns nicht vergönnt; nun Torell ihn aber gewieſen hat, iſt er ſchnell und emſig betreten und verfolgt worden, und zu welchen Ergebniſſen das geführt hat, ſoll hier in den allgemeinſten Zügen dargeſtellt werden.

Nur ſei vorerſt noch — ohne Torell's Verdienſt ſchmälern zu wollen — eines deutſchen Forſchers gedacht, welcher ſchon vor 53 Jahren die jetzt herrſchende Theorie zur Erläuterung der in Frage kommenden Bildungen ausgeſprochen hat. A. Bernhardi, weiland Profeſſor an der Forſtakademie zu Dreiſſigacker, ſchreibt 1832[4]) in einem kurzen Aufſatz: „Wie kamen die aus

dem Norden ſtammenden Felsbruchſtücke und Geſchiebe, welche man in Norddeutſchland und den benachbarten Ländern findet, an ihre gegenwärtigen Fundorte?“ folgendes: „Vollſtändiger als durch die bis jetzt zur Kenntniß des Verfaſſers gelangten Hypotheſen däucht ihm jene Erſcheinung erklärt zu werden durch die Annahme, daß einſt das Polareis bis an die ſüdlichſte Grenze des Landſtriches reichte, welcher jetzt von jenen Felstrümmern bedeckt wird, daß dieſes, im Laufe von Jahrtauſenden, allmählich zu ſeiner jetzigen Ausdehnung zuſammenſchmolz, daß alſo jene nordiſchen Geſchiebe verglichen werden müſſen mit den Wällen von Felsbruchſtücken, die faſt jeden Gletſcher in bald größerer, bald geringerer Entfernung umgaben, oder mit anderen Worten nichts anderes ſind, als die Moränen, welche jenes ungeheure Eismeer bei ſeinem allmählichen Zurückziehen hinterließ“. — Klarer und einfacher läßt ſich dieſe jetzt Inlandeistheorie (häufig auch, obwohl weniger präcis, Gletſchertheorie oder Eistheorie) genannte Anſchauung nicht ausſprechen. Gleichwohl iſt ſie lange unbeachtet geblieben und erſt vor wenigen Jahren vom Verfaſſer gewiſſermaßen wieder entdeckt. Weshalb ſie unbeachtet blieb, ob ſie ihrer Zeit zu weit vorausgeeilt war, oder ob ein Machtwort der damals in der Geologie dominirenden Kreiſe der Grund war, iſt unbekannt. Hier ſind Bernhardi's Worte wiederholt ſowohl aus Pietät für den beſcheidenen deutſchen Forſcher, als auch, weil ihre Klarheit und Kürze am zweckmäßigſten den Ausgangspunkt für die weiteren Auseinanderſetzungen bilden wird.

Nachdem durch A. Braun und Kjerulf auch in dieſer Sammlung von Vorträgen (Hefte 94 und 293, 294) das Weſen, die Wirkung und die Ausdehnung der Eismaſſen, mit welchen ganz Nordeuropa zur „Eiszeit“ bedeckt war, beſprochen worden ſind, bedarf es hier kaum des Hinweiſes darauf, daß die glacialen

Bildungen (wie wir von nun ab die bisher als „Diluvialablagerungen“ bekannten Absätze bezeichnen werden) in der norddeutschen Tiefebene nur einen kleinen Theil eines räumlich bedeutend ausgedehnteren Gebietes darstellen, das sich fast durch ganz Mitteleuropa erstreckt (vergl. die Karte zu dem erwähnten Vortrag von Kjerulf). Nach Norden sind die Grenzen durch Nord- und Ostsee, nach Süden durch die mitteldeutschen Gebirge gegeben, nach Westen und Osten aber sind sie künstliche Schnitte, die wir hier mit der Landesgrenze zusammenfallen lassen, trotzdem sie sich nach Westen über Holland und einen Theil von Belgien ebenso ununterbrochen wie nach Osten über die russischen Ostseeprovinzen und Polen tief in das centrale Rußland hinein fortsetzen. — Hier muß eben die Grenze künstlich gelegt werden, will man nur einen Theil des Gebietes in Betracht ziehen.

Es wird sich nun zunächst darum handeln, diejenigen Erscheinungen kennen zu lernen, welche der Inlandeistheorie als Stütze dienen. Naturgemäß wird man zu diesem Behuf nach einer Gliederung, einer Eintheilung suchen, um von ihr ausgehend die Art des Entstehens der einzelnen Theile des Ganzen verstehen zu lernen. Ist die Inlandeistheorie zu Recht bestehend, so muß sie alle Erscheinungen erklären, welche durch eine große Naturerscheinung hervorgerufen sind, die in dem Umfange ihrer größten Verbreitung nicht stets vorhanden war, sondern langsam an Ausdehnung gewann, eine Zeitlang, bis auf eine bedeutende Unterbrechung, auf dem Maximum ihrer Entwicklung verharrte, und dann allmählich wieder auf den ihr jetzt angewiesenen Raum im höchsten Norden zurückging. — So gelangt man zu einer Theilung unserer Glacialablagerungen in folgende Abschnitte:

1. Praeglacialzeit.
2. Zeit der ersten Eisbedeckung.

3. Interglacialzeit.
4. Zeit der zweiten Eisbedeckung.
5. Zeit des abschmelzenden Eises.

Freilich bestehen zwischen diesen Phasen der Glacialzeit keine scharfen Grenzen, sie gehen naturgemäß in einander über, da sie ja nur Theile eines zusammenhängenden Ganzen sind; und es wird sich auch in einzelnen Fällen schwer, wenn überhaupt je, entscheiden lassen, ob diese oder jene Bildung prae- oder interglacial ist. Aber für die meisten Bildungen ist die Einrubricirung unter die genannten Abtheilungen schon heute thunlich, wenn auch bei der Kürze der Zeit, welche in Norddeutschland der Erforschung der Glacialablagerungen unter Zugrundelegung der Inlandeistheorie gewidmet ist, der Entwurf einer lückenlosen Darstellung noch zur Unmöglichkeit gehört.

1. Praeglacialzeit.

Diejenige Formation, welche in Norddeutschland fast überall die Unterlage der Glacialablagerungen bildet, ist das Tertiär, und zwar von diesem, wenn wir — wie jetzt wohl allgemein geschieht — eine Viertheilung desselben in Eocän, Oligocän, Miocän und Pliocän annehmen, nur das untere und mittlere Tertiär: das Pliocän fehlt völlig. Es schien nun bis vor Kurzem, daß die Glacialablagerungen ohne vorhergegangene Uebergangszeit direkt auf den verschiedenen Gliedern des Tertiär abgelagert worden wären, so daß sich zuvor keine neue Fauna oder Flora hätte entwickeln können; und meistens ist dem auch in der That so.

Aber in neuester Zeit ist zuerst durch Keilhack und dann durch Wahnschaffe[5]) der interessante Nachweis geliefert, daß in Norddeutschland in den tiefsten Schichten des „Diluviums" sich Süßwasserablagerungen finden, welchen ein praeglaciales Alter zuzuschreiben ist. Solche Punkte hat Keilhack bei Belzig an

der Berlin-Dresdener Bahn, bei Görtzke, einem Städtchen in der Provinz Sachsen, aber nahe der Grenze der Mark, bei Uelzen, bei Korbiskrug unweit Königs-Wusterhausen, bei Bienenwalde westlich von Rheinsberg und bei Oberohe bei Soltau in der Lüneburger Haide theils selbst aufgefunden, theils nach vorhandenen Beobachtungen in ihrer Altersstellung zuerst gedeutet. Fast überall sind es Süßwasserkalke, welche eine reiche Flora und Fauna enthalten und zum Theil sicher (Belzig, Görtzke, Uelzen) unter dem unteren Geschiebemergel lagern, welch' letzterer, wie unten gezeigt werden wird, als die Grundmoräne des großen Inlandeises aufzufassen ist. Was also unter dieser Moräne liegt, muß sich vor der Bedeckung mit Eis gebildet haben. — Von besonderem Interesse ist die Flora und die Fauna dieser Süßwasserkalke, welche Keilhack als Absätze von praeglacialen Seebecken auffaßt, über die später das Inlandeis mit seiner Grundmoräne fortgegangen ist. An Säugethieren enthalten sie: Hirsch, Damhirsch, Reh und Ochs, an Fischen Karpfen, Barsch und Hecht; ferner kommen stellenweise in den obersten Schichten zahllose Landschnecken (Pupa muscorum, Vertigo pygmaea, Helix pulchella, Achatina lubrica) zusammen mit Süßwasserconchylien (Valvata macrostoma, Bithynia tentaculata, Planorbis marginata, Pisidium nitidum und amnicum, Cyclas cornea und Unio) vor. Die Flora besteht, abgesehen von Diatomeen, aus Eiche, Kastanie, Birke, Pappel, Gagel (Myrica), Ahorn, Weißbuche, Linde, Cornelle, Heidelbeere, Wasserhelm, Stechpalme, Erle, Weide und Kiefer. — Der Gesammtcharakter der Fauna und Flora ist also derjenige unserer heutigen Wälder und zwar mehr der mittel- und süddeutschen, als der norddeutschen. Die Säugethiere deuten durch das Reh, das der Glacialzeit selbst fehlt, auch auf das heutige Klima hin; die Fische sind jetzt wieder die Bewohner unserer süßen Ge-

wäſſer. Man kann daraus ſchließen, daß vor dem Eintritt der Glacialzeit Norddeutſchland ungefähr denſelben Charakter der Wald- und Süßwaſſerflora und der Fauna beſaß wie gegenwärtig, vielleicht ſogar mit etwas ſüdlicherem Gepräge (Linde, Acer platanoides[6]). Daß dieſe Ablagerungen ſich bis kurz vor dem Eintritt der eigentlichen Glacialzeit bildeten, geht daraus hervor, daß unter ihnen allen, mit Ausnahme des von Wahnſchaffe aufgefundenen Diatomeenlagers von Nennhauſen bei Rathenow, welches direkt von Tertiär (wahrſcheinlich Septarienthon) unterlagert wird, nordiſche Diluvialſande, zum Theil ſogar mit Diluvialthonen liegen, welche, wie ſich zeigen wird, als die Abſätze der vor dem anrückenden Inlandeiſe und aus ihm hervorſtrömenden Gletſcherwaſſer anzuſehen ſind, weſentlich als Schlemmprodukte aus der Grundmoräne. Diluviale Diatomeenlager kennt man ſchon längſt in der Umgegend von Soltau, wo ſie ſich etwa 4 km lang am Gehänge der Luhe hin erſtrecken. In neuerer Zeit haben zuerſt Bauer[7]), dann Jentzſch und Nötling[8]) ſolche Lager aus Oſt- und Weſtpreußen und ganz kürzlich Wahnſchaffe[5]) aus der Rathenower Umgegend kennen gelehrt.

Zu den präglacialen Ablagerungen ſind ferner auch die Sande zu rechnen, welchen in der Potsdamer Gegend, namentlich bei Werder und Glindow, Thone oder beſſer Thonmergel eingelagert ſind, die zu einer ſehr ausgedehnten Ziegelfabrikation Veranlaſſung gegeben haben. Es ſind die Abſätze der aus und unter dem vorrückenden Eiſe hervorſtrömenden Waſſermaſſen, beide Schlemmprodukte aus der Grundmoräne (ſ. u.), und zwar die Sande Abſätze aus ſchneller bewegten, die Thone aus ruhigen, Seebecken bildenden Gewäſſern. Ihre Uebereinſtimmung mit Ablagerungen von isländiſchen und norwegiſchen Gletſcherſtrömen iſt zuerſt von Torell[9]), ſpäter von Credner[10]),

Helland[11]), Svenonius[12]) und kürzlich von Keilhack[13]) klar nachgewiesen. Diese Ablagerungen enthalten in der Mark, aber auch über deren Grenzen namentlich nach Osten hinaus, eine Fauna von Süßwasserconchylien, welche außer der ausgestorbenen Paludina diluviana noch jetzt bei uns heimisch ist, so Bithynia tentaculata, Valvata piscinalis, verschiedene Arten von Limnaeus, Planorbis, Pisidium, Cyclas u. s. w.[14]) Auf primärer Lagerstätte wurde diese Süßwasserfauna bei Rennhausen und Bamme, östlich Rathenow, von Wahnschaffe[5]) aufgefunden und ihre Lagerung unter dem unteren Geschiebemergel in praeglacialen Sanden nachgewiesen. Hierher ist namentlich auch die durch Berendt bekannt gewordene Paludinen-Schicht zu rechnen, welche in Rixdorf bei Berlin im untersten Diluvium erbohrt wurde.

Außer diesen präglacialen, also vor Eintritt der eigentlichen Eisbedeckung, aber durch das Herannahen des vorrückenden Inlandeises hervorgerufenen Ablagerungen aus süßem Wasser, welche in der norddeutschen Tiefebene eine fast allgemeine Verbreitung haben und dieselbe, wenn die hier angegebene Erklärung ihrer Bildung zutreffend sein soll, auch haben müssen, finden sich nun auch räumlich weitaus beschränktere und, so weit man bisher weiß, an die Küsten der heutigen Ostsee gebundene marine Ablagerungen, die man ebenfalls zu den Präglacial-Bildungen zu rechnen hat. Sie sind namentlich aus Schleswig-Holstein und aus Westpreußen bekannt geworden. In ersterer Provinz sind sie als grünliche, wohlgeschichtete, feste, muschlig-brechende Thone entwickelt, wie solche beim Leuchtfeuer von Kekenis auf Alsen und bei Christiansminde SW. von Apenrade anstehen, und wie man sie als „Brockenmergel“ schon seit längerer Zeit von Fahrenkrug bei Segeberg und von Tarbeck bei Bornhoeved kennt. Sie werden nach dem häufigen Vorkommen von Cyprina islandica als Cyprinenthone bezeichnet und

enthalten außer der genannten Art noch Corbula nucleus, Buccinum reticulatum, Mytilus sp., Tellina baltica, Mactra subtruncata, Mya sp., Littorina sp., Littorinella sp., Chenopus pes pelecani (die letzten 7 Arten mit noch anderen von Cardium, Bulla etc. nur bei Fahrenkrug gefunden), sowie Saxicava arctica var. (Tarbeck). Gottsche[15]), dem wir eine Ueberſicht der Glacialablagerungen der Provinz Schleswig-Holſtein verdanken, ſpricht ſich unbedingt für das präglaciale Alter der genannten Thone und Brockenmergel aus, betrachtet aber die früher mit dieſen Thonen in Verbindung gebrachten ähnlichen Ablagerungen in der Umgegend von Hamburg (Schulau) als das feine Material von Gletſcherbächen. — Die hierher gehörigen Sedimente Weſtpreußens kennt man namentlich aus der Umgegend von Elbing, wo ein dem Holſteiner Cyprinenthon völlig identes Geſtein bei Tolkemit, Succaſe, Lenzen und Reimannsfelde zur Ziegelfabrikation Verwendung findet. Cyprina islandica iſt auch hier vorhanden und ſtellt die Verbindung mit den ſchleswig-holſteiner Thonen her, außerdem aber ſind bisher nur Leda (Yoldia) arctica und Astarte borealis, erſtere von Jentzſch, letztere von Berendt aufgefunden worden[16]). — Intereſſant iſt, daß ſowohl in Schleswig-Holſtein, wie in Weſtpreußen dieſen echt marinen Schichten hier und da Süßwaſſerablagerungen, theils mit Süßwaſſerconchylien, theils mit Süßwaſſerdiatomeen, eingelagert ſind, wohl ein Anzeichen dafür, daß das Land nahe lag und die Faunen ſeiner Gewäſſer ſo zeitweiſe eingeſchwemmt werden konnten. — Beſonders hervorzuheben aber iſt die Zuſammenſetzung der Fauna. In Schleswig-Holſtein liegt eine ausgeprägte Nordſeefauna vor, welche nur durch das häufige Auftreten der Cyprina islandica einen mehr arctiſchen Charakter erhält, in Weſtpreußen dagegen iſt der artenarmen Fauna vor Allem durch Yoldia arctica ein rein arctiſcher Typus aufgeprägt.

gletschers vornehmen konnte. Es gelang ihm, vom seitlichen Gletscherrande aus an einige Punkte vorzudringen, „wo das Eis nicht fest auflag, sondern in anfänglich etwa 1,5 m hohen Wölbungen den Zutritt unter den Gletscher gestattete". An den Wänden der Wölbungen konnte er nun die Grundmoräne studiren und erkennen, daß dieselbe eine „täuschende Aehnlichkeit" mit unserem norddeutschen Geschiebelehm besitzt, so zwar, daß lichtgraue Varietäten des letzteren in Handstücken überhaupt kaum zu unterscheiden sind. — Nicht immer aber bildet diese Grundmoräne das beschriebene zähe Gestein; da, wo Wassermassen, sei es durch Spalten, sei es vom Grunde des Eises, auf sie einwirken und in ihr sich Abzug suchen, nehmen dieselben die feinen thonigen und kalkigen Theilchen mit sich fort und lassen einen, aus gröberem Material bestehenden Sand oder Kies zurück, der dann häufig geschichtet ist. Solche Einlagerungen geschichteter Parthien sind auch dem norddeutschen Geschiebemergel nicht fremd, und auch darin hat Credner die Uebereinstimmung zwischen ihm und der Grundmoräne des Pasterzen-Gletschers nachgewiesen.

Die in den Geschiebemergel eingebackenen Geschiebe sind zwar, wie erwähnt, nach Form, Größe und Beschaffenheit regellos neben und unter einander gemengt, aber sie zeigen doch meist gewisse gemeinsame Eigenthümlichkeiten, welche sie eben als Geschiebe kenntlich machen. Einmal sind sie weder völlig gerundet oder eiförmig, wie die an unseren Küsten von den Wellen bearbeiteten Gerölle, noch sind sie scharfkantig und -eckig, wie frische Bruchsteine, sondern sie sind an ihren Kanten etwas abgerundet und zeigen dabei oft eine wie polirt aussehende Oberfläche, welche noch mit feinen Kritzen und Schrammen bedeckt ist, die entweder alle dieselbe Richtung haben, oder sich in verschiedenen Systemen kreuzen. Gerade diese Be-

ſchaffenheit iſt beweiſend für ihren Transport in der Grundmoräne, wo ſich bei der langſamen Fortbewegung unter ſtarkem Druck die einzelnen Blöcke an einander und auch auf dem Boden der Grundmoräne, alſo auf dem feſten Felsuntergrunde rieben und dadurch ſowohl eine Art Politur, wie durch das Hingleiten über oder an härteren Geſchieben oder Geſteinen eine Schrammung erzeugten. — Was nun die Geſchiebe ſelbſt betrifft, ſo ſind ſie die einzigen Merkmale für den Weg, den die ſie beherbergende Grundmoräne und auf dieſer das Inlandeis genommen hat. Daß ſie zumeiſt aus nordiſchen Gegenden ſtammen, von Felsmaſſen, welche bei uns in der norddeutſchen Tiefebene anſtehend nicht gekannt ſind, iſt ſchon früh erkannt, und gerade dieſe Erkenntniß hat ehedem zu z. Th. recht phantaſtiſchen Erklärungen ihres Transportes geführt. Nachdem aber in neuerer Zeit, namentlich auf Anregung von F. Roemer, ein wiſſenſchaftliches Studium der Geſchiebe von vielen Seiten begonnen und für einzelne Theile unſeres Gebietes erfolgreich durchgeführt iſt, läßt ſich ein allgemeines Reſultat wenigſtens andeuten, wenn auch die genaue Begründung deſſelben noch manchen Schwierigkeiten unterliegt. Zu letzteren gehört, daß bei der Unterſuchung der Geſchiebe nicht ſtets Rückſicht darauf genommen iſt, ob dieſelben in der That dem Geſchiebemergel, alſo der Grundmoräne, oder ob ſie den dieſelbe bedeckenden Sanden entſtammen, deren Entſtehung ſpäter beſprochen werden wird. In letzterem Falle befinden ſie ſich eben nicht mehr auf der Stelle, wohin ſie die Grundmoräne transportirte, ſondern auf dritter Lagerſtätte. Ferner iſt man bei den erwähnten Unterſuchungen mehrfach zu raſch bei der Hand geweſen, das Heimathsgebiet zu eng zu umgrenzen, ohne ſich zu vergegenwärtigen, daß gerade die von der Oſtſee jetzt verdeckten Theile, welche einſt die Verbindung zwiſchen den einzelnen Inſeln untereinander und dieſer

mit dem Festland darstellten, die Heimath der meisten Geschiebe sein müssen; denn was jetzt noch dort anstehend ist, haben wir eben nicht als Geschiebe bekommen, sondern die zerstörten und fortgeführten Theile. Läßt man diese Schwierigkeiten und Bedenken außer Acht, oder vielmehr, schreibt man ihnen eine Trübung des allgemeinen Resultates, welches aus den Geschieben für ihren Transport gezogen werden kann, zu, so steht so viel fest, daß von der scandinavischen Halbinsel, von den Inseln der Ostsee und von Finland und Esthland her die Geschiebe der ersten Eisbedeckung in im Allgemeinen nordost-südwestlicher Richtung transportirt worden sind. Bei der großen Gleichförmigkeit der massigen Gesteine Scandinaviens sind diese zur Bestimmung der genaueren Transportrichtung weniger geeignet als die versteinerungsführenden, welche durch große Mannigfaltigkeit der petrographischen Ausbildung, namentlich aber durch die Petrefakten-Führung oft sehr genaue Hinweise auf ihr Heimathsgebiet gestatten. Wo aber charakteristische, in ihrer Heimath auf einen engeren Raum beschränkte massige oder eruptive Gesteine auftreten, sind auch sie werthvolle Wegweiser. So hat z. B. in neuerer Zeit Seeck[18]) durch eine Untersuchung der granitischen Geschiebe Ost- und Westpreußens nachgewiesen, daß dort vorherrschend Granite von Finland und den Alandsinseln, namentlich Rapakivi, verbreitet sind, welche weiter westlich fehlen, wenn auch die Alandsgesteine bis in die Mark reichen. Aus früheren Untersuchungen von Helland, Penck, Geinitz u. A. wissen wir, daß norwegische Gesteine — Granit, Gneiß, Gabbro, Zirkonsyenit, Rhombenporphyr — in Holland vorkommen. Namentlich ist der leicht kenntliche Rhombenporphyr hervorzuheben, der nur westlich der Elbe in Jütland und auf den dänischen Inseln (z. B. Laaland) gefunden wurde. Basalte, anstehend nur in Schonen bekannt, sind bisher nur in der Mark und in Mecklen-

burg gefunden worden, wie auch ſchwediſche Phonolithe und Grünſteine. — Hand in Hand mit dieſer Vertheilung maſſiger oder eruptiver Geſteine geht die der verſteinerungsführenden. Gemäß der weiten Verbreitung, welche die älteren Abtheilungen der paläozoiſchen Formation — das Cambrium und das Silur — ſowohl auf dem ſcandinaviſchen Feſtlande, wie auf den Inſeln Oeland, Gotland, Oeſel, Dagoe, Moon ꝛc. beſitzen, wie denn auch der Untergrund Eſthlands aus denſelben Formationen beſteht, iſt auch die Hauptmaſſe unſerer Geſchiebe dieſen angehörig. Die mannigfache, durch die Unterſuchungen der ſcandinaviſchen, wie der ruſſiſchen Geologen feſtgeſtellte Entwicklung und Gliederung läßt ſich auch in den Geſchieben und ihrer Vertheilung verfolgen. In Oſtpreußen, Poſen und Schleſien herrſchen Geſchiebe vor, deren Beſchaffenheit auf die anſtehenden Geſteine Eſthlands zumeiſt hinweiſt; in den centralen Theilen der norddeutſchen Tiefebene, wie Pommern, Mecklenburg und der Mark ſind die Geſchiebe entweder direkt von ſcandinaviſchen, ſpeciell ſchwediſchen Ablagerungen abzuleiten oder von ſolchen, welche zwiſchen eſthländiſchen und ſchwediſchen die Verbindung herſtellen, wie ſie einſt den Boden der Oſtſee bildend, jetzt aber zerſtört und fortgeführt gedacht werden muß. Weiter weſtlich, im Königreich Sachſen, in der Magdeburger Gegend, in Schleswig-Holſtein und in Oldenburg ſind die paläozoiſchen Geſchiebe weſentlich ſchwediſchen Urſprungs. — Wie mit den cambriſchen und ſiluriſchen Geſchieben, ſo verhält es ſich auch mit denen der ſcandinaviſchen Kreideformation, welche gemäß ihres ausſchließlichen Vorkommens in den ſüdöſtlichen und ſüdlichen Theilen Schwedens bisher auch nur in den centralen oder weſtlichen Theilen der norddeutſchen Tiefebene aufgefunden wurden. Das iſt durch die Unterſuchungen zahlreicher Forſcher (Beyrich, Kunth, Gottſche, Nötling, Remelé u. A.) feſtgeſtellt, und Verfaſſer hat dazu den

Nachweis versucht, daß die horizontale Ausdehnung des Heimathsgebiets gleichen Schritt hält mit der horizontalen Verbreitung der aus jenem stammenden Geschiebe[19]). Freilich befremden in dieser Gesetzmäßigkeit der Vertheilung vereinzelte Geschiebe, die derselben nicht entsprechen. Ihr Auftreten zu erklären, bleibt weiteren Forschungen vorbehalten; häufig wird es auf Rechnung der obenerwähnten Mängel betreffs Fundort und Bestimmung des Heimathsgebiets in zu engem Rahmen zu schreiben sein.

Das von Scandinavien ausgehende Inlandeis hat aber nicht nur den Nordrand der norddeutschen Tiefebene bedeckt, sondern ist über dieselbe hin bis an den Nordabfall der mitteldeutschen Gebirge vorgedrungen. Es hat mithin auch die anstehenden Formationen innerhalb dieses Gebietes in den Bereich seiner Einwirkung gezogen, auch aus diesen für seine Grundmoräne Material gebildet und Geschiebe von ihnen weiter nach Süden befördert. So verlangt es die Inlandeis-Theorie, und so verhält es sich auch in der That. Beispiele hiervon sind die Verbreitung von Feuersteinknollen, welche der weißen Schreibkreide, wie sie auf Rügen und Moen ansteht, entstammen, ferner das Vorkommen von gekritzten Geschieben Rüdersdorfer Muschelkalks, welche südlich der anstehenden Schichten auf kurze Strecke verbreitet sind, weiter die aus der unter den Glacialbildungen liegenden Braunkohlen-Formation transportirten Quarzite, die Geschiebe der Juraformation, welche nur noch an verschiedenen Punkten der Oder-Mündungen zu Tage tritt, die Geschiebe senoner Kreide, wie sie in weiter Verbreitung durch Bohrlöcher in Ost- und Westpreußen anstehend nachgewiesen ist, und auch nur für diese Provinzen Geschiebe geliefert hat[20]).

Es frägt sich dann weiter, in welcher Weise das Hunderte von Metern hohe, also ein gar gewaltiges Gewicht darstellende Inlandeis mit seiner Grundmoräne auf die Beschaffenheit des

Untergrundes, über den es hinglitt, Einfluß ausgeübt hat. Auch das läßt ſich an zahlreichen Stellen nachweiſen. War der Untergrund aus ſo feſtem Geſtein gebildet, daß daſſelbe dem Druck und dem Schube Widerſtand leiſten konnte, ſo iſt nur die Oberfläche, dieſe aber in ganz charakteriſtiſcher Weiſe bearbeitet: ſie iſt geglättet, zugleich aber auch mit parallelen Schrammen verſehen, deren Verlauf nun zugleich der Wegweiſer für die Richtung der Fortbewegung iſt. Die Schrammen entſtehen dadurch, daß Geſchiebe der Grundmoräne, die härter ſind, als das Untergrundgeſtein, auf dieſem fortgeſchoben werden und ſo das letztere ritzen. — Solche geglättete und zugleich geſchrammte Geſteinsoberfläche findet ſich nun faſt überall, wo im Bereich des norddeutſchen Glacialgebietes härtere Geſteine unter der Grundmoräne aufgefunden und aufgedeckt ſind. Seit mehr als 50 Jahre kennt man dieſe Oberflächenbeſchaffenheit des Muſchelkalks von Rüdersdorf, doch iſt dies lange Zeit in Vergeſſenheit gerathen geweſen, bis Torell wieder von Neuem die Aufmerkſamkeit darauf lenkte. Später ſind an zahlreichen Punkten ähnliche Erſcheinungen aufgetreten, wie das aus einer Zuſammenſtellung derſelben, die wir Wahnſchaffe verdanken, hervorgeht[21]). Es ſind folgende: Piesberg bei Osnabrück (produktives Steinkohlengebirge), Velpke und Danndorf (Bonebed-Sandſtein), Gommern bei Magdeburg (Culm-Sandſtein), Galgenberg bei Halle, Kapellen-, Rainsdorfer und Pfarr-Berg bei Landsberg (Quarzporphyr), Dewitzer Berg, kleiner Steinberg bei Taucha unweit Leipzig (Quarzporphyr), Hohburger Schweiz bei Wurzen (Porphyr), Wildſchütz bei Eilenburg (Porphyr), Alt-Oſchatz bei Oſchatz (Quarzporphyr), Lommatſch (Gneiß-Granit), Hermsdorf und Joachimsthal in der Mark (geſchrammte Septarien im Septarienthon). — Mehrfach ſind zwei verſchiedene Schrammenrichtungen beobachtet (Rüdersdorf, Velpke, Gommern, Lands-

berg), woraus auf wiederholte Eisbedeckung mit verschiedener Bewegungsrichtung zu schließen ist. Man kann dann wohl eine ältere und eine jüngere Schrammung unterscheiden, und daß die jüngere in der That eine solche ist, wird weiter unten ausgeführt werden. Die Zusammenstellung von Wahnschaffe hat als allgemeines Ergebniß, gezogen aus dem Vergleich aller verschiedener Richtungen der älteren Schrammung, die interessante Thatsache gebracht, daß das von Scandinavien vorrückende Inlandeis sich zuerst fächerförmig im norddeutschen Flachlande ausgebreitet hat.

Im engsten Zusammenhange mit der Glättung und Schrammung des harten Untergrundes steht weiter eine Eigenschaft der Grundmoräne, welche sie meist nur in der festes Gestein überlagernden Parthie zeigt. Diese besteht darin, daß aus diesem sehr zahlreiche, das nordische Material quantitativ oft bedeutend übertreffende, vielfach auch geschrammte Fragmente in das Material der Grundmoräne mit aufgenommen sind und dadurch derselben ein local abweichendes Ansehen verleihen. Der Vorgang selbst ist leicht erklärt: als die Grundmoräne die festen Felskuppen überzog, fand sie, wie auf jedem Fels, Verwitterungsschutt vor und nahm diesen, wie auch Fragmente der durch Verwitterung aufgelockerten obersten Schichten mit in sich auf, wo sie nun mit dem nordischen Material vermischt wurden. Besonders klar ist diese Erscheinung, die von den Schweden Krossstensgrus, bei uns nach einer von Wahnschaffe eingeführten Bezeichnung locale Grundmoräne oder Lokalmoräne genannt wird, seit mehreren Jahren in Rüdersdorf beobachtet, aber auch bei Velpke, Gommern u. s. w. fehlt sie nicht.

Anderer Art ist die Einwirkung des Inlandeises auf weichen, weniger widerstandsfähigen Untergrund. Hier macht sich der unter langsamer Bewegung der belastenden Masse ausgeübte

Druck durch Zerquetſchung, Verzerrung und Auswalzung der Schichten bemerkbar; ein Theil dieſer Erſcheinungen mag auf Seitendruck zurückzuführen ſein. Wenn man ſich vorſtellt, daß das Eis ſich nicht ſtets mit einem geraden Rande vorgeſchoben hat, ſondern daß ſich Zungen, und zwar zuerſt in Thalrinnen, fortbewegt haben und dieſe durch ſtetes Anwachſen erſt die Thäler ausfüllten, dann aber noch immer weiter zunahmen, ſo mußten ſie auf die Thalwände einen gewaltigen Druck ausüben, der entweder zur Ueberſchiebung der dem Seitendruck ausgeſetzten Geſteine, welche in Schollen zerbrachen, zum Ausdruck gelangte (Kreide von Rügen), oder, wo das Material plaſtiſcher war, zu mitunter großartigen Auffattelungen der Schichten führte (Glacialthon bei Glindow). — Am häufigſten jedoch läßt ſich die von oben her erfolgte Druckwirkung beobachten; man nimmt Einpreſſungen der Grundmoräne in Spalten und Riſſe wahr, man ſieht auch, wie dieſelbe bei ihrer Fortbewegung Theile des Untergrundes mit in ſich aufgenommen und gewiſſermaßen in ſich hinein geknetet und gewalzt hat. Am großartigſten war dies noch vor Kurzem in Teutſchenthal bei Halle aufgeſchloſſen, wo große Schollen der Braunkohlenformation in die darüberhin gewälzte Grundmoräne aufgenommen waren. — Es iſt ferner bekannt, daß unſere Braunkohlenflötze überall in geſtörter Lagerung ſich befinden, und zwar, was beſonders hervorgehoben zu werden verdient, die hangendſten am meiſten, die liegendſten am wenigſten — ein ſtrikter Beweis, daß nur Einwirkung von oben die Störung hervorgerufen hat, niemals Hebungen von unten her, die man früher wohl zur Erklärung benutzt hat, es ſogar nicht verſchmähend, vulkaniſche Actionen als Urheber herbeizuziehen. — Weiter ſind analoge Beobachtungen von Berendt[22]) an den Tertiärſchichten des Samlandes, von Wiepke bei Gardelegen, an den Oderufer-

gehängen bei Stettin und Finkenwalde, von Behrens[23]) an der Kreideparthie von Lebbin auf der Insel Wollin und von Wahnschaffe[24]) an derjenigen von Saßnitz auf Rügen, sowie in zahlreichen Gruben, wo der untere Glacialthon gewonnen wird, an diesem im Gebiete von Rüdersdorf, Alt-Landsberg und Strausberg, sowie am Fayence-Mergel von Lupitz in der Altmark gemacht. Auch mögen Aufpressungen weicher Gesteine am Rande des Inlandeises hier und da die Ursache der Störungen gewesen sein. — Jedenfalls geht allgemein aus diesen verschiedenen Erscheinungen soviel hervor, daß sie in Folge eines enormen Druckes einer sich langsam fortschiebenden Masse entstanden sind, und als solche können wir nur das Inlandeis mit seiner Grundmoräne auffassen.

Als mehr secundäre Wirkungen der Eisbedeckung sind die sogen. Riesenkessel, Riesentöpfe oder Strudellöcher anzusehen, entstanden durch Wassermassen, die durch Eisspalten zunächst auf die Grundmoräne herabfielen, und, nachdem sie diese gewissermaßen durchbohrt hatten, auf die Unterlage derselben derart einwirkten, daß sie mit den aus der Moräne ausgewaschenen Steinen eine rotirende und bohrende Action auf die Unterlage ausübten und so cylindrische Vertiefungen erzeugten, die später, wenn die Eisspalte sich schloß und dadurch die Wirkung des fallenden Wassers fistirt wurde, mit Material der Grundmoräne ausgefüllt und überdeckt wurden, auf ihrem Boden jedoch die meist abgerollten Geschiebe tragend, mit welchen das Wasser seine Bohrarbeit ausgeführt hatte. Es ist das dieselbe Erscheinung, welche zahlreiche Schweizerreisende im Gletschergarten von Luzern bewundern, und die nun auch dem einst vereisten Norddeutschland nicht fehlt. Solche Riesenkessel wurden zuerst auf dem Rüdersdorfer Muschelkalk aufgefunden und von Nötling[25]) genau untersucht und beschrieben. Kaum war hier-

durch die Aufmerkſamkeit auf dieſe Strudellöcher gelenkt, ſo fanden ſie ſich auch in anderen Gegenden. Berendt[26]) entdeckte ſie im Gyps von Wapno bei Exin, wo ſie nach einer früheren Darſtellung von Runge zu erwarten waren, Gruner fand ſie in Oberſchleſien auf Muſchelkalk bei Krappitz und Gogolin, Credner deutete frühere Beobachtungen an den Jura-Vorkommniſſen der Odermündungen als Rieſentöpfe, ja ſogar die in der Mark als „Pfuhle", in Mecklenburg als „Sölle" bekannten, kreisrunden, ſtets mit Waſſer angefüllten keſſelartigen Vertiefungen wurden von Berendt und Geinitz als durch Strudelwaſſer des Inlandeiſes hervorgerufen angeſprochen. Grade die Deutung aller dieſer Vertiefungen als Rieſenkeſſel hat bei den Gegnern der Inlandeistheorie einen beſondes großen Sturm des Unwillens hervorgerufen, welcher um ſo unbegreiflicher ſcheint, als damit nur ein nebenſächlicher Punkt zur Erörterung gekommen iſt, der an der Löſung der Hauptfragen niemals einen integrirenden Antheil nehmen kann. Denn ebenſo gut, wie man weiß, daß Rieſenkeſſel auch von Strudelwaſſern, die nicht von Gletſchern herrühren, erzeugt werden, ihr Vorhandenſein alſo kein zwingender Beweis für eine Eisbedeckung des betreffenden Gebietes iſt, ebenſo iſt es bekannt, daß ſehr ähnliche Gebilde nicht von Strudel-, ſondern von Sickerwaſſern erzeugt werden können (die ſogen. geologiſchen Orgeln). Ihr Nichtvorhandenſein würde aber eben ſo wenig als Beweis gegen Torell's Theorie angeführt werden können, da man genug ehedem vereiſte Gebiete kennt, wo keine Rieſenkeſſel vorhanden ſind.

Das etwa ſind die Eigenſchaften des Geſchiebemergels, welche uns denſelben als Grundmoräne anſehen laſſen, und das die Erſcheinungen, welche dieſe Grundmoräne mit dem ſie belaſtenden Eiſe auf dem Untergrunde erzeugt hat. Und ſomit wäre die Action der erſten, bis an den Nordabfall der mittel-

deutschen Gebirge heranreichenden Eisbedeckung der norddeutschen Tiefebene verfolgt.

3. Interglacialzeit.

Nach dem, in seiner Zeitdauer zwar unbestimmbaren, jedenfalls aber sehr lange anhaltendem Zustande des völligen Bedecktseins von Inlandeis trat für die norddeutsche Ebene eine andere Phase der Glacialzeit ein. Durch veränderte klimatische Verhältnisse begann das Inlandeis sich zurückzuziehen und gab das Land wieder frei zu Bewohnung und Vegetation. Dieses Zurückziehen muß außerordentlich langsam vor sich gegangen sein, denn es fehlen die Anzeichen dafür, daß sich plötzlich enorme Wassermassen, wie sie durch rapides Schmelzen frei werden, über das Land ergossen und zu großartigen Thalbildungen Veranlassung gegeben hätten. Wenn wir uns aber vorstellen, daß das Eis den Rückzug sehr langsam antrat, so langsam, wie z. B. jetzt unsere activen Alpengletscher sich zurückziehen, so unterblieb jede Einwirkung eingreifenderer Art auf den Untergrund, und die vom Eis zurückgelassene und verlassene Grundmoräne gab den Boden ab, auf welchem nunmehr eine Flora sich entwickeln und eine Fauna ihr Dasein fristen konnte. Freilich haben wir von der Flora dieser Zeit wenig erhalten, denn die bei der weiter unten zu besprechenden erneuten Invasion des Eises sich verbreitenden Wassermassen haben sie zerstört; und so ist unsere Kenntniß auf wenige Localitäten beschränkt, von denen die wichtigste in neuster Zeit durch Keilhack[27]) eingehend untersucht und beschrieben worden ist.

Bei Lauenburg an der Elbe nämlich liegt über dem unteren Geschiebemergel (der Grundmoräne) ein Torflager mit Moos, Früchten, Blättern, Aesten und Stämmen, darüber folgt dann ein 15 m mächtiger Diluvialsand und darüber oberer Geschiebe-

mergel. Die Unterſuchung der aus 22 Arten beſtehenden Flora hat ergeben, daß dieſelbe von Pflanzen zuſammengeſetzt iſt, von denen ſich nur 9 noch nördlich vom Polarkreis finden; weitere 6 Arten überſchreiten, wenigſtens in Skandinavien, nach Norden den 60 Breitegrad nicht, alle übrigen haben zwiſchen dem Polarkreis und dem 60° ihre nördlichſte Grenze erreicht. Aber alle dieſe Pflanzen ſind in der nördlichen gemäßigten Zone in Europa ganz allgemein verbreitet, und eine derſelben (Trapa natans) iſt ſogar hauptſächlich in ſüdlicheren Gegenden verbreitet. Keilhack ſchließt aus dieſer Flora ſehr richtig, daß zur Interglacialzeit ein dem jetzigen ſehr ähnliches Klima geherrſcht haben müſſe und eine ſolche Flora der nördlichen gemäſſigten Zone ſich nicht hätte entfalten können, wenn es ſich nur um eine Oscillation des Eiſes gehandelt hätte; ſie habe nur entſtehen können während einer langen Interglacialzeit, durch welche die beiden Vereiſungen Norddeutſchlands getrennt werden. Ganz beſonders verdient die von Keilhack feſtgeſtellte große Uebereinſtimmung der Flora von Lauenburg mit der von Heer unterſuchten und von ihm ſchon früher als echt interglacial angeſprochenen Flora der Schweiz (Dürnten, Unter-Wetzikon, Utznach, Mörſchwyl, Sonthofen, St. Jacob an der Birs), die auch in ihren Lagerungsverhältniſſen völlig analog iſt, hervorgehoben zu werden. — Außer bei Lauenburg ſind ſolche interglacialen Ablagerungen noch bei Magdeburg beobachtet, von wo Wahnſchaffe[28]) ein dünnes Kalktufflager zwiſchen Sudenburg und Buckau an der Leipziger Chauſſee, welches zahlreiche Gehäuſe von Limnaea truncatula führt, hierherrechnet. Auch ſind ähnliche Süßwaſſerbecken von Berendt[29]) in einem Einſchnitte der Berliner Nordbahn und von Klebs in der Gegend von Heilsburg in Oſtpreußen aufgefunden.

Wenn nun auch ſolche Funde von ungemeiner Wichtigkeit

sind, weil durch sie einzig und allein ein Einblick in die Flora und Süßwasserfauna der Intergalcialzeit gewonnen werden kann, so sind sie doch nur spärlich und unter besonders günstigen Bedingungen einmal erhalten. In dieser Seltenheit stehen sie schroff der allgemeinen Verbreitung der großen Wirbelthiere gegenüber, die sich fast über das ganze Gebiet ausdehnt. Dieselben bevölkerten das Land zur Interglacialzeit; ihre Cadaver wurden von den später vordringenden Fluthen des zweiten Inlandeises mit den von diesen erzeugten Granden und Kiesen vermengt und in sie vergraben, und so sind ihre Skeletreste uns erhalten. Freilich kommt es fast nie vor, daß ganze Skelete oder auch nur größere Theile derselben in Zusammenhang gefunden werden, das haben eben die Fluthen, welche sie fortwälzten, verhindert, so kurz auch der Transport, namentlich bei den schweren Knochen der großen Proboscidier und Nashörner gewesen sein mag; wohl aber sind einzelne Schädel oder Knochen weit verbreitet. — Diese interglaciale Fauna besteht fast nur aus großen oder mittelgroßen Thieren; mögen auch Nagethiere und Insektenfresser vorhanden gewesen sein, ihre Reste sind bisher jedenfalls nicht aufgefunden. Am verbreitetsten sind Ueberreste des Mammuth (Elephas primigenius), von dem wir nach sibirischen Funden wissen, daß es völlig mit Haaren bedeckt war, ferner des ebenfalls behaarten Nashorn (Tichorhinus antiquitatis) mit knöcherner Nasenscheidewand und zwei riesigen Hörnern auf der Nase; unter den Hufthieren treffen wir mehrere Arten von Hirschen, darunter den Riesenhirsch (Megaceros hibernicus) und das kleine grönländische Renthier (Rangifer grönlandicus), zwei Arten von Ochsen (Bos primigenius und Bison priscus), eine Art der Moschusochsen (Ovibos fossilis), dann sehr zahlreiche Pferdereste, und zwar einer größeren und einer kleineren Rasse angehörend, welche Nehring[30]) mit vollstem Recht als die

Stammeltern unſerer domeſticirten Hauspferde anſieht. Von Raubthieren kennt man bisher nur je einen Fund von Wolf und von Bär, wozu vielleicht noch der Polarfuchs tritt. Das Geſammtbild dieſer Fauna iſt ein ſehr eigenartiges. Mammuth und Nashorn ſind als einſtige Bewohner des eiſigen Sibiriens bekannt, und daß die diluvialen Individuen dort nicht unter anderen Bedingungen gelebt haben, als das heutige Sibirien ſie gewährt, lehrt der Mageninhalt der im gefrorenen Boden erhaltenen Individuen. Dieſe Thiere lebten bei uns zur Gacialzeit in Geſellſchaft mit dem Moſchusochſen und dem grönländiſchen Ren, dieſen jetzt eminent arctiſchen Thieren. Daneben nun Pferd, Hirſch, Ochs, Wolf und Bär, die noch heute bei uns leben. — Wenn ſich nun auch nicht leugnen läßt, daß durch Ren und Moſchusochs dieſer Säugethierfauna ein arctiſcher Charakter anhaftet, ſo tritt ſie doch in gute Uebereinſtimmung mit der Lauenburger Flora, in der neben Pflanzen der gemäßigten Zone auch ſolche der arctiſchen lebten; nur iſt der Unterſchied da, daß dieſe letzteren auch heute noch ihre ſüdliche Verbreitung bis in die gemäßigte Zone haben, während die beiden genannten Säuger jetzt nur in rein arctiſchen Gebieten leben.

Nach dem Angeführten hat man ſich alſo die norddeutſche Tiefebene zur Interglacialzeit bewachſen und bewohnt vorzuſtellen, beides allerdings unter theilweiſem Einfluß der weiter im Norden noch vorhandenen Eismaſſen, welche ein nördlich-gemäßigtes bis ſubarctiſches Klima bedingten.

Wie weit ſich das Inlandeis nach der erſten Invaſion nach Norden zurückgezogen hat, läßt ſich mit Beſtimmtheit noch nicht ſagen, nur ſoviel iſt ſicher, daß im ſüdlichen Schweden auch unzweifelhaft interglaciale Bildungen über der unteren Grundmoräne aufgefunden ſind. Alſo auch Schonen iſt zeitweiſe einmal wieder von der Eisbedeckung frei geweſen. War es

aber Schonen, so muß es auch das zwischen Schonen und der norddeutschen Tiefebene gelegene Gebiet, also das der Ostsee, gewesen sein. — Wir dürfen in der That annehmen, daß zu dieser Interglacialzeit ebenso eine Ostsee existirte, wie jetzt, daß dieselbe aber nun nicht mehr mit dem Eismeer verbunden war, wie vor der ersten Invasion des Inlandeises, sondern daß eine breitere Verbindung mit der Nordsee, als sie heute da ist, vorhanden war, vielleicht wieder mitten durch die cimbrische Halbinsel hindurch. So erklärt es sich, wenn wir aus den Sanden, welche zwischen beiden Moränen liegen, an zahlreichen, der Küste nicht fernen Localitäten Ost- und Westpreußens Schaalreste einer ausgeprägten Nordseefauna durch die Untersuchungen Berendt's kennen gelernt haben.[31]) Die am Strande dieser — sit venia verbo — zweiten Ostseeküste liegenden Schaalen sind dann von dem vor dem wieder vorrückenden Eise herlaufenden Wasser weiter nach Süden gespült und so an die Stellen gelangt, wo Berendt sie entdeckte. Für diese Anschauung spricht der zumeist sehr fragmentäre Erhaltungszustand und namentlich die Abrollung, die die Fragmente *als solche* erlitten haben. Hätte man es hier mit in situ befindlichen Schaalresten zu thun, so wäre diese ihre Erhaltungsweise unerklärlich. — Wo ein solcher Transport nicht stattfand, wo sich die Schaalen noch in situ befinden, da sind sie auch wohl erhalten, wie dies die vereinzelten Funde bei Kiel (Purpura lapillus) und Moelln, wo Cardium edule massenhaft vorkommt, namentlich aber die großen Austern- und Miesmuschelbänke beweisen, welche in diesem Niveau am Grimmelsberge bei Tarbeck liegen und schon Leopold von Buch's[32]) Aufmerksamkeit auf sich zogen. Grade über diese Gegenden hin muß man sich die erwähnte Verbindung zwischen Ost- und Nordsee vorstellen. Hier liegen die Schaalen also noch auf ursprünglicher Lagerstätte und sind deshalb wohl erhalten. Gleiche

Fundſtellen ſind in neueſter Zeit auch in Oſt- und Weſtpreußen entdeckt worden.

Während alſo auf dem Lande zur Interglacialzeit die erwähnte Flora und Fauna ſich einfand, ſandte die Nordſee zur ſelben Zeit einen Arm nach Oſten und bevölkerte ihn mit einer Fauna, die der heutigen Oſtſee allerdings zum Theil fremd iſt, d. h. ihr ebenſo gegenüber ſteht wie die damalige Landfauna der jetzigen; von beiden ſind einzelne Arten geblieben, dort z. B. Tellina solidula, Cardium edule in allerdings dünnſchaligeren Varietäten, hier noch Ochs, Hirſch, Pferd ꝛc.

Doch noch einmal mußte dieſe Flora und Fauna dem Inlandeis weichen, denn noch einmal dehnte ſich daſſelbe von Scandinavien her ganz ähnlich aus, wie das erſte Mal, nur nicht ſo weit nach Süden herabreichend, wie wir weiter unten ſehen werden. Abermals aber durchſchritt es die Oſtſee und abermals ſchickte es ſeine Gewäſſer voraus, welche die Flora vernichteten und mit den in ihnen ſuspendirten Sand- und Geröllmaſſen alles überdeckten. So wiederholt ſich das Bild einer großen von zahlloſen Strömen überdeckten Fläche, welche in ihrem Lauf nicht konſtant blieben und mit ihren Sandmaſſen alles Leben ertödteten. So entſtand der Sand, welchen wir bei uns in weiter Verbreitung, ja man kann ſagen konſtant auf der unteren Grundmoräne lagern ſehen und welcher in der häufig an ſeiner Baſis gelegenen Grandbank das Hauptlager für die foſſilen Knochen der großen Säugethiere hergiebt. Wie oben erwähnt, wurden die Skelette der Thiere der Interglacialzeit von ihm eingebettet und uns ſo erhalten. — Um übrigens die Analogie mit den Sanden unter der erſten Grundmoräne völlig ident zu machen, fehlen auch die feinen Thonſchlammmaſſen in dieſen jüngeren Sanden nicht, wie dies u. A. Wahnſchaffe [33]) in der Umgegend von Berlin (Rudow, Glie-

nicke) und Laufer[24]) in der von Küstrin (Tamsel) nachgewiesen haben und schon früher von dem Borne bei Greiffenberg in Pommern beobachtete.

4. Zeit der zweiten Eisbedeckung.

Nachdem das Inlandeis im Beginn der zweiten Invasion, ganz wie vor der ersten, die norddeutsche Tiefebene wieder mit den Sanden seiner vor ihm hergeschickten Fluthen eingedeckt hatte, rückte es selbst heran und bedeckte diese Sande mit einer zweiten, jüngeren Grundmoräne (dem oberen Geschiebemergel), welche sich in Zusammensetzung und Mangel an Schichtung in Nichts von der unteren Grundmoräne unterscheidet, sondern nur darin, daß sie verhältnißmäßig weniger und kleinere Geschiebe enthält und gelblichgrau gefärbt ist (jul Krossstenslera der Schweden), während die untere mehr bläulichgrau erscheint (bla Krossstenslera).

Jedoch weicht diese zweite Invasion in zwei wichtigen Eigenschaften von der ersten ab, einmal in der Richtung, die sie nahm, und dann in der Ausdehnung nach Süden, die sie erreichte. — Wie oben erwähnt, dehnte sich die erste Invasion von Skandinavien fächerförmig über unsere Tiefebene aus, wie das die Richtung der Schrammen und die Vertheilung der Geschiebe erkennen läßt. Während die Schrammenrichtung der ersten Invasion gemäß der Fächerausbreitung im Centrum der Tiefebene im Allgemeinen eine Richtung NNW.—SSO. (Rüdersdorf, Lommatsch, Leipzig), im Westen eine solche NNO.—SSW. (Behrte, Ostnabrück) zeigt, ist diejenige der zweiten Invasion ausgesprochen ost-westlich (jüngeres Schrammensystem von Rüdersdorf und Behrte[25])), und dadurch wird angezeigt, daß auch die Grundmoräne des Inlandeises, welche sie erzeugte, dieselbe Richtung ihrer Vorderen einhielt. — Schon früher hatte Torell der-

auf hingewieſen, daß dieſes zweite Inlandeis ſeine Bewegung um die Südoſtſpitze Schonens herum von Oſt nach Weſt genommen habe, und aus der Richtung der Schrammen auf den Inſeln der Oſtſee und auf den ſchwediſchen Küſten geſchloſſen, daß es im Weſentlichen der Erſtreckungsrichtung der Oſtſee gefolgt ſei; aber erſt in neueſter Zeit iſt dieſe Beobachtung weiter verfolgt und ausgeführt. De Geer[36]) hat die Ausbreitung und Richtung auf einem Kärtchen fixirt, woraus auch hervorgeht, daß die zweite Invaſion die erſte an Mächtigkeit nicht erreicht hat; ſo ſind z. B. auf der Höhe der Inſel Bornholm und auf dem Höhenzug Romeleklint in Schonen die Schrammen der älteren Richtung nicht durch die der jüngeren gekreuzt, haben alſo, wie die einzelnen Felſen, welche heutzutage aus dem grönländiſchen Inlandeiſe hervorragen, (Nunnataker der Dänen), ehedem aus dem jüngeren Inlandeis der Glacialzeit hervorgeſchaut. — Es ſei noch darauf hingewieſen, daß durch dieſe Bewegungsrichtung viele Geſchiebe aus öſtlichen Theilen des bedeckten Territoriums in deſſen weſtlichere geführt werden konnten und mußten; und ſo kann es nicht nur nicht befremden, ſondern muß ſogar verlangt werden, daß ſich z. B. in der Gegend von Hamburg oder Kiel Geſchiebe finden, deren Heimath in den ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen zu ſuchen iſt; ja ſie ſind, wie wir durch F. Römer's Unterſuchungen wiſſen, ſogar nach Holland fortgeſchafft worden.

Da für uns die Grundmoräne ſtets ein untrügliches Zeichen einer früheren Eisbedeckung iſt, ſo erhält ſie auch für die Beantwortung der Frage, wie weit die zweite Invaſion nach Süden vorgedrungen ſei, die größte Wichtigkeit. Die Südgrenze der zweiten Invaſion fällt danach mit der Südgrenze der jüngeren Grundmoräne (des oberen Geſchiebemergels) zuſammen. Daß dieſelbe nicht ſo weit nach Süden reicht, als die ältere, untere, iſt lange bekannt; jedoch hat man den Verlauf ihrer

Südgrenze noch nicht auf ihrer ganzen Erstreckung genau verfolgt, und so geben die bis jetzt davon vorhandenen Darstellungen nur ein annähernd richtiges Bild, welches aber genügt, den Unterschied in der räumlichen Ausdehnung der beiden Invasionen leicht zu überblicken. — Die beste Karte hierfür hat A. Penck[37]) kürzlich veröffentlicht, und nach ihr würde die Südgrenze ungefähr mit einer Linie zusammenfallen, welche nördlich von der Lüneburger Haide sich am Wiehengebirge entlang über Braunschweig, Magdeburg, Wurzen, Hoyerswerda, Görlitz, Haynau, Liegnitz, Ohlau, Brieg, Oppeln weiter nach Polen hinzieht, also im Großen und Ganzen in ziemlich gleicher Entfernung dem Rande der Mittelgebirge parallel verläuft. — Diese Angaben Penck's stimmen im Allgemeinen gut mit den Betrachtungen Klockmann's überein, der sich gleichfalls mit dieser Frage eingehend beschäftigt hat[38]). — Daß übrigens die angegebene Südgrenze nicht haarscharf mit der ursprünglichen zusammenfällt, ist mit Sicherheit anzunehmen, wenn man erwägt, daß gerade am Südrande die Einwirkung und Erosion der an ihm hinfließenden Wasser der gleich zu erörternden großen Abschmelzperiode sich am meisten fühlbar machen mußten; wie denn auch Wahnschaffe in der oben citirten Abhandlung über die Magdeburger Börde die unter dem Börde-Löß stets vorhandene s. g. Steinsohle mit ihren großen Geschieben als ein Auslaugungs- und Erosionsprodukt aus der oberen Grundmoräne angesprochen hat. Ursprünglich wird also die Südgrenze etwas weiter südlich gelegen haben, als sie heute zu beobachten ist.

5. Zeit des abschmelzenden Eises.

Wir kommen nun zum Schlußakt des großartigen geologischen Phänomens, welches unsere Glacialbildungen entstehen ließ, und gerade dieser Schlußakt ist deshalb von besonderer Be-

deutung, weil in ihm die Grundbedingung für unſer heutiges Flußnetz und die Konfiguration der Höhenzüge zu ſuchen iſt. — Schon Leopold von Buch u. A. haben auf den eigenthümlichen Verlauf unſerer großen Flüſſe hingewieſen, und Verſuche ſeiner Erklärung liegen zahlreich vor. Aber es iſt erſt durch G. Berendt und einige ſeiner Mitarbeiter Klarheit darüber geworden, wie auch das hydro- und orographiſche Verhalten unſerer norddeutſchen Tiefebene nur als eine unmittelbare Einwirkung der Inlandeisbedeckung, ſpeciell deren Verſchwinden durch Abſchmelzung zu erklären iſt. Berendt hat an mehreren Stellen dieſe „große Abſchmelzperiode" behandelt[39]) und iſt zu folgendem Reſultat gekommen. Die große Breite faſt aller Flußthäler unſeres Gebietes, in welchen ſich, wie Berendt treffend ſagt, die heutigen Flüſſe wie eine Maus im Käfig des entflohenen Löwen ausnehmen, deutet a priori auf eine einſtige Entwicklung von gewaltigen Waſſermaſſen hin, die wir nur in den Schmelzwaſſern des Inlandeiſes finden können. Es giebt weder Anzeichen für Ueberſchwemmungen durch Meereswaſſer, noch durch dauernde ſchwere Regengüſſe; weder das Eine noch das Andere kann als Urſache der Thalbildung angeſehen werden.

Als das Inlandeis zu ſchmelzen begann, wurden die Schmelzwaſſer zuerſt über das oben ſkizzirte Gebiet ausgedehnt, welches zwiſchen dem Nordabfall der deutſchen Mittelgebirge und dem Südrande des Inlandeiſes — alſo dem Südrande des oberen Geſchiebemergels liegt. Dieſe Schmelzwaſſer trugen die feinſten Theile der Grundmoräne ſuspendirt in ſich, und ehe ihnen ein Abzug nach Weſten gewährt wurde, ſetzten ſie dieſe ſuspendirten Theile auf eben dieſem Gebiet ab. So entſtand die Lehmdecke, welche ſich genau an dieſen, dem Gebirgsrande parallelen Gebietsſtreifen hält und auch wohl in Thäler der Gebirge oder in Buchten des Gebirgsrandes eindrang, wie z. B. in die, in wel-

cher Halle und Leipzig liegen. Nur in diesem, vom zweiten Inlandeise nicht bedeckten Gebiete findet sich die agronomisch so wichtige, fruchtbare Lehmdecke. Doch muß auch hier wieder hervorgehoben werden, daß die ursprüngliche Südgrenze durch Erosion verwischt ist, daß aber natürlich auch dieser erodirte Streifen an der Südgrenze der Moräne mit Lehm bedeckt ist. Dann haben wir eben die „Steinsohle" unter dem Lehm, wie in der Magdeburger Börde.

Als dann aber die Schmelzwasser wuchsen und sich einen Abfluß suchten, da gruben sie die tiefen Thäler ein, welche noch heute zum größten Theil, wenn auch nicht in ihrem ganzen Verlauf, unsere großen Flüsse (Weichsel, Oder, Elbe) beherbergen. Zunächst lassen sich in der großen Senke, welche sich in ost-westlicher Richtung zwischen dem preußisch-pommersch-mecklenburgischen Höhenzuge im Norden und dem Fläming mit seinen Ausläufern im Süden erstreckt, drei große Thäler erkennen, welche Berendt als das Glogau-Baruther, das Warschau-Berliner und das Thorn-Eberswalder bezeichnet hat. Diese drei vereinigen sich in den Moorniederungen des Havelluches zum unteren Elbthal, das den eigentlichen Urstrom Norddeutschlands zum Meere führte. Berendt sieht in diesen drei Thälern gewissermaßen Etappen in der Abschmelzperiode, so daß das südlichste Thal das zuerst, das nördlichste das zuletzt gebildete war. Als dann später die von den mitteldeutschen Gebirge herabkommenden Wassermassen keinen Widerstand mehr an dem Eisrande fanden, da das Eis abgeschmolzen war, suchten sie sich einen kürzeren Weg zum Meer und benutzten dazu Rinnen, welche sich beim Zerklüften des schmelzenden Eises gebildet hatten. So lenkten z. B. die Oder bei Oderberg, die Weichsel bei Fordon aus ihren alten Thälern ab und wendeten sich direct nach Norden, nachdem sie schon durch Ablenkungen in früheren Stadien ihre mittleren Fluß-

läufe mehr und mehr nach Norden verlegt hatten. Als aber diese Ablenkung vollendet war, wurde selbstredend ein Theil der alten, früher gebildeten Thäler verlassen, die aber noch heute deutlich erkennbar sind und vielfach zu Kanalanlagen erwünschte, von der Natur gewissermaßen vorgeschriebene Wege wiesen. — Wenn aber auch das frühere Flußsystem in seinen Grundzügen von Berendt richtig erkannt, und in einzelnen Theilen unseres Gebietes bis in das Detail hinein verfolgt ist (so namentlich in der Berliner Umgegend), so ist es doch heute noch nicht möglich, ein genaues Gesammtbild zu entwerfen. Dazu fehlen vor allen Dingen die genauen Kartirungen des gesammten Areals. Und so mag das hier Gesagte nur die der einschlägigen Forschung zu Grunde liegenden, hauptsächlichen Beobachtungen und die an sie geknüpften Schlüsse andeuten; eine eingehendere Behandlung würde ohne Zuhülfenahme einer zu diesem Zweck ausgeführten Karte kaum Hoffnung auf Verständniß hegen dürfen.

Soviel aber steht fest, daß die Abschmelzperiode verhältnismäßig schnell eingetreten und verlaufen ist, daß auf diese Weise enorme Wassermassen frei geworden sind, welche auf ihrem erst gemeinschaftlichen Wege, dann in ihren Einzelläufen eine großartige Thalbildung in die norddeutsche Tiefebene eingefurcht haben, die noch heute den Grundriß unserer hydrographischen Verhältnisse darstellt. Dadurch tritt auch dieser Schluß der ganzen Glacialzeit in einen merklichen Gegensatz zu der ersten Abschmelzung vor der Interglacialzeit, welche so langsam und allmählich vor sich gegangen sein muß, daß sie, wie oben erwähnt, von einigen lokal vorhandenen Granden und Sanden abgesehen, kaum Spuren hinterlassen hat.

Es ist aber die Abschmelzung des Inlandeises nicht nur in der Ausgrabung eines großartigen Thalsystems noch erkennbar, sondern auch in der Beschaffenheit der Oberfläche der Plateaus,

die zwischen den Thälern sich erheben. Auf weite Erstreckungen hin ist diese Oberfläche mit Sanden bedeckt, welche den Rest des von seinen feineren, thonig-kalkigen Theilen durch Auslaugung befreiten oberen Geschiebemergels darstellen. Und diese Sande ziehen sich, wie Berendt[40]) scharfsinnig nachgewiesen hat, von den Plateaus ununterbrochen in den alten Schmelzrinnen bis zum Thal herab, ein deutlicher Beweis, daß sowohl dem Sande auf den Plateaus („Decksand" Berendt's), wie denen der Thalrinnen eine gleiche Entstehungsursache zuzuschreiben ist. Er hat auch den gewiß nicht von der Hand zu weisenden Gedanken zuerst ausgesprochen, daß wahrscheinlich die Plateaus noch länger von Eismassen bedeckt waren, als die Niederungen, indem er darauf hinweist, daß noch heute, wenn nach regelrechtem Winter der Frühling nicht allzu plötzlich eintritt, die Flächen Litthauens, Nadrauens und Natangens schon lange schnee- und eisfrei sind, während das Plateau von Masuren noch tiefen Winter mit Schneebedeckung und gefrorenen Seen zeigt. So mag auch diese letzte Abschmelzperiode des Inlandeises nicht nur in allmählichem Zurückweichen nach Norden, sondern zugleich im Abschmelzen der noch fest auf dem Lande lastenden, nunmehr durch Klüfte in einzelne mehr oder minder große Schollen zertheilten Eismassen bestanden haben.

Sicher steht wohl mit dieser Abschmelzperiode eine andere Eigenthümlichkeit unseres Gebietes in Verbindung, die oft erwähnt und discutirt worden ist, nämlich der Reichthum an Seen auf den verschiedenen Plateaus, die als mecklenburgische, pommersche, preußische Seenplatten bekannt sind. U. A. haben Klockmann[38]), Geinitz[41]) und Jentzsch[42]) in neuerer Zeit die Entstehung dieser Seen besprochen[43]) und sind zu recht verschiedenen Ergebnissen gekommen. Nach Ansicht des Verfassers ist die einfachste Erklärung die, daß das auf den Plateaus liegende

und in der Abſchmelzung begriffene Eis ſeine Schmelzwaſſer nicht ſammt und ſonders in die Thäler herabgeſchickt hat, ſondern daß ſich ein Theil derſelben in Bodenvertiefungen anſammelte und nach dem gänzlichen Verſchwinden des Eiſes als Seen zurückgeblieben iſt.

Kehren wir nun zurück zu dem erſten Gebilde, welches durch die Abſchmelzperiode erzeugt wurde, zu der Lehmdecke, welche ſich, wie oben gezeigt, zwiſchen dem Nordrande des mitteldeutſchen Gebirges und dem Südrande der zweiten Eisbedeckung ausdehnte, beſtehend aus den aus dem oberen Geſchiebemergel ausgelaugten feinſten, thonigen, ſandigen und kalkigen Theilen, ſo finden wir, während weiter nördlich noch das im Abſchmelzen befindliche Eis auf den Plateaus lagerte und gewaltige Waſſermaſſen tiefe Thäler ausgruben, auf dieſem fruchtbaren Lehmſtreifen eine Fauna vor, welche ein weſentlich anderes Gepräge als die der Interglacialzeit (ſ. S. 28) an ſich trägt. Dieſe Fauna zuerſt der Wiſſenſchaft erſchloſſen zu haben, iſt Nehring's[44]) großes und allgemein anerkanntes Verdienſt; namentlich hat er die Fundorte Thiede bei Wolfenbüttel und Weſteregeln bei Magdeburg durch ſeine ſorgfältigen, jahrelangen Unterſuchungen für immer zu klaſſiſchen Punkten in dieſer Frage erhoben, aber allmählich auch faſt alle ähnlichen Faunen Deutſchlands in den Bereich ſeiner Studien gezogen.

Danach findet ſich zu dieſer Zeit in den ſüdlichen Theilen der norddeutſchen Ebene, und zwar genau gebunden an die in ihrer Ausdehnung oben geſchilderte Lehmdecke, eine Fauna, in welcher zwar Vertreter der Interglacialzeit noch vorhanden ſind (Mammuth, Nashorn, Pferd, Hirſch, Ochs), welche aber abgeſehen von vielen Vögeln, einigen Fröſchen und Kröten, ſowie Mollusken, die alle heute noch bei uns leben, durch ſehr zahlreiche, die Hauptmaſſe des unterſuchten Materials ausmachende Reſte von

kleinen Säugethieren ausgezeichnet ist, die jetzt bei uns größtentheils nicht mehr leben, sondern die Steppen Osteuropas und Asiens aufgesucht haben. Da sind Murmelthiere (Bobac), Ziesel, Springmäuse, Wühlratten, Lemminge, Hasen, Pfeifhasen in zahlreichen Arten und Individuen vertreten, meist die jetzigen Bewohner der Steppen. Neben ihnen, wenn auch selten, liegen Skeletreste vom Löwen, Hyäne, Bär und Dachs, die nicht mehr befremden können, seitdem man weiß, daß etwa zu derselben Zeit gerade diese Thiere über ganz Deutschland verbreitet waren und namentlich die süddeutschen Höhlen bewohnten.

Nehring zieht aus der Zusammensetzung der Fauna den Schluß, daß in der norddeutschen Tiefebene damals ein continentales Klima geherrscht habe, wie heute in Mitteleuropa, d. h. daß trockene heiße Sommer mit trockenen kalten Wintern gewechselt haben. Später ist der Wald von Süden nach Norden vorgedrungen, hat die Steppenthiere verjagt und nach Osten getrieben und uns eine Thierwelt zugeführt, wie sie uns heute noch umgiebt. Aber schon bevor diese letzte, noch jetzt vorhandene Beschaffenheit der norddeutschen Tiefebene eintrat, wurde sie vom Menschen bewohnt, wenigstens in ihrem südlichen, zuerst eisfreien Theile. Derselbe Lehm, aus welchem Nehring die berühmte Steppenfauna hervorzog, beherbergt auch bearbeitete Feuersteine und Knochenfragmente, und ebenso sind solche unzweifelhaften Reste paläolithischer Zeit von Weimar und von Gera bekannt. Hierauf hat Penck[37]) ausdrücklich hingewiesen, und zugleich auch den Nachweis geliefert, daß auch am Nordrande der Alpen die Ansiedlung des Menschen in ungefähr dieselbe Zeit fällt, daß derselbe also gegen das Ende der Glacialzeit schon über ganz Deutschland, mit Ausschluß der nördlichen, noch unter Eis liegenden Theile, verbreitet war.

Es sei noch darauf hingewiesen, daß es sich in Obigem nur um die Darstellung der eigentlichen, typischen Glacialbildungen gehandelt hat. Je mehr man sich dem Gebirgsrande nähert, desto mehr wird die typische Ausbildung verwischt, weil hier die Einwirkung der von den Gebirgen herabkommenden Gewässer, namentlich in Gestalt mächtiger Schottermassen sich geltend macht. Man kann hier von einem „Randdiluvium" reden, welches namentlich im Königreich Sachsen von H. Credner genau verfolgt und in vollendet klarer Form beschrieben worden ist. Zur Zeit aber ist dieses Studium noch zu sehr auf vereinzelte Localitäten beschränkt, als daß sich ein allgemeines faßliches Bild entwerfen ließe. Das mag daher einem späteren Vortrag vorbehalten bleiben.

Wenn der Verfasser zum Schluß betont, daß das hier Gegebene ein erster Versuch einer zusammenhängenden Darstellung von der Genesis unserer Glacialbildungen ist, so darf er sich wohl der Nachsicht der Leser gegenüber mancher Lücken und Mängel, deren Existenz auch ihm nicht unbekannt, deren Ausmerzung aber zur Zeit noch unmöglich ist, versichert halten.

Anmerkungen.

1) Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft. Bd. 31. 1879. S. 141 ff.

2) Kosmos. 1883. S. 175 ff.

3) Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft. Bd. 27. 1875. S. 961.

4) Neues Jahrbuch für Mineralogie ꝛc. 1832. S. 257 ff.

5) Keilhack, Ueber präglaciale Süßwasserbildungen im Diluvium Norddeutschlands. Jahrbuch der Kgl. preuß. geologischen Landesanstalt für 1882. Berlin 1883, S. 133 ff. — Wahnschaffe, Die Süßwasserfauna und Süßwasser-Diatomeen-Flora im unteren Diluvium der Umgegend von Rathenow; ebendas. für 1884. Berlin 1885. S. 260 ff.

6) Das Intereſſe, welches die Auffindung des Damhirſches und des Karpfen in präglacialen Ablagerungen Norddeutſchlands hat, iſt auch von Nehring (Sitzungsberichte der Geſ. naturforſch. Freunde zu Berlin 1883. S. 68) betont. Es widerlegt ſich dadurch die Annahme, daß der Damhirſch ſeine urſprüngliche Heimath in den Mittelmeerländern habe, ebenſo, daß der Karpfen im Südoſten Europas zu Hauſe ſei. Beide exiſtirten ſchon präglacial in Norddeutſchland und haben ſich bei Eintritt der Glacialperiode nach Süden zurückgezogen, um nach Beendigung derſelben wieder zu uns zurückzukehren. Aehnlich ſcheint es ſich mit Dreissena polymorpha zu verhalten.

7) Zeitſchrift der deutſchen geologiſchen Geſellſchaft Bd. 33. 1881. S. 196.

8) Schriften der phyſikaliſch-ökonomiſchen Geſellſchaft zu Königsberg. Bd. 22. 1882. S. 129.

Zeitſchrift der deutſchen geologiſchen Geſellſchaft. Bd. 35. 1883. S. 318.

9) Undersökningar öfver Istiden. Oefversigt af Vetenskaps-Akademieens Förhandlingar 1872. No. 10. pag. 63.

10) Zeitſchrift der deutſchen geologiſchen Geſellſchaft. Bd. 32. 1880. S. 78.

11) Arkiv for Mathematik og Naturvidenskaberne 1882. pag. 201 ff.

12) Geologiska Föreningens i Stockholm Förhandlingar. Bd. VII. No. 85.

13) Vergleichende Beobachtungen an isländiſchen Gletſcher- und norddeutſchen Diluvialablagerungen. Jahrbuch der Kgl. preuß. geologiſchen Landesanſtalt für 1883. Berlin 1884. S. 159.

14) Das ausführlichſte Verzeichniß dieſer Fauna hat Reinhardt (Sitzungsberichte der Geſ. naturforſch. Freunde zu Berlin. 1877. S. 173 ff.) gegeben.

15) Die Sedimentär-Geſchiebe der Provinz Schleswig-Holſtein. Yokohama 1883. S. 3.

16) Zeitſchrift der deutſchen geologiſchen Geſellſchaft. Bd. 31. 1879. S. 692 ff.

17) Ebendaſ. Bd. 32. 1880. S. 572 ff.

18) Ebendaſ. Bd. 36. 1884. S. 584 ff.

19) Ebendaſ. Bd. 33. 1881. S. 434 ff.

20) Was hier nur in den allgemeinſten Zügen angedeutet werden konnte, findet ſich ausführlich erörtert in der jüngſt erſchienenen Abhandlung

F. Römer's: Lethaea erratica, oder Aufzählung und Beſchreibung der in der norddeutſchen Tiefebene vorkommenden Diluvial-Geſchiebe nordiſcher Sedimentär-Geſteine (Palaeontologiſche Abhandlungen, herausgegeben von W. Dames und E. Kayſer. 2 Bd. 5. Heft. Berlin 1885. 4° mit 11 Tafeln).

21) Zeitſchrift der deutſchen geologiſchen Geſellſchaft. Bd. 35. 1883. S. 846.

22) Ebendaſ. Bd. 31. 1879. S. 216.

23) Ebendaſ. Bd. 30. 1878. S. 239.

24) Ebendaſ. Bd. 34. 1882. S. 562.

25) Ebendaſ. Bd. 31. 1879. S. 339.

26) Ebendaſ. Bd. 32. 1880. S. 56.

27) Jahrbuch der Kgl. preuß. geologiſchen Landesanſtalt für 1884. Berlin 1885. S. 211.

28) Die Quartärbildungen der Umgegend von Magdeburg mit beſonderer Berückſichtigung der Börde. Abhandlungen zur geologiſchen Specialkarte von Preußen und den Thüringiſchen Staaten. 1885. Bd. VII. Heft 1. S. 60 ff.

29) Zeitſchrift der deutſchen geologiſchen Geſellſchaft. Bd. 37. 1885. S. 550.

30) Foſſile Pferde aus deutſchen Diluvialablagerungen und ihre Beziehungen zu den lebenden Pferden. Berlin 1884.

31) Zeitſchrift der deutſchen geologiſchen Geſellſchaft. Bd. 20. 1868. S. 435.

32) Monatsberichte der königl. preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin. 1851. S. 39 ff.

33) Jahrbuch der Kgl. preuß. geologiſchen Landesanſtalt für 1881. Berlin 1882. S. 535.

34) Ebendaſ. S. 530; Zeitſchrift der deutſchen geologiſchen Geſellſchaft. Bd. 34. 1882. S. 203.

35) Zwei, mehrere Quadratmeter große Platten Rhätſandſteins von Velpke, welche beide Richtungen vorzüglich zeigen, ſind von Herrn Wahnſchaffe nach Berlin gebracht und daſelbſt in der Kgl. geologiſchen Landesanſtalt aufgeſtellt.

36) Geologiska Föreningens i Stockholm Förhandlingar Bd. VII. Nr. 91. pag. 436 ff. (2. Taf.); auch von Wahnſchaffe überſetzt in Bd 37. der Zeitſchrift der deutſchen geologiſchen Geſellſchaft S. 177 ff. Tafel 12 u. 13.

37) Menſch und Eiszeit. Archiv für Anthropologie. Bd. 15. Heft 3. 1884.

38) Die ſüdliche Verbreitung des oberen Geſchiebemergels und dem Beziehung zu dem Vorkommen der Seen und des Löſſes in Nordeutſchland. Jahrbuch der Kgl. preuß. geologiſchen Landesanſtalt für 1883. Berlin 1884. S. 238 ff.

39) Geognoſtiſche Beſchreibung der Gegend von Berlin. Berlin 1880. pag. 9 ff. (Zweite, vermehrte Ausgabe Berlin 1885. pag. 9 ff.). — Die Sande im norddeutſchen Tieflande und die große diluviale Abſchmelzperiode. Jahrbuch der Kgl. preuß. geologiſchen Landesanſtalt für 1881. Berlin 1882. S. 482.

40) Jahrbuch der Kgl. preuß. geologiſchen Landesanſtall für 1881. Berlin 1882. S. 482.

41) Archiv der Freunde der Naturgeſchichte in Mecklenburg. Bd. 39.

42) Zeitſchrift der deutſchen geologiſchen Geſellſchaft. Bd. 36. 1884. S. 699.

43) Kürzlich hat Penck eine neue Anſicht über die Entſtehung der Seen geäußert, welche zwar auch die Eroſion durch ſtrömende Gewäſſer zu Hilfe nimmt, aber eine ſolche, welche durch Attraction des vorliegenden Inlandeiſes hervorgerufen ſei. Dadurch ſei eine Veränderung der Geoidfläche hervorgerufen, und die Waſſer, welche von Süden her über die Plateaus gewiſſermaßen fortgezogen ſeien, hätten auf dieſen verharrt und Seen gebildet. — So lange weitere Begründung fehlt, wird man dieſe Anſicht als geiſtreiche Hypotheſe zu betrachten haben. Verhandlungen der Geſellſchaft für Erdkunde zu Berlin. 1884. Nr. 1.

44) Das Hauptwerk über dieſe Fauna iſt die im 10. und 11. Bande des Archivs für Anthropologie veröffentlichte Abhandlung: Ueber die quaternären Faunen von Thiede und Weſteregeln nebſt Spuren des vorgeſchichtlichen Menſchen. — Außerdem aber ſind ſehr zahlreiche Nachträge und Erweiterungen von demſelben Verfaſſer veröffentlicht, deren Aufzählung hier zu weit führen würde. — Eine vortreffliche Zuſammenſtellung ſeiner diesbezüglichen Anſichten hat Nehring im Geological Magazine 1883 pag. 51 ff. unter dem Titel: „The Fauna of Central Europe during the Period of the Löss; a Rejoinder to Mr. H. H. Howorth“ gegeben.

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerſtr. 17a.

Die positive Philosophie

August Comte's.

Von

Hugo Sommer,
Oberamtsrichter in Blankenburg a. H.

33863

Berlin SW., 1885.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen r

Die positive Philosophie Auguſt Comte's[1]) iſt eine jener Senſationslehren, die, wie der Materialismus Büchner's und Carl Vogt's und die Hartmann'ſche Philoſophie des Unbewußten, in den letzten Jahrzehnten hin und wieder meteorartig am Tageshimmel der öffentlichen Meinung auftauchten, aller Augen auf ſich zogen und alle Gemüther erregten, aber meiſt eben ſo raſch als ſie erſchienen, wieder von der Bühne des allgemeinen Intereſſes zu verſchwinden pflegten. Der Stern des Poſitivismus ſcheint allerdings gegenwärtig noch immer im Aufſteigen begriffen. Seine Vertreter behaupten, er ſei zur Zeit in Frankreich und England faſt die herrſchende Lehre, und auch bei uns in Deutſchland beginnt er jetzt ſeinen Einzug zu halten und immer mehr Beachtung zu finden. Eine kurze, allgemeinverſtändliche Darſtellung und Beurtheilung dieſer Lehre dürfte daher nicht ohne Intereſſe ſein. Sie erſcheint um ſo gerechtfertigter, als die Lectüre des ſechsbändigen Comte'ſchen Originalwerkes „Philosophie positive“[2]) einen unverhältnißmäßigen Zeitaufwand erfordert, während ſich der einfache Gedankenkern der Lehre mit wenigen Worten wiedergeben läßt.

Die poſitive Philoſophie iſt kein philoſophiſches Syſtem im üblichen Wortſinne, ſie enthält vielmehr in der Hauptſache nur eine Anweiſung, Welt und Leben von einem ganz beſonderen Standpunkte aus zu betrachten und zu würdigen; ſie ſtatuirt einerſeits eine neue Erkenntnißtheorie, und enthält anderſeits einen Verſuch, ſich auf der veränderten Wiſſensgrundlage mit den Bedürfniſſen und Anforderungen

des Lebens praktisch abzufinden. Sie ist, obwohl sie sich angeblich nur auf Thatsachen gründet, in beiden Beziehungen nicht voraussetzungslos, aber ihre Voraussetzungen sind theils bloß negativer, theils bestimmt formulirter dogmatischer Art, also in beiden Beziehungen einfach und leicht faßlich. Der ganze Gesichtskreis wird dadurch fest bestimmt und abgegrenzt. Das ganze Lehrgebäude wird aus diesen einfachen Factoren, denen sich nur hin und wieder Reminiscenzen aus der bisherigen Bildung associiren, wie ein Rechenexempel nach mathematisch exacter Methode entwickelt. Um diese Philosophie zu verstehen, bedarf es gar keiner philosophischen Vorkenntnisse, sondern nur einer Empfänglichkeit für die Bedeutung jener Methode und einer allgemeinen Kenntniß des geschichtlichen Entwickelungsganges sowie einer allgemeinen naturwissenschaftlichen Bildung. Um sie im Sinne ihres Urhebers als die allein richtige Lehre und als den endgültigen Schlußpunkt alles philosophischen Nachdenkens zu würdigen, bedarf es nur eines tapferen Entschlusses und einer sorglosen Bereitwilligkeit, die dargebotenen neuen Grundlagen in negativer und positiver Hinsicht als die allein sachgemäßen anzuerkennen.

Ich beginne mit der Darstellung der negativen Voraussetzungen, denn diese müssen das Feld für die positive Lehre ebnen und frei machen.

Die Erkenntniß der Wesenheiten, der letzten Ursachen und der Endursachen ist, so wird uns gelehrt, dem Menschen unbedingt verschlossen. Dieselben existiren für den Menschen nicht. Eine Wissenschaft, die sich auf Thatsachen gründen und beschränken will, muß sie aus ihrem Gesichtskreise ausschließen. Voraussetzungen über Wesenheiten, letzte Ursachen und Endursachen, wie z. B. der Glaube an Gott, einen göttlichen Ursprung oder eine göttliche Erhaltung und Regierung der Welt, die Annahmen einer Seele, eines einheitlichen Ich, der Atome

oder irgend welcher anderer substantieller Elemente, die Voraussetzung eines Weltzwecks und einer ewigen Bestimmung des Menschen erfüllen zwar die gewöhnliche Weltansicht und das gemeine Bewußtsein der Menge, aber sie sind bloße Chimären, welche in dem durch „Thatsachen" bestimmten und begrenzten Gesichtskreise der positiven Philosophie keine Geltung haben. Auch die subjectiven Grundlagen dieser Voraussetzungen, die Gemüthsbedürfnisse und Vernunftaxiome, denen sie ihre Entstehung verdanken, sind trügerische Einbildungen. Der Mensch kann alle anderen Phänomene beobachten, nur seine eigenen nicht, „denn der Einzelne kann sich während seines Denkens nicht in zwei Persönlichkeiten theilen, von denen die eine nachdenkt, während die andere das Nachdenken beobachtet". Comte denkt sich jede geistige Thätigkeit als die Function eines besonderen leiblichen Organs und hält es daher für unmöglich, daß „das beobachtende Organ sich selbst beobachten könne", weil dazu wieder ein neues Organ nöthig sein würde, und so fort. Nur seine „Leidenschaften" soll der Mensch beobachten können, und zwar lediglich aus dem anatomischen Grunde, daß angeblich die Organe, welche der Sitz der Leidenschaften sind, von den Organen getrennt sind, welche den beobachtenden Verrichtungen dienen.

Durch diese Negationen vereinfacht sich das Gebiet der positiven Wissenschaft sehr bedeutend. Die Psychologie, die Logik, die Metaphysik, die Ethik und Aesthetik werden als unnützer Ballast ausgeschieden. Was übrig bleibt, wird neu formulirt und gruppirt und nur in dieser neuen Gestalt fernerhin in Betracht gezogen.

Ich wende mich nun zu den positiven Voraussetzungen, die übrigens nicht als solche, sondern als einfache, keines Beweises bedürftige Thatsachen hingestellt werden.

Die positive Philosophie kennt und beachtet grundsätzlich

nur „Phänomene". Die erste Voraussetzung ist, daß alle Phänomene „gleichartig" seien, die zweite, daß in dem gleichzeitigen und nacheinanderfolgenden Auftreten der Phänomene überall und stets „Gleichförmigkeiten" stattfinden, zu deren Bezeichnung Comte den an sich weit mehr bedeutenden Ausdruck „Gesetze" usurpirt. Der Inhalt der Phänomene und die Natur der Dinge kommen nicht in Frage, da sie angeblich, wie die Ursachen und Wesenheiten, der Beobachtung unzugänglich sind. Beobachtbar sind nur die gleichzeitige Ordnung (Statik) und die Folgeordnung (Dynamik) in dem Auftreten der Phänomene. Die Ermittelung der bestehenden Ordnungen oder Gesetze in dem Auftreten der Phänomene ist daher die einzige Aufgabe der einzelnen Wissenschaften. Der Zweck, der dadurch erreicht werden soll, ist für alle Wissenschaften derselbe, nämlich die Voraussicht künftiger Ereignisse, deren man bedarf, um sein Handeln danach einzurichten.

Ebenso einfach wie das durch diese Voraussetzungen geebnete und umgrenzte Arbeitsfeld ist die zur Beobachtung desselben angewendete Methode. Die Gesetze, um deren Ermittelung es sich ausschließlich handelt, können auf keine andere Weise als durch „Beobachtung" und „Versuche" nach den gewöhnlichen Regeln des gesunden Menschenverstandes gefunden werden.

Es springt in die Augen, daß in diesem vereinfachten Gesichtskreise und mit diesen beschränkten Mitteln kein complicirter systematischer Aufbau errichtet werden kann. Es handelt sich immer nur um Feststellung der geltenden Gesetze und der allgemeineren Gleichförmigkeiten zwischen den besonderen Gesetzen. Die erstere Aufgabe fällt den Einzelwissenschaften zu. Die Philosophie hat dagegen die allgemeineren Beziehungen der Gesetze unter einander zu ermitteln, sie ist „das Studium der wissenschaftlichen Allgemeinheiten". Letzteres ist um so wichtiger, je mehr die wachsende Ausbreitung des Wissens die

Vervollkommnung der Arbeitstheilung gebietet. Eine Systematik, welche die Einzelwissenschaften mit der Philosophie in ein Ganzes zusammenzufassen bestrebt ist, kann, da es an einem einheitlichen Principe und einem alle Sonderbestrebungen in sich schließenden einheitlichen Ziele fehlt, aber nur zu der Aufstellung einer Rangordnung, zur Classifikation der Wissenschaften, führen.

Das Eintheilungsprincip ergiebt sich ohne Schwierigkeit aus der Natur der Sache. Dasselbe kann, da die Art der Phänomene überall die gleiche ist, nur den gegenseitigen Verhältnissen dieser entnommen werden. Die Phänomene werden derartig in Klassen eingetheilt, daß das Studium jeder Klasse sich auf die Kenntniß der Gesetze der vorhergehenden Klasse stützt und zugleich die Grundlage für die folgende Klasse abgiebt. Diese Ordnung bestimmt sich nach dem Grade der Einfachheit, oder was dasselbe sagt, nach dem Grade der Allgemeinheit der Phänomene. Man muß mit den allgemeinsten oder einfachsten Vorgängen beginnen und allmählich zur Betrachtung der besonderen und verwickelteren übergehen.

Die Prüfung der Gesammtheit der Phänomene führt zunächst zu deren Eintheilung in zwei Hauptklassen, von denen die eine „die Vorgänge bei den unorganischen, die Zweite die bei den organischen Körpern befaßt". Die erstere zerfällt wieder in zwei Unterabtheilungen, je nachdem es sich um die allgemeinen Phänomene des Weltalls (Astronomie) oder die irdischen (Physik und Chemie) handelt. In der Wissenschaft der Organismen zeigt sich eine ähnliche Eintheilung. „Alle lebenden Wesen zeigen zwei Arten von Phänomenen; die eine Art bezieht sich auf das Individuum, die andere auf die Gattung. Danach zerfällt diese Klasse in die Biologie und die Sociologie. Die Mathematik steht außerhalb dieser Eintheilung, weil sie die gemeinsame Grundlage des ganzen Systems unserer positiven Kenntnisse bildet". Die Mathematik ist die

erste und vollkommenste Wissenschaft, welche deshalb an der Spitze der ganzen Rangordnung steht. Demnach gliedert sich das ganze System in nachstehende encyclopädische Formel:

Mathematik — als gemeinsame Grundlage,

Astronomie
Physik
Chemie
} unorganische Philosophie,

Biologie
Sociologie
} organische Philosophie.

Diese neue Auffassung kann aber nur durch deren geschichtliche Entstehung verstanden werden. Comte glaubt „ein großes Gesetz" entdeckt zu haben, dem die Entwickelung der menschlichen Kenntnisse von ihrem einfachsten Beginn bis auf unsere Zeit unterworfen sein soll. Dieses Gesetz lautet dahin, daß jeder Zweig unserer Kenntnisse der Reihe nach drei verschiedene theoretische Zustände durchläuft, nämlich den theologischen oder fingirten Zustand, den metaphysischen oder abstracten Zustand und den wissenschaftlichen oder positiven Zustand." Mit anderen Worten: der menschliche Geist wendet in allen seinen Untersuchungen der Reihe nach verschiedene und sogar entgegengesetzte Methoden an; zuerst die theologische Methode, dann die metaphysische und zuletzt die positive. Die erste ist der Punkt, wo die Erkenntniß beginnt; die dritte der feste und schließliche Zustand, die zweite dient nur als Uebergang von der ersten zur dritten.

Im theologischen Zustande richtet der menschliche Geist seine Untersuchungen auf die innere Natur der Dinge und auf die ersten Ursachen und letzten Ziele aller Phänomene, mit einem Wort: auf die absolute Erkenntniß. Die Ereignisse gelten ihm da als die Thaten übernatürlicher, mehr oder weniger zahlreicher Wesen, und er erklärt alle scheinbaren Unregelmäßigkeiten der Welt aus deren Einwirkungen.

Im metaphyſiſchen Zuſtande, der nur eine Modification des vorhergehenden iſt, werden die übernatürlichen Mächte durch abſtracte Kräfte oder Entitäten erſetzt. Von denſelben ſollen alle wahrgenommenen Phänomene ausgehen. Dieſe werden dadurch erklärt, daß man jedem ſeine entſprechende Entität zuweiſt.

Im poſitiven Zuſtande erkennt man endlich die Unmöglichkeit, ein unbedingtes Wiſſen zu erreichen. Statt nach dem Urſprunge und der Beſtimmung der Welt zu forſchen, beſcheidet man ſich, die Geſetze der Erſcheinungen zu entdecken, d. h. deren Verhältniſſe der Zeitfolge und der Aehnlichkeit nach. Die Erklärung der Thatſachen beſteht nur noch in der Verknüpfung der einzelnen Erſcheinungen mit einigen allgemeinen Thatſachen, deren Zahl der Fortſchritt der Wiſſenſchaft ſtetig zu vermindern ſtrebt. — — Die Vollkommenheit des poſitiven Syſtems würde darin beſtehen, daß es alle Erſcheinungen als die beſonderen Fälle einer allgemeinen Thatſache darlegte, wie z. B. der Thatſache der Gravitation".

Daſſelbe Geſetz ſoll auch in der Entwickelung des individuellen Geiſtes ſtattfinden. „Der Ausgangspunkt iſt bei der Erziehung des Einzelnen derſelbe, wie bei der Erziehung der Gattung, und die Stufen der erſteren müſſen auch die der zweiten darſtellen. Wer erinnert ſich nicht, Theologe in ſeiner Kindheit, Metaphyſiker in ſeiner Jugend und Phyſiker in ſeinem Mannesalter geweſen zu ſein"?

Die verſchiedenen Zweige unſerer Kenntniſſe haben jedoch dieſe drei Formen nicht gleich ſchnell durchlaufen können. Die poſitive Philoſophie umfaßt daher heutzutage noch nicht alle Arten der Phänomene, ſie hat bis jetzt nur in der Mathematik und Aſtronomie allgemeine Geltung erlangt. Insbeſondere bei den „ſocialen Phänomenen" iſt die theologiſche und metaphyſiſche Methode noch in vollem Gebrauch. Es iſt Comte's Haupt-

erſte und vollkommenſte Wiſſenſchaft, welche deshalb an d
Spitze der ganzen Rangordnung ſteht. Demnach gliedert ſi
das ganze Syſtem in nachſtehende encyclopädiſche Formel:

Mathematik — als gemeinſame Grundlage,

Aſtronomie
Phyſik } unorganiſche Philoſophie,
Chemie

Biologie
Sociologie } organiſche Philoſophie.

Dieſe neue Auffaſſung kann aber nur durch deren geſchich
liche Entſtehung verſtanden werden. Comte glaubt „ein groß
Geſetz“ entdeckt zu haben, dem die Entwickelung der menſchliche
Kenntniſſe von ihrem einfachſten Beginn bis auf unſere Ze
unterworfen ſein ſoll. Dieſes Geſetz lautet dahin, daß jede
Zweig unſerer Kenntniſſe der Reihe nach drei ver
ſchiedene theoretiſche Zuſtände durchläuft, nämlich de
theologiſchen oder fingirten Zuſtand, den metaphyſiſche
oder abſtracten Zuſtand und den wiſſenſchaftlichen oder poſitive
Zuſtand.“ Mit anderen Worten: der menſchliche Geiſt wend
in allen ſeinen Unterſuchungen der Reihe nach verſchiedene un
ſogar entgegengeſetzte Methoden an; zuerſt die theologiſch
Methode, dann die metaphyſiſche und zuletzt die poſitive. D
erſte iſt der Punkt, wo die Erkenntniß beginnt; die dritte d
feſte und ſchließliche Zuſtand, die zweite dient nur als Ueber
gang von der erſten zur dritten.

Im theologiſchen Zuſtande richtet der menſchliche Geiſt ſein
Unterſuchungen auf die innere Natur der Dinge und auf d
erſten Urſachen und letzten Ziele aller Phänomene, mit einem
Wort: auf die abſolute Erkenntniß. Die Ereigniſſe gelten ih
da als die Thaten übernatürlicher, mehr oder wenige
zahlreicher Weſen, und er erklärt alle ſcheinbaren Unregel
mäßigkeiten der Welt aus deren Einwirkungen.

ihrer Schritte einmal nicht entbehren kann. So operirt er mit den Vorstellungen des Raumes und der Zeit, der Bewegung, der Materie, der Kraft u. s. w. ganz in der bisher üblichen Weise, obwohl dieselben weder thatsächliche Phänomene, noch thatsächlich wahrnehmbare Verhältnisse derselben sind. Ich erwähne dies beiläufig, weil es ein Umstand ist, der auf die Oberflächlichkeit und Ungründlichkeit dieser Philosophie ein grelles Schlaglicht wirft.

Die Biologie ist nur eine Fortsetzung der vorerwähnten „unorganischen" Wissenschaften. Leben ist nichts als complicirtere Bewegung, die sich ihrem Wesen nach nicht von der Bewegung der unorganischen Körper unterscheidet. Jede Lebensäußerung wird als Product eines besonderen Organs betrachtet. Es giebt keine Seelen und Geister, sondern nur „lebende Körper". Die Fähigkeiten der lebenden Körper sind ihrem Wesen nach mit den physikalischen und chemischen Kräften identisch. Es gelten für sie dieselben Gesetze, wie in der unorganischen Welt. Die Gesetze sind der Verknüpfungspunkt beider Welten. Dieselben hängen in beiden zusammen und unterscheiden sich nur durch ihre aufsteigende Complicirtheit. Aufgabe der Biologie ist nur, diese Zusammenhänge zu ermitteln.

Sie zerfällt in die Statik (Anatomie) und Dynamik des Lebens (Physiologie), je nachdem sie das gleichzeitige Bestehen der gesetzlichen Zusammenhänge in dem Bau der Organismen oder die gesetzlichen Folgeerscheinungen des Lebens der letzteren behandelt. Auch dieses Gebiet ist noch in weitem Umfange durch die theologischen und metaphysischen Einbildungen beherrscht, von denen man sich emancipiren muß. Einen wichtigen Fortschritt nach dieser Richtung enthält die Lehre Gall's, welche die verschiedenen Fähigkeiten an besondere Theile des Gehirns oder des Nervensystems vertheilt denkt. Die Vervollkommnung der entsprechenden Gehirnorgane hat unmittelbar eine Vervoll-

kommnung des pſychiſchen Daſeins zur Folge. „Der Phyſiologie des Gehirns gebührt daher die richtige Stellung des Problems der Erziehung". Es giebt nach Comte's Auffaſſung keine Einheit des Ich, ſondern nur eine Einheit des thieriſchen Organismus. Es giebt weder Freiheit noch Verantwortlichkeit, ſondern alles geſchieht mechaniſch nach unabänderlichen Geſetzen. Das einzige Mittel, den Lebensverrichtungen durch Erziehung eine beſtimmte Richtung zu geben, beſteht in der Gewöhnung. Es wird ein Geſetz der Gewohnheit für das Leben ſtatuirt, welches an das Trägheitsgeſetz in der unorganiſchen Welt angeknüpft werden ſoll.

Die Erweiterung und Zuſammenfaſſung der in der Biologie dargelegten Geſichtspunkte führt dann in derſelben Richtung weiter zu dem Begriffe der Sociologie. Die Vorgänge in den einzelnen lebenden Körpern ſtehen auch unter einander in einem allgemeinen geſetzlichen Zuſammenhange und die Ermittelung dieſer Geſetze der ſocialen Ordnung und der ſocialen Bewegung bildet die Aufgabe der Sociologie. Dieſelbe zerfällt in die ſociale Statik und die ſociale Dynamik, welche ſich ähnlich wie Anatomie und Phyſiologie zu einander verhalten und den Begriffen der Ordnung und des Fortſchritts entſprechen. Die erſtere behandelt die Bedingungen für die Exiſtenz der Geſellſchaft, die letztere die Geſetze deren Bewegung. Auch die ſocialen Verhältniſſe und Vorgänge ſind ihrer Natur nach gleichartig mit den Verhältniſſen und Vorgängen der Elemente, aus denen ſich der ſociale Organismus und die ſociale Bewegung zuſammenſetzen. Alle Phänomene überhaupt, die einfachen Bewegungen der unorganiſchen Körper, die Lebenserſcheinungen der Organismen und die ſocialen Vorgänge bilden zuſammen eine aufſteigende Reihe geſetzlich zuſammenhängender Ereigniſſe, welche alle durch natürliche unveränderliche Geſetze geregelt ſind. Dies

ist der positivistische Grundgedanke, der in der Sociologie zur ausschließlichen Geltung gelangen muß, um sie im Geiste des Positivismus zum Range einer Wissenschaft emporzuheben. Erst durch die Voraussetzung des Bestehens einer allgemeinen natürlichen Gesetzlichkeit aller socialen Phänomene, erst durch die Beseitigung aller Gedanken an das Walten unberechenbarer übernatürlicher Mächte erlangt der Gedanke vernünftiger Voraussicht, welcher das Kennzeichen der Positivität bildet, eine verständliche Grundlage.

Wie die Biologie so geht auch die Sociologie als Theil der organischen Philosophie von der Betrachtung des Ganzen aus. Das Ganze ist hier der „sociale Organismus". „Das Princip für die statischen Gesetze dieses Organismus besteht in der Uebereinstimmung, wie sie bei allen Vorgängen der lebenden Körper besteht, und welche das sociale Leben im höchsten Grade offenbart. Gegenstand der socialen Statik sind die gegenseitigen Wirksamkeiten und Gegenwirksamkeiten, welche alle Theile des socialen Systems auf einander ausüben. Das sociologische Voraussehen stützt sich auf die Kenntniß dieser Beziehungen; es hat aus diesen die statischen Anzeichen zu entnehmen, welche auf jede Art der socialen Existenz sich in analoger Weise wie bei der Anatomie beziehen. Jedes sociale Element wird als solidarisch mit den übrigen aufgefaßt." Aus dieser Auffassung ergeben sich die politischen Grundbegriffe und deren rechte Würdigung. Die Quelle der politischen Macht beruht in der Uebereinstimmung der verschiedenen individuellen Willen, welche an einer gemeinsamen Handlung theilnehmen. Diese Macht ist zunächst das Werkzeug und später wird sie der Regulator der socialen Kräfte. Die Autorität, welche diese Macht characterisirt, beruht gleichfalls auf dieser Uebereinstimmung, welche um so unwiderstehlicher wird, je größer die Gesellschaft ist. Der Begriff des „Consensus" bildet die Grundlage der neuen politischen Philo-

sophie. Durch ihn wird der Geist der statischen Sociologie gekennzeichnet. Aus den natürlichen Gesetzen bildet sich die politische Ordnung „ganz von selbst", welche, mag ihr Zustandekommen noch so künstlich oder freiwillig erscheinen, sich als eine Verlängerung der natürlichen Solidarität zwischen den Elementen der Gesellschaft darstellt.

Die Aufgabe der socialen Dynamik ist, die Gesetze der zeitlichen Folge der socialen Phänomene zu finden. Sie beginnt mit dem Studium der individuellen Triebe, welche die Elemente der fortschreitenden Kraft der menschlichen Gattung sind. Der Grundtrieb (Entwickelungstrieb) ist der, welcher den Menschen ohne Unterlaß bestimmt, seine Lage zu verbessern, oder mit anderen Worten, sein physisches, moralisches und geistiges Leben zu entwickeln. Das Ziel der socialen Entwickelung besteht denn auch lediglich „in der steten Entfaltung der menschlichen Natur innerhalb der dem menschlichen Organismus gezogenen Grenzen". Die Vervollkommnung, welche an sich unabhängig ist von der Frage nach dem zunehmenden Glück der Menschen, zeigt sich theils in der wachsenden Wirksamkeit des Menschen auf die äußere Welt, theils in der Milderung der Sitten und einer Verbesserung der socialen Organisation. Ein weiteres, letztes, unbedingt werthvolles Ziel giebt es nicht. Alles ist hier relativ. „Der sociale Zustand ist stets so vollkommen, als es das entsprechende Alter der Menschheit in Verbindung mit den Umständen, unter denen die Entfaltung erfolgt, gestattet. „Jeder der einander folgenden socialen Zustände ist das Ergebniß des vorhergehenden und die Ursache des nachfolgenden Zustandes". Es besteht in der fortschreitenden socialen Entwickelung eine feste Ordnung, welche das Ganze derselben beherrscht und deren Gesetze man ermitteln muß. Diese Ordnung kann nicht umgestoßen, und ebenso wenig kann ein erheblicher Zwischenzustand

überſprungen werden. Aus deren Kenntniß ergiebt ſich die Reihenfolge der ſocialen Zuſtände und deren Vorausſicht.

Die wichtigſten Eigenſchaften der menſchlichen Natur, welche den Character der ſocialen Organismen beſtimmen, ſind eine gewiſſe Stetigkeit des Handelns einerſeits und andererſeits ein Ueberwiegen der begehrlichen Fähigkeiten über die Verſtandesthätigkeit und der egoiſtiſchen Inſtincte über die ſocialen. Die egoiſtiſchen Inſtincte ſind nöthig, da ſie der individuellen Thätigkeit ein Ziel ſtecken und dadurch erſt den Begriff des Intereſſes begründen. Auf den ſocialen Inſtincten (Mitleid, Theilnahme, Liebe) beruht hauptſächlich das gemeinſame Glück. Dieſelben begründen und erhalten die ſocialen Zuſtände. Auf dem rechten Gleichgewicht beider Inſtincte beruht das Wohlergehen der Geſellſchaft. Aus der Raſſe, dem Klima und der öffentlichen Thätigkeit entſpringen die drei Quellen der ſocialen Veränderung.

Aber die Geſellſchaft beſteht nicht aus Einzelnen, ſondern aus den Familien. Die Familie iſt daher der Keim für alle Einrichtungen im ſocialen Organismus. Die Familie knüpft die Zukunft an die Vergangenheit, indem ſie die Traditionen und Intereſſen von Individuum zu Individuum verpflanzt. Sie beruht auf der Unterordnung der Geſchlechter und Lebensalter.

Die Unterſuchung der Geſellſchaft beruht auf dem Princip der gemeinſamen Arbeit. „Erſt wenn die regelmäßige Vertheilung der Arbeiten eine entſprechende Ausdehnung gewonnen hat, erhält der ſociale Zuſtand einen Beſtand und eine Dauer, welche die einzelnen entgegenſtehenden Richtungen zurückdrücken". Die Arbeitstheilung erfordert wiederum eine dauernde Aufſicht, welche eine Regierung nöthig macht und deren Hauptaufgabe bildet. „Die Prüfung dieſer unwillkürlichen Unterordnung läßt das bei ihr geltende Geſetz entdecken. Danach ſtellen ſich die verſchiedenen Arten beſonderer Thätigkeit von ſelbſt unter die

Leitung derer, welche einen höheren Grad von Allgemeinheit besitzen". Dieses Gesetz der Unterordnung bildet die Grundlage der Regierung, deren Thätigkeit sich als die Thätigkeit eines Ganzen auf die Theile kennzeichnet.

Auf dieser Grundlage beruht die Ordnung der menschlichen Gesellschaft. Die Ordnung darf aber den Fortschritt nicht ausschließen. Die Gesetze des Fortschritts bestimmen sich nach drei Momenten, nämlich:

1) nach der Richtung der menschlichen Entwickelung,

2) nach der Geschwindigkeit derselben und

3) nach der Wichtigkeit ihrer verschiedenen Elemente.

Während der Kindheit der Gesellschaft überwiegen die Instincte für den materiellen Unterhalt alles andere, selbst den Geschlechtstrieb. Die feindlichen Leidenschaften sind, nach den physischen Begierden, das, was das Dasein am meisten bestimmt. Durch die fortschreitende Uebung werden jedoch allmählich auch die socialen Instincte und die Fähigkeiten des Abstrahirens und Combinirens und damit das vernünftige Voraussehen angeregt, so daß der Einfluß der Vernunft auf das Verhalten der Menschen gesteigert wird. „In diesem Sinne wiederholt die Entwickelung des Einzelnen die hauptsächlichen Formen der socialen Entwickelung. Beider gemeinsames Ziel besteht in der Unterordnung der persönlichen Instincte unter die Uebung der socialen Instincte und in der Unterwerfung der Leidenschaften unter die Vorschriften der Vernunft". Dies ist im Allgemeinen die Richtung der menschlichen Entwickelung, welche sich in anatomischer Hinsicht so characterisirt, „daß durch Uebung die verschiedenen Organe des Gehirns ein steigendes Uebergewicht in dem Maße erlangen, in welchem sie von den rückwärtigen Lagen des Gehirns zurücktreten und sich den Lagen an der Stirne nähern. Dies ist die ideale Grundform; je mehr sie sich ver

wirklicht, um so mehr bezeichnet sie den Gang der menschlichen Entwickelung, sowohl für den Einzelnen wie für die Gattung".

Die Geschwindigkeit bestimmt sich nach dem gemeinsamen Einflusse der Hauptbedingungen, welche sich einerseits auf den menschlichen Organismus und andererseits auf die Umgebung beziehen, in welcher er sich entwickelt. Diese Bedingungen sind in der Hauptsache constant. Nur nebensächliche Bedingungen gestatten eine Veränderung. Dahin rechnet Comte z. B. die Langeweile, welche zur Thätigkeit anregt. Mehr als diese gehört aber dahin „die gewöhnliche Dauer des menschlichen Lebens". „Der sociale Einfluß beruht wesentlich auf dem Tode, d. h. die sich folgenden Schritte der Menschheit verlangen eine ebenso schnelle Erneuerung der Agenten der allgemeinen Bewegung. Der sociale Organismus unterliegt derselben Bedingung wie der des Einzelnen, wo nach einer bestimmten Zeit die verschiedenen Theile, welche in Folge der Lebensvorgänge nicht mehr geeignet sind, für seine Zusammensetzung beizutragen, allmählich durch neue Elemente ersetzt werden müssen".

Was endlich die Unterordnung der verschiedenen Elemente des socialen Fortschritts anlangt, so gebührt der Vorrang der geistigen Entwickelung, welche als das Princip der Gesammtentwickelung überhaupt hingestellt wird. Dem Verstande gebührt die Leitung der Gesammtheit des Fortschritts. Die Geschichte der Gesellschaft ist bedingt durch die Geschichte des menschlichen Geistes. Die „allgemeinsten und abstractesten Begriffe", mit denen sich die Philosophie beschäftigt, erscheinen Comte als die bedeutsamsten; „die Geschichte der Philosophie muß bei der Ordnung der historischen Untersuchung den Vorsitz führen". Das Grundprincip der socialen Dynamik liegt in dem philosophischen Gesetz, welches Comte für die stete Zeitfolge der drei allgemeinen Zustände, des theologischen, des metaphysischen und des

positiven, entdeckt zu haben glaubt. Das Vertrauen auf die Wahrheit und Allgemeingültigkeit dieses Gesetzes gehen bei ihm so weit, daß er, der Philosoph des Thatsächlichen, behauptet, „man könne danach in der Sociologie alle Verhältnisse der Phänomene a priori und unabhängig von ihrer unmittelbaren Ermittelung erkennen". Die Bedeutung, welche er demselben beilegt, ist eine ganz ausschließliche. Die ganze geschichtliche Entwickelung der Menschheit gilt ihm nur als ein Specialfall eines allgemeinen Gesetzes. Seine Darstellung des Herganges der geschichtlichen Entwickelung ist daher im Grunde nichts als eine Illustrirung seines Entwickelungsgesetzes durch Herbeiziehung und geeignete Verwerthung der historischen Facta. Diese sehr ausgedehnten geschichtsphilosophischen Erörterungen bilden die breite Basis und den Hauptstamm der ganzen Sociologie, an welche sich seine Beurtheilung der gegenwärtigen Verhältnisse und seine Reformvorschläge unmittelbar anschließen. Die Originalität der Comte'schen Geschichtsbehandlung besteht daher hauptsächlich in ihrer Einseitigkeit. Das Bestreben, den Gesammtinhalt der Entwickelung in eine einzige Formel zusammenzuziehen, ist bekanntlich nicht ohne Beispiel. Ich erinnere nur an die Hegel'sche Geschichtsconstruction. Aber doch besteht ein erheblicher Unterschied. Während bei Hegel der Schwerpunkt des Interesses doch immer in dem Verständniß und der eigenartigen Würdigung des inhaltlichen Reichthums der historischen Wirklichkeit beruht, deren mannigfache Formen in den Rhythmus des dialectischen Processes mehr eingegliedert, als von diesem beherrscht werden, absorbirt das abstracte Grau des rein formalen Comte'schen Entwickelungsgesetzes alle specifische Eigenart und Lokalfarbe der geschichtlichen Ereignisse und Entwickelungsmomente. Mag deshalb diese Geschichtsbehandlung immerhin, was nicht geleugnet werden soll, manche geistvolle und interessante Partieen aufweisen, ihre Bedeutung im Ganzen steht und fällt

mit dem Werthe und der Fruchtbarkeit des den ausſchließlichen Kern derſelben bildenden Entwickelungsgeſetzes, deſſen Grundmelodie überall durchklingt und bis zu geiſttödtender Ermüdung in den verſchiedenſten Tonarten variirt wird. Ein näheres Eingehen auf die Einzelnheiten bleibt mir auch hier ſchon durch die Rückſicht auf den knapp zugemeſſenen Raum verſagt. Ich muß mich beſcheiden, die geſchichtsphiloſophiſche Schablone des Entwickelungsgeſetzes ſelbſt nach ihrem Sinne und den Hauptrichtungen ihrer Anwendung kurz zu ſkizziren.

Dieſe letzteren ergeben ſich zum Theil ſchon aus dem Geſagten. Das Entwickelungsgeſetz ſoll nicht nur für die individuelle Entwickelung der einzelnen „lebenden Körper", ſondern auch für die ſociale Entwickelung der Geſammtorganismen, nicht nur der einzelnen Völker, ſondern auch der geſammten Menſchheit, ausſchließlich gelten. Es ſoll ferner den Rhythmus der Entwickelung in allen einzelnen Wiſſenſchaften beherrſchen, welche die poſitiviſtiſche Rangordnung aufweiſt. Es ſoll endlich nicht blos die geiſtige, ſondern, mit entſprechenden Modificationen, auch die geſammte materielle Entwickelung regeln, welche mit jener, nach einer weiteren Vorausſetzung, ſtets gleichen Schritt halten ſoll. Ich faſſe, der leichteren Ueberſichtlichkeit halber das in beiden parallelen Reihen (der geiſtigen und materiellen) ſich realiſirende Entwickelungsgeſetz in folgendes einfache Schema zuſammen:

Entwickelungsgeſetz.

Geiſtige Entwickelung.		**Materielle** Entwickelung.
1. Der **theologiſche** Zuſtand	— das	**militäriſche** Regiment.
2. Der **metaphyſiſche** Zuſtand	— das Regiment der	**Rechtsgelehrten.**
3. Der **poſitiviſtiſche** Zuſtand	— das	**induſtrielle** Regiment.

Beide Entwickelungsreihen gehen nicht nur parallel, ſondern ſind in der Weiſe mit einander verknüpft, daß zwiſchen den drei Hauptſtationen beider ſehr enge gegenſeitige Beziehungen be-

ſtehen, ſo daß die correſpondirenden Glieder des Schemas auch inhaltlich zuſammengehören und einander gegenſeitig bedingen und ergänzen. Der Schwerpunkt ruht jedoch ſtets in der geiſtigen Entwickelung, deren Fortſchritt den Charakter einer jeden Epoche vorwiegend beſtimmt.

Um den Sinn des Geſetzes richtig zu begreifen, kommt es daher vor Allem darauf an, zu wiſſen, was der Entdecker desſelben unter den ſehr weitfaltigen Bezeichnungen „theologiſcher", „metaphyſiſcher" und „poſitiviſtiſcher" Zuſtand verſteht.

Den Schlüſſel zu dieſem Verſtändniß kann uns nur die poſitiviſtiſche Lehre ſelbſt liefern, welche uns zunächſt über den Sinn der Endſtation, des poſitiviſtiſchen Zuſtandes, mit hinreichender Deutlichkeit aufklärt. Es iſt dies jener Zuſtand der Reſignation oder ſachgemäßen Beſcheidung, der unter *Verzicht* auf alle religiöſen oder metaphyſiſchen „Einbildungen" nur noch eine Richtung wiſſenſchaftlicher Thätigkeit als die alleinberechtigte anerkennt: die Ermittelung der alle Phänomene vorausgeſetztermaßen beherrſchenden Geſetze, und nur einen Zweck: die Vorausſicht kommender Ereigniſſe. Ohne die Anerkennung ſolcher Geſetze würde die Wiſſenſchaft kein Object und auch keinen Zweck mehr haben, da dann keine Vorausſicht möglich wäre. Die „poſitiviſtiſche Vorausſicht" iſt aber nach dieſer Auffaſſung das alleinige Mittel gedeihlicher Geſtaltung und Verbeſſerung menſchlicher Zuſtände (der Ordnung und des Fortſchritts). Ohne ſie würde auch der praktiſchen Thätigkeit das Ziel fehlen. Der poſitiviſtiſche Zuſtand iſt daher der ausſchließlich normale und erſtrebenswerthe Zuſtand. Die vorangegangenen Zuſtände ſind nur vorbereitende Stufen für jenen, welche für die poſitiviſtiſche Scala nur als ſolche Vorbereitungsſtufen überhaupt in Betracht kommen, deren Inhalt nur mit Hinblick auf die Endſtation begriffen, deren Werth nur nach

dem Grade beſtimmt wird, in welchem ſie ſich jener annähern oder ſie vorzubereiten geeignet ſind.

Nun iſt „Vorausſicht“ nur inſoweit möglich, als man nicht dem Vorurtheile huldigt, es herrſche in der Reihenfolge der Phänomene irgend eine unberechenbare Willkür. Die Herrſchaft dieſes Vorurtheils iſt es nun, welche den theologiſchen Zuſtand charakteriſirt. Sie charakteriſirt ihn erſchöpfend und vollſtändig. Es iſt dies die einzige Charakteriſtik, welche Comte von dem theologiſchen Zuſtande giebt. Was man etwa ſonſt noch darunter verſteht, fällt in das Gebiet chimäriſcher Phantaſieen und eingebildeter Gemüthsaffektionen, welche ganz außerhalb des poſitiviſtiſchen Geſichtskreiſes fallen. Man begreift nun, weshalb der theologiſche Zuſtand der unterſte in der Reihe iſt. Er iſt es deshalb, weil es hier noch gar keine Vorausſicht giebt; er iſt der Zuſtand der Kindheit des Einzelnen und der Menſchheit. Die Menſchheit konnte ihn nicht überſpringen, denn es liegt in der Natur des Menſchen, daß dieſer zunächſt verſucht, die Welt nach ſich ſelbſt und aus ſich ſelbſt zu deuten. Der nächſte Schritt des erwachenden Nachdenkens führte daher zu dem Glauben, daß auch die Dinge der Außenwelt belebt ſeien, daß auch hier dieſelbe Willkür herrſche, welche der Menſch an ſich ſelbſt wahrzunehmen meint. Dies iſt der Zuſtand des Fetiſchismus, der den religiöſen Geiſt in der ausgedehnteſten Weiſe in das menſchliche Denken einführte. Dieſe erſte Stufe religiöſer Entwickelung charakteriſirt auch den religiöſen Geiſt am reinſten und vollſtändigſten, denn hier finden wir noch „das hauptſächlichſte Kennzeichen“ deſſelben, den Gegenſatz gegen die Unveränderlichkeit der Naturgeſetze, in ausgedehnteſter Geltung. „Der Fetiſchismus kennzeichnet ſich durch das Uebergewicht des Gefühlslebens, deſſen religiöſe Weihe zu keiner Zeit ſo vollſtändig ſein konnte.“ „Seit dieſer Epoche hat die äußere Welt niemals wieder in einem Zuſtande erfaßt

werden können, welcher mit der Seele des Beschauers so übereinstimmte." Schon die Umgestaltung des Fetischismus in den Polytheismus soll die erste Abnahme des religiösen Geistes zeigen. Dessen ungeachtet betrachtet Comte das zweite Zeitalter des Polytheismus als „die vollständigste Entwickelung des religiösen Geistes", während der Monotheismus schon den Verfall desselben offenbaren soll. Die Willkür des einen Gottes erscheint nicht mehr in der Unmittelbarkeit wie im Polytheismus. Das Bestehen einer Gesetzlichkeit in den natürlichen Vorgängen drängt sich hier schon unabweislich auf und die göttliche Willkür wird auf gewisse außerordentliche Fälle beschränkt, wo sie sich als „Wunder" im Durchbrechen der Naturordnung äußert.

Charakteristisch ist, daß Comte der Katholicismus, den er deshalb auch allein in Betracht zieht, als die bedeutsamste und wichtigste Form des Monotheismus erscheint. Diese Werthschätzung beruht hauptsächlich auf der Organisation der katholischen Kirche, welche seine höchste Bewunderung erregt, weil sie eine „moralische Macht" schuf, welche unabhängig von der politischen Macht war. Er vertheidigt mit Wärme die Hauptvorschriften und Einrichtungen der katholischen Kirche, z. B. die unbedingte Glaubenspflicht, die Beichte, die Organisation der Priesterschaft (worin angeblich der Hauptnutzen aller Religion bestanden haben soll), das Cölibat der Geistlichen, die Nothwendigkeit einer weltlichen Herrschaft und selbst die Unfehlbarkeit des Papstes. „Die päpstliche Unfehlbarkeit, welche so bitter am Katholicismus getadelt wird, bildete (indem sie alle göttliche Mittheilung im Princip der höchsten geistlichen Autorität vorbehielt) einen großen geistigen und socialen Fortschritt." Uns überrascht diese warme Begeisterung für das katholische Lebensideal, welches in der unbedingten Anerkennung einer leitenden geistigen Autorität gipfelt, keineswegs, denn auch das practische Bedürfniß des Positivismus fordert, wie wir gleich sehen werden,

ganz ähnliche Einrichtungen. Auch hier gilt es ja, den unberechenbaren Ausschreitungen individueller freier Geistesregung überall den festen Damm einer resultirenden Gesammtansicht entgegenzusetzen, welche wegen ihres Uebergewichtes allein berechtigt erscheint, die autoritative Anerkennung zu beanspruchen.

Wir ersehen aus den obigen Ausführungen, was Comte unter der Kindheitsstufe menschheitlicher Entwickelung versteht. Religiöse Lebensauffassung bedeutet in Comte's Sinne weiter nichts, als den Glauben an eine übernatürliche unberechenbare Willkür. Auf die Vorstellungen, an welche sich dieser Glaube knüpft, auf die Veranlassungen und den Inhalt desselben kommt es ihm gar nicht an. Das, worin man gewöhnlich das Wesen der Religion findet, die Erhebung und Beseligung des Gemüths, hervorgerufen durch das Bewußtsein der Heiligkeit und unbedingten Verehrungswürdigkeit des höchsten Wesens, bleibt ganz unbeachtet. Da Religion hiernach mit gesetzloser Willkür gleichbedeutend ist, besteht ein schroffer, unaufheblicher Gegensatz zwischen allem religiösen Glauben und der Wissenschaft. Wo die Wissenschaft beginnt, hört nothwendig der Glaube auf, und umgekehrt.

Wegen dieses Gegensatzes war ein vermittelnder Uebergangszustand nöthig, den die Menschheit erst durchlaufen mußte, um das gelobte Land des Positivismus zu erreichen, denn die Stetigkeit der natürlichen Entwickelung duldet keine Sprünge. Dieser Uebergangszustand ist der metaphysische. Er erscheint fast als ein Lückenbüßer der positivistischen Construction, so dürftig und stiefmütterlich wird er behandelt. Freilich eine inhaltliche Darlegung und Würdigung dessen, was die Metaphysik zu Tage förderte, konnte man hier ebenso wenig erwarten als bei dem theologischen Zustande. Auch der metaphysische Zustand wird, wie der theologische, nur nach der einarmigen Scala des Entwickelungsgesetzes definirt und gemessen. Die Metaphysiker

sind eigentlich nur eine Abart der Theologen, indem sie „die alte übernatürliche Einwirkung durch das gleichwerthige Spiel von Kräften und Entitäten ersetzen, die in der großen allgemeinen Entität der Natur zusammengefaßt werden." Was unter den „Kräften" und „Entitäten" eigentlich verstanden, welche besonderen metaphysischen Lehren damit gemeint sein sollen, wird nicht weiter angegeben. Es ergeht den Entitäten nicht besser als den „Gottheiten". Wie diese, werden sie nur vor den Richterstuhl der positivistischen Kritik citirt, um den Urtheilsspruch zu empfangen, daß sie verschwinden müssen, um fortan „unveränderlichen Gesetzen" Platz zu machen. Sehen wir von diesen nebelhaften Entitäten ab, so stellt sich jener Uebergangszustand mehr als ein revolutionärer denn als ein „metaphysischer" dar. Unbewußt regt sich derselbe schon im 14ten und 15ten Jahrhundert mit der beginnenden Zersetzung des theologischen Zustandes. Offenbarer wird er erst in den letzten drei Jahrhunderten, wo die glänzenden Namen des Descartes, Gallilei, Bacon, Newton u. a. das Erstarken desselben kennzeichnen. Der Protestantismus ist die erste Gestalt, in der er hervortrat. Trotzdem findet derselbe wenig Gnade in den Augen unseres Positivisten. Dieser bezeichnet ihn als eine Lehre unbedingter Verneinung, deren letzte Consequenz der Atheismus sei. Eben deshalb soll derselbe nur eine halbe Befriedigung gewähren und die wahre Freiheit hemmen. Das „Princip der Gewissenhaftigkeit", welches er statuirt, wird „als eine Verirrung" bezeichnet, „da es nur zur Unordnung und zum Zerfall der geistlichen und weltlichen Macht führe." Auch die revolutionäre Bewegung in Frankreich, „welches nach dem Verfall des Protestantismus in Deutschland die Führerschaft der fortschreitenden Bewegung übernahm," wurde angeblich durch Irrthümer gehemmt, welche sie ihr Ziel verfehlen ließen. Zu diesen rechnet Comte theils den Einfluß der negativen Philosophie, theils die

falsche Beurtheilung des Mittelalters, welche die Continuität der Entwickelung bedrohte, theils den Trieb zur Vereinzelung (Rousseau), theils eine blinde Verehrung des Alterthums, welche eine ungesunde Freiheitsschwärmerei bewirkte und die Regeln der Lebensführung dem Gewissen der Einzelnen zu unterstellen suchte.

Erst in der Endstation der geistigen Entwickelungsreihe, dem positivistischen Zustande, findet die fortschrittliche Bewegung einen festen Boden, auf dem sie sich nach der wissenschaftlichen und practischen Seite hin ordnungsmäßig gestalten kann.

Die Stufenfolge der materiellen Entwickelung und deren Zusammenhang mit der geistigen können hier gleichfalls nur kurz angedeutet werden.

„Der ursprüngliche Widerwille des Menschen gegen jede geregelte Arbeit läßt für ihn keine anhaltende Thätigkeit übrig als das kriegerische Leben, das einzige, zu dem er sich eignet und das ihm am einfachsten die Mittel seiner Erhaltung gewährt." Daraus erklärt sich das Vorherrschen des militärischen Regiments in der Kindheitsstufe der Menschheit. Dasselbe war eine nothwendige Vorbereitungsstufe, da nur unter seiner Herrschaft die Industrie sich entwickeln konnte, da die militärische Lebensweise überdies die Regelmäßigkeit und Disciplin im Verhalten fördert, welche dem industriellen Leben von großem Nutzen sind. Der Zusammenhang zwischen dem militärischen und theologischen Regiment ergiebt sich daraus, daß ersteres zur Befestigung seiner Macht der religiösen Weihe nicht entbehren kann.

Zwischen diesem ersten und dem letzten Gliede der materiellen Entwickelungsreihe wird, ähnlich wie bei der geistigen, ein Zwischenzustand eingeschoben, über dessen Bedeutung man hier wie dort nicht recht in's Klare kommt. Es wird uns zwar versichert, daß „die Thaten der Rechtsgelehrten und Methaphysiker in

ähnlicher Weise verknüpft sein müßten, wie der militärische Geist mit dem theologischen", aber wir erfahren im Grunde über die Thaten der einen hier so wenig wie über die der anderen.

Greifbarer ist wiederum die Correlation der beiden Endstufen, des Positivismus und der überwiegenden Werthschätzung der industriellen Interessen. Der großartige Aufschwung und die Vervollkommnung der Industrie beruhen ja zweifellos zum großen Theile auf der Erkenntniß der Naturgesetze, welche das Ziel der positivistischen Wissenschaft bildet.

Das soeben im Umriß dargelegte Entwickelungsgesetz „erklärt vom Beginn des niedrigsten Grades der Civilisation an bis zu den Zuständen der fortgeschrittensten Völker den Charakter aller großen Umgestaltungen der menschlichen Zustände, die Betheiligung von jedem bei der gemeinsamen Aufgabe und führt so zu einer vollkommenen Einheit und einem Zusammenhang in diesem ungeheueren Schauspiele." Die ganze sociale Entwickelung soll dadurch auf „eine feste Regel" zurückgeführt werden, deren Anwendung mit Ausschluß aller Willkür die Richtung der jetzigen Civilisation bestimmt.

Interessant ist das positivistische Zukunftsprogramm, welches Comte aufstellt. Durch das „Emporkommen des positiven Lebens" soll eine vollständige Erneuerung der Gesellschaft herbeigeführt werden, deren Angelpunkt die neu zu begründende von allen Glaubenssatzungen befreite „sociale Moral" bilden soll, welche nur auf der stets wachsenden Einsicht der Vortheile beruhen wird, welche die Vereinigung aller menschlichen Kräfte auf das individuelle und gemeinsame Leben ausübt. Eine neue aus allen Stufen der Gesellschaft zu bildende „geistige Autorität", welche an die Stelle der katholischen Kirche treten soll und nach dem Beispiele dieser zu organisiren ist, wird nach den Grundsätzen der neuen Moral fortan die Sitten

leiten und die Erziehung der Menſchen beaufſichtigen, auch die ſocialen, ökonomiſchen und politiſchen Intereſſen der ganzen Menſchheit wahrnehmen, alle Streitigkeiten unter den Völkern ſchlichten und einen ewigen Frieden herbeiführen. Jedes Mitglied der Geſellſchaft wird dann ſeine Privatintereſſen den Intereſſen der Geſammtheit unterordnen und als „öffentlicher Beauftragter“ angeſehen werden; der Reiche z. B. als Verwalter öffentlicher Kapitalien. Die Lage der unteren Klaſſen ſoll verbeſſert, dieſelben ſollen auf Staatskoſten erzogen werden, ſie ſollen billigen Lohn und ſtets genügende Arbeit erhalten. Auch eine neue Rangordnung ſoll an die Stelle der alten treten, deren Gliederung ſich ganz ſachgemäß aus der Erwägung ergeben wird, „daß die einzelnen Thätigkeiten fortan nur nach dem Grade ihrer Allgemeinheit und Abſtraction einander untergeordnet werden müſſen“. Die „wiſſenſchaftliche“ Klaſſe z. B. wird über der „induſtriellen“ ſtehen. Nur als Kurioſität erwähne ich, daß Comte zwiſchen die letzteren beiden noch eine dritte, die „aeſthetiſche“, einſchiebt, da dieſe hier als ein gänzlich fremdartiges Element erſcheint, welches mit der poſitiviſchen Grundlage gar keinen inneren Zuſammenhang hat.

Dies ſind in kurzen Umriſſen die Grundgedanken der poſitiven Philoſophie, welche ihr Entdecker ſelbſt als „das wichtigſte Ergebniß der wiſſenſchaftlichen Entwickelung der letzten drei Jahrhunderte“ bezeichnet.

Dieſe neue Philoſophie iſt in der That beiſpiellos in ihrer Art. Sie kann ihrem Inhalt, ihren Vorausſetzungen und ihrer Tendenz nach nur aus gewiſſen Eigenthümlichkeiten moderner Welt- und Lebensauffaſſung begriffen werden, welche in ihr einen ebenſo einſeitigen als rückſichtsloſen und energiſchen Ausdruck gefunden haben. Sie unterbricht die Continuität des bisherigen Bildungsganges, indem ſie dem Wiſſen und Leben ganz neue Grundlagen zu ſchaffen trachtet und neue Geſichtspunkte als

normgebend hinstellt, welche die Ergebnisse der bisherigen Bildung in ganz veränderter Gestalt und Beleuchtung erscheinen lassen. Sie ist bemerkenswerther wegen ihrer Negationen, welche die bislang am meisten geachteten und geschätzten Bestandtheile der bisherigen Bildung ganz ausschließen, als wegen ihrer positiven Aufstellungen, welche folgeweise nur ein sehr beschränktes Gebiet umfassen; am bemerkenswerthesten aber wegen der Erfolge und der Verbreitung, welche sie gefunden hat, denn diese beweisen, daß wir es hier nicht etwa, wie es einem großen Theile des deutschen Publikums scheinen wird, mit abstrusen Einfällen eines Sonderlings, sondern mit der ausdrucksvollen und wirksamen Kundgebung einer beginnenden Revolution des gesammten Denkens und Empfindens einer großen Anzahl der Zeitgenossen zu thun haben, deren Antriebe und Voraussetzungen in den Gemüthern bereits tiefe Wurzeln geschlagen haben. Für alle diese im Stillen gährenden Antriebe spricht die positive Philosophie das lösende Wort; sie spricht es offen, klar, unzweideutig und gründlich, und darin beruht ihre nicht hinwegzuleugnende Bedeutung. Mag auch der Kampf, den diese Revolution mit den geistigen Großmächten der bisherigen Civilisation so zuversichtlich und siegesgewiß beginnt, dem Weiterblickenden, der sich durch glänzende Erfolge des Augenblicks nicht beirren läßt, nur als eine pathologische Krisis erscheinen, in der ein von lange her angesammelter Krankheitsstoff in dem geistigen Organismus der modernen Kulturvölker zum Ausbruch kommt, so gebietet uns doch schon die Rücksicht auf die Erhaltung der Gesundheit des Denkens und Empfindens in allen Theilen jenes großen Organismus, dem Wesen und den Ursachen jener so energisch auftretenden Krankheitserscheinungen nachzuspüren, d. h. die positivistische Lehre zu beachten und kritisch zu beleuchten.

Was diese Lehre in erster Linie fordert, ist die Beschränkung

alles Wiſſens und Lebens auf das Handgreifliche, Sinnenfällige. Eine ſolche Beſchränkung iſt freilich, was die practiſche Lebensführung anlangt, keineswegs neu. Leute, welche ſich über den eigentlichen Sinn und Zweck ihres Lebens weder Vor- noch Nachgedanken machen, welche in dieſer Beziehung gar keine Bedürfniſſe nach einer Aufklärung haben, deren Nichtbefriedigung ihnen Zweifel oder Unbehagen verurſachen könnte, welche ſich vielmehr in ihrem Thun und Treiben lediglich durch die practiſchen Anforderungen der Sorge um die Erhaltung und Befeſtigung ihrer ſinnlichen Exiſtenz beſtimmen laſſen, ſolche hat es von jeher gegeben, und ihre Zahl vermehrt ſich zuſehends, je mehr die wachſende Complicirtheit des Lebens die practiſchen Anforderungen der letzteren Art vermehrt und zugleich ihre Reize erhöht, indem ſie die in Betracht kommenden Factoren intereſſanter und vielfältiger geſtaltet. Solche Leute kommen, wie die Erfahrung lehrt, ſogar oft am glatteſten und einfachſten durch das Leben. Sie kennen die höheren Anforderungen und Genüſſe deſſelben nicht, welche eine reichere und tiefere Bildung dem religiös und äſthetiſch entwickelten Menſchen gewährt, aber ſie bleiben auch von den Qualen und Mühen verſchont, welche aus den Conflicten des Ideals mit der Wirklichkeit oft entſtehen, ſie werden nicht durch die Räthſel beunruhigt, welche das Leben in ſeiner Vertiefung zu rathen aufgiebt, ſie werden — wie die Thiere — weniger hart durch die Schickſale ergriffen, welche ihr eigenes und das Leben ihrer Angehörigen und Freunde, betreffen, weil das Leben für ſie einen relativ viel geringeren Werth hat, und die Verhältniſſe des Lebens, welche durch den Tod zerriſſen werden, ihre volle Weihe und Schönheit erſt durch jene höheren Geſichtspunkte erlangen, welche ihnen fremd bleiben. Sie genießen die freundliche Gewohnheit des Daſeins, ſo lange ſie ihnen blüht, und treten, wenn ſie erliſcht, ebenſo ſorglos von der Bühne ab, wie ſie dieſelbe beſchritten.

Sie beachten nur die sinnliche Erscheinungswelt, in welche sie hineingeboren werden, und kümmern sich nicht um das, was darüber hinaus liegt. Der zweck- und sachgemäße Verlauf ihres Lebens basirt, wenn sie darüber innerhalb ihres Gesichtskreises scharf nachdenken, nur auf einer unabweislichen Voraussetzung, nämlich auf der, daß die beobachteten Regelmäßigkeiten der Erscheinungen, welche ihre Existenz bedingen, in der beobachteten Weise auch Bestand haben, damit sie die künftigen Ereignisse voraussehen und sich in ihren practischen Erwägungen darnach einrichten können.

Aber solche Leute pflegten bisher gar nicht, oder doch nur sehr oberflächlich, darüber nachzudenken, ob der Gesichtskreis, in dem sie sich bewegten, der normale und deshalb erstrebenswertheste Gesichtskreis sei, derselbe war vielmehr in seiner thatsächlichen Beschränktheit lediglich Folge ihrer Gedankenlosigkeit, und galt bisher auch allgemein dafür, weshalb man solche Menschen als oberflächliche zu bezeichnen pflegte. Neu und originell ist dagegen, daß der positive Philosoph den Gesichtskreis dieser Leute in seiner ausschließlichen Beschränkung auf das Sinnenfällige nicht mehr als Folge der Gedankenlosigkeit, sondern als das letzte Endergebniß der ganzen bisherigen Bildungsentwickelung, daß er ihn als den normalen und erstrebenswerthen, weil allein sachgemäßen Gesichtskreis hinstellt.

Um solche Sachgemäßheit zu begründen, würde es jedoch eines zweifachen Nachweises bedürfen, nämlich:

1. daß bei der Gestaltung unseres Wissens und Lebens wirklich nur sinnliche Phänomene in Frage kommen können, und

2. daß eine durchgängige Gleichförmigkeit oder Gesetzlichkeit aller in Frage kommenden Phänomene thatsächlich bestehe.

Es ist der nächste und schwerste Vorwurf, den wir gegen Comte erheben müssen, daß er solchen Nachweis gar nicht versucht, sondern die gebotene Beschränkung des Gesichtskreises auf

bloße Vorausſetzungen gründet, welche er zwar als Thatſachen bezeichnet, welche aber nicht nur des thatſächlichen Charakters ermangeln, ſondern nachweislich falſch und willkürlich erfunden ſind.

Die erſte dieſer Vorausſetzungen iſt, daß der Menſch ſich nicht ſelbſt beobachten und daher nichts weiter wahrnehmen könne, als ſinnliche Erſcheinungen, welche ihm angeblich von außen dargeboten werden. Dieſe Vorausſetzung widerſpricht dem gegebenen Sachverhalte, wie jedermann jeden Augenblick an ſich ſelbſt beobachten kann, ganz offenbar, und der Grund, den Comte dafür angiebt, daß nämlich jede geiſtige Thätigkeit an ein Organ geknüpft ſei, und daß das beobachtende Organ deshalb ſich nicht ſelbſt wieder beobachten könne, iſt ebenſo willkürlich als verkehrt. Erſtens wiſſen wir nicht, ob jede geiſtige Verrichtung an ein beſonderes Organ geknüpft iſt, und zweitens iſt, wenn dies wirklich der Fall wäre, nicht abzuſehen, warum ſolche Verknüpfung der Selbſtbeobachtung, d. i. dem unmittelbaren Bewußtwerden der betreffenden Verrichtung, entgegenſtehen müßte. Dieſer nichtige Einwand wird durch die für den Menſchen wichtigſte und umfaſſendſte aller Thatſachen ſelbſt widerlegt, durch die Thatſache, daß unſer ganzes Wiſſen lediglich auf ſolchen Bewußtſeinsacten und auf der Erinnerung daran beruht. Auch die ſinnlichen Phänomene — mögen ſie durch äußere Anreize in uns erweckt werden, oder nicht — ſind an ſich ſelbſt, und ſoweit ſie überhaupt in den Bereich unſerer Wahrnehmung fallen, weiter nichts als ſolche Bewußtſeinsacte, deren Entſtehung und Verlauf wir jeden Augenblick in uns beobachten können. Sie können nichts anderes ſein, denn es giebt keine Farbe, die niemand ſieht und keinen Ton, den niemand hört. Die Selbſtbeobachtung, die Comte beſtreitet, bildet die Grundlage ſeiner eigenen Philoſophie, ſie iſt die alleinige thatſächliche Grundlage alles Wiſſens und Erkennens. Mit Empfindungen,

also inneren Erlebnissen, hebt unser Wissen an. Die Selbstbeobachtung allein lehrt uns die beziehenden Thätigkeiten des Vorstellens und Denkens kennen, vermittelst deren wir die Phänomene zusammenfassen und ordnen. Die Selbstbeobachtung allein erschließt uns die Richtung und die Ziele des Erkennens und das Kriterium der Wahrheit desselben. Das angebliche Fehlen der Selbstbeobachtung ist mithin kein stichhaltiger Grund, der Comte berechtigen könnte, die Thatsächlichkeit der übrigen inneren Erfahrungen zu leugnen, welche dem menschlichen Geiste noch außer den sinnlichen Empfindungen widerfahren, und deshalb gemeinhin als übersinnliche bezeichnet werden. Die höheren und edleren Regungen des Geistes, welche der Religion, der Ethik und Aesthetik zu Grunde liegen, und den specifischen Charakter des wahren Menschwesens prägnanter zum Ausdruck bringen, als die sinnlichen Empfindungen, deren auch die Thiere sich erfreuen, sind mithin ohne Grund aus dem Gesichtskreise der positiven Philosophie ausgeschlossen.

Derselbe Grundirrthum verleitete Comte auch, die Selbstständigkeit und Productivität des Denkens zu verkennen. Das Denken ist weit mehr als ein bloßes Registriren sinnlicher Empfindungen und ein Constatiren von Gleichförmigkeiten in dem Verlaufe der wahrgenommenen Phänomene. Das Denken ist kein passiv verlaufender Strom, in dem sich die Gleichförmigkeiten nur durch öftere Wiederholung zu Gewohnheiten verfestigen und zu Vorstellungen von Gesetzen verdichten könnten. Das Denken ist vielmehr eine spontane, der Herrschaft des freien Willens unterstellte Thätigkeit des Geistes, welche der Geist zur Erreichung seiner Zwecke und mit dem Bewußtsein dieser ausübt. Der eigentliche Hergang desselben besteht in dem Herausfinden und Verknüpfen der zusammengehörigen Elemente aus dem gesammten, im Gedächtnisse aufgespeicherten Erfahrungsmaterial des Geistes. Ein solches Herausfinden ist unmöglich

ohne eine bewußte Vorstellung dessen, was man sucht, ohne ein Bewußtsein dessen, was zusammengehört, und warum es zusammengehört, und ohne ein Kriterium der Erkennbarkeit des Grundes der Zusammengehörigkeit. Alles Denken und Erkennen kann daher nur von einem einheitlichen Geiste ausgeübt werden, der die zu vergleichenden Erfahrungen gemacht hat und als seine Erfahrungen im Gedächtnisse festhält und sie als solche auf einander bezieht; es beruht ferner auf der Voraussetzung, daß einerseits der erkennende Geist eine Norm in sich trägt, die sein Denken regelt, und daß andererseits in dem thatsächlichen Verlaufe der wahgenommenen Vorgänge eine entsprechende Ordnung herrscht, vermöge deren eine Relation der inneren Ereignißreihe des Denkens und der äußeren des objektiven Geschehens möglich ist, welche das Denken zum Bewußtsein zu bringen bestimmt ist. Auf dieser zwiefachen Voraussetzung beruht die Möglichkeit, sowohl des Bestehens, als des Erkennens solcher Gesetze. Ohne sie würden alle etwa thatsächlich beobachteten Gleichförmigkeiten des Geschehens reine Zufälligkeiten sein, welche nie wunderbarer als das gerade entgegengesetzte Verhalten erscheinen würden; ohne sie würde jeder Schluß auf das Vorhandensein eines inneren Grundes der Gleichförmigkeit, also auch auf das Bestehen eines Gesetzes, ganz ungerechtfertigt sein. Indem Comte die freie Spontaneität des Denkens und die logische Natur des Geistes im Wesentlichen leugnete, aber doch von dem Glauben an das Vorhandensein einer allgemeinen Gesetzlichkeit alles Geschehens ausging, gerieth er mit sich selbst in einen unlösbaren Widerspruch, der um so unverzeihlicher ist, als er jenen für die positivistische Lehre selbst grundlegenden Glauben in seinen Fundamenten erschüttern muß.

Schon diese einfachen Erwägungen lassen unschwer erkennen, daß alle Voraussetzungen des Positivismus, welche die Beschränkung dieser Lehre auf das Gebiet des Sinnenfälligen

rechtfertigen ſollen, nachweisbar falſch und willkürlich ſind, daß ſie mithin nichts weiter documentiren an den handfeſten Entſchluß, alles unbeachtet zu laſſen, was außerhalb jenes Gebietes belegen iſt. Ein ſolcher Entſchluß verräth weder Geiſt, noch Geſchick, noch Schärfe der Beobachtung oder des Urtheils, ſondern nur eine ethiſche, religiöſe und äſthetiſche Bedürfnißloſigkeit nebſt einer ſtarken Hinneigung zur Trivialität, welche einerſeits unſer tiefſtes Bedauern und andererſeits unſeren lebhafteſten Widerſpruch erwecken müſſen. Die Originalität und Neuheit dieſes den Geiſt des Poſitivismus in voller Schärfe charakteriſirenden Entſchluſſes beruhte eigentlich nur in der unerhörten Kühnheit ſeines Auftretens und in der umfaſſenden und gründlichen Art ſeiner Durchführung. Die geiſtige Atmoſphäre, der derſelbe entſtammt, fanden wir bisher nur in den unteren Volksſchichten oder bei ganz rohen und unkultivirten Völkern verbreitet, welche die Sorge um die leibliche Exiſtenz von den Segnungen einer höheren geiſtigen Bildung ausgeſchloſſen hat. Keine für „die Gebildeten der Menſchheit" beſtimmte Philoſophie wagte ſich bisher mit ähnlichen Anſichten an's Tageslicht. Selbſt die materialiſtiſchen Lehren, welche die Geſchichte der Philoſophie und die Gegenwart zu verzeichnen haben, wagten nicht, die ſubjektive Bereicherung und Veredelung zu beſtreiten, welche dem Leben durch die religiöſen, ſittlichen und äſthetiſchen Ideen erwachſen. Man entſchloß ſich wohl, jenen Idealen unter dem Drucke eingebildeter theoretiſcher Nothwendigkeiten zu entſagen, aber man entſagte ihnen nicht ohne ein tiefes Gefühl des Bedauerns, oder ohne einen Heroismus objectiver Wahrheitsſchwärmerei, der vor keinen Opfern zurückſchreckte und deſſen innere Wärme für den Verluſt jener Ideale wenigſtens momentan entſchädigte. Man achtete jene Ideale, weil man ihren inneren Werth zu würdigen wußte, und gönnte ihnen in der Erinnerung und in der Kunſt ein

ehrenvolles Andenken. Unerhört iſt dagegen die uncivilisirte Dreiſtigkeit, mit der der Poſitivismus über dieſen ganzen reichen Bildungsſchatz der Vergangenheit hinweggeht, als ſeien es Seifenblaſen geweſen. Unerhört die ſterile Unempfänglichkeit für alles, was ſich über das ſinnliche Niveau erhebt. Unerhört die gänzliche Unkenntniß deſſen, was den Inhalt und Werth der religiöſen, der ethiſchen und äſthetiſchen Ideen bildet. Unerhört, daß der Entdecker dieſer Philoſophie ſich eine umfaſſende formale Bildung aneignen konnte, ohne auch nur eine Ahnung des Inhalts und Werthes jener geiſtigen Welt in ſich zu empfangen, die den Geſichtskreis der bisherigen humaniſtiſchen Bildung erfüllte und belebte. Nicht die Polemik gegen die Religion und Metaphyſik, ſondern die Unkenntniß deſſen, was das Weſen der Religion ausmacht, und was die Metaphyſiker lehrten, charakteriſirt den Geiſt der poſitiviſtiſchen Philoſophie, welche nicht eine Philoſophie „für die Gebildeten", ſondern eine Philoſophie der Unbildung iſt. Was Comte unter Religion verſteht, iſt nicht Religion, ſondern ein mit der Etiquette „Religion" verſehener Flederwiſch, den er ſich ſelbſt aufſteckt um ein paſſendes Merkmal für die erſte Stufe ſeines dreitheiligen Entwickelungsgeſetzes zu gewinnen. „Der Glaube an ein willkürliches Eingreifen überweltlicher Mächte in den Lauf de Dinge", in welchem Comte das Weſen der Religion enthalten wähnt, iſt für dieſes in der That ganz nebenſächlich, ja mit einer ſachgemäßen Auffaſſung Gottes ſogar ganz unverträglich. Das Weſen der Religion kann man nur aus dem in der menſchlichen Naturanlage begründeten Vernunft- und Gemüthsbedürfniß begreifen, welches die Menſchen von jeher beſtimmte, das letzte Wirkliche, den Realgrund aller Dinge, zugleich als das Werthvollſte, als einen unbedingt guten und heiligen Grund zu verehren. Die Rückſicht auf die Befriedigung dieſes

Grundbedürfnisses war der stets erneute lebendige Quell alles religiösen Glaubens und der Ausgangspunkt für alle gesunde Lebensentwickelung. Von ihm aus empfingen alle sittlichen Vorstellungen, alle Rechtsideen, alle künstlerischen Inspirationen, alle wahre Lebensfreude ihre Inhalte und ihre Impulse, ihr Pathos und ihre Weihe. Die Sicherung, Beseligung und Erhöhung, welche das Leben aus diesem seinem tiefsten und reinsten Inhaltsquell beständig schöpfte, gaben durch das Gewicht ihrer eigenen Bedeutung der Religion die centrale Stellung, welche diese in dem Entwickelungsgange der menschlichen Bildung von jeher eingenommen hat, und, trotz aller Verunglimpfungen moderner Verirrungen, stets einnehmen wird. Von diesem wahren Wesen der Religion hat Comte keine Ahnung, indem er dasselbe in jener nichtssagenden Formel zum Ausdruck zu bringen suchte. Nur in den ersten noch ganz unentwickelten Regungen des religiösen Glaubens findet jener Begriff übernatürlicher, schrankenloser Willkür, welche Comte als das Charakteristicum der Religion hinstellt, überhaupt noch eine Stelle, aber auch hier bleibt er der Idee der Hoheit und Erhabenheit des höchsten Wesens, dem jene Willkür als Attribut beigelegt wird, durchaus untergeordnet. Mit einer höheren und geläuterten Auffassung Gottes ist dieser anthropomorphistische Zug der Willkür ganz unvereinbar. Willkür in diesem Sinne ist nichts als ein Afterbild menschlicher Schwäche, ein unberechenbares principloses Wollen nach zielloſem Gutdünken. Dem wahren Wesen der Religion ist die Annahme einer solchen Willkür fremd und anstößig. Die Idee Gottes, in der das wahre Wesen der Religion seine sachgemäße Erfüllung findet, charakterisirt sich durch das grade Gegentheil solcher Willkür, nämlich durch eine allumfassende einheitliche Folgerichtigkeit, welche alles Geschehen in der Welt nach dem Sinne eines einheitlichen Zweckes regelt, deren Abglanz uns in den Natur-

geſetzen bruchſtückweiſe zur Erſcheinung kommt. Die Religion, in ihrer der Zeitbildung entſprechenden Höhe erfaßt, führt zu keinem Widerſtreit gegen die Naturgeſetze, und den Gedanken des allgemeinen Mechanismus, von dem jene vereinzelte Specialfälle bilden, ſondern ſie weiſt uns grade umgekehrt denjenigen Weg zum Verſtändniß des Sinnes und Grundes jener allgemeinen Geſetzlichkeit, deſſen conſequente Verfolgung allein zu dieſem Ziele führen kann.

Auch hier verbaut ſich Comte durch ſeine völlige Unkenntniß des wahren Weſens der Religion und durch ſeine Unfähigkeit, innerhalb des beſchränkten Geſichtskreiſes ſeiner Wahl jemals zu einem höheren Standpunkte des Verſtändniſſes und der Würdigung des Wirklichen emporbringen zu können, jede Ausſicht, den Thatbeſtand der allgemeinen Geſetzlichkeit, deſſen unverſtandene Großartigkeit ihn begeiſtert, jemals ſeinem Sinne, ſeinem Weſen und Werthe nach zu begreifen. Die große Thatſache der allgemeinen Naturgeſetzlichkeit, welche uns durch das raſtloſe Voranſchreiten der modernen Wiſſenſchaft in immer ſtaunenswertherem Umfange erſchloſſen wird, kann nicht auf ſich ſelbſt ſtehen, denn es giebt keine Regelmäßigkeit ohne Regel, welche den Sinn und Grund der beobachteten Gleichförmigkeiten in dem Rhythmus des Geſchehens in ſich enthalten muß. Alle beobachteten Gleichförmigkeiten würden ſich ohne die ſtillſchweigende Hinzuergänzung eines ſie erklärenden und rechtfertigenden Sinnes und Grundes als reiner Zufall darſtellen. Sie würden ohne ſolche Ergänzung alles Erkenntnißwerthes entbehren und gar keine Vorausſicht kommender Ereigniſſe geſtatten, denn wenn man auch mit abſolut richtig conſtruirten Würfeln 100 mal denſelben Paſch werfen ſollte, ſo würde ein ſolcher Glücksfall nicht zu der Schlußfolgerung berechtigen, daß derſelbe auch das 101te mal eintreten müſſe. Alle Inductionsſchlüſſe beruhen daher auf der ſtillſchweigenden Vorausſetzung, daß die beobachteten

Gleichförmigkeiten nicht zufällig eintreten, sondern daß in dem Ganzen der Welt eine Ordnung herrscht, welche in den Gleichförmigkeiten theilweise zur Erscheinung kommt. Ordnung aber giebt es nicht ohne einen Ordner und ohne einen Zweck, dem sie dient. Auch die positive Methode beruht auf dieser Voraussetzung. Ihr hervorstechender Mangel ist nur der, daß sie sich dieser Voraussetzung nicht im vollen Umfange bewußt wird, und daß sie alle Hilfsmittel, welche die Erfahrung an die Hand giebt, um jene Voraussetzung zu erklären und zu rechtfertigen, principiell abweist. Der atheistische Geist des Positivismus erdrückt jene Voraussetzung in ihren Fundamenten. Die Gesetze können die Gottheiten nicht ersetzen, aber ihr Bestehen deutet auf das Vorhandensein einer allumfassenden göttlichen Intelligenz, und erweckt den Glauben an ein unbedingt werthvolles Ziel, zu dessen Realisirung das Bestehen jener Ordnung als Mittel dient. Die Ahnung dieses Sachverhalts erschließt sich im religiösen Glauben, und darin besteht der Erkenntnißwerth des letzteren zum Verständniß der mechanistischen Weltansicht. Diese kann nicht auf eigenen Füßen stehen, sondern nur als untergeordnetes Glied einer höheren teleologischen Auffassung des Weltganzen begriffen werden, welche ihren rechtfertigenden Grund enthält und ihren Sinn abschließend ergänzt.

Comte hat sich durch die willkürliche Beschränkung seines Gesichtskreises auf das Gebiet sinnlicher Erscheinungen aller Stützen beraubt, welche seine mechanistische Weltansicht tragen könnten. Er steht vor der Thatsache des allgemeinen Mechanismus wie vor einem ungelösten und unlösbaren Räthsel. Er fordert, daß man dieser Thatsache unbedingt vertrauen solle, ohne einen Grund für solches Vertrauen angeben zu können. Dieser principale Mangel des positivistischen Grundgedankens drückt und entwerthet auch die positivistische Methode. Es fehlt dieser die Hauptsache, nämlich ein Kriterium der Wahrheit.

Die vielgerühmte „Verification" kann daſſelbe nicht erſetzen, denn verificiren läßt ſich nur, ob im einzelnen Falle eine gehegte Erwartung oder eine angeſtellte Berechnung über den Eintritt eines wahrnehmbaren Ereigniſſes richtig oder falſch geweſen iſt. Die Axiome, welche man den gehegten Erwartungen oder angeſtellten Berechnungen ſtillſchweigend oder ausdrücklich zu Grunde legte, und zu denen in erſter Linie die Vorausſetzung des Beſtehens einer allgemeinen Ordnung ſelbſt gehört, laſſen ſich jedoch nicht durch unmittelbare Beobachtung verificiren. Ebenſowenig verſtattet dieſe Methode irgend einen Schluß auf das Vorhandenſein oder die Beſchaffenheit einer außer dem Geiſte des Beobachters vorhandenen Außenwelt, da die unmittelbare Beobachtung bekanntlich nicht in das „An ſich" der Dinge überzugreifen vermag. Comte täuſcht ſich über dieſen Sachverhalt hinweg, indem er „die Regeln des Denkens im gewöhnlichen Leben" unbeſehen und ungeprüft bei ſeinen wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen zur Anwendung bringt. Er nimmt damit ſtillſchweigend auch alle die Axiome und Voranſetzungen auf, welche ſich in der Praxis des Lebens verfeſtigt haben, und heilt auf dieſe Weiſe die Mängel ſeines Princips, welches jenen vielfach direct widerſtreitet. Er benutzt fortwährend die Begriffe, die Urtheile, die Schlüſſe, die verſchiedenen Arten des Beweiſes u. ſ. w., ohne auf deren Urſprung und deren Berechtigung, oder auf den Grad der Wahrheit oder Wahrſcheinlichkeit zu reflectiren, welchen deren Anwendung im Specialfalle geſtattet. Die ſcharfſinnigen Unterſuchungen der logiſchen Wiſſenſchaft, welche namentlich in der neueſten Zeit ein dankenswerthes Licht über dieſe Verhältniſſe verbreiten, ſcheinen ihm gänzlich unbekannt zu ſein. Er verfährt hier mit einem nahezu rohen Empirismus und einem faſt blinden Vertrauen auf die Findigkeit ſeines Geiſtes, dem meiſt ſchon wenige Fälle genügen, um darauf Geſetze von umfaſſender Tragweite zu gründen.

Das frappanteſte Beiſpiel zur Illuſtrirung dieſes Verfahrens liefert der wichtigſte und folgenreichſte Schritt, den er unternimmt, um ſeinem Syſteme einen greifbaren Gedankenkern zu geben, die Aufſtellung ſeines Entwickelungsgeſetzes. Nicht Thatſachen, ſondern ſelbſtgeſchaffene Begriffe markiren die Hauptinhalte der drei Stufen dieſes Geſetzes und drücken den Werth deſſelben auf den einer geiſtloſen Schablone herab. Nicht aus einer Reihe unbefangener Beobachtungen wird daſſelbe regelrecht inducirt, ſondern die Thatſachen werden umgekehrt dem vorher concipirten Geſetze eingeordnet und angepaßt. Das ganze Geſetz iſt eine ebenſo willkürliche als hinfällige Conſtruction, welche durch den wahren Sachverhalt nicht im Mindeſten gerechtfertigt wird. Der „theologiſche Zuſtand", von dem daſſelbe ausgeht, bedeutet, wie wir geſehen haben, nichts als eine Verirrung der religiöſen Phantaſie. Der „poſitiviſtiſche Zuſtand", der das Endziel der Entwickelung darſtellt, bedeutet nichts als eine Beſchränkung des Wiſſens und Lebens auf einen in jeder Beziehung unzulänglichen Geſichtskreis, der die wichtigſten Erlebniſſe nicht mit umfaßt. Der „metaphyſiſche" endlich, der als Zwiſchenglied zwiſchen die beiden Endglieder eingeſchoben wird, beweiſt in ſeiner unklaren und unvollſtändigen Formulirung nur, daß Comte ſich niemals die Mühe gegeben hat, die Ergebniſſe der metaphyſiſchen Unterſuchungen im Einzelnen kennen zu lernen.

Mit dem Nachweiſe der Bedeutungsloſigkeit des Entwickelungsgeſetzes erliſcht der Glanzpunkt der poſitiviſtiſchen Lehre. Es bleibt uns nur noch die Betrachtung der aufgeſtellten Rangordnung der Wiſſenſchaften und der ſocialen Reform übrig, welche als die Conſequenz jener Lehre gefordert wird.

Ueber die erſtere gehe ich mit wenig Worten hinweg. Wenn man das Gebiet des Wiſſenswürdigen einmal auf Mathematik, Aſtronomie, Phyſik, Chemie und die beiden organiſchen Wiſſenſchaften beſchränkt denkt, ſo mag gegen die auf-

geſtellte Rangordnung nichts einzuwenden ſein, aber wir begreifen den Nutzen und das Aufheben nicht, was man davon macht. Unerhört iſt jedoch die Lücke, welche die Beſchränkung ſelbſt in den Geſammtbeſtand der Bildung reißt. Man begreift, daß eine ſociale Reform nöthig iſt, wenn das aufwachſende Geſchlecht wirklich nur in dem engen Geſichtskreiſe auferzogen und gebildet werden ſoll, welcher nach Beſeitigung der Religion, der Ethik u. ſ. w. noch übrig bleibt. Man beſeitigt damit nicht nur das, was dem Leben nach bisherigen Begriffen Inhalt und Werth gab, ſondern zugleich die kräftigſten Stützen aller ſocialen und politiſchen Ordnung, welche in der ſittlichen Geſinnung und in der religiöſen Weihe des Lebens beſtehen. Dem Leben müſſen neue Inhalte und Werthe, der neuen Ordnung neue Stützen anſtatt der alten gegeben werden.

Beides vermag die poſitive Philoſophie nicht zu leiſten. Sie fügt dem geiſtigen Capitale der Vergangenheit keine neuen Beſtandtheile irgend welcher Art hinzu, ſie entwerthet nur die bereits vorhandenen, indem ſie ein neues Währungsſyſtem einführt, welches den Cours der idealen Factoren des Lebens auf ein Minimum herabdrückt. Ihre Wirkung iſt eine rein negative und deſtructive, denn ſie iſt außer Stande, an Stelle der entwertheten religiöſen und ſittlichen Ideen Aequivalente zu ſchaffen, welche fortan als Leitſterne des Lebens dienen, welche das Leben erheben und beglücken, zur thatkräftigen Arbeit und ſelbſtloſen Entſagung anſpornen könnten. Ein gleichförmiges Grau abſtracter geſchäftsmäßiger Nüchternheit würde den ganzen Lebenshorizont überziehen und allem Sonnenglanze den Zutritt wehren, wenn es jemals gelingen ſollte, die Gemüther in den Geſichtskreis der poſitiviſtiſchen Schranken zu bannen. In dieſem trüben Dämmerlichte würden alle Lebenskeime kellerartig und farblos degeneriren. Kläglich und kaum der Rede werth ſind die Surrogate, welche Comte anſtatt der idealen Lebensgüter

der Vergangenheit in Vorschlag bringt. Was könnte die stets erneute Betrachtung der Gesammtentwickelung nutzen, wenn das Leben, das sich als Endergebniß derselben darstellt, sich so unter aller Kritik armselig und monoton gestaltet haben würde; was die Erinnerungsfeiern an bedeutsame Momente der Geschichte und an die großen Männer, wenn sie doch im Grunde so wenig zu Wege gebracht haben würden!

Es ist kaum anders zu bezeichnen als eine seltsame Schwärmerei, welcher Comte in Betreff der reformatorischen Kraft und Bedeutung seiner Lehre huldigt, indem er behauptet, erst die positive Philosophie habe die Vortheile erkennen lassen, welche dem individuellen und gemeinsamen Leben aus der Vereinigung und dem Zusammenwirken aller menschlichen Kräfte erwachsen, wenn er sich einbildet, erst diese positivistische Einsicht könne und müsse den Sinn für's Ganze und das Gefühl der Pflicht zur selbstlosen Hingabe an das Ganze erwecken, ja sich sogar zu der Versicherung hinreißen läßt, die wahre, selbstlose Moralität werde erst durch den Positivismus in's Leben eingeführt. Solche Schwärmerei macht dem Character Comte's, an dessen lauterer Gesinnung wir nicht zweifeln, alle Ehre, aber sie beruht auf leerer Einbildung, und steht mit dem wahren Sachverhalte in grellem Contraste. Jene Einsicht von der Vortheilhaftigkeit des Zusammenwirkens vieler zur Erreichung gemeinsamer Zwecke ist viel älteren Datums. Sie bestand von jeher und hat von jeher, soweit die geschichtliche Kunde reicht, die Menschen zu den verschiedenartigsten Vereinigungen zusammengeführt und in solchen erhalten. Die Fähigkeit zur Aufopferung der Einzelnen für das gemeinsame Ganze folgte aber keineswegs aus solcher angeblich positivistischen Einsicht der bloßen Vortheilhaftigkeit gemeinsamen Handelns, sondern aus dem Gefühle einer sittlichen Selbstachtung, welches auf dem Bewußtsein des unbedingten Werthes der sittlichen Bestimmung

des Menſchen beruht. Solches Bewußtſein iſt die ſchönſte und reifſte Frucht einer allſeitigen humanen Bildung, welche die Inhalte und Werthe des Lebens in das rechte Licht ſetzt und zu einem harmoniſchen Geſammteindrucke zuſammenfaßt, der durch den religiöſen Glauben ſeinen Abſchluß und ſeine Weihe erhält. Ein ſo hohes Gefühl ſittlicher Beſtimmung hat in der durch Exſtirpirung aller höheren Geſichtspunkte und edleren Regungen verödeten und entleerten poſitiviſtiſchen Weltanſicht keine Stätte mehr, und kann ſich weder an den mathematiſchen Formeln und phyſikaliſchen Geſetzen, noch an dem „ſtolzen" Gedanken auf's Neue entzünden, „daß der Menſch an der Spitze einer langen Reihe von Geſchöpfen ſteht" und „als Haupt der ganzen Oekonomie für deren Verlauf verantwortlich iſt". Solche abſtracte und allgemeine Betrachtungen mögen denen, welchen ſie ungewohnt ſind, auf den erſten Eindruck durch ihre Neuheit und Fremdartigkeit frappiren, aber ſie können den Werth und die Weihe eines gottbegeiſterten Lebens nicht erſetzen, wenn dieſe dereinſt durch den Fortſchritt der poſitiviſtiſchen Geiſtesverrenkung einmal als Chimären erkannt ſein ſollten. Sie ſchöpfen ihren Werth nur aus Reminiscenzen an eine höhere Geiſtesbildung, deren Nachklänge ſelbſt in der poſitiviſchen Sphäre, wenigſtens in den erſten Generationen, ſich erhalten werden; ſie ſind an ſich ſelbſt aber viel zu ſchwach und ſchattenhaft, um dem Ueberfluthen des ſtets regſamen und in ſeiner Selbſtvertheidigung merkwürdig erfinderiſchen Egoismus einen feſten und wirkſamen Damm entgegenſetzen zu können, welcher die neuen Formen des Gemeinweſens ſtützen und ſchützen könnte. Nicht eine Milderung ſondern ein Verfall der Sitten, nicht eine neue Ordnung, ſondern der gänzliche Zuſammenſturz der alten, iſt von dieſer neuen poſitiviſtiſchen Aera zu erwarten.

Ein frommer poſitiviſtiſcher Wunſch iſt ferner, daß den unteren Klaſſen geholfen werden müſſe. Aber man hilft ihnen

nicht, wenn man sie in der Bildung, im Range und den A
sprüchen mit geringen Unterschieden den oberen gleichzustell
sucht, ohne doch zugleich ihre wirthschaftliche Lage und die Art
ihrer Beschäftigung im Wesentlichen ändern zu können. I
Gegentheil, so lange diese angeblich „höhere Bildung" nur d
Gesichtskreis des Positivismus mit seinen Negationen u
Abstractionen sein soll, wird man ihnen durch ihre positivistis
Grundbildung auch den heilsamen Trost rauben, den ihnen d
religiöse Glaube und das Bewußtsein ihrer sittlichen Bestimmu
bisher in weiterem Maaße gewährte.

Sehr bezeichnend ist der Vorschlag zur Gründung ein
neuen geistlichen Macht der Zukunftsphilosophen, welche Com
an Stelle und nach dem Beispiele der katholischen Kirche ei
richten möchte. Es ist nur eine neue Form geistiger Sklavere
die man hier anstrebt, und die in der That eine Consequen
der Alleinherrschaft positivistischer Principien sein würde. Wen
die alten Autoritäten fallen, so müssen neue an die Stel
treten, Autoritäten, die ihr Ansehen der individuellen Bedeutu
ihrer Person, ihres Lebens oder ihrer Lehren verdanken könnte
giebt es fortan nicht mehr, wenn der Gesichtskreis und d
Leben aller dereinst nach positivistischem Zuschnitt „gleichartig
gemacht sein werden. Autorität kann dann nur noch beanspruche
was sich als gemeinsame Ansicht aller darstellt. Nur dur
Majoritätsbeschlüsse können die neuen positivistischen Autorität
begründet werden. Es ist dann die Pflicht aller, ihren Sonde
absichten und -ansichten zu entsagen und sich den Anordnung
jener Autoritäten in ihrem Wissen und Gewissen, in ihre
Glauben und Handeln unbedingt unterzuordnen, denn es gie
keine höhere Instanz als den Gesammtwillen und die Gesamm
ansicht. Die Gewissensfreiheit gilt als unvereinbar mit d
Ordnung, die Freiheit des Forschens als unvereinbar mit de
stetigen Fortschritt der Gesammtwissenschaft. Wie die Objec

des Wiſſens und die Ziele des Glaubens „gleichartig“ gemacht werden ſollen, ſo ſollen auch die Menſchen fortan nach derſelben gleichartigen Schablone denken, fühlen und leben. Es ſoll eine Menſchenheerde geſchaffen werden, die willen- und ſelbſtlos durch Majoritäts-Autoritäten geleitet wird.

Wir überlaſſen dieſe Zukunftsideale getroſt der Kritik des Leſers. Uns erſcheinen ſie ſämmtlich unhaltbar, weil ſie nirgends in den Herzen der Menſchen einen Halt haben, weil die poſitive Philoſophie nur die Aeußerlichkeiten und die formale Seite des Lebens und der Weltanſicht in Betracht zieht, die inhaltliche dagegen, der alle wirkſamen Motive entſpringen, grundſätzlich unbeachtet läßt.

Dieſer grundſätzlichen Abwendung von dem Inhaltlichen und Concreten entſpricht andererſeits eine Ueberſchätzung der Bedeutung der formalen Allgemeinbegriffe und Abſtractionen, in der ſich die poſitive Philoſophie mit gewiſſen Verirrungen des ſpeculativen Denkens ſehr nahe berührt. Die Philoſophie ſoll nichts ſein als die Lehre von den „wiſſenſchaftlichen Allgemeinheiten“. Solche Allgemeinheiten waren von jeher ein willkommener Deckmantel für die Unklarheiten und Ungenauigkeiten des Denkens, denn je umfaſſender ſie ſind, um ſo dünner, weitfaltiger und dehnbarer iſt das Band, mit dem ſie ihre Inhalte umſpannen, um ſo inhaltärmer ſind ſie ſelbſt. Comte verfällt, indem er ſolche Allgemeinbegriffe und deren Beziehungen benutzt, um die Grundgedanken ſeiner Philoſophie zu formuliren, in ganz denſelben Fehler wie jene generaliſirenden Metaphyſiker des abſtracten Gedankens, deren Forſchungsergebniſſe ſich kaum über das Niveau werthloſer Gedankenſpielereien erheben. Die Bauſteine ſeiner poſitiviſtiſchen Conſtructionen ſind „die Phänomene“. Was dieſelben ſind und wer ſie hat, erfahren wir nicht. Es wird von einer „innneren“ und „äußeren“ Ordnung der Phänomene geredet, ohne daß man begreift, was

hier Innen und Außen ist; von einer Gleichzeitigkeit und Aufeinanderfolge derselben. Beide Reihen von Phänomenen werden mit einander verglichen, es wird in der äußeren „verificirt", was in der inneren „beobachtet" ist, und umgekehrt. Ein Subject, in dem alle diese Vorgänge stattfinden sollen, ist nicht auffindbar, denn das „Ich" soll nur „ein eingebildeter Zustand sein, welcher in dem Gleichgewicht der verschiedenen thierischen Verrichtungen der Erregbarkeit und Empfindlichkeit bestehen" soll. Die Statuirung dieser positivistischen Elemente führt uns in eine abstracte Traumwelt, aus der nur einzelne verständliche Punkte beziehungslos auftauchen. Nur durch stillschweigende Erinnerung an die im wachen Geistesleben erworbenen Begriffe und Fähigkeiten wird ein System von Beziehungen in diese Traumwelt hineinconstruirt, welches unbesehen und ungeprüft alle Unklarheiten und Voraussetzungen in sich aufnimmt, welche jenen im gewöhnlichen Leben gängigen Begriffen und Vorstellungen noch anhaften. Es würde zu weit führen, wollte ich alle die Widersprüche und Unklarheiten im Einzelnen aufdecken, in welche sich der Schöpfer der positiven Philosophie in den Verwendungen seiner „wissenschaftlichen Allgemeinheiten" noch weiter verwickelt. Man ersieht schon aus obigen Andeutungen, daß derselbe in der frostigen Höhe seiner Abstractionen die Erinnerung an den Vorstellungskreis der gewöhnlichen Auffassungsweise, von dem er sich emancipiren will, doch nicht los wird, und daß diese Erinnerungen schließlich doch den einzigen Halt seines neuen Lehrgebäudes bilden. Die neue Philosophie bringt nichts Neues, sondern wiederholt nur alte Irrthümer und alte Einseitigkeiten in neuer Form. Sie enthält im Grunde nichts als den allerdings höchst originellen und charakteristischen Ausdruck gewisser Einseitigkeiten moderner Welt- und Lebensanschauung. Dieser Umstand erklärt ihre Verbreitung

und wird sie auch wohl noch eine Zeit lang in der Gunst des Publikums erhalten, bis jene Einseitigkeiten überwunden sind und sie dann sang- und klanglos dem Schicksale der anderen Mode-Philosophieen, nämlich der Vergessenheit, anheimfallen wird.

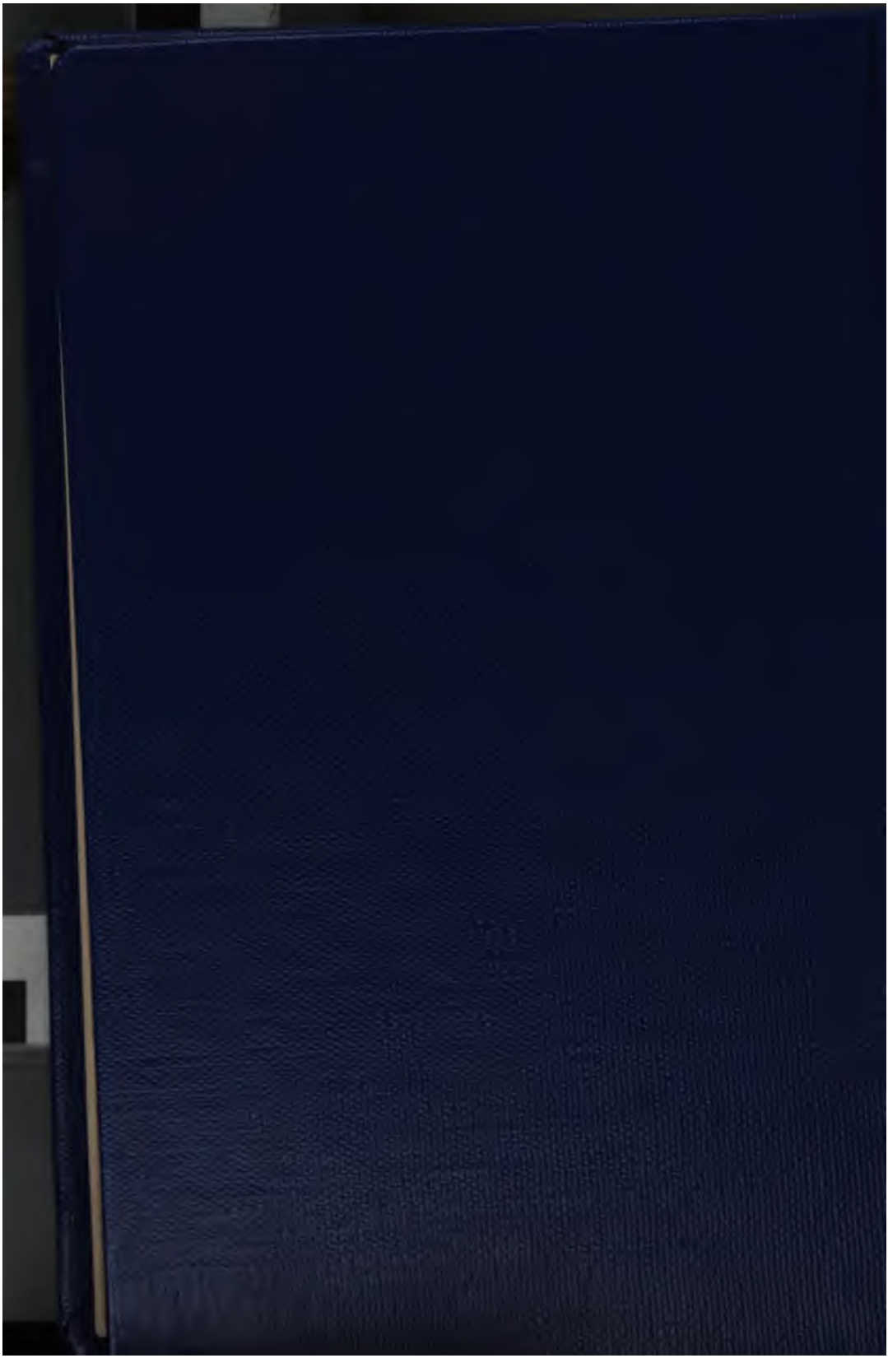
Anmerkungen.

1) Auguste Comte wurde am 19. Januar 1798 zu Montpellier geboren. 1818 wurde er begeisterter Anhänger St. Simons. 1825 verheirathete er sich. Die Ehe war jedoch sehr unglücklich und wurde später wieder gelöst. 1826 begann er zu Paris Vorträge über sein System zu halten, erlitt aber in Folge übermäßiger Arbeiten einen Anfall von Geistesstörung, versuchte auch während desselben sich in der Seine zu ertränken. Aus der Irrenheilanstalt entlassen, nahm er seine Vorlesungen wieder auf und gab in der Zeit von 1830 bis 1842 sein sechsbändiges Hauptwerk, die „Philosophie positive“ heraus. 1833 erhielt er eine Anstellung an der polytechnischen Schule zu Paris, wurde aber wegen der in jenem Werke vorgetragenen Ansichten später wieder entlassen, und lebte seitdem von Unterstützungen seiner Anhänger und Schüler. 1845 ergriff ihn eine heftige Leidenschaft für die getrennt von ihrem Ehemanne lebende Clotilde de Vaux, deren Andenken er auch nach ihrem bald erfolgtem Tode eine fast abgöttische und zugleich mystische Verehrung widmete. Seitdem trat in seinen Ansichten eine große Aenderung ein. In seinem später erschienenen „Système de la politique positive, ou traité de Sociologie, instituant la religion de l'humanité“ wird die Philosophie in eine Religion mit einem neuen Kultus umgewandelt, wobei er selbst die Rolle eines Gesetzgebers und Hohenpriesters spielte. Diese Religion besteht in der Verehrung „des großen Wesens“, womit die Menschheit gemeint ist. Er richtete 9 Sakramente und 84 jährliche Feste ein, verfaßte einen neuen Katechismus und daneben sogar einen positivistischen Heiligenkalender. Nach den Vorschriften der neuen Menschheitsreligion sollen täglich zwei volle Stunden im Gebet verbracht werden, wobei die Gläubigen sich unter Vorstellung einzelner geliebter

Perſonen (Gatten, Eltern, Kinder u. ſ. w.) an der Idee der Liebe und Verehrung u. ſ. w. zu erbauen haben. Wie man berichtet, ſoll Comte in ſeinen letzten Lebensjahren ſein Tagewerk ſtets mit der Lektüre eines Kapitels aus der „Nachfolge Chriſti“ von Th. a Kempis und eines Geſanges aus Dante begonnen und daneben manche Wunderlichkeiten zur Schau getragen haben. Er ſtarb am 5. September 1857 zu Paris und ſoll von ſeinen Anhängern faſt wie ein Heiliger verehrt worden ſein.

2) Im Jahre 1880 erſchien übrigens zu Paris ein zweibändiger, wortgetreuer Auszug aus dem großen Hauptwerke Comtes (von Jules Rig), welcher weit handlicher und überſichtlicher iſt als das letztere, indem er nur die zahlreichen Details und Abſchweifungen beſeitigt. Von dieſem exiſtirt eine gute deutſche Ueberſetzung von J. H. v. Kirchmann (Heidelberg 1883 u. 1884 bei G. Weiß). Die wörtlichen Anführungen im Text ſind dieſer den deutſchen Leſern am leichteſten zugänglichen Ausgabe entnommen.

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerſtr. 17 a.

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305